E III 12

Coburger Landes-Bücherei

35

AUGUST LUDWIG SCHLÖZER
geb: den 5 Jul: 1735.
Lastic pinx: 1798.
S: Halle sculps.

D. Johann Georg Krünitz
ökonomisch-technologische

Encyklopädie,

oder

allgemeines System

der

Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft,

und der Kunst-Geschichte,

in alphabetischer Ordnung;

Zuerst fortgesetzt

von

Friedrich Jakob Floerken,

nunmehr von

Heinrich Gustav Flörke,

der philomatischen Gesellschaft zu Berlin Mitgliede, der naturforschenden Gesellschaften zu Jena, Göttingen und Rostock, so wie der botanischen Gesellschaft zu Regensburg Ehrenmitgliede.

Acht und achtzigster Theil,

von Meise bis Mensch.

Nebst 17 Kupfertafeln auf 4⅛ Bogen und 1 Bogen Tabellen.

Mit Königl. Preußischen und Churfürstl. Sächsischen Privilegien.

Berlin, 1802.

In der Buchhandl. des Königl. Preuß. Geh. Commercien-Raths Joachim Pauli.

E III 44/35

Nachstehende allergnädigste Königl. Preußische Resolution, wegen der von den Königl. Preußischen Magistraten aus den Kämmerey-Cassen anzuschaffenden Krünitzischen ökonomischen Encyklopädie, welche in meinem Verlage heraus kommt, und von welcher bereits 88 Bände in gr. 8. fertig sind, mache ich Endesbenannter hierdurch den sämmtlichen, seit der Zeit zu dem Königlich Preußischen Staate hinzugekommenen Magistraten nicht allein bekannt, sondern zeige ihnen zugleich an, daß ich dieses Werk noch um den Pränumerations-Preis für 180 Rthlr. 20 gr. verlassen will, da selbiges sonst in gewöhnlichem Ladenpreise 277 Rthlr. 23 gr. kostet.
Berlin, am 28sten August, 1802.

Joachim Pauli.

Auf die von dem Buchhändler Pauli eingereichte Vorstellung vom 24. m. p., worinnen derselbe den Magistraten zum Ankauf eines Exemplars der von ihm in Verlag genommenen deutschen ökonomischen Encyclopädie, auf Kosten der Cämmereyen, angezeigter Ursa-

Ursachen halber nunmehro die Erlaubniß zu ertheilen, und deshalb das Nöthige zu verfügen, wiederholentlich allerunterthänigst gebeten hat, wird hiermit zur Resolution ertheilet:

Daß nach dem Gesuche des Supplicanten denen Magistraten, welche dieses in vielem Betracht nutzbare Werk aus denen Cämmerey-Mitteln anzuschaffen gut finden, sobald sie der Ordnung und Verfassung gemäß, deshalb zuvor die Approbation gehörig nachsuchen, der Ankauf dieses Werks, in so weit die Cämmereyen die Kosten dazu herzugeben im Stande sind, verstattet werden soll, und kann dahero Supplicant denen Magistraten, welche sich sothanes Buch anschaffen wollen, von dieser Resolution Nachricht zukommen lassen. Signatum Berlin den 11. February 1775.

Auf Sr. Königl. Majestät allergnädigsten Special-Befehl.

v. Massow. v. Blumenthal. v. Derschau. v. Schulenburg.

Für den Buchhändler Pauli.

M. M.

Meise, die *), Parus Linn. und anderer Naturforscher, ist der Nahme einer ziemlich zahlreichen Gattung von Vögeln, die zu den Sangvögeln gehören, und sich durch folgende Kennzeichen von andern unterscheiden. Der Schnabel ist etwas stark, kurz, spitzig, nicht ausgeschnitten, an der Wurzel mit Borsten besetzt. Die Zunge ist abgestumpft, und endigt sich in vier borstenartige Fasern. Die Füße sind Gangfüße, die Zehen bis an die Wurzel gespalten, und die hintere stark.

Der

*) Im Niederf. Meeske, im Angelf. Mafe, im mittlern Latein Meila, im Schwed. Mäse, im Dän. Musvit, im Engl. Titmouse, Muskin, im Franz. Mésange. Die Abstammung des Wortes Meise ist ungewiß.

Der Leib dieser Vögel ist federreich, die kleinen Federn sind fast alle geschlissen, daher seidenartig. Mit ihren muskulösen Füßen klettern sie wie die Spechte. Ihre Nahrung besteht mehrentheils in Insecten, doch auch in Samen, Beeren und Früchten. Ihr Naturell ist ungemein lebhaft, ihr Betragen possierlich, und sie sind nicht scheu. Ihre Fruchtbarkeit ist groß, und außer der Zeit der Fortpflanzung leben sie immer in größern oder kleineren Gesellschaften.

Man kennt im Ganzen genommen jetzt 32 Arten dieser Gattung, von denen 8 auch in Deutschland einheimisch sind, und hier näher angeführt zu werden verdienen.

1. Die Haubenmeise, auch Kupp-, Kupf-, Schopf-, Kobel-, Strauß-, Haubel-, Heiden- und Hörnermeise, Parus *cristatus*, capite cristato, collari nigro, ventre albo. Linn. Syst. Nat, ed. Gmel. Tom. I. P. II. p. 1005. La Mésange hupée. Buffon. The crested Titmouse. Penn. Kobelmeise. Frisch. Taf. 14 Fig. 1. b. Bechstein's getreue Abbildungen. Heft VI. Taf. 7. Fig. 1. und dessen gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands IV. B. Leipzig, 1795. S. 718 ff.

Diese seltene Meise findet sich fast in ganz Europa, die kältesten Zonen ausgenommen. In der ehemahligen Normandie und den thüringischen Schwarzwäldern ist sie noch am häufigsten.

Ihre Länge beträgt 5 Zoll, davon der Schwanz 1¾ Zoll einnimmt. Der Kopf ist mit einem fast zolllangen spitzig zulaufenden Federbusche versehen, der aus stufenweisen größeren schwarzen Federn mit weißen Kanten besteht. Die Stirn ist weiß und schwarz geschuppt; die

Wangen

Wangen sind hellaschgrün von unten und hinten eingefaßt; von der Schnabeldecke läuft ein breiter röthlichweißer Streifen bis zum Nacken; im Nacken befindet sich ein schwarzer Fleck, der wie ein Halsband den Hals einschließt und sich vorn an der Brust mit dem schwarzen Vorderhalse und der schwarzen Kehle vereinigt; der Rücken und die Schultern sind röthlichgrau; die Brust und der Bauch weißlich; die Seiten röthlich; die Flügel und der gerade Schwanz graubraun, die vordern Schwungfedern mit weißlicher Kante, die Schwanzfedern röthlichgrau eingefaßt. Das Weibchen zeichnet sich von dem Männchen nur durch die weniger hohe Haube aus.

Diese Meisenart hat eine ganz eigene Lockstimme, wodurch sie sich von allen anderen Meisen auszeichnet; sie klingt schnurrend: Görrrky. Sonst singt sie auch noch einige unmelodische Töne.

Gezähmt ist sie zärtlicher als die andern Arten ihrer Gattung.

Die Schwarzwälder verläßt sie nie, und zieht nur außer der Begattungszeit von einem Berge zum andern; wobey sie das besonders eigne hat, daß sich ihre Gesellschaft nie über vier erstreckt, welche gewöhnlich die Anführer von einer Cohorte Tannenmeisen oder Goldhähnchen sind, die sich durch ihre Stimme leiten lassen, wohin sie wollen. Sie kriecht immer in den niedrigsten Aesten und Gebüschen herum; daher sie auch die Gegenden, wo viele Wachholderbüsche sind, allen andern vorzieht.

Sie nährt sich von Raupen, Insecten, Insecteneyern, von Tannen- und Kiefernsamen ꝛc. fast wie die Tannenmeise.

Ihr Nest findet man des Jahrs zweymahl in hohlen Bäumen und Stöcken, in Steinritzen, in alten Mauern, auch in verlassenen Aelsters- und Eichhornnestern. Es besteht aus grünem und weißem Baummos, und ist mit Schaf- und Pflanzenwolle, Küh- und Hirschhaaren ausgefüttert. Eyer sind acht bis zehn. Sie sind schneeweiß, und oben mit blutrothen Flecken, die gemeinhin zusammen gelaufen sind, bezeichnet. Die Jungen werden mehrentheils mit Raupen aufgefüttert.

Schaden verursacht diese Meise gar nicht. Ihr Nutzen läßt sich aus ihrer Nahrung abnehmen. Allein läßt sie sich schwer zum Fange locken; leichter in Gesellschaft der Tannenmeise.

2. Die Kohlmeise, auch Graasmeise, Spiegel-, Brand-, Pick-, Finken-, Schwarz-, Speck-, Schinken- und große schwarze Meise; Meisenfink. Parus *major*, capite nigro, temporibus albis, nucha lutea. Linn. Syst. Nat. ed. Gmel. T. I. P. II. p. 1006. La grosse Mésange ou Charbonniere. Buffon. The great Titmouse or Ox-eye. Penn. Frisch Abbild. Taf. 13. Fig. 1. Bechstein's getreue Abbild. Heft III. Taf. 9. Fig. 1. und dessen gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands ꝛc. IV. B. Leipzig 1795. S. 713 fl.

Nach Herrn Bechstein's eben genanntem Werke, zu dessen musterhafter Beschreibung sich wenige Zusätze machen lassen, kommt diese Meise an Größe fast dem gemeinen Finken gleich, ist sechs und einen halben Zoll lang und neun Zoll vier Linien breit *). Der Schwanz ist zwey und

*) Pariſ. M. Länge 5 Zoll 10 Linien, Breite 8 Zoll 4 Linien.

und drey Viertel Zoll lang, und die zusammen gelegten Flügel bedecken nur den Schwanz einen Zoll lang.

Der Schnabel ist sechs Linien lang, gerade, rund, hart, spitzig, kegelförmig, beyde Kiefern gleich lang und schwärzlich; der Augenstern dunkelbraun; die runden Nasenlöcher mit borstenförmigen Haaren bedeckt; die geschilderten Füße und Klauen bleyfarbig, die Beine zehn Linien hoch, die mittlere Zehe neun und die hintere sieben Linien lang, die Klauen, besonders die hintere, stark und scharf.

Der Kopf ist oben glänzend schwarz; mit dem Nacken verbindet sich die schwarze Kehle und der Vorderhals durch ein dergleichen Band, wodurch die rein weißen Wangen und Schläfe ganz in schwarz eingeschlossen werden; das Genick ist grünlichgelb, mit etwas weiß vermischt; der Rücken und die Schultern sind schön olivengrün; die mittelmäßigen Steißfedern hellaschgrau; die Brust und der Bauch gelblichgrün, der Länge nach durch einen schwarzen Streifen, der am Unterbauche am breitesten ist, getheilt; der After in der Mitte schwarz, an den Seiten weiß; die Schenkel weiß, schwarz gefleckt; die Seiten blaß olivengrün; die Deckfedern der Flügel hellblau, die großen mit weißen Spitzen, wodurch eine weiße Binde schief über die Flügel läuft: die Schwungfedern schwärzlich, die vordern, die beyden ersten ausgenommen, oben hellblau, unten weiß gerändet, die hintern obern olivengrün und unten weiß eingefaßt; die Schwanzfedern etwas gabelförmig und schwärzlich, die beyden mittelsten hellblau überlaufen, die äußerste an der äußern Fahne und noch etwas von der innern weiß, die

übrigen alle auswendig hellblau geränbet, und die zweyte noch überdieß mit einer weißen Spitze.

Das Weibchen ist kleiner, die Schwärze des Kopfs und die gelbe Farbe der Brust weniger lebhaft, und der schwarze Streifen am Bauche schmäler und nur bis in die Mitte des Bauchs reichend. Am letztern kann man auch schon die jungen Kohlmeisenmännchen von den Weibchen unterscheiden, denen sie sonst völlig gleich sehen.

Die Kohlmeisen sind, wie alle Meisen außerordentlich thätig, munter und muthig. Man sieht sie daher stets in Bewegung, bald an dem Stamme eines Baums, wie ein Specht herumklettern, bald an einem Zweige verkehrt hangen, bald hier und dahin fliegen und kriechen, und überall sich nach Futter umsehen. Sie sind auch listig, denn sobald als eine nur einmal eine Unannehmlichkeit irgendwo empfunden hat: so scheut sie nicht nur den Ort, sondern flieht auch Menschen und Thiere, und jedes, was ihr fremd ist, von weitem. Durch ihren Zorn, ihre Grausamkeit und Stärke zeichnen sie sich aber besonders unter allen kleinen Vögeln aus. Sie tödten nähmlich nicht nur kranke Vögel, und solche, die sich in der Schneuß gefangen haben, und hacken ihnen das Gehirn aus, sondern auch, wenn sie in der Gefangenschaft hungern müssen, solche, die weit größer als sie sind, z. B. Goldammern, Lerchen, Gimpel u. d. gl. und sogar ihres Gleichen. Kriechend gehen sie hierbey auf den Vogel los, suchen ihn durch einen starken Anfall auf den Rücken zu werfen, häkeln sich dann mit ihren scharfen Klauen tief in seine Brust und den Bauch ein, und hacken ihm mit derben Schlägen vermittelst ihres starken Schnabels in den

Kopf,

Kopf, bis sie zu dem Gehirne kommen, welches ihr leckerhafteſter Fraß iſt.

Da ſie wegen ihres ausgezeichneten Geſangs angenehme Stubenvögel ſind, ſo müſſen ſie entweder in ein drähternes Vogelbauer (denn in einem hölzernen zernagen ſie das Holz) allein geſteckt werden, oder wenn man ſie unter andern Vögeln frey herum laufen laſſen will, ſo müſſen ſie alle Tage vollauf, und zwar gutes Futter haben; denn diejenige, die kein Futter hat, fällt die andern Vögel an, und wenn ſie einmal Vogelgehirn gekoſtet hat, ſo iſt auch kein Vögel mehr vor ihr ſicher, daß ſie ihn nicht angreifen ſollte, und man weiß ein Beyſpiel, daß eine ſolche Kohlmeiſe eine Wachtel angefallen und getödtet hat. Daß es nur bloße Grillen ſind, wenn die Vogelſteller ſagen, daß nur die mit geſpaltenen Schwänzen Mörder wären, braucht kaum erinnert zu werden; aber daß immer eine vor der andern grauſam und boshaft iſt, lehrt die Erfahrung. Da es bekannte Vögel ſind, ſo ſind auch ihre Locktöne und ihr Geſang bekannt genug. Unter erſtern zeichnet ſich beſonders ihr helles Fink, Fink! und ihr ſchnarrendes Zizerrh! aus, und im letztern, unter den verſchiedenen Modulationen das Sizida, Sizida! und Stiti, Stiti! Von dem Syzida ſagt man in Thüringen, ſie ſängen: Sitz ich doch!

Daß es ihnen an Gelehrigkeit nicht fehlt, jung aufgezogen einen andern Vogelgeſang zu lernen, ergiebt ſich daraus, daß die Alten auch noch viele Töne von andern Vögeln, und beſonders ihre Locktöne annehmen. Man läßt ſie im Zimmer allerhand Kunſtſtücke machen, ihre Nahrung an Kettchen an ſich ziehen, in einem Käfig eine Rolle drehen, die zwey Bergleute zu bewe-

gen scheinen, und nach einer Nuß springen und sie anpicken, die man irgendwo an einem schwankenden Faden aufgehenkt hat.

Ihr Alter muß beträchtlich seyn, denn im Zimmer können sie zehn Jahre erreichen.

Die Kohlmeise bewohnt die ganze alte Welt, und verbreitet sich vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis nach Norwegen und Sibirien. In Deutschland ist sie allenthalben, wo Gärten und Holzungen sind, bekannt.

Sie halten sich in Gebirgen und Ebenen in Waldungen auf, auch da, wo bloß Feldhölzer oder viele Gärten sind; doch scheinen sie diejenigen gebirgigen Gegenden, wo Buchen und Eichwälder mit Tannenwäldern und Garten abwechseln, allen andern vorzuziehen.

Im October versammeln sich mehrere Familien zu einer Heerde, und ziehen dann den ganzen Herbst und Winter durch von einem Garten und Wald zum andern, ohne jedoch ihr kaltes Vaterland mit einem wärmern zu vertauschen. Wenn im Herbst in einer Gegend verschiedene Schaaren Meisen sind, so sagt man, jetzt sey der Meisenstrich. Im März nennen sich diese Gesellschaften wieder, und jedes Paar sucht sich zur Fortpflanzung einen schicklichen Ort aus.

Die Kohlmeisen nähren sich von Insecten, Sämereyen und Beeren. Die glatten Raupen, groß und klein, die Bienen, Fliegen, Heuschrecken, Mücken und Motten haben daher große Verfolgungen von ihnen auszustehen. Sie klettern wie die Spechte an den Bäumen herum, um Insecteneyer, Puppen, Holzwürmer u. d. gl. unter der Rinde zu finden. Im Herbst und Winter fressen sie auch allerhand Gesäme und Körner, vornehmlich Hanf, Fichten- und Föhrensamen,

samen, Hafer, auch die Kerne von dem wilden Obst, Bucheckern, Nüsse, auch Aas. Ihre Speise fassen sie mit den Klauen, zerreissen sie mit dem Schnabel und lecken sie in kleinen Bissen mit der Zunge hinein.

In der Gefangenschaft fressen sie fast alles, was auf den Tisch kommt, Fleisch, Brod, Semmeln, süßen Käse, und viele Zugemüse, Hasel- und Wallnußkerne, Sommerrübsamen, Mohn, Hanf, Hafer, Speck, Unschlitt und alles Fett, auch das gewöhnliche Futter von Gerstenschrot mit Milch vermengt, und es liegt daher bloß an der Wartung, daß man die Meisen aller Art (nach allen Naturgeschichten) in Zimmern für zu zärtlich und nicht lange ausdauernd hält. Je besser man sie füttert, desto besser singen sie auch, und desto weniger ist man der Gefahr ausgesetzt, daß sie andere Vögel angehen möchten. Sie trinken viel und baden sich gern.

Sie nisten in hohlen Bäumen hoch und tief, je nachdem sie eine bequeme Höhlung finden, auch in alten verlassenen Eichhörnchen-, Raben- und Aelsternestern und in Mauerlöchern, machen eine unkünstliche Unterlage von Mos, Wolle und Federn und legen acht bis vierzehn weißliche mit großen und kleinen unordentlich röthlichen oder rostfarbenen Strichen und Punkten besprengte Eyer, die Männchen und Weibchen gemeinschaftlich in vierzehn Tagen ausbrüten.

Die Jungen werden mit Insecten und vorzüglich mit grünen Raupen aufgefüttert. Es macht den Aeltern sehr viele Mühe, die vielen Jungen aufzuziehen, gut ist es dabey, daß sie ihre Fütterung allenthalben und im Ueberfluß finden. Die Jungen fliegen nicht eher aus dem

Neste, bis sie vollkommen ausgewachsen sind, und sehen am Unterleibe bis zum ersten Mausern sehr blaßgelb aus, und die schwarze Farbe ist matt. Sie machen gewöhnlich auch eine zweyte Brut, und wenn nicht in derselben Höhle, doch nicht weit davon.

Im Käfig sind sie oft dem Taumel unterworfen, welches daher kommt, daß sie sich beständig überschlagen. Die Auszehrung bekommen sie von zu vielem Hanf; auch das Podagra soll daher rühren. Auch dem Kropfe und der Epilepsie sind sie unterworfen, welchen man, wie gewöhnlich, curirt.

Die Brut ist den Verfolgungen der Wiesel und in Gärten der Katzen ausgesetzt; letztere wissen die Jungen mit ihren Pfoten aus der Höhle zu holen, und wenn sie auch tiefer scheint, als sie reichen können.

Die Erwachsenen werden auf ihren Strich von dem Sperber und Baumfalken gefangen.

Jagd und Fang *). Ohngeachtet sie scheu sind, so kann man doch mit der Flinte nahe genug an sie kommen; mühsamer mit dem Blasrohre.

Man fängt sie aber lieber, als daß man sie schießt, und der Meisenfang, wodurch nicht nur Kohlmeisen, sondern auch Tannenmeisen, Blaumeisen und andere Meisen gefangen werden, wird von den Vogelstellern für den angenehmsten unter allen gehalten. Die bequemste Zeit dazu ist der September. Er dauert bis in die Mitte des Novembers, und wird bey gutem Wetter auch im Winter fortgesetzt.

Vor allen Dingen ist 1) dazu eine Meisenhütte nöthig, die nach Beschaffenheit des Orts im

*) S. Bechstein, a. a. O. S. 719. flg.

im Walde entweder auf der Erde, oder in der Höhe auf drey nicht weit von einander stehenden großen Bäumen, oder auch am Wasser, wo viele Weiden stehen, im Gebüsch gebaut wird. Diejenige, die man auf der Erde baut, ist am bequemsten rund, und erhält in der Weite sechs Ellen zum Durchmesser. Sie wird folgendergestalt angelegt: man schlägt vier Endpfähle an einem solchen Orte ein, wo die Meisen ihre gewöhnlichen Wanderungen durchmachen, und wo etliche grüne Bäume nahe beysammen stehen, und durchflicht diese mit grünem als fichtenem und tannenen Gesträuche so dicht, daß man nicht durchsehen kann, und legt auch eine solche Decke darüber. Wenn sie einen Windofen bekommen soll, so werden die Seiten und die Decke noch überdieß mit Bretern beschlagen oder gar ausgemauert. Gegen Südosten wird die Thür angebracht, und nach Osten oder des Vogels Zuge zu, läßt man ein Zugloch, so wie etliche Löcher in den Seitenwänden, durch welche die Kloben gesteckt werden können. Ein solcher Kloben besteht aus zwey Stäben, die so der Länge nach ausgegraben oder eingefalzt sind, daß die Höhe des einen Stocks in die Vertiefung des andern paßt. Diese beyden Stäbe werden in einen gedrechselten Griff gestoßen, so daß sie sich sperren, und mit gutem Bindfaden so versehen, daß sich die Spalte, die die offnen beyden Stäbe machen, so genau zuzieht, daß sie ein Haar halten kann. Wenn sich nun eine Meise oder anderer Vogel auf einen von beyden Stäben, die aus einander gesperrt sind, setzt, so werden sie vermittelst des Bindfadens zusammen gezogen und der Vogel hängt mit seinen Klauen darzwischen.

Sobald

Sobald man merket, daß die Meisen streichen, so muß man frühe bey Tages Anbruch schon in der Hütte seyn, die Kloben ausspannen, und zu den Seitenlöchern bis an die Hülsen hinausstecken. Unter den Kloben hängt man auswendig Vogelbauer, in welche nachher die ersten Meisen als Lockmeisen gesteckt werden. Vor die Kloben wird ein Stock, der oben eine Gabel hat, gesteckt. Er muß aber etwas niedriger als diese stehen. An die Spitze desselben bindet man einen Faden eines Fußes lang und an das Ende desselben befestigt man eine todte oder lebendige Meise (Ruhr- oder Rudelmeise) mit einer gekrümmten Stecknadel durch die Nasenlöcher. Unten an den Stock bindet man eine Leine, die man in die Hütte leitet. Weil man nun nicht immer gleich Rudelmeisen hat, so sucht man sie dadurch zu bekommen, daß man einen Fuchsschwanz an einen Stock bindet, die ersten Meisen die sich nähern, mit einer Lockpfeife (Meisenpfeife), die aus den Flügelknochen der Gänse gemacht, und nach der Stimme der Meisen gestimmt wird, herbey ruft, mit dem angebundenen Fuchsschwanze schnell zur Thüre hinausfährt, ihn sogleich wieder zurückzieht, und sie dadurch so neugierig macht, daß sie sich auf die Kloben der Hütte setzen. Diese zieht man sogleich zusammen, und heftet die Gefangenen theils an die Rudelstöcke (Ruhrstöcke), theils steckt man sie in die Käfige.

Sind nun Lockvögel vorhanden, so geht der Fang gut, indem sie es sogleich melden, wenn Meisen in der Gegend sind, und diese sich durch sie und die Lockpfeife gereizt, auch gern der Hütte nähern. Kommen dann einige nahe an die Hütte, so rührt man die an den Rudelstöcken hangen-

den

den Meisen, sie mögen todt oder lebend seyn. Jene wollen diesen zu Hülfe eilen, setzen sich auf die Kloben und werden gefangen. Je mehr die gefangenen schreyen, desto mehr setzen sich von den noch vorhandenen auf die Kloben, und man zieht oft auf einen Zug fünf bis sechs. Fliegen die Meisen stark, so können an einem guten Orte drey bis vier Personen auf diese Art in einem Vormittage acht, zehn und mehrere Schocke fangen. Man muß sich aber wohl vorsehen, daß man keine verfehle (verzwicke); denn eine solche geklemmte und losgerissene warnt sogleich die übrigen, daß von einem Schwarm nur noch sehr wenige, oft auch gar keine mehr sich aufsetzen. Neben diesem Klobenfange kann man auch zur Vervollkommnung des Meisenfangs noch

2) einen Meisentanz errichten. Man setzt also da, wo die Bäume nicht zu dichte stehen, vier armsdicke Stangen in die Erde, fünf Fuß hoch, in einem Viereck, etwa zwey bis sechs Schritte von einander, oben legt man drey Stangen drauf, auf welche man eine Hand breit von einander Sprenkel hängt. Diese stellt man auf, und zwar so, daß wechselsweise der Kopf oder das Stellholz das eine auf die rechte, das andere auf die linke Seite steht. In die Mitte steckt man eine schlanke Ruthe in die Erde, welche über die Sprenkel hinausreicht, befestigt oben, wie vorhin gezeigt wurde, eine todte Meise, und unten eine Leine. Lassen sich nun Meisen hören, so pfeift man ihnen nach, und wenn sie sich dem Tanze nähern, so zuckt man an der Leine (Rudelschnur), so daß die Meise (Rudelmeise) wacker tanzet. Hat sich erst eine in einem Sprenkel gefangen, so hat man nicht nöthig länger zu zucken (zu rudeln), sondern man läßt sie so lange

auffallen,

auffallen, bis keine mehr will, alsdann löset man die Gefangenen aus, und bindet eine lebendige Meise an einen andern Rudelstock, und zwar so, daß sie beständig flattern muß. Einige Vogelsteller sind dabey so grausam, daß sie dieser Rudelmeise die Beine zerbrechen, daß sie sich nicht anhalten kann, und also beständig flattern muß. Wer nicht gut pfeifen kann, der setzt eine gute Lockmeise in ein Vogelbauer, und hängt sie unter den Tanz, diese wird gewiß alle, die in der Gegend sind, herbeylocken; denn da alle Meisenarten fast drey Vierteljahre in Truppen zusammen leben, so hat die Natur diejenigen, die sich von dem Trupp verlohren haben, oder die ihre Kameraden in einer gewissen Gegend, wo sie viele Nahrungsmittel finden, wünschen, oder die in Noth sind, gelehrt, durch ein unaufhörliches Geschrey die andern herbey zu locken, und dieß thut denn auch eine solche in einem Vogelhaus eingesperrte Meise.

3) Fängt man auch die Meisen auf der **Leyer.** Hierzu bedient man sich entweder der oben beschriebenen Hütte, oder nur einer von grünen Reisern zusammen gelegten, und veranstaltet alsdann noch folgendes: Man schlägt zwey sechs Fuß lange Pfähle, vier Ellen aus einander, bohrt oben große Löcher durch und macht alsdann eine Walze eines guten Arms stark, mit Zapfen an beyden Enden, die in die Löcher der Pfähle so passen, daß sich die Walze drehen läßt. In die Walze werden Löcher, acht Zoll weit von einander, also gebohrt, damit zwey und zwey übers Kreuß kommen, worein man ungeschälte haselne Stöckchen von drey Fuß Länge steckt. In diese Haselstöckchen bohrt man zwey Paar kleine Löcher so unter einander, daß die Leimruthen, die

in

in dieselben gesteckt werden, den folgenden Stock nicht berühren können. Die Leimruthen sind neun Zoll lang, einer Federspule dick, und am Ende zum Einstecken spitzig. In die Walze wird ein hölzerner Nagel geschlagen, an welchem eine doppelte Leine also befestigt wird, daß die eine, wenn sie aufgewickelt ist, im Anziehen die Walze drehet, und sich ab-, die andere aber aufwindet. Nach diesen Anstalten setzt sich der Vögelsteller in die Hütte, pfeifet fleißig, rührt die Rudelruthe, die hierbey ebenfalls nöthig ist, dreyt die Leyer beständig, und wenn auch die ankommenden Meisen nicht gleich nach Wunsch sich aufsetzen sollten. Da nun die Meisen oft mit den Leimruthen auf die Erde fallen: so ist nöthig, daß der Platz unter der Leyer von Gras entblößt und rein sey, und damit die Vögel nicht wegfliegen oder sich verkriechen können, führt man ein dichtes Zäunchen um die Leyer herum auf. Ferner werden

4) die Meisen mit dem Kauze (Eule) gefangen. Man nimmt erstens dazu eine lange, glatte, mit vielen Löchern durchbohrte Stange (Leimstange). In diese Löcher, die nicht zu dichte und nicht gerade über einander stehen dürfen, werden Leimruthen gesteckt. Zweytens hat man noch eine glatte Stange nöthig oben mit einem runden Scheibchen (Teller), auf welches der Kauz gebunden wird. Mit diesen Stangen zieht der Vogelsteller ins Gebüsche oder in den Wald, wo er viele Meisen vermuthet, steckt die Stange mit dem Kauz, und neben dieselbe die mit den Leimruthen auf. Da nun alle Vögel die Eulen verfolgen: so kommen gleich alle nahen Meisen und andere Vögel, fangen an zu schreyen, ihn zu verfolgen, fliegen nach demselben, können sich

aber

aber auf der glatten Stange nicht anhalten, und setzen sich daher auf die daneben stehenden Leimruthen und bleiben kleben. Will an einem Orte der Fang nicht glücken: so geht man mit seinen Stangen zu einem andern.

5) Der **Leimherd.** Dieß ist ein sehr gewöhnlicher Fang in vielen Gegenden Deutschlands, besonders wo bloß Feldhölzer sind. Auf einem Holzschlag, durch welchen die Meisen häufig ziehen und wo einzelne Bäume, z. B. Birken, stehen geblieben sind, befestigt man an beweglichen Kloben glatte Stangen, die neben diesen Bäumen an der Erde in einer Gabel liegen, sich in dem Kloben hin und her bewegen, und so lang sind, daß sie aufgerichtet über die abgestutzte Spitze der grünen Bäume in die Höhe reichen. Ehe man sie aufstellt, bindet man an ihre Spitzen eine geschälte Krone von einem Nadelholzbaume, und bestreicht diese mit gutem Vogelleim. Dieser Fang dauert vom September bis mitten in den Winter. Wenn die Meisen ziehen: so lockt man sie mit einer Pfeife herbey, und wirft, wenn sie etwa vorbeystreichen möchten, einen Federwisch, der an einem Stein befestigt ist, in die Höhe. Diesen sehen sie für einen Raubvogel an, und fallen sogleich zur Erde nieder. Nach und nach kriechen sie an dem grünen Baum wieder in die Höhe und kommen so auch auf die obersten Leimruthen. So bald eine hängt, so schreyt sie und die andern eilen alle herbey und fangen sich.

Dieser lustige Fang kann auf alle Zugvögel angewandt werden, wenn man sie durch Lockvögel herbeyzulocken weiß.

Im Herbst fängt man die Kohlmeisen auch einzeln in der Schneuß, wo sie nach den Vogel-

und

und schwarzen Hollunderbeeren gehen. Es müssen aber pferdehaarige Schlingen eingezogen seyn, denn die leinenen zerbeißen sie, wie die Mäuse, sobald sie sich gefangen fühlen.

Im Winter lassen sie sich mit Nußkernen, Speck und Hafer in den Meisenkasten locken. Dieß ist ein kleiner Kasten eines Fußes lang und acht Zoll hoch und breit, dessen Wände gewöhnlich aus Hollunderstöcken, die man auf vier runden Eckſäulchen aufschränkt, gemacht werden, und der nur einen bretternen Boden und Deckel hat, welcher in Bindfaden läuft. In der Mitte des Bodens steht ein Pflöckchen, auf diesem liegt ein Querholz, an welchem auf der einen Seite eine halbe Wallnuß und auf der andern etwas Speck angebracht ist, und welches ein anderes in die Höhe stehendes Hölzchen fest, so wie den Deckel handbreit, offen hält. Wenn die Meise auf das Querholz springt, oder die Nuß und den Speck anhacken will: so fällt der Deckel zu, und schließt sie ein. Man setzt diesen Kasten auf ausgedroschenes Haferstroh, nach welchem die Meisen fliegen, und ihn also von weitem gewahr werden.

Sie gehen auch, wie alle Meisen, häufig nach dem Tränkherd, man trifft sie da gewöhnlich von sieben bis neun Uhr Vormittags, und vier bis fünf Uhr Nachmittags an.

Nutzen dieser Meisen. Ihr Fleisch schmeckt angenehm, und wird dem Rothkehlchenfleisch gleich geachtet. Großen Nutzen stiften sie durch die Tödtung so vieler schädlichen Insecten, Raupen, Puppen und Eyer in Wäldern und Gärten. Besonders tödten sie viele Ringelraupeneyer. Als Stubenvögel werden sie von vielen Liebhabern

wegen ihres possirlichen Betragens und Gesanges geschätzt.

Schaden. Im Winter und Frühjahr besuchen sie die Bienenstöcke, klopfen mit ihrem Schnabel dran, und sobald als eine Biene herauskommt, nehmen sie sie weg.

Man hat auch Beyspiele, daß sie schlafenden Kindern in die Augen gehackt, und sie blind gemacht haben. Sie sind also aus allen Zimmern zu entfernen, in welchen kleine Kinder schlafen, oder müssen in Käfige gesperrt werden.

Es gibt übrigens noch einige **Varietäten** von dieser Meise. Herr Professor Otto erwähnt 1) einer Varietät der Kohlmeisen, die nicht viel größer als die Blaumeise, und einigen Jägern unter dem Namen der **kleinen Kohlmeise, kleinen Speckmeise** bekannt seyn soll. Er sagt von ihr in seinem deutschen Büffon XVII. B. S. 43: „Man kann sie nur des Namens halber mit der folgenden verwechseln, von der sie übrigens ganz verschieden ist, da die Farben kaum von denen an der gemeinen großen Kohlmeise verschieden sind, so daß ich es nicht wage, sie als eine besondere Art anzugeben, obgleich sie sich nicht mit der großen paarweise zusammen hält. Sie ist seltner als diese im nördlichen Deutschland, und ich kenne ihr Nest nicht. Die Schriftsteller haben ihrer, so viel ich weiß, nicht erwähnt, und wenn man sie gesehen, hat man sie vielleicht ohne genauere Vergleichung, wenigstens in der Ferne, gar nicht verschieden von der großen gehalten." In Thüringen, sagt Bechstein dagegen, wohnt diese eigene getrennte Abart nicht, ob ich gleich oft kleine Kohlmeisen gesehen habe. Diejenige, die am letzten aus den Eyern kriecht, wird ja gewöhnlich kleiner. Die

Ver-

Veranlassung zu dieser kleinen Varietät hat vielleicht bloß der Name gegeben, da man auch die Tannenmeise, kleine Kohlmeise nennt.

2. Die Kohlmeise mit dem Kreuzschnabel.

Herr Latham erwähnt ihrer in Ind. ornithologicus II. p. 563. Sie ist oben dunkler als gewöhnlich, an den Wangen aschgräulich und hat einen langen, starken, wie bey dem Kreuzschnabel übers Kreuz gekrümmten Schnabel. Sie wurde in England getödtet. Es war, nach der Farbe zu urtheilen, ein Vogel, der aus der Grube gekommen war, wo die Schnäbel so monströs wachsen.

3. Die Blaumeise, auch der Blaumüller, so wie Pimpel-, Jungfern-, Miehl-, Käse-, Merl-, Pinel- und Bleymeise; Parus *caeruleus*, remigibus caerulescentibus: primoribus margine exteriori albis, fronte alba, vertice caeruleo. Linn. l. c. p. 1008. Mésange bleue. Buffon. Blue Titmouse Penn. Frisch Abbild. Taf. 14. Fig. 1. a. Bechstein's getreue Abbild. Heft III. Taf. 9. Fig. 2. und dessen gemeinnützige Naturg. a. a. O. S. 734.

Diese häufig in Europa anzutreffende Meise ist $5\frac{1}{4}$ Zoll lang, der Schwanz allein $2\frac{1}{2}$ und die ausgebreiteten Flügel $8\frac{1}{2}$ Zoll breit.

Der Schnabel ist ein Viertel Zoll lang und schwärzlich; der Augenstern dunkelbraun; die geschilderten Füße drey Viertel Zoll lang, und mit den scharfen Klauen bleyfarbig. Die Stirn, ein Streifen von derselben über den Augen weg um den Scheitel herum, und die Wangen sind weiß; von der Schnabelecke geht durch die Augen ein schwarzer Strich; der Scheitel ist hoch hellblau;

die schwarze Kehle wird an den Seiten des Halses zu einem dunkelblauen Bande, das den Kopf einfaßt; durch diese dunkeln Bänder wird der Kopf wie eingezäumt; hinter dem Nacken ist ein weißlicher Flecken; der Rücken hellzeisiggrün; der Schwanz ein wenig gespalten, hochhellblau, die erste Feder weiß gerändet; die Deckfedern der Flügel hellblau, die untern mit weißen Spitzen, daher ein weißes Querband; die Schwungfedern schwärzlich, am äußern Rande blau, die letztere mit weißen Spitzen; die Unterschwingen grau, und die Deckfedern derselben gelb; der Unterleib gelb; in der Mitte des Bauchs der Länge nach ein blauer Strich.

Das Weibchen ist etwas kleiner, hat ein mit Aschgrau vermischtes Blau, und der Strich am Bauche ist kaum merklich.

Sie lockt: Si Querrrreteteh! und singt nur einige undeutliche Strophen. Sie läßt sich leicht zähmen, lebt in Zimmern zwey bis drey Jahre, zeigt sich eben so boshaft und zänkisch, wie die Kohlmeise, und sträubt die Kopffedern beständig; ist aber dabey wegen ihrer Schönheit, Munterkeit und ihres kecken Wesens ein ungemein angenehmer Vogel. Sie kriecht und durchsucht alle Winkel, und klettert allenthalben schief an rauhen Gegenständen hinauf. Sie hüpft auch schief.

Diese Meise ist ein Strichvogel, der in kleinen Heerden von einem Gehölze zum andern zieht. Im Herbst und Winter ist sie unter andern sehr häufig in Thüringen, im Sommer daselbst aber nicht so häufig. In den rheinländischen Gegenden nistet sie sehr stark.

Sie nährt sich von allerhand Insecten, besonders Raupen und Insecteneyern. Im Herbst

frißt

frißt sie allerhand Beeren und Kerne, als Vogelbeeren, Hollunderbeeren, Buchekern ꝛc. Im Winter wird sie vorzüglich den Obstgärten nützlich, da sie aus den Knospen die Insecteneyerchen und an den Aesten die Ringelraupeneyer sucht; doch will man bemerkt haben, daß sie bey dieser Gelegenheit auch viele Knospen abbricht. Wenn sie aber nichts finden kann, so frißt sie Hartriegelbeeren, die es den ganzen Winter hindurch giebt. In Zimmern nährt man sie, wie die Kohlmeise. Sie badet sich im Wasser.

Sie nistet in Eichen- und Buchwäldern. Sie sucht sich eine kleine Baumhöhle weit von der Erde auf, reinigt sie von faulem Holze, und legt auf eine Unterlage von Mos, Haaren und Federn acht bis zehn röthlich weiße fein braun gedüpfelte und gefleckte Eyer. Die Jungen sehen vor dem ersten Mausern sehr blaß aus.

Diese Meise fängt man auf eben die Art, wie Kohlmeisen, und sehr häufig in Sprenkeln, wo schwarze Hollunderbeeren vorhangen. Ihr Fleisch ist schmackhaft; im Zimmer ist sie ein lustiger, schöner Vogel, und der übrige Nutzen ergiebt sich aus der Nahrung. Schaden thut sie gar nicht.

Eine Varietät von dieser ist die Säbysche Meise. Parus *Saebyensis* Sparrm. Musaeum Carlsonianum Tab. 25. Linn. l. c. p. 1008. Diese wurde auf des Ritters Carlson Landgut Säby in Südermannland gefangen, und ist aller Vermuthung nach eine bloße Spielart unserer Blaumeise.

Der Leib und Schwanz sind unten weiß, so auch die Kopfplatte, der Oberrücken, eine Queerbinde der Flügel und einige Schwungfedern; blau sind oben der Schwanz, ein Queer-

flecken im Genicke und einige Schwung- und Schwanzfedern; die obern Flügeldeckfedern sind blau, die untern weiß, und bilden einen weißen Queerstreifen auf denselben; die erste bis zur fünften Schwungfeder sind graubraun, am äussern Rande weiß und an der Wurzel blau; von der sechsten bis zur dreyzehnten sind sie gleichfarbig mit weißen Spitzen; die übrigen sind am äußern Rande blau, am innern aber und an den Spitzen weiß. Der Schwanz ist blau, unten weiß; die vier obersten Schwanzfedern blau mit weißen Spitzen und schwarzen Schäften. Die Füße und der Schnabel fallen braungelblich aus. An beyden Seiten läuft von dem Schnabel an ein schwarzer Strich über die Augen. — S. Bechstein a. a. O.

4. Die Tannenmeise, auch Wald-, Holz-, Hunds-, Sperr-, Kreutz- und kleine Meise, so wie Schwarzmeise, kleine Kohlmeise, Harz- oder Pechmeise; Parus *ater*, capite nigro, dorso cinereo, occipite pectoreque albo. Linn. l. c. p. 1009. La petite Charbonniere Buffon. The Cole-mouse. Penn. Frisch III. Taf. 13. Fig. 2. a. Bechstein's gemeinnütz. Naturg. a. a. O. S. 729. fl.

Sie ist etwas kleiner als die Blaumeise, vier und drey Viertel Zoll lang, und sieben und drey Viertel breit. Der Schwanz mißt zwey Zoll, und die gefalteten Flügel decken ihn bis zur Hälfte. Das Gewicht ist zwey Drachmen.

Der Schnabel ist vier Linien lang, rund und spitzig, schwarz, an der Spitze heller, die rundlichen Nasenlöcher sind mit schwarzen Borstenhaaren bedeckt; der Augenstern ist schwarzbraun; die geschilderten Füße und scharfen Klauen bleyfarben, die Beine neun Linien hoch, die

mittlere

mittlere Zehe sieben Linien lang und die hintere mit dem langen Nägel desgleichen.

Der Oberkopf und Hals sind schwarz; vom Hinterkopfe geht den Nacken herab ein weißer Streifen; die Wangen nebst den Seiten des Halses sind weiß, und bilden, wenn der Vogel ruhig sitzt, einen dreyeckigen weißen Fleck; der Rücken und die Schultern dunkelaschbraun; die mittelmäßigen Steißfedern aschgrau grün; die Kehle bis zum obern Theil der Brust schwarz, die letzten schwarzen Federn mit weißen Spitzen; die Brust weiß; der übrige Unterleib weiß mit einer röthlichen Mischung (bey sehr alten röthlichgrau); die kleinern Deckfedern der Flügel wie der Rücken; die großen schwärzlich mit weißen Endpunkten, wodurch eine doppelte weiße Binde entsteht: die Schwungfedern bräunlich aschgrau, äußerlich fein weißgrau und inwendig weiß gerändert, die letztern mit weißen Spitzen; die Schwanzfedern bräunlich aschgrau, die äußerste äußerlich fein weiß kantirt.

Das Weibchen ist kaum vom Männchen zu unterscheiden, weil es nur etwas weniger schwarz an der Brust und etwas weniger weiß an den Seiten des Halses ist.

Die Tannenmeise ist ein kecker und lustiger Vogel, der beständig in Bewegung ist, und sehr geschickt an den Stämmen und Zweigen der Bäume herum klettert, sich leicht zähmen läßt, und bey Fichtensamen, Nüssen, Hanf, Gerstenschrot in Milch geweicht, viele Jahre im Zimmer ausdauert. Sie läßt verschiedene Locktöne, worunter am häufigsten: Ziptön! vorkommt und als Gesang eine Reihe melodischer und abwechselnder klirrender Töne von sich hören; setzt sich aber dabey gewöhnlich so still und fest hin, als

wenn sie was recht wichtiges und schönes singen wollte. Das laute, wie ein Glöckchen so hellklingende Zisi, zisi, zisi! und Zidadidadidadi! nimmt sich noch am besten unter den leisen, klirrenden Tönen aus. Sie ist auch zänkisch, und hängt sich allen Vögeln an den Schwanz an, wenn sie mit denselben wegen des Futters in Collision kommt; ist aber zu ohnmächtig, um einen zu tödten. Bechstein hat eine sechs Jahr im Zimmer unterhalten, sie wurde zuletzt taumelnd, blind und starb vor Alter.

Diese kleine dickköpfige Meise wird in denjenigen Gegenden Deutschlands, die Schwarzwälder haben, in großer Menge angetroffen. Sonst bewohnt sie ganz Europa, Sibirien und das nördliche Amerika.

Sie hält sich vorzüglich in großen Schwarzwäldern auf, und kommt nur auf ihren Streifereyen im Herbste, Winter und Frühling in die Laubhölzer, Feldhölzer und Gärten. Als Standvogel bleibt sie den Winter bey uns, sammlet sich aber nach der Heckzeit in großen Heerden, und zieht in Tannen-, Fichten- und Kiefernwäldern von einem Orte zum andern. Sie liebt die Gesellschaft der Goldhähnchen, die man also immer unter ihren Heerden antrifft, auch eine bis zwey Haubenmeisen gesellen sich ihnen immer zu.

Den Schwarzwäldern werden sie dadurch sehr nützlich, daß sie die Eyer der schädlichen Insecten zwischen den Baumrinden und aus den Knospen hervorholen, die Baumwanzen und andere schädliche Insecten fressen. Die Jungen füttern sie mit Raupen. Sonst nähren sie sich vorzüglich von Tannen-, Fichten- und Kiefernsamen, den sie sowohl aus den Zapfen hervorholen, als von der Erde aufleſen; und da sie den Winter

über

über bey uns bleiben, der Duft aber die Bäume oft viele Tage so bedeckt, daß sie ihre Nahrung nicht an den Aesten suchen können, so hat sie die Natur das Verstecken gelehrt; sie verstecken nähmlich einen großen Vorrath von Fichtensamen unter die rauhen Schuppen der Fichtenstämme, und holen ihn, wenn es ihnen an andrer Nahrung gebricht, wieder hervor. Dieser Erhaltungstrieb äußert sich auch im Zimmer, wo sie die überflüssigen und kostbarsten Nahrungsmittel z. B. Fichtensamen und Nußkerne vor den andern Vögeln in Ritzen zu verbergen suchen, und beständig zusehen, ob sie auch noch da sind. Die Kohl- und Blaumeisen tragen auch zuweilen etwas von ihrem Futter in einen Winkel: sie verbergen es aber nicht mit so vieler Genauigkeit, und scheinen es bloß zufällig, aus höchster Noth und nicht so absichtlich und instinktmäßig zu thun, wie die Tannenmeisen.

Sie nisten mehrentheils in der Erde in einem verlassenen Maulwurfs- oder Mäuseloche, unter den hohlen Rändern alter ausgefahrner Wege, in alten hohlen Baumstrünken, seltner in hohlen Bäumen, Felsen und Mauerritzen. Das Nest ist eine bloße weiche Unterlage von kleingebissenem Erdmos und Reh-, Hirsch- oder Hasenhaaren. Das Weibchen legt sechs bis acht reinweiße mit hellledersarbenen Punkten über und über bestreute rundliche, an einer Seite zugespitzte Eyer, und brütet sie mit Hülfe des Männchens in zwölf bis dreyzehn Tagen aus. Die Jungen haben sogleich, wenn sie aus dem Neste kommen, die Farbe der Alten, nur ist das Schwarze matter. Sie machen zwey Bruten.

Ihre Feinde sind die Baummarder, Wiesel, Füchse, Spitzmäuse und Rabenkrähen, welche oft

ihre Brut zerstören, und der Sperber verfolgt sie zuweilen, wenn sie in Heerden fliegen.

Jagd und Fang. Da sie gar nicht scheu sind, so kann man sie nicht nur mit der Flinte und dem Blasrohr leicht schießen, sondern auch mit einer Leimruthe, die man an eine Stange bindet, an sie kommen und sie ankleben. Uebrigens werden sie mit dem Kloben, Meisentanz, der Leyer u. s. w., so wie die Kohlmeisen und noch häufiger gefangen. Da wo sie nicht immer sind, trifft man sie wenigstens herumstreichend zu Ende des Septembers und Anfang des Octobers an: daher auch zu dieser Zeit ihr Fang am ergiebigsten ist. Sie gehen auch auf den Tränkherd.

Man kann sie essen, ob sie gleich nach den Fichtensamen etwas bitter schmecken. Sonst werden sie auch durch Vertilgung schädlicher Insecten nützlich.

Varietäten sind a. die **weiße Tannenmeise.** Parus ater albus. Sie wird in den Schwarzwäldern des Thüringerwaldes, jedoch selten angetroffen. Sie ist entweder ganz weiß, oder weiß auf dem Kopfe und an der Brust aschgrau angelaufen.

b. **Die bunte Tannenmeise.** Parus ater varius. Sie ist entweder weiß gefleckt, oder hat weiße Schwingen und einen weißen Schwanz. Ihre Farben sind aber nicht beständig. S. Bechstein, a. a. O.

5. **Die Sumpfmeise, auch Platten-, Nonnen-, Mönch-, Münch-, Roth-, Rind- und Hundsmeise, graue Meise, und in Thüringen Speckmeise, Schilfsperling, Meisenkönig, Dornreich;** Parus *palustris*, capite nigro, dorso cinereo, temporibus albis. Linn. l. c. p. 1009. Mésange de marais ou nonette

nonette cendrée. Buffon. Marsh Titmouse ou Black cap. Penn. Frisch Abbild. III. Taf. 13, Fig. 2. b. Bechstein's Naturgeschichte a. a. O. S. 741. Dessen getreue Abbild. Heft VI. Taf. 7. Fig. 2.

Die Sumpfmeise ist vier und drey Viertel Zoll lang, davon der Schwanz zwey und ein Viertel Zoll mißt, und die Breite der ausgedehnten Flügel macht acht Zoll.

Der kurze, vier Linien lange, schön abgerundete Schnabel ist schwarz; der Augenstern kastanienbraun; die geschilderten Füße schmutzig bleyfarbig, und die scharfen Krallen hornfarbig, die Beine fünf Linien hoch, die mittlere Zehe eben so lang und die hintere vier Linien lang.

Den Kopf bedecket bis in den Nacken eine schwarze Kappe, und da die Meise den Hals sehr einzieht, so scheint sie durch diesen schwarzen Oberkopf einen so langen Kopf bis zum Rücken zu haben; die Wangen und Schläfe sind weiß; der Leib oben röthlich aschgrau, unten außer der schwarzen Kehle, die an der Gurgel schwarz gesprengt wird, schmutzig weiß, an den Seiten und am After mit röthlicher Farbe überlaufen; die Flügel und der gerade Schwanz sind schwarzgrau, mit schmaler, röthlichweißer Einfassung an der äußern Fahne.

Das Weibchen hat eine unmerklich schwarze Kehle.

Diese Meise ist unter ihren verwandten Arten die stärkeste, lustigste, und scheueste. Sie schreyt immer laut: Dia, Diah! hizi äh äh! und hat einen angenehmen leisen Gesang, der mit einigen helllautenden Tönen vermischt ist. Im Zimmer will sie gut gewartet seyn.

Man

Man findet diese Meise in ganz Europa und auch in Deutschland ziemlich häufig. Sie lebt Sommer und Winter in Gärten, in Laubhölzern, selten oder gar nicht in Tannenwäldern, wenn sie nicht von außen mit lebendigem Holze eingefaßt sind, am häufigsten in niedrigem Gebüsche, das um Flüsse, Teiche, Seen und Moräste steht. Sie sammelt sich im Herbste in kleine Haufen und zieht mit der größten Eile von einem Gebüsche und Garten zum andern, und zwar so, daß immer eine der andern nachfolgt, und sie zu verfolgen scheint.

Sie frißt, was alle Meisen fressen, vorzüglich aber gern Hollunderbeeren, deswegen man sie nicht selten im Herbste in der Schneuß fängt; sonst zerhackt sie die Hanfhalmen, den Samen der Sonnenblume, den Salat-, Kohl- aber auch den Distel-, Kletten- und Nesselsamen, die Raupen und Wespennester; Hafer genießt sie auch gern. An den Obstbäumen zerstört sie vorzüglich die schädlichen Insectennester, und im Winter liefern ihr die Insecteneyer, die an dem Schwarzdorn und den Pflaumenbäumen sitzen, die häufigsten Nahrungsmittel, weil sie sich daselbst immer und am längsten aufhält.

Sie legt des Jahrs zweymal, zu Ende des Mayes zum erstenmal acht bis zwölf silbergraue mit karminrothen Flecken, besonders am stumpfen Ende besetzte Eyer in eine Baumhöhle, wozu sie, wo möglich, niedrige Obstbäume wählt, auf ein unkünstliches, aus Papierschnittchen, Heu, Gras und Mos bestehendes, und mit Hirsch- und Kühhaaren, Wolle und Vogelfedern ausgefüttertes Lager.

Durch Nußkerne und Hafer läßt sie sich im Winter in den Meisenkasten locken.

Nutzen

Nutzen und Schaden, welchen sie stiftet, ersieht man aus der Nahrung; übrigens läßt sich ihr Fleisch gut essen.

Es giebt übrigens Naturforscher, unter welche auch Latham gehört, die diese Meise und die Tannenmeise für eine und eben dieselbe Art halten und nur jene für eine Varietät von dieser ausgeben möchten. Allein sie irren sich; wie ein Blick in die Natur jeden sogleich überzeugen wird, wenn er ihn da thut, wo beyde Vögel beysammen leben.

Büffon und Latham geben aber noch zwey Varietäten an, die aber, da sie die Tannenmeise und diese für einerley Art halten, vielleicht mehr Varietäten von jener sind.

a. Die Sumpfmeise mit schwarzer Kehle. Mésange à gorge noir. Buff. Sie ist so groß als die Tannenmeise, der sie auch ähnelt; aber auch der weiße Fleck an der Kehle ist viel breiter, und die Farbe überhaupt tiefer; der Schwanz etwas keilförmig. Am Weibchen ist der Kopf gelbrothgrau, fast wie der Oberleib, aber dunkler. Sie hält sich in Louisiana auf.

b. Die Sumpfmeise ohne schwarze Kehle. Latham. Dieser Meise fehlte das schwarze Kinn und die ganze untere Seite war weiß. — Das eine Geschlecht hat einen ganz schwarzen Kopf und ein weißes Queerband am Hinterkopf; an dem andern ist nur der Scheitel schwarz und der Nacken gelblich. Sie kam von der Japanischen Küste *).

6. Die Schwanzmeise, langgeschwänzte Meise, auch Moor-, Belz-, Schnee-, Mehl-, Berg-,

*) S. Bechstein, a. a. O.

Berg-, Zogel- und Zahlmeise *), Teufelsbelzchen, Pfannenstiel, Pfannenstieglitz, Backofendrescher und Weinzapfer; Parus *caudatus*, vertice albo, cauda corpore longiore. Linn. l. c. p. 1010. Mésange à longue queue. Buffon. Longtailed Titmouse. Penn. Frisch Taf. 14. Fig. 2. Bechstein's getreue Abbild. Heft II. Taf. 8. Fig. 1. 2. und dessen gemeinnütz. Naturg. a. a. O. S. 745.

Diese europäische Meise unterscheidet sich durch ihren sehr langen, keilförmigen Schwanz von allen andern Meisen; dieser ist vier Zoll lang, und der ganze Vogel sechs und einen halben Zoll und seine Breite sieben Zoll. Die Flügel bedecken nur den vierten Theil des Schwanzes.

Der schwarze, gedruckte Schnabel ragt kaum zwey Linien unter den Federn hervor; die Augen sind groß, schwarzbraun, mit einem gelben Liederrande; die geschilderten Füße so wie die Klauen schwarzbraun, die Beine neun Linien hoch, die mittlere Zehe acht und die hintere sechs Linien lang.

Der Kopf ist klein, in den dicken Brust- und Rückenfedern versteckt, an Scheitel, Backen und Kehle weiß; der Oberleib schwarz mit einigen durchstechenden mattrosenrothen oder besser fleischbraunen Federn in der Mitte des Rückens und am Steisse, die weiße Kanten haben: von den Seiten des Halses legen sich auf die Schultern- und Deckfedern der Flügel herab schöne matt rosenrothe oder eigentliche fleischfarbene ins purpurrothe fallende lange Federn; der Unterleib ist weiß, am Bauche und After ins mattrosenrothe

oder

*) Dieses ist ihr Thüringischer Nahme, wo Zahl bey en Vögeln so viel als Schwanz heißt.

oder fleischfarbenbraune sanft übergehend; die Deckfedern der Flügel schwarz, die hintren heller und weiß geländet, die vordern Schwungfedern fast alle schwärzlich, die letztern schwarzgraurötherlich mit starken weißen Kanten auf der äußern Fahne: der Schwanz schwarz, die drey äußern Federn heller mit keilförmigen weißen Flecken an der äußern Fahne.

Das Weibchen hat über den Augen einen schwarzbraunen breiten Streifen bis in den Nacken, und auch auf den Wangen zuweilen kleine schwärzliche und bräunliche Striche.

Diese Meise hat wegen ihres langen Schwanzes eine ganz eigene Form, und da sie sich immer struppig trägt, und nächst den Eulen am dichsten befiedert ist: so scheint an diesen langen Schwanz ein kleiner runder Federball angespießt zu seyn. Sie fliegt auch deshalb langsam und schwer, und macht dabey ein großes Geschrey Ji, Ji, Ji! und Ge, ge, ge, geg! Sie ist zärtlich, und nicht leicht im Zimmer zu erhalten. Hat sie indeß einmal Futter genommen: so dauert sie bey dem Universalfutter aus geröstetem Semmelgries und Milch, etwas Hanf und Insecten, sehr lange. Es ist bekannt, daß man nicht alle Meisen gleich gut gewöhnen kann; denn von der Haubenmeise, Tannenmeise und Sumpfmeise sterben viele gleich den ersten Tag, wenn man sie einsperrt, sie setzen sich nähmlich im Käfig auf die Springhölzer, blähen sich auf, suchen kein Futter, und sind des andern Tages todt. Eben so machen es auch die Schwanzmeisen, und zwar wegen ihres zarten Körperbaues noch häufiger; haben sie aber den andern Tag erlebt: so gewöhnt man sie gar bald mit halb lebendigen Fliegen an das Futter. Es müssen

aber

aber kleine Bissen seyn, und was sie nicht gleich schlucken können, nehmen sie zwischen die Beine und machen es klein. Sie werden dann sehr zahm. Ihr Lock ist aber sehr einförmig und unangenehm, und sie erschrecken auch oft durch ihr oben angegebenes Geschrey andere Vögel.

Die Schwanzfedern sitzen so locker, daß sie dem, der sie dabey angreift, sogleich in der Hand bleiben; deswegen nennen sie die Franzosen auch: Perd sa Queu. Ihre Lockstimme ist: Jzirrrr! und das Männchen singt auch einige leise Strophen, die sich in einen fallenden Klageton endigen.

Diese Meise bewohnt die Berge und Wälder, die mit lebendigem Holze bepflanzt sind. Im Herbst findet man gewöhnlich nur einzelne Bruten, die sich aber im Winter oft zu ganzen Heerden zusammen schlagen, und, wenn sie von einem Berge zum andern ziehen, hoch in der Luft, oder wenn sich auf einzelnen Bäumen niederlassen, ein großes Geschrey machen.

Im Sommer nährt sie sich vorzüglich von Spinnen und ihren Eyern, von kleinen Raupen, womit sie auch ihre Jungen füttern; im Herbste und Winter aber sucht sie zwischen den Baumrinden und Knospen die Baumwanzen, Käferchen, Maden, Raupen und Insecteneyerchen hervor, und wird dadurch den Stauden und Bäumen gar sehr nützlich. Im Zimmer will sie fast nichts als Hanf, stirbt aber auch bald von diesem hitzigen Futter.

Man sucht ihr Nest mehrentheils vergeblich in hohlen Bäumen, wie bey den andern Meisenarten, sondern sie setzt es vielmehr in die Gabel etlicher dicken Zweige, oder am liebsten auf einen starken Ast, an dem Stamm an. Es hat

ein

ein wunderbares Ansehen und die Gestalt eines Tabaksbeutels oder einer aufgeblasenen Kälberblase. Es ist mehr als einen halben Fuß hoch und über vier Zoll breit; besteht auswendig aus weißem Baummos, welches sie mit Wolle, Haaren und Spinngeweben durchflicht, und immer von eben dem Baume nimmt, auf welchem sie es bauet, um es ihren Feinden unsichtbar zu machen. Inwendig ist es mit lauter Federn so stark und dichte ausgefüttert, daß man aus einem einzigen Neste einen ganzen Hut voll sammeln kann.

Es ist oben zugebaut und nur an einer Seite geht, nach Bechstein's wiederholter Beobachtung, oben ein kleines rundes Loch hinein, wogegen Frisch zwey Oeffnungen bemerkt haben will. Da es mehrentheils an dem Stamme einer Eiche oder Buche an- und unten auf einem Aste aufsitzt, und von seiner Außenseite die Baumfarbe hat: so hält man es für einen Klumpen Mos, und entdeckt es nicht eher, als bis man die Alten aus- und einfliegen sieht. Nur dann, wenn sie in ihrer ersten oder zweyten Brut gestört werden, bauen sie in einem alten faulen, geräumigen, oben offenen Baume, oder alten faulen Baumstamm. Das Weibchen legt zwölf bis funfzehn oder gar noch mehrere kleine stumpfe, weiße, am obern Ende mit röthlichen Punkten, die auch zuweilen zusammen geflossen sind, eingefaßte Eyer und zwar des Jahrs zweymal, und brütet sie in dreyzehn Tagen aus. Die Jungen sind vor dem ersten Mausern am Kopfe mehr gefleckt, und haben nicht die glänzend schwarze Rückenfarbe der Alten, gewöhnlich sind sie, wenn sie sich mausern wollen, am Scheitel weiß, die Seiten des Kopfs rauchschwarz, sowie der Rük-

ken, und der Schwanz scheint vor dem ersten Mausern immer länger zu seyn als nach demselben. Vielleicht liegt der Grund blos darin, daß sie Flügel und Schwanz zum erstenmal nicht ausmausern und diese am Körper noch wachsen.

Die Haselmäuse, Baummarder und Wiesel zerstören ihre Brut und im Winter verfolgen sie die Sperber.

Sie läßt sich leicht locken und daher auch leicht fangen, und da sie unter allen Meisenarten am wenigsten scheu ist: so kann man sie auch mit dem Blasrohre erlegen.

Man fängt sie auf dem Tränkherd, wie andere Meisen, sehr häufig.

Ihr Nutzen ergiebt sich aus ihrer Nahrung, und Schaden thun sie gar nicht; denn daß sie die Knospen der Bäume im Herbste und Winter abfräße, giebt man ihr mit Unrecht schuld.

Eine Varietät ist: Die blasse Schwanzmeise. (P. C. pallidus.) Das, was schwarz ist, erscheint aschgrau. Es gewährt dieses in Verbindung mit dem Schneeweißen einen sehr sanften angenehmen Anblick. Es scheint Herrn Bechstein eine ausgeblichene Farbe zu seyn; denn man findet vor der Mauserzeit oft mehrere beysammen, die so gezeichnet sind. S. Bechstein a. a. O.

7. Die Beutelmeise, auch der Pendulin, die Pendulin-Meise, Florentiner Meise, Polnische Beutelmeise, Sumpfbeutelmeise, der Remitz (in Polen), der Cotton-Vogel; Parus *pendulinus*, capite subferrugineo, fascia oculari nigra, remigibus rectricibusque fuscis, margine utroque ferrugineo. Linn. l. c. p. 1014. Parus polonicus s. pendulinus. Briss. av. III. p. 565. n. 11. t. 29, fig.

fig. 2. Mésange de Pologne ou Remiz. Buffon. Penduline-Titmouse. Latham Syn. Bechstein's gemeinnütz. Naturg. a. a. O. S. 751.

Diese Meise hat die Größe einer Blaumeise, ist fünf Zoll lang, und mit ausgespannten Flügeln acht Zoll breit, die Schwingen legen sich auf den dritten Theil des Schwanzes zusammen.

Der Schnabel ähnelt mehr dem Schnabel eines Sängers, ist länglich, spitzig, fünf linien lang und aschgrau; der Augenstern dunkelbraun; die geschilderten Füße sind röthlichaschgrau, die Klauen schwärzlich; die Beine neun Linien hoch, die mittlere Zehe acht Linien und die hintere sechs Linien lang.

Der Vorderkopf ist weißlich; der Hintertheil und Nacken sind aschfarben; die Stirn schwarz, welches sich nach hinten zu in einem Bande unter jedem Auge weg verlängert; der Oberrücken und die Schulterfedern grau mit zimmtfarbiger und einiger röthlicher Mischung; der Unterrücken und Steiß blaßgrau; die Kehle und der Vorderhals sehr blaß aschfarben, röthlich besprengt; der übrige Unterleib blaß gelbroth, am After schwarz gezeichnet; die kleinen Deckfedern der Flügel braun, mit röthlichgelben Spitzen; die größeren schwärzlich, nußbraun geändet, und mit blaß gelbrothen Spitzen; die Flügel- und Schwanzfedern dunkelbraun, weiß geändet, und letztere auch weiß gespitzt. — Der Gesang ist nur mittelmäßig.

Die Heymath dieser Meise ist Polen, Lithauen, Ungarn, Italien und man findet sie auch einzeln in Schlesien. In Rußland ist sie sehr gemein. Sie wohnt gern in wasserreichen Ge-

genden, wo Weidenbäume und Stauden, und Schilf sich befinden, und nährt sich hauptsächlich von Wasserinsecten.

Das, was diese Meise vorzüglich merkwürdig macht, ist ihr sehr künstlich gebautes Nest. Es ist ein Oval, in Gestalt eines Beutels, das unten seinen kleinen Eingang in Gestalt eines Halses hat, der sich an der Seite in die Höhe zieht, und zum eigentlichen Neste führt. Dieser besondere Eingang ist daher ein Schutz gegen alles Wetter. Die Länge des Nestes ist sechs Zoll, die Breite oben mit dem Halse ebenfalls sechs Zoll, unten am Eingange des Halses nur vier Zoll. Es ist an die Spitzen von schlanken Weidenästen oder an Rohrstengel über dem Wasser geflochten. Die Baumaterialien sind Hanffäden, Bastfäden, Grashalmen, Wolle von Pappeln, Weidenkätzchen, Distelflocken, Teichkolben (Typha), welche zu einem dichten, zähen, kaum zerreißbaren Filz verwebt werden. Die Ruthe oder der Stengel, an welchem das Nest schweben soll, ist mit Hanffäden, Bast, oder trocknem Wassergrase umschlungen, das äußere von Grasstengeln und Hanf zusammen geflochten und mit Wolle durchschossen, und die innere Wand besteht aus einer zarten, feinen Wolle, womit auch der Boden sehr stark belegt ist. Zuweilen sind die Nester ganz und gar mit Hanf und andern Bastfasern überspannen. Sie brütet des Jahrs zweymal fünf schneeweiße, grauröthlich gewölkte Eyer in zwölf Tagen aus; das erstemal im April. Um ihre Brut gegen verschiedene Feinde, die sie unter den Raubvögeln und Raubthieren hat, zu schützen, lehrte sie die Natur wohl diesen künstlichen Nesterbau.

In Polen und Rußland werden die Nester sackweise für einen Dukaten verhandelt. — Die Wolle derselben soll die Geschwulst der Hälse vertreiben. — Die Russen erwärmen ihre Füße damit. Sie haben oft schon die Gestalt der Schuhe.

Die abergläubischen Italiener hängen die Nester als ein schützendes Mittel gegen den Blitzstrahl über die Hausthüren; ja halten sogar den Vogel für heilig. S. Bechstein a. a. O.

8. **Die Bartmeise, auch Bartmännchen, spitzbärtiger Langschwanz, kleinster Neuntödter und in Thüringen Rohrmeise;** Parus *biarmicus*, vertice cano, cauda corpore longiore capite barbato. Linn. a. a. O. S. 1011. Mésange barbue ou Moustache. Buff. Bearded Titmouse. Penn. Least Butcherbird. Edw. av. t. 55. Frisch Taf. 8. Fig. 2. Bechstein's getreue Abbild. Heft II. Taf. 9. Fig. 1. 2. und dessen gem. Naturg. a. a. O. S. 754 flg.

Diese schöne Meise trift man sehr häufig in der Gegend des Kaspischen und schwarzen Meeres und in dem Schilfe der hineinlaufenden Flüsse an; weniger häufig in dem nördlichen Europa, in Norwegen, Jütland, Schonen, England, Dännemark und dem nördlichsten Deutschlande *). In Thüringen wohnt sie das ganze Jahr auf dem Schwanensee bey Erfurt, und wird auch einzeln hier und da in andern Gegenden dieser Landschaft gesehen.

*) In Meklenburg hat man sie indessen noch nicht bemerkt, denn Herr Siemssen hat sie in seinem Handbuche zur systematischen Kenntniß der Mekleub. Land- und Wasservögel, Rostock und Leipzig, 1794. 8. nicht mit aufgeführt.

Sie hat ohngefähr die Größe der Kohlmeise, doch ist sie nicht so dick. Ihre Länge beträgt sieben Zoll und die Breite eilf Zoll *). Der Schwanz hat fast die Länge des Körpers, und mißt drey und ein Viertel Zoll, und die Flügel bedecken kaum ein Drittheil desselben.

Der Schnabel ist vier Linien lang, an der Spitze etwas gebogen, im Leibe orangengelb, todt gleich hellgelb, und rund um mit schwarzen Borsten besetzt; die eyrunden Nasenlöcher sind mit vorwärts fallenden weißen Federn bedeckt; der Regenbogen im Auge ist gelb, die Pupille schwarz; die Beine, die Zehen und die etwas langen Krallen sind schwarz, die Beine einen Zoll hoch, die mittlere Zehe neun Linien lang, und die hintere sechs.

Der Kopf ist schön grau (perlgrau). Vom Schnabel bis an die Augen (die Zügel) läuft eine schmale weißliche Binde. Zwey dreyeckige Federbärte von fast ein Zoll Länge haben zur Basis die Gegend vom Schnabel bis zu den Augen, laufen in langen zugespitzten Federn an den Seiten des Halses herab, und geben dem Vogel ein eignes schönes Ansehen. Der obere Theil des Halses, der Rücken, Steiß und die Seiten des Leibes sind braungelb (dunkelorangengelb). Die Schultern bedecken lange seidenartige weißliche Federn. Die Kehle und der Unterhals sind weiß; Brust und Bauch weißlich etwas ins röthliche fallend; der After schwarz; die Kniefedern weißlich. Die Deckfedern der Flügel sind schwarz mit rothbraunen Bändern; die Federn des falschen Flügels ebenfalls schwarz, aber mit weißlichen Rändern; die sechs ersten Schwung-

*) Paris. M. Länge fast 6½ Zoll; Breite 10¼ Zoll.

Schwungfedern schwärzlich, an der äußern Fahne mit breiten schneeweißen Rändern versehen, so daß der zusammen gelegte Flügel vorn ganz weiß aussieht; alle übrigen Schwungfedern bis auf die letzte sind schwarz mit lebhaft rothbraunen Rändern; wenn der Flügel daher zusammen gelegt ist, so sieht man nichts als diese Ränder, und der hintere Theil des Flügel erscheint ganz rothbraun; die letzte Schwungfeder hat einen schwarzen Schaft, und ist an der äußern Fahne schwarz mit rothbraunem Rande, an der innern aber ganz weiß. Unten sind die Schwungfedern grau, und unter jedem Flügel stehen zwey schwarze Flecken. Der Schwanz ist keilförmig und besteht aus zwölf Federn. Die mittlern acht sind oben und unten rothbraun, die äußerste ist von der Wurzel an bis an die Hälfte ihrer Länge oben und unten weiß, und läuft dann schief schwarz aus, die zweyte ist an der äußern Fahne schwärzlich, an der innern rothbraun, an der Spitze weißgrau, unten ist sie weiß.

Das Weibchen unterscheidet sich merklich vom Männchen. Der Schnabel ist etwas heller und zuweilen mit einer dunklen Spitze versehen. Die schwarzen Beine sind auch etwas höher als beym Männchen. Der Kopf, der obere Theil des Halses, der Rücken, Steiß, After und die Seiten des Leibes sind schmutzig grauzelb; doch fällt die Kopffarbe etwas mehr ins Graue, und hat schwärzliche Flecken. Auch auf dem Rücken bemerkt man einige schwärzliche Streifen. Die schwarzen Bartbüschel fehlen. Die Schwanzfedern sind weit heller rothbraun als am Männchen; die zweyte äußere Schwanzfeder ist fast ganz weiß. Alles übrige verhält sich wie beym Männchen.

Man trifft sie nur da an, wo Sümpfe und Seen große morastige und sumpfige Gegenden machen, die Gebüsch, Schilf und Rohr enthalten. Im Sommer bekommt man sie selten zu Gesicht, weil sie da paarweise tief im Rohre leben; eher bemerkt man sie im Winter, wo sie familienweise bald da bald dort herum streifen, sich auch alsdann auf Bäume und Büsche setzen, wenn ihnen die Nahrungsmittel im Rohre ausgehen, oder unter dem Schnee vergraben werden.

Ihre Nahrung besteht in vielerley Insecten, vorzüglich in Wasserinsecten und in dem Saamen des gemeinen Rohrs (Arundo Phragmites L.)

Das Nest steht tief im Rohre, zwischen verwirrt in einander geflochtenen Rohrhalmen oder in den Rohrwurzeln, und ist aus Grashalmen und Pflanzenwolle beutelförmig zusammen gewebt. Das Weibchen legt vier bis fünf blaßrothe braungefleckte Eyer, und brütet sie in Gesellschaft des Männchens in vierzehn Tagen aus. Die Jungen sehen bis zum ersten Mausern dem Weibchen ähnlich, und haben einen dunkelbraunen Schnabel und braune Füße.

Diese Meisen sind nicht scheu, und lassen sich leicht mit der Flinte und dem Blasrohre erlegen.

Ihr Fleisch schmeckt gut. Man kann sie auch im Käfig halten. Man füttert sie öfters mit Ameiseneyern und Mohnsamen, bald lernen sie aber auch Hanfsamen und das gewöhnliche Stubenfutter fressen. Büffon sagt, ein Paar Bartmeisen, das die Gräfin Albemarle im Käfig gehabt und habe durchkommen lassen, wären die Stammältern dieser Vögel in England. Allein

lein dieß ist wohl ungegründet; denn jezt weiß man, daß diese Vögel sehr häufig in England sind. Zu der Zeit, da Büffon dieß schrieb, hatte man diesen Vogel, der sich so gern dem menschlichen Auge entzieht, nur noch höchst selten bemerkt, daher diese Vermuthung. S. Bechstein a. a. O.

Nächst den bisher genannten, in Deutschland, wenigstens in Europa, einheimischen Meisen, will ich noch einer ausländischen erwähnen, die in einiger Hinsicht bemerkenswerth ist.

9. Capische Meise, auch die Halbtrauer; Parus *capensis*, ex cinereo dilute griseus, remigibus nigris margine albis, cauda supra nigra subtus alba. Linn. l. c. p. 1011. Petit Deuil. Buff. *) Mésange du Cap de bonne Esperance. Sonnerat Voy. II. p. 206. t. 45. Cape Titmouse. Latham Syn.

Die Farben dieser kleinen Meise, welche sich am Vorgebirge der guten Hoffnung aufhält, sind diejenigen, welche die Halbtrauer ausmachen, nähmlich schwarz, grau und weiß, weshalb Herr von Büffon dieser Art den obigen Nahmen beylegte. Der Kopf, der Hals, das Obere und Untere am Leibe sind hellaschgrau, die Schwungfedern schwarz mit weißen Rändern, der Schwanz oben schwarz, unten weiß, die Iris, der Schnabel und die Füße sind schwarz.

Diese Meise kommt der Beutelmeise und der Schwanzmeise, in der Art ihr Nest zu bauen, nahe. Sie bauet es in dem dichten Gebüsche, aber nicht an den Enden der Zweige. Das Männchen arbeitet daran mit dem Weibchen in

*) Deutsche Uebersetzung von B. C. Otto, 17. B. Berlin, 1790. S. 130 ff.

Gemeinschaft; dasselbe schlägt mit Gewalt mit den Flügeln an die Seiten des Nestes, und bringt die Ränder näher an einander, die sich an einander schließen, und abgerundet wie eine länglichte Kugel werden. Der Eingang ist an der Seite, die Eyer liegen im Mittelpunkt am sichersten und wärmsten Orte. Alles dieses findet sich auch am Neste der langschwänzigen Meise; was aber daran nicht ist, ist eine besondere Wohnung, worin sich das Männchen aufhält, während das Weibchen brütet.

Viel andere Meisen und meisenartige ausländische kleine Vögel findet man in des Herrn von Büffon's Naturgeschichte der Vögel, aus dem Franz übersetzt und mit vielen Anmerk. Zusätzen und vielen Kupfern vermehrt durch B. C. Otto XVII. Band Berlin, in der Paulischen Buchhandlung, 1790. 8. S. 1—191, wohin ich die Leser verweisen muß.

Meise (Aschen-) s. oben S. 26.
— (Bart-) s. oben S. 37.
— (Belz-) S. oben S. 29.
— (Berg-) s. oben S. 30.
— (Beutel- und Polnische Beutel-) s. oben, S. 34.
— (Blau-) s. oben, S. 19.
— (Bley-) s. oben, S. 19.
— (Brand-) s. oben, S. 4.
— (bunte Tannen-) s. oben, S. 26.
— (By-) s. oben, S. 26.
— (Capische) s. oben, S. 41.
— (Finken-) s. oben, S. 4.
— Florentiner) s. oben, S. 34.
— (Garten-) s. oben S. 26.
— Gras-) s. oben, S. 4.
— Grau-) s. oben, S. 26.
— graue) s. oben, S. 26.
— (große schwarze) s. oben, S. 4.

Meise (Hanf-) ſ. oben, S. 26.
— (Harz-) ſ. oben, S. 22.
— (Haubel-) ſ. oben, S. 2.
— (Hauben-) ſ. oben, S. 2.
— (Heiden-) ſ. oben, S. 2.
— Holz-) ſ. oben, S. 22.
— (Hörner-) ſ. oben, S. 2.
— (Hunds-) ſ. oben, S. 22 und 26.
— (Jungfern-) ſ. oben, S. 19.
— (Käſe-) ſ. oben, S. 19.
— (Kleine) ſ. oben, S. 22. Kleine Kohlmeiſe, ſ. oben, S. 18 und S. 22. Kleine Speckmeiſe, ſ. oben, S. 18.
— (Kobel-) ſ. oben, S. 2.
— (Kohl-) ſ. oben, S. 4.
— (Koth-) ſ. oben, S. 26.
— (Kreuz-) ſ. oben, S. 22.
— (Kupf-) ſ. oben, S. 2.
— (Kupp-) ſ. oben, S. 2.
— (langgeſchwänzte) ſ. oben, S. 29.
— (Lock-) ſ. oben, S. 12 fl.
— (Mehl-) ſ. oben, S. 19 und S. 29.
— (Merl-) ſ. oben, S. 19.
— (Mönch-) ſ. oben, S. 26.
— (Moor-) ſ. oben, S. 29.
— (Münch-) ſ. oben, S. 26.
— (Murr-) ſ. oben, S. 26.
— (Nonnen-) ſ. oben, S. 26.
— (Pech-) ſ. oben, S. 22.
— (Pendulin-) ſ. oben, S. 34.
— (Pick-) ſ. oben, S. 4.
— (Pimpel-) ſ. oben, S. 19.
— (Pinel-) ſ. oben, S. 19.
— (Platten-) ſ. oben, S. 26.
— (Rict-) ſ. oben, S. 26.
— (Rind-) ſ. oben, S. 26.

Meise (Rohr-) s. oben, S. 34.
— (Rudel- oder Ruhrmeise) s. oben, S. 12.
— (Sobische) s. oben, S. 21.
— (Schilf-) s. oben, S. 26.
— (Schinken) s. oben, S. 4.
— (Schnee-) s. oben, S. 29.
— (Schopf-) s. oben, S. 2.
— (Schwanz) s. oben, S. 29.
— (Schwarz-) s. oben, S. 4 und S. 22.
— (Specht-) Sitta Linn., s. in S.
— (Speck-) s. oben, S. 4 und Sumpfmeise, oben, S. 26. Kleine Speckmeise, s. oben S. 22.
— (Sperr-) s. oben, S. 22,
— (Spiegel-) s. oben, S. 4.
— (Strauß-) s. oben, S. 2.
— (Sumpf-) s. oben, S. 26.
— (Sumpfbeutel-) s. oben, S. 34.
— (Tannen-) s. oben, S. 22. Bunte Tannenmeise, s. oben, S. 26. Weiße Tannenmeise, s. oben, S. 26.
— Wald-) s. oben, S. 22.
— (weiße Tannen-) s. oben, S. 26.
— (Zahl-) s. oben, S. 30.
— (Zogel-) s. oben, S. 30.

Meisel, der, so wird in Schmelzhütten ein langes Eisen mit einem Stiele genannt, daran ein dikkes und rundes Holz steckt, mit welchem man das, was im Schürloche noch sitzen bleibt, loszustoßen pfleget. Dieses Wort ist ohne Zweifel ursprünglich mit Meißel einerley, obgleich es von mehreren Schriftstellern davon getrennt wird.

Meisenfang, s. unter Meise, oben, S. 10 und anderwärts in diesem Artikel.

Meisenfink, ein Nahme der Kohlmeise; s. oben, S. 10.

Meisenhütte, s. im Art. Meise, oben, S. 10.

Meisenkasten, s. daselbst, S. 17.

Meisenkloben, s. daselbst, S. 16.

Meisenkönig, s. daselbst, S. 26. Auch ist dieses ein Nahme des **Zaunkönigs**, Motacilla Troglodytes Linn.

Meisenlaus, eine Art Läuse, welche sich an den Kohlmeisen findet. Pediculus Pari Linn.

Meisenleyer, ein Werkzeug zum Meisenfange. S. oben, S. 14.

Meisenmönch, eine Art der Motacillen, Motacilla Atricapilla Linn., welche auch Mönch und schwarzköpfige Grasmücke genannt wird.

Meisenpfeife, s. unter Meise, oben, S. 12.

Meisenschlag, s. Meisenkasten.

Meisentanz, ein Werkzeug der Vogelsteller, welches aus einem Gestelle mit mehreren auf kleine Stangen gehängten Sprenkeln besteht, Meisen damit zu fangen. S. oben, S. 13.

Meiske, ein Nahme der Mungo-Bohne, Phaseolus Mungo Linn., welche in Ostindien einheimisch ist.

Meiß, der, ein nur im Forstwesen einiger Gegenden übliches Wort, ein Gehau, einen Hau, oder einen Schlag zu bezeichnen. Einen Wald in gewisse Meisse theilen, in Haue oder Gehaue. Daher das zusammengesetzte abmeissen, abtreiben, abhauen.

Es scheinet zu dem Worte Maß zu gehören, so fern solches einen abgemessenen oder abgetheilten Bezirk bedeutet, oder mit noch mehrerer Wahrscheinlichkeit zu dem Geschlecht des Wortes Meissel, Messer ꝛc., so daß es mit Hau und Gehau gleichbedeutend ist. Im Oberdeutschen wird es Meis und Meisen geschrieben.

1. Meissel, die, bey einigen auch der, bey den Wundärzten ein aus geschabter Leinwand gedre-

heter

heter kleiner Cylinder, oder ein solches Bäuschlein, sie in die Wunden zu legen. Niederf. die Wieke, Franz. Charpie. S. im Art. Karpie, Th. 35. S. 161.

Ohne Zweifel mit dem folgenden von meissen, schneiden, hauen, schaben, und dem Suffixo — el, ein Ding, so daß es, so wie das Franz. Charpie, von dem Niederf. scharben, scherben, eigentlich ein geschabtes Ding, und in eigener Bedeutung, geschabte Leinwand bezeichnet. Bey einigen ist es auch im männlichen Geschlechte üblich, der Meissel.

2. Meissel, der, ein Werkzeug zum Schneiden, Hauen oder Stechen, in welchem Verstande es nur noch in engerer Bedeutung von verschiedenen schmahlen mit einem langen Hafte versehenen Werkzeugen dieser Art gebraucht wird. Die Bildhauer nennen alle stählerne Werkzeuge, Holz oder Stein vermittelst des Schlägels zu bearbeiten, Meissel. Die Meissel der Tischler und Zimmerleute sind von ähnlicher Art, und werden zuweilen Stämmeisen und Durchschläge genannt. Ein Meissel mit gekrümmter und hohler Schneide heißt bey den Tischlern und Drechslern ein Hohleisen, so wie der Stechbeutel der ersiern ein an der Schärfe breit und schief geschliffener Meissel ist, das Holz mit der Faust gerade zu bestoßen. Die flachen, mit schräger Schneide versehnen Dreheisen der Drechsler, führen gleichfalls den Nahmen der Meissel, und bey den Feilenhauern werden alle Werkzeuge ohne Häft, die Feilen damit gitterförmig zu hauen, Meissel genannt. Die ähnlichen Werkzeuge, in Metall damit zu graben oder stechen, welche bey andern Metallarbeitern Grabstichel Bunzen heissen, führen bey den Schwertfegern den Nahmen der Meisselchen, so wie die runden Hauer bey den Klämpenern Meissel heissen.

Im

Im Bergbaue ist der Meissel ein Eisen mit einem langen Hafte, dasjenige was sich in dem Ofenloche angesetzt hat, damit abzustoßen. In dieser letzten Bedeutung schreiben manche es Meisel, welches offenbar aber unrichtig ist.

Im Dän. Meisel Es ist vermittelst des Suffixi — el, welches ein Werkzeug bedeutet, von dem veralteten Zeitworte meissen, schneiden, hauen, graben, stechen, gebildet, welches ein Intensivum oder Iterativum von meiden, mähen, schneiden, zu seyn scheint, oder doch genau damit verwandt ist. Meissel und Messer sind eigentlich nur in der Mundart verschieden. Adelung.

Die nähere Beschreibung der Meissel verschiedener Künstler und Professionisten kommt in den besondern Artikeln vor, welche davon handeln. Doch muß ich hier etwas von den Meisseln der Bildhauer anführen, weil davon noch nichts gesagt ist, und dann noch verschiedene Bemerkungen und Nachweisungen über allerley andere Meissel hinzufügen.

Die Meissel der Bildhauer und Bildgraber kann man nach Herrn Pernety *) unter vier Gattungen bringen.

Die erste Gattung machen diejenigen Meißel aus, welche man Spitzmeißel nennt. Zu dieser Gattung gehöret:

Poiçon, ein kurz zugespitzter Meißel, von bloßem Stahl, oder von gestähltem Eisen, dessen Figur, wie die Bildhauer ihn brauchen, den Block Marmor aus dem gröbsten zu bearbeiten, Fig. 5050. A, zu sehen ist. Die Franzosen geben diesen Namen auch einem rund zulaufenden Meißel. Von beyden Arten hat man theils kleine, theils große. Außer den Bildhauern dienen sie noch den Bildgrabern in hohler und in erhobener Arbeit, und einigen andern Künstlern und Werkleuten. Den poiçon der Goldschmiede, womit sie getriebene Arbeit machen, nennt man im Deutschen Punze.

Pointe,

*) S. dessen Handlexicon der bildenden Künste. S. 20

Pointe, ein länglich zugespitzter, wohl gestählter Meißel, dessen sich die Bildhauer bedienen, um den zugehauenen Block seiner Bildung zu nähern. Dieses nennen die Franzosen approcher à la pointe. B.

Hongnette, ein rautenförmig zugespitzter Meißel, von wohl gehärtetem Stahl; die Bildhauer in Marmor brauchen ihn sehr. C.

Die andere Gattung sind die Meißel mit Zähnen. Die Arten von dieser Gattung sind:

Dent de chien, oder doublepointe, ein Meißel mit zween breiten Zähnen, welchen die Bildhauer nach der Arbeit mit dem länglich zugespitzten Meißel zur feinern Ausbildung ihrer Werke brauchen, weil er nicht so sehr angreift, wie jener. Dieses heißt im Französischen approcher à la doublepointe. D.

Gradine, Gradir-Eisen, ein stählerner Meißel mit drey breiten Zähnen, welcher den Bildhauern zur Fortsetzung ihrer Arbeit nöthig ist, wenn der vorige Meißel mit zween Zähnen seine Dienste gethan hat. E.

Fermoir, ein Meißel von Stahl mit drey breiten Zähnen und einem Hefte. Die Bildhauer brauchen ihn zur Arbeit in Steinen, welche nicht so fest, als der Marmor, sind. Sie haben auch einen ähnlichen Meißel ohne Zähne, wie das ordentliche Stemmeisen der Tischler. F.

Riflard, ein Meißel voll spitziger Zähne, mit einem Hefte. Auch dessen bedienen sich die Bildhauer. G.

Ripe, ein gekrümmter Meißel der Bildhauer, dessen rundliche Schneide lauter spitzige Zähne sind. Man braucht ihn zur Beschabung der Figuren. H.

Ciseau en marteline, ein Meisel mit einer zahnförmigen Fläche, dessen sich die Bildhauer bedienen, den Marmor aus dem Rauhen zu bearbeiten. I.

Von der dritten Gattung, zu welcher die Meißel mit einer flachen und ebenen Schneide gehören, kommen zweyerley Arten vor:

Die eine Art, welche nur mit dem allgemeinen Namen Meißel (Ciseau) benennt wird, ist von sehr gutem Stahle. K. Die Bildhauer brauchen ihn, um die Streifen, welche der Meissel mit drey Zähnen auf dem Marmor gelassen hat, wegzunehmen; und indem sie dieses Werkzeug geschickt, und fein führen,

ren, ertheilen sie der Figur ein sanftes und zartes Wesen, bis sie endlich mit einer Raspel kommen, wodurch sie das Werk in Stand setzen, polirt zu werden.

Die andre Art ist das oben in diesem Artikel unter dem Worte Fermoir angezeigte Stemmeisen. Man hat dergleichen von allerhand Größe. Im Formschneiden braucht man die kleinen zur Wegnehmung und Aufhebung der Felder, welche man zuvor mit dem Federmesser und der Nadelspitze an ihrem Rande von den Umrissen und Zügen rein abgelöset hat.

Zur vierten Gattung der Hohleisen oder Hohlmeissel gehört

Goude, ein stählernes hohlschneidendes Werkzeug, mit einem hölzernen Hefte. Die Bildhauer und Formschneider, welche dieses Werkzeug sehr brauchen, haben dessen große und kleine Sorten.

Alle solche Eisen zuzurichten muß ein Künstler sich nicht scheuen in das Schlosser- und Schmiedehandwerk zu pfuschen. Er braucht also den Ambos, den Hammer, den Blasebalg, die Zange, und anderes Zugehör. Das schwerste hierbey ist aber die Kunst, dem Eisen allezeit die sicherste und richtigste Härte zu geben. Die beste wird in Italien die Tempra d'oro oder die Goldhärte, in Deutschland aber die hafergelbe Härte genannt. Die Ursache dieser Benennung ist die Farbe, welche man am Eisen wahrnimmt, wenn es glühend gemacht und im Wasser abgelöscht worden. Dieses geschieht auf allerhand Art. Das Eisen wird glühend, entweder langsam, oder geschwinde, halb oder ganz, nach und nach, oder öfters, und allezeit tiefer eingetaucht. Jede Art macht eine besondere Wirkung. Einige bedienen sich eines Topfes, worin sie das Eisen in Sand eingraben, alles im Ofen glühend werden und dann wieder abkühlen lassen. Einige lassen es so glühen, daß es noch eine höhere

Röthe als die Kirschen erhält, in dieser Farbe tauchen sie es in frisches Brunnenwasser. Doch läßt sich hierüber im allgemeinen nichts bestimmtes sagen, indem es vielerley Eisenarten gibt, die eine verschiedene Behandlung erfordern. Im Art. Stahl werde ich mehr davon sagen *).

Meissel der Bleyarbeiter ist ein Werkzeug, um das Bley aufzukratzen, und davon die oberste Schale abzuschälen, damit die Löthung daran fester hafte. Die Bleyarbeiter bedienen sich dessen zu gerollten Röhren, zu den Küffleins und in den Wasserbehältern.

Meissel der Büchsenschäfter, sind sehr mannigfaltig. Es ist aber nicht der Mühe werth, sie alle zu nennen, denn es würde doch nur größtentheils darauf hinauslaufen, daß einige eine gerade, andere eine Schneide gleich einer halben Walze haben. Die ersten nennt man **Flachmeissel**, die letztern aber **Hohlmeissel**. Die Abänderungen entstehen mehrentheils aus der verschiedenen Größe, denn der Professionist muß Vertiefungen von verschiedener Art ausmeisseln. Der stärkste Flachmeissel heißt der **Ballenmeissel**, weil er an der Schneide einen Ballen, oder eine starke schräge Fläche hat. Die Schneide der **Kreuzmeissel** ist eben so geschärft, wie bey dem Grabstichel, und der Meissel darf auch nicht stärker seyn, weil man hiermit ganz kleine Ruthen ausstricht. Die Schneide der kleinsten Meissel

*) Cosmus Medices soll ein Geheimniß gewußt haben: gewisse Kräuter zu destilliren, und ein Wasser daraus zu ziehen, in welchem die glühenden Eisen, wenn man sie darein tauchte, von solcher Härte wurden, daß sein Bildhauer Franzesco Tadda mit denselben eine große Muschel von Porphyr zu einem Brunnen verfertigen konnte. S. Köremon's Natur und Kunst zu Gemählden, Leipzig und Wien bey Gräffer, 1770. 8. II. Th. S. 22.

sel von aller Art ist kaum einige Linien breit, und diese thun alsdenn die besten Dienste, wenn der Büchsenschäfter Bildhauerarbeit verfertiget.

Meissel der Drechsler, sind überhaupt Dreheisen, welche eine schiefe Schneide haben. Ein solcher Meissel (man sehe Fig. 5091.) ist flach und hat vorn eine Schneide, die von a bis b etwas schräge hinab gehet. Diese Schneide ist an beyden Seiten gleichmäßig zugeschliffen, und das Eisen hat auf einer Seite keine sogenannte Ballen oder Bahn. Der Drechsler besitzt übrigens große und kleine, breite und schmale Meissel und wählt einen oder den andern nach der Größe und Beschaffenheit der Arbeit. Der **Schlichtmeissel** ist dem vorigen in aller Absicht gleich, er hat nur eine feinere und schärfere Schneide.

Meissel der Feilenhauer, s. unter Feile, Th. 12, S. 486 fl. und Raspel.

Meissel der Formschneider, s. unter Formschneider, Th. 14, S. 491 fl.

Meissel der Gärtner, s. Baummeissel, Th. 4, S. 26, und unter Obstbaum.

Meissel der Gelbgießer, ein Dreheisen, dessen Spitze ovalrund, aber nicht geschärft ist, womit derselbe auf dem Drehstuhle seine abgedrehten Arbeiten in den Vertiefungen ebnet; denn die scharfen Kanten müssen das Metall glätten. Der Professionist wählt aus einer großen Anzahl dieser Eisen dasjenige, welches in die Vertiefung paßt. Fig. 5092. A. B. sind ein paar Meissel dieser Art abgebildet.

Meissel der Glaser, ist ein Flachmeissel, welcher zur Eröffnung der Fugen in den Fenstern gebraucht wird. S. Fig. 5093.

Meissel der Grobschmiede, s. Schrotmeissel oder Schrothammer, im Art. Hammer, Th. 21, S. 331 und Fig. 1184 daselbst; desgleichen im Art. Huf, Th. 25, S. 397 und im Art. Kutsche, Th. 57, S. 428 und Fig. 3483. daselbst. Eine andere Art der Meissel der Grobschmiede sind die Buchsenmeissel, welche im Art. Kutsche, Th. 57, S. 330 beschrieben, und Fig. 3496. a und b abgebildet sind.

Meissel der Gürtler. Die Gürtler haben einen runden, an einem Ende hohlen Meissel oder Stämpel, runde Scheiben aus einer Messingplatte damit zu hauen, welcher der Hauptstämpel oder Hauer genannt wird. S. unter Knopf, Th. 41, S. 618 und Fig. 2284. das. Von einigen wird auch der Vertiefstämpel, eben daselbst, S. 619 und Fig. 2287. mit zu den Meisseln gerechnet.

Meissel der Holzarbeiter, sind Metssel im eigentlichen Verstande, und sie haben eine gerade und eine schiefe Seite, um der Schneide desto mehr Haltung zu geben.

Meissel der Huf- und Waffenschmiede, s. Meissel der Grobschmiede.

Meissel der Kammmacher, s. Preßmeissel, unter Horn, Th. 25, S. 245, und Fig. 1413. daselbst.

Meissel der Klempener, als Scharf-, Flächel-, Putz-, Durchbrech-, Karnissel-, Zier- oder Verzier- und Buckelmeissel, s. im Art. Klempener, Th. 40, S. 351—352 und die dazu gehörige Fig. 2195.

Meissel der Kupferschmiede, womit sie die Kupferbleche oder den eisernen Draht zertheilen, s. im Art. Kupferschmid, Th. 56, S. 265,

265, und Fig. 3363. Ihren Schrotmeissel, daselbst, S. 260.

Meissel der Probierer. Die Probierer im Hüttenbaue haben einen halbrunden und gebogenen Meissel, welcher der Hohlmeissel heißt, das zum Probieren nöthige Silber aus dem Brandsilber damit auszuhauen; daher er auch der Aushebmeissel genannt wird.

Meissel der Raquetenmacher, s. in R.

— der Sattler, s. in S.

— der Schieferbrecher, s. in S.

— der Schiffszimmerleute, zum Dichten oder Kalfatern der Schiffe, s. im Art. Kalfatern, Th. 32, S. 606—607.

Meissel der Schlösser, s. in S.

— der Schmiede, s. Meissel der Grobschmiede, Kupferschmiede und Schlösser. — Der Meissel der Ankerschmiede ist eine Art eines Keils von wohlgehärtetem Stahle, der in ein großes Stück Holz eingemacht ist, (s. Fig. 5094.) welches ihm zum Stiele dient. Der Ankermeister hält den Stiel, während daß Schmiede auf den Kopf des Meissels schlagen, dessen Schneide auf das überflüßige Eisen gestellt ist.

Meissel der Schwertfeger, s. oben, S. 46. und in S.

Meissel der Thierärzte, ein meisselförmiges scharfes Werkzeug, dessen man sich zur Abschlagung der Knochenauswüchse bedient, indem man mit dem Hammer oder Stückchen Holz darauf schlägt.

Meissel der Tischler, s. oben, S. 46 und in S.

Meissel der Windenmacher, der Haumeissel oder Hauer, ein Meissel mit schräger Fläche, vermittelst dessen sie die Zwischenräume

zwischen den Zähnen der eisernen Räder aushauen, und der Kirschholzmeissel; s. in W.

Meissel der Wundärzte, ein Meissel, den man ehemahls vorzüglich bey der Amputation der Fingergelenke, wie auch der Köpfe der Ellenbogenröhre und Armspindel gebrauchte; für die erste Absicht ist er, wegen der öfters verursachten Zersplitterung, ein schädliches, und daher außer Gebrauch gesetztes Werkzeug. —

Meissel der Zeugschmiede, s. in Z.

— der Zimmerleute, s. in Z.

Die besten Meissel liefern uns England, Frankreich, Steyermark, die Grafschaft Mark in Westphalen ꝛc. In Deutschland sind Iserlohn, Ruhl, Schmalkalden; in der Schweiz Aarau; in den Niederlanden Lüttich, durch die guten Meissel, die sie liefern, vorzüglich in Ruf.

Meissel (Ausheb-), ein Meissel der Probierer, s. oben, S. 53.

— (Ballen-), ein Meissel der Büchsenschäfter, s. oben, S. 50.

— (Baum-), ein Meissel der Gärtner, s. oben, S. 51.

— (Buchsen-), ein Meissel der Grobschmiede, s. oben, S. 52.

— (Buckel-), ein Meissel der Klempener, s. oben, S. 52.

— (Durchbrech-), ein Meissel der Klempener, s. oben, S. 52.

— (Flach-), der Nahme der Meissel verschiedener Künstler und Handwerker, s. oben, S. 50 und S. 52.

— (Flächel-), ein Meissel der Klempener, s. oben, S. 52.

— (Grund-), ein Meissel der Formschneider, s. Th. 14, S. 492.

Meissel (Haft-), ein Meissel der Büchsenschäfter, s. oben, S. 50.
— (Hart-), ein Meissel der Sattler, s. in S.
— (Hau-), ein Meissel der Windenmacher, s. in W.
— (Hohl-), ein Nahme der Meissel bey verschiedenen Handwerkern, wenn sie halb walzenförmig sind; s. oben, S. 50. 53.
— (Kalt-), ein Meissel der Schmiede, womit das Eisen kalt von einander gehauen wird.
— (Karnissel-), ein Meissel der Klempener, s. oben, S. 52.
— (Knochen-), s. Meissel der Thier- und Wundärzte.
— (Kirschholz-), ein Meissel der Windenmacher, s. oben, S. 54.
— (Kreutz-), ein Meissel der Schlösser, s. in S.
— (Preß-), ein Meissel der Kammmacher, s. oben, S. 52.
— (Putz-) ein Meissel der Klempener, s. oben, S. 52.
— (Satz-) ein Meissel verschiedener Handwerker, Nietnägel damit anzutreiben.
— (Scharf-) ein Meissel der Klempener, s. oben, S. 52.
— (Schlicht-) ein Meissel der Drechsler, s. oben, S. 51.
— (Schrot-) ein Meissel der Grobschmiede und anderer Eisen- und Metallarbeiter; s. oben, S. 52. 53.
— (Silber-) ein Werkzeug in Gestalt eines Meissels, das Blicksilber in den Schmelzhütten damit von dem Herde abzuheben; der Silberspieß.
— (Spitz-) Meissel der Bildhauer, s. oben, S. 47.
— (Stein-) ein Meissel der Mäurer, um Löcher in die Mauern zu machen.

Meissel (Verzier-) } ein Meissel der Klempener
— (Zier-) } s. oben, S. 52.

Meiss:lbohrer, im Bergbaue, eine Art des Erdbohrers mit einer meisselförmigen Schneide, in Kalk- oder anderes Gestein damit zu bohren.

Meisselhalter, ein Stück an der Feilenmaschine; s. unter Feile, Th. 12, S. 487.

Meisselrinde, eine Art Korallen, Flustra truncata, Linn. s. unter Koralle, Th. 44, S. 312.

Meißnische Münze, s. Sächsische Münze.

Meißnisches Porzellan, s unter Porzellan.

Meißnischer Probierstein, s. unter Basaltes, Th. 3, S. 575.

Meistbiethend, welches im gemeinen Leben und der gerichtlichen Schreibart, für der am meisten biethende, grösstentheils als ein Hauptwort üblich ist. Etwas dem Meistbiethenden verkaufen, denen, welche am meisten bieten. S. unter Auction, Th. 2, S. 645.

Meister, ein altes Wort, welches nach Herrn Adelung's Auseinandersetzung in folgenden Bedeutungen vorkommt.

1. Ueberhaupt, der vornehmste unter mehreren einer Art, der Vorgesetzte; eine nur noch in einer großen Menge von Zusammensetzungen übliche Bedeutung, wo es Vorgesetzte von allen Arten des Ranges und der Würde bedeutet. Dergleichen sind, Hofmeister, Forstmeister, Jägermeister, Feldzeugmeister, Rittmeister, Bürgermeister, Baumeister, Bettmeister, Brunnenmeister, Büchsenmeister, Capellmeister, Küchenmeister, Quartier-Meister, Proviant-Meister, Kellermeister, Münzmeister, Schulmeister, Mauermeister, Postmeister, Schatzmeister, Bothenmeister, Zahlmeister, und hundert andere mehr, wo es bald einen Vorgesetzten mehrerer

mehrerer Personen einer Art, bald aber auch gewisser Sachen bezeichnet. Für sich allein ist es in dieser Bedeutung, wenigstens in der anständigen Schreibart veraltet. Bey dem Willeram heißt die vornehmste Kirche nnter mehreren Meisterinna. Nur der Abdecker oder Feldmeister wird an einigen Orten Meister schlechthin genannt. S. Meisterey.

2. In engerer Bedeutung.

1) Der vornehmste der Macht nach, der Herr, der Macht und Stärke nach, Schwed. Meitare, eine ihrem Umfange nach gleichfalls veraltete Bedeutung. Jemanden für seinen Meister erkennen, dessen überlegene Stärke einräumen; im gemeinen Leben. In der vertraulichen Sprechart ist diese Bedeutung nur noch in einigen Arten der Ausdrücke üblich, wo es im männlichen Geschlechte allein von beyden Geschlechtern gebraucht wird, und im Singular am üblichsten ist. Sich von etwas Meister machen, ohne Artikel, sich dessen bemeistern. Den Meister spielen, mit überlegener Macht wirken. Seiner selbst nicht Meister seyn, sich nicht in seiner Gewalt haben; gleichfalls ohne Artikel.

2) Den Kenntnissen, und besonders der Geschicklichkeit nach.

a. Ueberhaupt, wo es gleichfalls nur noch in einigen Fällen üblich ist. Einen großen Künstler einen in seiner Wissenschaft vorzüglich erfahrnen Mann pflegt man oft einen großen Meister, einen Meister in seiner Kunst, in seiner Wissenschaft, und wenn es eine Person weiblichen Geschlechtes ist, eine Meisterinn zu nennen, ohne daß diesem Worte hier etwas von dem Verächtlichen der folgenden Bedeutung eines Handwerksmeisters anklebte. Die Meisterinn

der Lieder, heißt die Nachtigall mehrmals bey den Dichtern. Ehedem pflegte man auch die Doctores und Magistros auf Universitäten im Deutschen Meister zu nennen, welche Bedeutung aber veraltet ist. Meister Fuchs, heißt der Fuchs noch im Scherze, wegen seiner überlegenen List.

b. In engerer Bedeutung.

a. Ein Künstler, besonders ein Künstler von vorzüglicher Geschicklichkeit. Thubalkain, der Meister in allerley Erz- und Eisenwerk, 1 Mose 4, 22. Im Hochdeutschen ist es auch hier veraltet, außer, wenn es in der vorigen Bedeutung gebraucht wird, einen Künstler von vorzüglicher Geschicklichkeit zu bezeichnen.

β. Einen Handwerksmann, welcher sein Handwerk gehörig erlernet, und sich das Recht erworben hat, Gesellen und Lehrlinge halten zu dürfen, entweder wegen seiner überlegenen Erfahrung, oder auch in der folgenden Bedeutung, so fern er dem Lehrlinge entgegen gesetzt wird. Dessen Ehegattinn die Meisterinn. Es wird in dieser Bedeutung, welche überhaupt dem ganzen Worte einen niedrigen Nebenbegriff verursacht hat, nur von den eigentlichen Handwerkern gebraucht, dagegen bey Künstlern und andern ähnlichen Lebensarten die Ausdrücke Principal, und in Beziehung auf den Lehrling, Lehrherr u. s. f. üblich sind. Meister werden, sich auf die gebräuchliche Art das Recht erwerben, ein Handwerk öffentlich treiben, und Gesellen und Lehrlinge halten zu dürfen. Der Dorfmeister, ein Handwerksmeister auf einem Dorfe, zum Unterschiede von einem Stadtmeister. Im Franz. heißt daher ein Handwerk und in weiterer Bedeutung eine jede Handthierung Metier, ehedem Mestier,

im Ital. Mestiere, — Von Meister in dieser Bedeutung s. weiter unten mehr.

γ. Ein Lehrer, im Gegensatze des Schülers; der **Lehrmeister**. **Der Jünger ist nicht über seinen Meister.** Vermuthlich hat man es um der vorigen Bedeutung willen auch in diesem Verstande veralten lassen, denn wenn noch jetzt ein Schüler seinen Lehrer seinen Meister nennt, so geschiehet es nur noch im vertraulichen Scherze.

Doch braucht man es noch in einigen Zusammensetzungen von solchen Personen, welche in gewissen freyen Künsten Unterricht ertheilen. Dergleichen sind **Sprachmeister, Rechenmeister, Zeichenmeister, Tanzmeister, Exercitien-Meister, Schreibemeister** ꝛc. Wenn es von Künstlern, im Gegensatze des Schülers zuweilen auch noch außer der Zusammensetzung gebraucht wird, z. B. in die Hände eines schlechten Meisters fallen, so scheint es hier vielmehr die allgemeinere Bedeutung eines Kunsterfahrnen zu haben.

3. In weiterer Bedeutung derjenige, welcher ein Werk hervor gebracht hat, im Gegensatze des **Werkes**; so wohl um der überlegenen Kenntniß und Geschicklichkeit, als auch um der überlegenen Gewalt willen. **Das Werk lobet den Meister** *).

Was

*) In den meisten der obigen Bedeutungen schon seit des Kero Zeiten Meistar, im Engl. Master, im Schwed. Mestare, im Isländischen Meistare, im mittlern Lat. Meistralis, im Wallis. Meistri, im Wend. Mojster, im Franz. Maitre, im Ital. Maestro, im Wallach. Mastoru, und Alban. Mjestar. Es ist wegen des hohen Alters und weiten Umfangs dieses Wortes nicht wahrscheinlich, daß es, wie man gemeiniglich behauptet, aus dem Lat. Magister entlehnt worden; glaublicher aber, daß es ein gleichzeitiger Seitenverwandter desselben ist. Es

Was nun die Handwerksmeister insonderheit betrifft, so ist davon im Art. Handwerk, Th. 21, S. 468 fl. in mehreren Rücksichten schon etwas gesagt worden, worauf ich mich der Kürze wegen hier beziehen kann. Ich finde es zur Vollständigkeit der Sache gleichwohl für nöthig, hier aus dem allenthalben so musterhaft gefundenen Allgem. Landrechte für die Preußischen Staaten die in Ansehung der Handwerksmeister gegebenen Gesetze anzuführen, und dann von den Gesetzen und Zunftgebräuchen der Meister in Deutschland überhaupt zu handeln.

Vom Meisterrechte und dessen Erlangung handelt das Allgemeine Landrecht im VIII. Titel des zweyten Theils §. 247 — 262 und es bestimmt darüber folgendes:

§. 247. Was außer der Gewinnung des Bürgerrechts, zur Aufnahme in eine Zunft, als Meister erforderlich sey, bestimmen die Zunftartikel und die Gildebriefe.

§. 248. Niemanden soll die Aufnahme in eine Zunft, als Meister, blos aus dem Grunde, weil er bereits verheyrathet ist, versagt werden.

§. 249. Wer einmal als Lehrbursche, und in der Folge als Geselle, in eine Zunft gehörig aufgenommen worden, dem darf die Zunft die Aufnahme als Meister, wenn er übrigens den Erfordernissen der Innungsartikel Gnüge leistet, unter keinerley Vorwand verweigern.

§. 250. Wer Meister werden will, muß seinen Lehrbrief und seine Kundschaft der Zunft vorlegen, und dadurch seine bisherige gute Aufführung nachweisen.

§. 251. Vor der Aufnahme muß er ein Meisterstück, unter Aufsicht der Aeltesten, ohne fremde Beyhülfe verfertigen.

§. 252.

wie Meier, von dem alten Positivo meh, mei, groß, viel, vornehm, und dem Suffixo — er, eine Person männliches Geschlechtes, gebildet ist, so ist auch Meister sehr regelmäßig aus dem Superlativo meist und eben diesem Suffixo zusammen gesetzt.

§. 252. Durch Aufgebung allzu kostbarer oder unverkäuflicher Meisterstücke, soll niemanden der Eintritt in die Zunft erschwert werden.

§. 253. Das Meisterstück ist den versammelten Zunftgenossen zur Prüfung vorzulegen.

§. 254. Erklärt die Mehrheit der Stimmen das Meisterstück für untauglich: so muß die Zunft den Aufzunehmenden so lange zurückweisen, bis er die erlangte hinreichende Geschicklichkeit durch ein besseres Meisterstück nachgewiesen hat.

§. 255. Wer zum drittenmale ein untaugliches Meisterstück liefert, muß für immer abgewiesen werden.

§. 256. Wenn die Zunft ein Meisterstück verwirft: so muß sie die Gründe ihres Tadels dem Beysitzer zum Protocolle geben.

§. 257. Der Beysitzer muß darauf sehen, daß kein Tadel, der bloßen Eigensinn oder Gelderpressungen zum Grunde hat, zugelassen werde.

§. 258. Der Abgewiesene kann auf obrigkeitliche Untersuchung der Gründe seiner Abweisung antragen.

§. 259. Findet der Magistrat diese Gründe zweifelhaft: so muß er das Gutachten einer Zunft eines andern benachbarten Orts, unter Vorlegung des Meisterstücks, und des darüber aufgenommenen Protocolls, einziehen.

§. 260. Wenn ein bereits aufgenommener Zunftgenosse seinen Wohnsitz verändert: so muß er sich in die Zunft des neuen Wohnorts, sobald er daselbst sein Gewerbe fortsetzen will, aufnehmen lassen.

§. 261. Ein neues Meisterstück aber darf alsdann von ihm in der Regel nicht gefordert werden.

§. 262. Wenn jedoch ein Landhandwerker, der als solcher nur ein geringes Meisterstück zu verfertigen angehalten worden, sich in einer Stadt, wo ein größeres und schwereres erfordert wird, niederlassen will, kann die Zunft annoch die Anfertigung des letztern von ihm fordern.

Recht zum feilen Verkaufe. §. 263—267.

§. 263. Jeder zünftige Meister ist befugt, die von ihm verfertigte Arbeit in seinem Zunftbezirke, auch außerhalb des Hauses, feil zu bieten.

§. 264

§. 264. Er darf aber damit nicht hausiren gehn, sondern kann den feilen Verkauf, außer seinem Hause, nur in seinem Laden, oder in seiner Bude ausüben.

§. 265. Wenn das öffentliche Feilbieten gewisser Arbeiten durch besondere Gesetze ausdrücklich verboten ist, so sind auch zünftige Meister diesem Verbote unterworfen.

§. 266. Wie lange, und unter welchen Einschränkungen, fremde Handwerker auf Jahrmärkten oder Messen ihre Waaren feilbieten dürfen, ist nach den Verfassungen eines jeden Orts bestimmt.

§. 267. Auf Bestellung kann ein Zunftgenosse auch für auswärts Wohnende arbeiten.

Recht Gesellen und Lehrlinge zu halten. §. 268 — 272.

§. 268. Nur zünftige Meister haben das Recht, Lehrburschen anzunehmen und Gesellen zu halten.

§. 269. Doch kann diese Befugniß auch den vom Staate gesetzten Freymeistern nicht bestritten werden.

§. 270. Die Annahme und das Lossprechen solcher Lehrburschen muß aber bey der Zunft des Orts geschehen.

§. 271. Wer nach erlerntem Handwerke in den Soldatenstand getreten ist, mag nach erhaltenem ehrlichen Abschiede, sich mit seinem Handwerke ferner nähren, ohne daß er das Meisterrecht zu erlangen schuldig ist.

§. 272. Will er aber Lehrburschen annehmen, oder Gesellen halten: so muß er sich, gleich jedem Andern, als Meister gehörig aufnehmen lassen.

Verlust des Meisterrechts. §. 273 — 277.

§. 273. Ein Meister, welcher die ihm anvertraueten Materialien veruntreuet, soll das erstemal nach den allgemeinen Vorschriften der Criminalgesetze um Geld gestraft; im Wiederholungsfalle aber, außer der sonst verwirkten Strafe, aus der Innung gestoßen werden.

§. 274. Wer durch Urtel und Recht seiner Ehre verlustig erklärt wird: der verliert auch sein Meisterrecht.

§. 275. Außerdem ziehen andre Verbrechen den

Verlust des Meisterrechts nur alsdann nach sich, wenn darauf ausdrücklich erkannt worden.

§. 276. Auf den Verlust des Meisterrechts soll nur in Fällen erkannt werden, wo es die Gesetze ausdrücklich vorschreiben; oder wo ein besonderer überwiegender und gefährlicher Hang zu Verbrechen gegen das Eigenthum und Vermögen Anderer, aus den Akten klar erhellet.

§. 277. So lange ein Meister in gefänglicher Haft sich befindet, und selbst das Meisterrecht noch nicht verloren hat, mag seine Frau das Gewerbe durch Gesellen fortsetzen.

Pflichten des Meisters in Ansehung der Lehrlinge. §. 292 — 294 *).

§. 292. Die Pflicht des Meisters ist, dem Lehrlinge die nöthige Anweisung zu den Kenntnissen zu geben, welche zu einem ordentlichen Betriebe des Gewerbes erforderlich sind.

§. 293. Auch muß er denselben zu guten Sitten und fleißiger Besuchung des öffentlichen Gottesdienstes anhalten, vor Ausschweifungen und Gelegenheiten zu Lastern möglichst hüten; und zu einer anständigen nützlichen Thätigkeit gewöhnen.

§. 294. Wer einen Lehrling annimmt, welcher im Lesen und Schreiben, und in der Religion, den nöthigen Unterricht noch nicht erhalten hat, ist schuldig, denselben bis zur Erlangung dieser Kenntnisse zur Schule zu halten.

Recht der Zucht. §. 298 — 302.

§. 298. Dem Lehrherrn gebührt das Recht, den Lehrling, nach Erforderniß der Umstände, mäßig zu züchtigen.

§. 299. Er darf aber dabey die einem Vater vorgeschriebenen Gränzen nicht überschreiten. (Tit. II. §. 86 sqq.)

§. 300. In Abwesenheit, oder bey Verhinderungen des Meisters, kann nur der erste oder Meistergeselle, und auch dieser nur in Gewerkssachen, das Recht der mäßigen Züchtigung über den Lehrling ausüben.

§. 301.

*) Die Rechte und Pflichten der Lehrlinge sind im Art. Handwerk Th. 21, S. 488 fl. und Lehrling, Th. 79, S. 414 fl. abgehandelt.

§. 301. Ein von dem Meister gemißhandelter Lehrbursche soll von den Aeltesten, bis zur Vollendung seiner Lehrjahre, bey einem andern Meister untergebracht werden.

§. 302. Die dazu erforderlichen Kosten muß der vorige Meister tragen, doch kommt demselben darauf das bey der Annahme des Lehrlings etwa bedungene, und noch rückständige Lehrgeld zu gute.

Aufhebung des Vertrags zwischen dem Meister und Lehrlinge. §. 303 — 310.

§. 303. Stirbt der Meister, so haben der Lehrling, oder dessen Aeltern, Vormünder, oder Pfleger die Wahl: ob sie ihn bey der das Handwerk fortsetzenden Wittwe lassen, oder zu einem andern Meister bringen wollen.

§. 304. Letztern Falls muß von dem etwa vorausbezahlten Lehrgelde so viel zurückgegeben werden, als auf die noch unvollendete Lehrzeit nach dem Befinden der Zunftältesten, verhältnißmäßig zu rechnen ist.

§. 305. Ein Gleiches findet statt, wenn die Wittwe das Handwerk nicht fortsetzt, oder der Meister selbst, dasselbe ferner zu treiben, außer Stand kommt.

§ 306. Zur Unterbringung eines solchen Lehrburschen müssen nöthigenfalls die Aeltesten, nach Vorschrift §. 284. fqq. *) hülfreiche Hand leisten.

§. 307. Bey eintretendem Collisionsfalle gebührt einem schon aufgenommenen Lehrlinge, der zu einem andern Meister gebracht werden muß, vor einem noch erst aufzunehmenden allemal der Vorzug.

§. 308. Wenn der Lehrbursche ohne gegebene Ursache aus der Lehre entläuft: so muß dem Meister das Lehrgeld auch für das ganze noch laufende Jahr bezahlt, und er überdem, wegen des, aus dem Verluste des Lehrlings, oder den Kosten bey der Annahme eines andern, etwa entstandenen Nachtheils schadlos gehalten werden.

§ 309. Auch muß ein solcher Lehrling, wenn er in der Folge wiederum zu einem Meister gebracht wird, die Lehrjahre auf Verlangen desselben von neuem anfangen.

§. 310.

*) S. Th. 70, S. 430.

§. 310. Wenn der Lehrbursche ein anderes Gewerbe ergreifen will: so hat der Meister das Lehrgeld nicht nur für die verflossenen Lehrjahre, sondern auch für das ganze noch laufende zu fordern.

Rechte des Meisters in Ansehung des Lehrgeldes. §. 311—316.

§. 311. So lange das Lehrgeld nicht vollständig berichtigt ist, kann der Meister den Lehrling loszusprechen nicht angehalten werden.

§. 312. Ist der Lehrling das rückständige Lehrgeld zu entrichten unvermögend: so muß er dem Meister eine gewisse Zeit, noch über die gewöhnlichen oder bedungenen Lehrjahre, unentgeldlich dienen.

§. 313. Ist in den Zunftartikeln keine Zeit bestimmt: so muß dieselbe nach dem billigen Ermessen der Gewerksältesten, und allenfalls durch einen Zunftschluß, festgesetzt werden.

§. 314. Das rückständige Lehrgeld hat ein in der Concursordnung bestimmtes Vorzugsrecht.

§. 315. Einen Lehrling, welcher sich grober Veruntreuungen schuldig macht; oder sich den Anweisungen des Meisters hartnäckig widersetzt; oder den Meister, oder dessen Familie, durch Thätlichkeiten, oder andre grobe Beschimpfungen vorsetzlich beleidigt; oder sich, aller Ermahnungen und Züchtigungen ungeachtet, einem liederlichen Wandel ergiebt; oder nach dem Befinden der Aeltesten zu der Erlernung des Handwerks gar keine Fähigkeit zeigt, kann der Meister zurückschicken.

§. 316. In diesen, so wie in allen übrigen vorstehend nicht bestimmten Fällen, wo die Lehrzeit ohne Schuld des Meisters nicht ausgehalten wird, kann derselbe das rückständige Lehrgeld, nach Verhältniß der verflossenen Zeit, und für das ganze laufende Jahr fordern.

Dauer der Lehrzeit, in so fern sie vom Meister abhängt. §. 320—322.

§. 320. Dem Lehrherrn steht frey, dem Lehrburschen, zur Belohnung seines Fleißes, einen Theil der Lehrzeit zu erlassen.

§. 321. Ist die Lehrzeit gesetzlich bestimmt: so kann höchstens nur der dritte Theil derselben erlassen werden.

§. 322. Allemal aber ist zu einem solchen Erlasse die Einwilligung der Aeltesten, nach angestellter Prüfung, erforderlich.

Vom Halten der Gesellen. §. 344. fl.

§. 344. Die Zunftältesten müssen die Meister, welche Gesellen verlangen, genau aufzeichnen, und den zuerst ankommenden Gesellen, welcher sich selbst seinen Meister nicht wählen kann oder will, an den noch unversorgten Meister, welcher sich zuerst gemeldet hat, weisen.

§. 345. Doch müssen Wittwen, welche das Handwerk fortsetzen; ingleichen Meister, welche wegen langwieriger Krankheiten, oder andrer unverschuldeter Unglücksfälle, dem Handwerke nicht selbst vorstehen können, mit tüchtigen Gesellen vor allen andern versorgt werden.

§. 346. Von diesem Vorrechte kann jedoch eine Wittwe nicht öfterer als Dreymal Gebrauch machen.

§. 347. Hat ein Meister einen Gesellen auf eigene Kosten verschrieben, und es dem Aeltesten noch vor der Ankunft des Gesellen gemeldet: so muß ihm derselbe in allen Fällen gelassen werden.

§. 348. In Haupt-, Handlungs- und Seestädten soll kein Meister in der Zahl der von ihm zu haltenden Lehrburschen und Gesellen durch Gesetze eingeschränkt werden.

§. 349. An andern Orten bleibt diese Bestimmung der zur Aufsicht über die Landespolizey gesetzten Behörde vorbehalten.

§. 350. Lohn und Kostgeld, oder Beköstigung der Gesellen, muß die Zunft unter Direction der Obrigkeit bestimmen.

§. 351. Diese Bestimmung darf kein Meister überschreiten.

§. 352. Das rückständig gebliebene Lohn und Kostgeld der Gesellen hat, auch im Concurs, mit dem Gesindelohne gleiche Rechte.

Rechte und Pflichten zwischen Meistern und Gesellen. §. 356 fl. (Mit Uebergehung dessen

was

was das Betragen der Gesellen ohne Bezug auf ihren Meister insonderheit angehet.)

§. 356. Der Meister ist befugt und schuldig, über das Betragen der Gesellen Aufsicht zu führen; sie zur Besuchung des öffentlichen Gottesdienstes, und zu einem stillen und regelmäßigen Lebenswandel fleißig anzumahnen; von Lastern und Ausschweifungen, aber, so viel an ihm ist, abzuhalten.

§. 357. Der Geselle ist verpflichtet, die ihm aufgetragene Arbeit willig zu übernehmen, und treu und fleißig auszurichten.

§. 358. Nur an Sonn- und solchen Festtagen, deren Feyer nach den Gesetzen des Staats verordnet ist, mag er die Arbeit unterlassen.

§. 362. Jeder Meister, dessen Gesellen sich an den zur Arbeit bestimmten Tagen derselben entziehn, ist schuldig, bey Ein bis Drey Thaler Strafe zur Gewerkskasse, der Obrigkeit davon Anzeige zu machen.

§. 365. Jeder Geselle ist schuldig, den häuslichen Einrichtungen seines Meisters, so lange er bey ihm arbeitet, Folge zu leisten.

§. 366. Häusliche Dienste kann kein Meister von seinem Gesellen fordern.

§. 367. Kein Geselle darf andere, als die von seinem Meister ihm angewiesene Arbeit verfertigen.

§. 368. Kein Meister soll dem andern die bey ihm in Arbeit stehenden Gesellen abwendig machen.

§. 369. Geschieht dieses: so muß der Meister um Zwey bis Fünf Thaler zur Gewerkskasse bestraft, und der Geselle weiter zu wandern angehalten werden.

§. 370. Nur den Meisterswittwen, welche das Handwerk fortsetzen, muß der geschickteste Geselle nach ihrer Auswahl verabfolgt werden.

§. 371. Wenn aber ein Meister nur Einen Gesellen hat, und denselben der Wittwe überlassen muß: so ist er befugt, von einem der Mitmeister, welche mehrere Gesellen halten, die Abgabe Eines derselben zu fordern.

§. 372. Melden sich mehrere Wittwen um Ueberlassung eines tüchtigen Gesellen: so entscheidet

unter ihnen die Zeit der bey dem Gewerke geschehenen Anmeldung.

§. 373. Auch dieses Vorrecht kann von jeder Meisterswittwe nur dreymal ausgeübt werden. (§. 346.)

§. 374. Verfällt ein Meister in langwierige Krankheit: so kann er die Abtretung eines Gesellen von seinen Zunftgenossen verlangen.

§. 375. Zu dieser Abtretung ist derjenige Meister vorzüglich verpflichtet, bey welchem die meisten Gesellen in Arbeit stehen.

§. 376. Ist die Zahl der Gesellen bey mehrern Meistern gleich: so trifft die Abtretung den Jüngsten unter ihnen.

§. 377. Nach erfolgter Genesung muß der krank gewesene Meister den solchergestalt erhaltenen Gesellen dem vorigen Meister, auf dessen Verlangen, zurückgeben.

Abschaffung der Gesellen. §. 378. fl.

§. 378. Wenn der Meister einen Gesellen abschaffen will, muß er ihm solches Vierzehn Tage zuvor ankündigen.

§. 379. Ohne dergleichen Aufkündigung kann der Meister einen Gesellen sofort entlassen: 1) wenn derselbe ihn oder seine Familie durch Thätlichkeiten, Schimpf- und Schmähworte, oder ehrenrührige Nachreden beleidigt;

§. 380. 2) Wenn er sich beharrlichen Ungehorsams und Widerspänstigkeit gegen die Anweisungen des Meisters schuldig macht;

§. 381. 3) Wenn er die Frau oder die Kinder des Meisters zum Bösen verleitet, oder verdächtigen Umgang mit ihnen pflegt;

§. 382. 4) Wenn er sich Diebstahl oder Veruntreuung gegen den Meister zu Schulden kommen läßt;

§. 383. 5) Wenn er sich zur Gewohnheit macht, ohne Vorwissen und Erlaubniß des Meisters über Nacht aus dem Hause zu bleiben;

§. 384. 6) Wenn er mit Feuer und Licht unvorsichtig umgeht, und einer ihm deshalb ertheilten Warnung keine Folge leistet.

Abgang der Gesellen. §. 385. fl.

§. 385. Auch der Geselle kann den Meister verlassen;

lassen; er muß aber demselben Vierzehn Tage vorher aufsagen.

§. 386. Doch ist der Meister die Aufkündigung anzunehmen nicht verbunden, wenn die Zeit des Abzuges auf eine Messe, oder einen Jahrmarkt, oder innerhalb Vierzehn Tagen vor den Messen und Jahrmärkten, oder vor den hohen Festen einfallen würde.

§. 387. Vielmehr kann alsdann der Geselle erst nach dem Feste, oder nach dem Ende der Messe, oder des Jahrmarkts abziehen.

§. 388. Hat der Meister sich an dem Gesellen, ohne gegebene dringende Veranlassung, thätlich vergriffen: so ist der Geselle sofort aus der Arbeit zu gehen berechtigt.

§. 389. Will der Geselle seine Wanderschaft fortsetzen: so darf ihm seine Kundschaft, ohne Einwilligung des Meisters, bey welchem er zuletzt gearbeitet hat, nicht verabfolgt werden.

§. 390. Der Meister darf in die Aushändigung der Kundschaft bey eigner Vertretung nicht willigen, wenn er weiß, daß der Geselle Schulden gemacht, oder Verbrechen begangen hat.

§. 391. Vielmehr muß er seine Wissenschaft davon dem Gewerksbeysitzer anzeigen.

§. 392. Findet der Meister gegen den Abzug des Gesellen kein Bedenken; oder ist der vorgewaltete Anstand hinlänglich gehoben: so muß die Kundschaft dem Gesellen zurückgegeben, und darunter vermerkt werden: wie lange der Geselle an dem Orte sich aufgehalten, und wie er, nach dem Zeugnisse seiner Meister, sich betragen habe

In Ansehung der von Gesellen oder Lehrlingen angerichteten Beschädigungen haben die Meister mit den Dienstherrschaften gleiche Pflichten. Jedoch haftet der Meister nur so weit, als der Schadensersatz aus dem Vermögen des Beschädigers nicht erfolgen kann. Allgem. Landr. 1 Th. VI Tit. §. 65 fl.

Außer diesen allgemeinen, wiewohl zunächst nur für den Preußischen Staat gegebenen gesetzlichen Bestimmungen über die Rechte und Pflich-

ten der Handwerksmeister, muß ich noch manches von den Gesetzen, Observanzen und Zunftgebräuchen der Handwerksmeister in Deutschland überhaupt bemerken.

Wer Meister werden will, muß seine eheliche Geburt *), die gehörigen Lehrjahre bey einem redlichen Meister, die ausgehaltene Wanderschaft, und die während derselben behauptete Redlichkeit beweisen. Hat Jemand bey einem Pfuscher gelernt, der ist des Meisterrechts unfähig **). Daß er bey einem gezünfteten Meister in der Lehre gewesen, ist alsdenn nicht nothwendig, wenn die Meister an dem Orte, wo er gelernt hat, ein freyes Handwerk haben. Derjenige, welcher das Handwerk von selbst erlernt hat, kann sich zwar in die Gilde einkaufen, und diese kann von dem Landesherrn zu dessen Aufnahme gezwungen werden, jedoch kann er keinen Lehrjungen anlehren, noch Gesellen machen ***).

Dazu darf Niemand gezwungen werden, daß er, um Meister zu werden, eines Meisters Wittwe oder Tochter heyrathen soll ****). Der Reichsschluß von 1731 Art. 13. §. 6. verbietet dieses ausdrücklich in folgenden Worten: „Man etlicher Orten keinen zur Meisterschaft kommen lassen will, wenn er sich allbereit im verheyratheten Stande befindet, an theils Orten aber ein unverheyratheter Geselle, wenn er zum Meister ange-

*) Auf diesen Punct wird von den Zünften an manchen Orten immer noch gehalten, obgleich er im Reichsschlusse von 1731 als unnöthig erklärt worden ist

**) Struve Dec. Jur. opif. Dec. 7. Bechmann de opif. et litter. clancular. §. 40.

***) Struve Dec. Jur. opif. Dec. 3. 6. 8. Struve Syst. Jur. opif. P. II. lib. 2. c. 2. § 6.

****) Textor de Jur. opif. P. II. th. 22. ad Str. decis. p. 221. Bechmann de opif. et lit. clanc. §. 42. p. 25.

angenommen ist, das Handwerk ehender und würklich nicht treiben, noch den Laden eröfnen darf, er thue denn, und zwar ins Handwerk heyrathen ꝛc."

Die Aufnahme zum Meisterrecht ertheilen wenigstens drey andere Meister. Sollte an einem Orte noch kein Handwerk von einer gewissen Gattung seyn: so kann der Handwerksgenosse sich zwar daselbst niederlassen, und auf sein Bürgerrecht arbeiten, er wird aber von auswärtigen Meistern nicht für redlich gehalten, bis er sich von der Innung einer andern Stadt hat aufnehmen lassen. Er wird zum Colonisten gemacht, und zum Meister auf den Ort, wo er sich niederlassen will, geschrieben *). Eben so ist es, wenn ein Handwerker von einer zusammengesetzten Zunft, welche weniger als drey Meister von einer gewissen Gattung hat, aufgenommen wird, in welchem Falle der aufgenommene zwar die Handwerksrechte, aber nicht die Redlichkeit des Handwerks erlangt **). Daß auch uneingezünftete Meister einen andern zum Meister machen können, kann nicht bestritten werden, aber den Zunftzwang und andere Rechte, die sie selbst nicht haben, können sie ihm nicht ertheilen. Zur Ertheilung des Meisterrechts werden nur kunstverständige, nicht aber eingezünftete erfordert.

Der Gesell muß an manchen Orten, wo er Meister werden will, ein oder mehrere Jahre als Gesell gearbeitet haben, oder ein sogenannter Jahrgeselle seyn, das heist, er muß sich ins Amt arbeiten ***). Bey verschiednen Handwerken sind

*) Struve Syst. Jur. opif. p. II. L. 4. c. 2. §. 4. P. III. L. 4. c. 18.
**) Struve Syst. Jur. opif. P. II. L. 4. c. 2. § 5. 6.
***) Struve Syst. Jur. opif. P. II. lib. 4.

nämlich die Sitz- oder Muthjahre eingeführt, welche man noch vor Verfertigung des Meisterstücks ausgestanden haben muß. Sie bestehen darin, daß man eine gewisse in den Handwerksartikeln bestimmte Zeit an demjenigen Orte, wo man Meister werden will, oder in einer von den Handwerksvorstehern angewiesenen Werkstatt als Gesell arbeiten muß. Von dieser Muthung s. im Art. Handwerk, Th. 21, S. 500. Eine andere Art der Muthung ist, wenn ein Gesell, der das Meisterrecht sucht, auf eine Meisterswittwe muthen und versprechen muß, sie zu heyrathen. (S. Th. 21, S. 498 fl.) Nach dem Reichsschluß von 1731. Art. 13. §. 6. ist dieses verboten, wenn es nicht Jemand freywillig thun will, in welchem Falle einer von der Jahrarbeit frey ist *).

Nach geendigter Jahrarbeit muß der Gesell um die Aufnahme bitten, und sich vor offner Lade einschreiben lassen, wobey er zugleich die Muthung verrichtet, welches zu drey verschiednen Mahlen geschehen muß **). Hierauf wird er zum Meisterstück gelassen, welches nach den Reichsgesetzen in einigen nutzbaren und wenig Aufwand verursachenden Handwerksarbeiten bestehen soll. Im Reichsschluß von 1731. Art. 12. wird folgendes darüber verordnet: „gleichwie auch mit mancher Handwerksgesellen verspürtem grossen Schaden und Ruin genugsam bekannt ist, daß dieselben

*) Slevogt Diss. de conditione matrimonii, cum defuncti pastoris vidua, aut filia ineundi, vocationi pastorali adjecta, §. 12. Beyträge zur Cameral- und Haushaltungswissenschaft, 2tes Stück, 2te Abhandl. Bergius älteres Polizey- und Cameralmagazin, Art. Handwerkswesen, §. 13. S. 292.

**) Beier de mag opif. c. 6. th. 1. c. 7. Struve Syst. Jur. opif. P. II. lib. 4. c. 5. c. 6. th. 1. Beier Ius Germ. c. 15. n. 45.

dieselben zum Theil wegen Verfertigung unterschiedlicher ganz ungebräuchlich kostbarer und unnützlicher Meisterstücke beschweret werden; als soll eines jeden Orts Obrigkeit die Disposition überlassen werden, nach Gutbefinden selbige abzuschaffen, und inskünftige anstatt dergleichen unnütze Meisterstücke, wo sich selbige finden, andere mehr nützliche zu verordnen, auch auf solche, und nicht den Handwerken selbst beliebige und gewisse Stücke die Meisterschaft zu ertheilen, auch dafern das Handwerk solch gemachtes neues Meisterstück um deswillen, daß es denen vor diesem üblich gewesenen nicht gleich ist, verwerfen wollte, alsdenn von Amtswegen vorgreifen, und derjenige, so gefertiget, nichts desto weniger zu der Meisterschaft, wenn er in andere Wege dazu tüchtig erfunden worden, gelassen werden *). Das Meisterstück muß eigenhändig in Beyseyn einiger Handwerks-Deputirten, die von ihm freye Zehrung bekommen, in der Werkstatt des Oberältesten, auf der Herberge oder wo es sonst gewöhnlich ist, binnen einer bestimmten Zeit verfertigt werden.

Wenn zu Verfertigung eines Handwerks eine Zeit von etlichen Wochen erfordert wird, so darf der Gesell es zwar zu Hause machen, die Oberältesten oder Kerzenmeister pflegen aber von Zeit zu Zeit nach der Arbeit zu sehen. Gesellen von fremden Orten müssen gemeiniglich in der Werkstatt eines Kerzenmeisters das Meisterstück verfertigen.

*) Textor de Jure opif. P. II. th. 14. ad Str. Dec. p. 218. Struve Dec. Jur. opif. D. 98 Limn. in Jur. pub. Tom. I. Lib. 4 c. 8. n. 307. führt Exempel von alten Meisterstücken an.

Wenn zu dem Meisterstücke die Beyhülfe eines andern Menschen nöthig ist, so darf man einen Handlanger oder Jungen, aber keinen Gesellen dabey brauchen *). Von der Zeit an, da einem das Meisterstück aufgegeben worden, bis zur würklichen Aufnahme ins Meisterrecht heist der Geselle an manchen Orten der **Stückgeselle** oder **Stückmeister**, und derjenige, der ihm mit Vorwissen der Oberältesten Handreichung thut, wird der **Stückhalter** genannt. Wenn das Meisterstück fertig ist, so beurtheilen es die Oberältesten. Wird ein Hauptfehler gefunden, so wird dem Gesellen das Meisterrecht abgeschlagen, und er länger zu wandern oder als Gesell zu arbeiten angewiesen. Er kann sich nachher zum zweyten und drittenmale noch melden. Geräth das Meisterstück auch zum drittenmale nicht, und hat einen wesentlichen Fehler, so wird der Gesell abgewiesen **), oder ihm nur gestattet, das Handwerk ohne Jungen, oder auch wohl gar ohne Gesellen zu treiben. Für Fehler an zufälligen Theilen wird eine Geldstrafe gegeben ***), oder wohl gar übersehen, wenn der Gesell sich nur auf dem Dorfe niederlassen will, oder die Arbeit, die ihm nicht gerathen ist, nicht sehr vorkommt. Sollten mehrere Stücke zum Meisterstück erfordert werden: so muß die Zunft den Gesellen zum Meister aufnehmen, wenn die wichtigsten ohne wesentliche Fehler sind †).

Die

*) Struve Syst. Jurispr. opif. P. II. Lib. 4. c. 7. Beier de mag. opif. c. 8. th. 1.

**) Beier Del. Jur. Germ. Lib. I. c. 15. §. 48. 49. Struve Syst. Jur. opif. P. II. Lib. 4. c. 7. §. 19.

***) Struve Dec. Jur. opif. Dec. 15.

†) Beier de mag. opif. c. 8. th. 6. n. 302.

Der über das Meisterstück entstandene Streit gehört vor den ordentlichen Richter, welcher selbiges nach den Reichsgesetzen andern Handwerksverständigen zur Prüfung vorlegen soll. Im Reichsschluß von 1731 Art. 12. heist es: „da aber auch sonsten zwischen den Meistern und denjenigen, welche ein Meisterstück verfertiget, Streit und Irrung vorfiele, ob solches recht und gut gemacht sey, stehet in der Obrigkeit Willkühr, dasselbe nach Gelegenheit der Sachen eines andern Orts ohninteressirter Handwerkscensur, jedoch mit möglichster Einschränkung daher sonst zu besorgender Kosten und Weitläuftigkeiten, zu übergeben, oder in andere kürzere und bequemere Wege mit Zuziehung dieser Handwerksarbeit, wovon die Frage ist, sattsam verständiger Personen zu entscheiden." Wenn gezweifelt wird, ob man das Meisterstück ohne fremde Beyhülfe gemacht habe, so kann die Obrigkeit den Beschuldigten durch Angeloben vom Verdacht sich reinigen lassen. Bey einigen Handwerken muß man angeloben oder schwören, daß man das Meisterstück selbst gemacht habe, obgleich kein widriger Verdacht vorhanden ist.

Die Verfertigung des Meisterstücks unterbleibt, wenn weder die Handwerksartikel, noch der Gebrauch eins erfordern. Dergleichen Handwerke sind z. B. im Würtembergischen die Caminfeger, Dreher, Kürschner, Kammmacher, welche überhaupt fast in ganz Deutschland kein Meisterstüll machen, Schiffer, Spengler, Weingärtner, Roth- und Weisgerber, Zinngießer, Zinkenisten u. s. f. Es ist Handwerksmißbrauch, wenn man den Meisterssöhnen oder denen, die Meisterswittwen oder Töchter heyrathen, die Verfertigung des Meisterstücks erläßt. Etwas anderes

ist

ist es, Jemanden die Unkosten ganz oder zum Theil erlassen. Dadurch leidet der Staat keinen Nachtheil wie in jenem Falle, wenn es ungeschickte Meister giebt. Von der würklichen Verfertigung ist auch derjenige frey, der von dem Gesetzgeber Dispensation erhält. Es hat aber ein solcher nicht alle Rechte eines andern, der sein Meisterstück gemacht hat. Er wird von auswärtigen Meistern nicht für redlich gehalten *), hat keine Anwartschaft auf die Stelle eines Handwerksvorstehers, und darf auch keine Jungen in die Lehre nehmen, weil er die Vermuthung wider sich hat, daß er das Handwerk nicht hinlänglich verstehe. Gesellen kann er halten, denn innerhalb Landes ist ein solcher Meister redlich.

Wenn die Handwerksartikel einem die Wahl lassen, statt des Meisterstücks eine Summe Geldes in die Lade zu bezahlen, so hat man zwar keine Dispensation nöthig, man darf aber ebenfalls keine Jungen in die Lehre nehmen. Wer der erhaltenen Dispensation ungeachtet hernach noch das Meisterstück machen will, darf es wohl thun, und er erlangt dadurch alle Rechte, die auch andere Meister haben. Wenn bey dem Meisterstück nichts weiter zu erinnern ist, so erhält der Gesell das Bürgerrecht, und wird sodann von der Lade zum **Jungmeister** aufgenommen. Diese Handlung wird in das **Meisterbuch** eingeschrieben, wo denn folgende Puncte bemerkt werden: 1) die Zeit des ertheilten Meisterrechts, 2) der Nahme des neuen Meisters, 3) ob er die Lehr- und Wanderjahre richtig überstanden, 4) ob und wie er das Meisterstück verfertigt, und 5) wie viel

*) Beier de mag. opif. cap. 8. th. 8. Fricke im Handwerksrecht, §. 61.

viel er in die Lade bezahlt habe. Zum Zeugniß des erlangten Meisterrechts wird der Meisterbrief ertheilt.

Unter die in dem Reichsschluß von 1731. Art. 10. verbotenen Mißbräuche gehört es, wenn man einen neuen Meister schwören läßt, daß er die Heimlichkeiten der Innung verschweigen wolle. Für die Aufnahme bezahlt der neue Meister so viel in die Lade, als bey dem Handwerk eingeführt oder in den Artikeln vorgeschrieben ist. Die kostbaren Mahlzeiten, welche bey dieser Gelegenheit ehedem auf Kosten der neuen Meister gehalten wurden, sind entweder ganz abgeschaft, oder doch sehr eingeschränkt worden. Der Reichsschluß von 1731. Art. 12. sagt: „Gleichwie auch mit mancher Handwerksgesellen verspürtem grossen Schaden und Ruin genugsam bekannt ist, daß dieselben wegen unnöthiger Kosten in Zehrung und Mahlzeiten, so bey Verfertigung und Vorzeigung der Stücken, die Meister, Führer und Obrigkeiten theils selbst machen und verursachen, in mehr Wege beschwert worden, als sollen vorberührte unnöthige Unkosten und Excesse durch schleunige und heilsame Pönalverordnungen moderirt, verändert und nach der Billigkeit eingerichtet werden.“ Das Bezlosungsgeld, welches ein verheyratheter Geselle erlegen mußte, ist ebenfalls verboten worden. Das Meisterstück gehört dem neuen Meister eigenthümlich, und es ist ein Mißbrauch, wenn die Gilde selbiges sich anmaßt, oder nur die Materialien bezahlt.

Nach erfolgter Aufnahme in das Meisterrecht ist man befugt, das Handwerk auf eigne Rechnung zu treiben, mit Ausschluß aller andern, die nicht Meister sind, jede der Zunft zukommende Arbeiten zu verrichten, die benöthigten

rohen

rohen Materialien aufzukaufen, zu verarbeiten, und in veränderter Gestalt wieder zu verkaufen; Jungen in die Lehre zu nehmen, Gesellen zu halten, bey den Handwerkstagen und Auflagen zu erscheinen, Vorsteher wählen zu dürfen, und an der Lade Theil zu haben, wobey man die Vermuthung, daß man seine Kunst wohl verstehe, für sich hat. Es haben überdiess sowohl Meistersöhne und Töchter, als die Wittwen eines Meisters, verschiedne Vorrechte. Von diesen Rechten will ich weiter unten noch etwas umständlicher handeln.

Das vorzüglichste Recht eines Meisters ist die Befugniß, auf dem Handwerk zu arbeiten, und entweder rohe Materialien um den Lohn zu verarbeiten, oder sie nach vorheriger kunstmäßiger Zubereitung in veränderter Gestalt wieder zu verkaufen. Mit diesem ist das Recht unzertrennlich verbunden, diejenigen Materialien, die man nöthig hat, aufzukaufen. Rohe Materialien hingegen unverarbeitet wieder zu verkaufen, ist ordentlicherweise den Handwerkern nicht, sondern allein den Kaufleuten erlaubt. Eben so wird den Meistern, außer im Nothfalle, nicht verstattet, von ihren Mitmeistern Waaren zum Wiederverkauf zu erkaufen.

Zur Aufnahme eines Lehrjungen ist nur derjenige Meister berechtigt, welcher selbst das Handwerk ordnungsmäßig erlernt, und das Meisterrecht durch den gewöhnlichen Weg erlernt hat, doch kann man sich dieses Rechts nicht immer nach Gefallen bedienen. Eine bey den meisten Handwerken gewöhnliche Einschränkung des Rechts, Lehrjungen zu halten, ist die Wartezeit. Diese ist von zweyerley Art. Die erste besteht darin, daß man nach Ledigsprechung eines Jungen wie-

derum eine bestimmte Zeit warten muß, ehe man einen andern Jungen annehmen darf. Der Endzweck dabey ist der, zu verhüten, daß ein Handwerk nicht übersetzt werde. Bey den meisten Handwerkern dauert die Zeit 2 bis 3 Jahre, bey bey etlichen nur 1 Jahr, bey andern aber gar 6 Jahre. Sie nimmt ihren Anfang von derjenigen Zeit, da man den vorigen Lehrjungen hat ausschreiben lassen; doch wenn ein Junge ohne des Meisters Schuld entläuft, so darf man dessen Stelle wohl durch einen neuen wieder ersetzen, ob man gleich von dem ersten das völlige Lehrgeld erhalten hat *). Die zweyte, aber nicht gewöhnliche Wartezeit ist diese, daß man vom Meisterwerden an, vor Ablauf einer gewissen Zeit, keinen Lehrjungen annehmen darf. Sie gründet sich auf die schon öfters richtig befundene Vermuthung, daß es bey jungen Meistern selten Gelegenheit giebt, etwas zu lernen, theils weil sie gemeiniglich in den ersten Jahren noch wenig zu arbeiten haben, theils in ihrem Handwerke selbst noch nicht genugsam geübt sind. Die Wartezeit setzt aber allemal ein Gesetz voraus. Ist keines vorhanden: so kann man Lehrjungen annehmen, wenn und wie viel man will. Beyderley Arten der Wartezeit sind ganz von einander verschieden, so daß keine die andere stillschweigend in sich begreift; doch können beyde zufälliger Weise beysammen seyn. Die Wartezeit kann anders nicht erlassen werden, als wenn man landesherrliche Dispensation erlangt hat. Die zweyte Einschränkung bey dem Recht, Jungen in die Lehre zu nehmen, besteht darin, daß man hier und da nur einen Jungen lernen darf.

Nach

*) Beier de tyrone c. 8. §. 2. p. 91.

Nach alten deutschen Rechten konnte ordentlicher Weise ein Meister nicht mehr, als nur einen auf einmal in die Lehre nehmen *). Nach dem neuesten Reichsschluß von 1772. Art. 4. ist es dem Willen eines jeden Meisters überlassen, wie viel Jungen er halten will. Indessen giebt es immer noch Innungen, wo man nicht mehr als einen Jungen halten darf. Am eingeschränktesten sind solche Meister, die in ihrem ganzen Leben nicht mehr als einen oder zwey Jungen in die Lehre zu nehmen berechtigt sind; indeß ist dieses nur an wenig Orten eingeführt.

Ein anderes Recht der Meister ist die Befugniß, Gesellen halten zu dürfen. Der neueste Reichsschluß von 1772. Art. 4. verstattet eine uneingeschränkte Freyheit in Haltung der Gesellen. Hier und da schränken die Landesgesetze die Zahl ein, wenn man nicht Dispensation erlangt hat. Die Frage, ob es rathsam sey, eine uneingeschränkte Zahl der Gesellen bey allen Handwerken und an allen Orten zu verstatten, gehört in die Polizeywissenschaft. Die Gründe, worauf es bey Beurtheilung dieser Frage ankommt, sind eben dieselben, welche in neuern Zeiten für und wider die großen Pachtungen angeführt werden. In Hauptstädten und überhaupt an Orten, wo für auswärtige Märkte gearbeitet wird, ist es Thorheit, die Anzahl der Gesellen einzuschränken; wo aber der Meister ein Tagelöhner ist, und ein Tagelöhner den andern nur im Pachte hat, ist die geringste Anzahl der Gesellen gewiß die beste **).

Fast

*) Beieri tyro. c. 8. §. 2. Beieri Delin. Iur. Germ. L. 1. c. 15. §. 16.

**) Mösers patriotische Phantasien, 1r Th. 48ste Abh.

Fast bey allen Innungen haben die Meistersöhne, wenn sie bey ihres Vaters Handwerk bleiben, sehr große Vorrechte. Sie bestehen gemeiniglich darin: 1) daß sie für das Ein- und Ausschreiben, auch für das Meisterrecht entweder gar nichts, oder doch nicht so viel als andere bezahlen; 2) entweder gar nicht, oder nicht so lange, wie ein anderer wandern; 3) eine kürzere Zeit in der Lehre bleiben; und 4) die Sitz- oder Muthjahre nicht aushalten dürfen. Hierzu wird aber erfordert, daß man eines inländischen Meisters leiblicher Sohn sey. Daß der Vater schon zur Zeit der Geburt seines Sohns Meister gewesen seyn muß, ist nicht nöthig *). Stiefsöhne genießen die Rechte der Meistersöhne nicht, wenn es nicht hergebracht ist. Um auch in Ansehung des Ein- und Ausschreibens oder der Meisterrechtskosten die Vorrechte der Meistersöhne zu genießen, ist es nöthig, daß der Vater zu eben der Lade gehöre, bey welcher der Sohn aufgenommen seyn will. Dieses Erfordernis gründet sich auf kein ausdrückliches Gesetz, sondern blos auf eine fast allgemeine Observanz. Selbst der Reichsschluß von 1731. Art. 13. §. 7., wo von Meistersöhnen die Rede ist, scheint diese Observanz vorauszusetzen. Unter die unstatthaften Rechte der Meistersöhne, desgleichen derer, die eine Meisterswittwe oder Tochter heyrathen, gehört, wenn ihnen die Wanderzeit verkürzt, oder beym Meisterstück zum Schaden des Landes, welches dadurch eine Menge schlechte Meister bekommt, ein Vorrecht zugestanden worden.

Auch

*) Struve Syst. Jur. opif. P. II. lib. 1. c. 5. Strauch de jur. colleg. opif. §. 133.

Auch die Meisterstöchter haben einige Vorrechte *). Sie zeigen sich alsdenn, wenn sie sich an einen Gesellen von eben dem Handwerk, welchem der Vater zugethan ist, verheyrathen. In diesem Falle bestehen die Vortheile darin, daß der Gesell nicht so viel für das Meisterrecht bezahlen darf, als ein Fremder, daß er die Sitzjahre nicht auszuhalten braucht **). Aber keiner Meisterstochter ist der Regel nach erlaubt, das Handwerk nach des Vaters Tode fortzusetzen. Sie ist der angeführten Rechte unfähig, wenn ihr Vater, noch ehe sie geboren worden, das Meisterrecht aufgegeben, oder um eines Verbrechens willen verloren hat, oder kein gelernter Meister gewesen, oder wenn sie schon verheyrathet ist.

Die wichtigsten Vorrechte genießen Meisterswittwen. Sie zeigen sich hauptsächlich in zwey Fällen. Wenn eine Wittwe sich nach des Mannes Tode an einen Gesellen von eben dem Handwerke verheyrathet: so hat sie alle diejenigen Rechte, die den Meisterstöchtern gegeben worden. Setzt sie im Wittwenstande das Handwerk ihres verstorbenen Mannes fort: so hat sie noch weit wichtigere Vorrechte zu genießen ***). Denn sie hat bisweilen mehr Recht als ihr verstorbener Mann, indem sie mit der Uebernahme des Amts eines Umschaumeisters verschont bleibt. Hat sie bey dem Absterben ihres Mannes keinen Gesellen: so kann sie sich aus der Werkstatt eines andern Meisters einen Gesellen herausnehmen, welchen sie will, oder ein neu angekommener Gesell

*) Beier de tyrone c. 4. §. 3. n. 107.

**) Strauch de coll. opif. §. 70. 71. Struve Syst. Iur. opif. P. II. L. I. c. 5. §. 5.

***) Beier Del. Iur. Germ. Lib. 1. cap. 15. §. 68. Strauch de iur. coll. opif. §. 132. Struve Syst. iur. opif. P. II. Lib. I. c. 6. §. 3.

sell muß gleich ohne Umfrage in ihre Arbeit treten. Dergleichen Gesellen heißen bey den Schneiderwittwen Tafelschneider, bey den Schustern Bretmeister, bey den Tischlern Pallierer u. s. f. *). Wenigen Recht hat sie darin, daß sie keine Lehrjungen annehmen darf; doch ist ihr erlaubt, den bereits habenden Lehrburschen ihres verstorbenen Mannes beyzubehalten und auszulernen. Sie wird in Handwerkssachen gar nicht um ihre Meinung gefragt. Gleiche Rechte mit andern Meistern hat sie in folgendem Stücke, daß sie eben so viel Gesellen als ein Meister halten, und mit selbigen das Handwerk fortsetzen kann, und die zum Handwerk nöthigen Materialien einkaufen darf. Bey geschlossenen Innungen gilt eine Wittwe so viel als ein Meister; daher kann an ihres verstorbenen Mannes Stelle, wenn sie das Handwerk fortsetzt, kein neuer Meister gemacht werden, so lange sie nicht freywillig dem Handwerke entsagt.

Aller dieser angeführten Rechte ist eine Wittwe alsdann unfähig, wenn ihr Mann zur Zeit seines Todes nicht in der Zunft gewesen, wenn sie sich wieder verheyrathet, oder in ihrem Wittwenstande sich schwängern läßt.

Wenn ein Meister durch Veränderung seines Wohnorts bey einer andern Lade zünftig wird: so muß er bey derselben sich einkaufen, ob er schon vorher anderswo Meisterrecht gehabt hat; doch darf das Meisterstück, wenn es am ersten Orte schon gemacht worden ist, zum zweytenmale da, wo er sich niederlassen will, nicht gemacht werden. Der Reichsschluß von 1731. Art. 12. verordnet hierüber folgendes: „übrigens

*) Adr. Beier de tyrone c. 4. §. 3. n. 107.

soll derjenige, welcher an einem Orte das Meisterstück schon gemacht, und Meister worden, auch dießfalls glaubwürdige Zeugnisse aufzuweisen hat, wenn er sich an einem andern Orte setzen will, daselbst ohne Machung eines neuen Meisterstücks, es wäre denn, daß des Orts Obrigkeit aus erheblichen Ursachen ein anderes nothwendig befinde, gleichfalls passiret werden."

Die bestrittene Frage, ob Jemand in zwey Zünften zugleich Meister seyn könne, kann nach dem römischen Rechte *) wegen der abweichenden Verfassung unserer deutschen Zünfte nicht entschieden werden. Allein in Deutschland kann ein Handwerksgenosse in zwey Zünften stehen **). Doch müssen es verschiedene Gilden, dergleichen z. B. Messerschmiede und Messerbeschaler sind ***), und Gilden an eben dem Orte seyn.

Nicht alle Handwerksmeister erlangen das Meisterrecht auf die bisher angeführte Weise. Unter diese gehören hauptsächlich die Freymeimeister und Gnadenmeister. Solche Handwerksverständige, welche das Meisterrecht nicht auf die gewöhnliche Weise erlangen, sondern vom Landesregenten wegen einer zum Meisterrecht erforderlichen Verbindlichkeit, oder wegen Mangel

einer

*) Im L. 1. §. fin. de coll. et corp. heißt es: non licet autem amplius, quam vnum collegium licitum habere, vt est constitutum et a Diuis fratribus. Et si quis in duobus fuerit: rescriptum est, eligere eum oportere, in quo magis esse velit: accepturum ex eo collegio, a quo recedit, id, quod ei competit ex ratione, quae communis fuit.

**) Bergeri Oeconomia Jur. Lib. 3. Tit. 11. th. 7. not. 13. de Ludwig de opif. exule in pagis, Diff. 3. Das Gegentheil behaupten nebst vielen andern Strauch de coll. opif. §. 125. Hertius de paroem. Germ. L. 1. par. 120.

***) Struve Syst. Jurispr. opif. P. II. Lib. 5. c. 2. §. 8. G. Ad. Struve Decil. Jur. opif. Dec. 10.

nothwendigen Eigenschaft Dispensation erlangen, werden Gnadenmeister genannt *). Z. B. es hat einer das Handwerk nicht ordentlich gelernt, oder ist nicht die erforderlichen Jahre gewandert, so kann ihn der Landesregent dispensiren. Sie werden eingekaufte Meister genannt, wenn sie, der landesherrlichen Dispensation ungeachtet, für die Aufnahme in die Zunft das Meistergeld in die Lade bezahlen müssen. Solche Gnadenmeister gehören mit zur Zunft, sie müssen die Handwerksordnung und Gebräuche beobachten, und dürfen, wie andere Meister, alle Handwerksarbeiten verrichten. Bisweilen wird jedoch bey ihrer Aufnahme, in Ansehung der Rechte, die sie haben sollen, eine Ausnahme gemacht, und man verstattet ihnen nur gewisse Rechte anderer Zunftgenossen. So schreiben die Kaufleute bisweilen den Eingekauften gewisse Artikel von Waaren vor, mit denen sie nur handeln dürfen. Jungen anzunehmen, oder Gesellen zu halten, sind die Gnadenmeister der Regel nach nicht berechtigt. Ein Beyspiel von einem Buchdrucker, der die Kunst nicht ordnungsmäßig gelernt hatte, und sich ein Kayserliches Privilegium geben ließ, Jungen und Gesellen zu halten, weil man vorher seine Jungen nicht für tüchtig und die Gesellen nicht für redlich erkennen wollte, führt der Herr Etatsrath Moser an nebst andern ähnlichen Beyspielen **). Die Wittwen, Söhne und Töchter der Gnadenmeister genießen nicht die

*) Der Herr Etatsrath Moser von der Landeshoheit in Polizeysachen, Cap. 9, § 19. Struve Syst. Jurispr. opit. P. II. Lib. 5. cap. 9. §. 2.

**) von Mosers Abhandl. verschiedner Rechtsmaterien 98 St. 2te Abh. §. 5. 14. Struve Syst. Jurispr. opit. Tom. II. Lib. 24 c. 3. §. 6.

Rechte, die den Wittwen, Söhnen und Töchtern anderer Meister zum Besten eingeführt sind. Die Annahme eines solchen Meisters kann nicht von der Zunft allein geschehen, sondern es wird die landesherrliche Dispensation dazu erfordert, welche jedoch bey geschlossenen Zünften nicht anders, als wenn die gemeine Wohlfahrt es nothwendig macht, ertheilt wird; und dieses geschieht auch bey den Freymeistern *).

Freymeister sind solche Handwerker, welche das Recht, an einem Orte zu arbeiten, haben, ohne in die Zunft aufgenommen zu seyn **).

Gnadenmeister und Freymeister sind darin unterschieden, daß jene in der Zunft stehen, diese aber nicht, und beyde sind darin einander gleich, daß sie die Handwerksgerechtigkeit nicht auf die gewöhnliche Weise erlangt haben. Zu den Freymeistern gehören diejenigen, welche auf Universitäten neben den Zünften arbeiten, und unter der Universitäts-Gerichtsbarkeit stehen ***). Auch wird gemeiniglich den Soldaten, welche ein Handwerk gelernt haben, erlaubt, während des Soldatenstandes für die Compagnie zu arbeiten, und nach erhaltenem ehrlichen Abschiede können sie ihr Handwerk mit eigner Hand fortsetzen, ohne jedoch Jungen und Gesellen halten zu dürfen †). Solchen gewesenen Soldaten, die ihren Abschied selbst gesucht haben, wird hier und da diese Freyheit nicht verstattet ††). Da die Freymeister außer

*) Freyherr von Cramer in den Wetzlar. Nebenst. Th. 110. Abh. 3. §. 16. Beier de mag. opif. c. 1. th. 9. n. 60. Stryck Vf. mod. §. 5. de coll. et corp.

**) Struve Syst. Jurispr. opif. P. II. Lib. 5. c. 9.

***) Brunnemann ad Leg. fin. D. de coll. et corp. Stryck Vf. mod. §. 5. de coll. et corp.

†) Struve Syst. Jur. opif. Tom. II. Lib. 3. c. 2. §. 20, Lib. 4. c. 7. §. 6. Lib. 5. c. 9. §. 17.

††) Stryck Vf. mod. Pand. Tit. de excus. §. 6.

außer der Zunft arbeiten: so sind sie vom Meisterstück, von den Verbindlichkeiten der Innungsartikel, und von den collegialischen Zunftschlüssen befreyet. Die übrigen besondern Rechte, ob sie Gesellen halten dürfen, und von allen oder nur einigen persönlichen bürgerlichen Auflagen frey sind, hangen vom Freyheitsbriefe ab.

Eine Art der Freymeister sind auch die **Hofhandwerker.** Darunter versteht man solche, die für des Landesherrn eigene höchste Person arbeiten. Sie sind entweder wirkliche Hofbediente, und gehören zum Gefolge des Herrn, oder sie sind blos nach Hofe arbeitende Handwerker. Im erstern Falle sind sie wirkliche Hofbediente, und gehören zur Hoffolge, stehen also unter der bürgerlichen Gerichtsbarkeit so wenig, als sie bürgerliche persönliche Beschwerden zu tragen verbunden sind *). Im letztern Falle aber sind sie nur nach Hofe arbeitende Handwerker, welche sowohl in Absicht auf die Gerichtsbarkeit als Beschwerden, wie andere Unterthanen der bürgerlichen Obrigkeit unterworfen sind, und eigentlich nur den bloßen Titel eines Hofhandwerkers haben. Wirkliche Hofhandwerker sind nicht verbunden, es mit der Zunft zu halten, und wenn sie es thun: so geschieht es von ihnen ganz freywillig. Sie pflegen es aber nicht leicht zu unterlassen, weil sie, so lange sie unzünftig bleiben, weder Lehrjungen annehmen, noch für andere

*) Ruland de commiss. P. I. Lib. 5. c. 6. Struve Syst. Iur. opif. P II. Lib. 6. c. 4. §. 2. 3. 4. 5 Von der Bestellung der Hofhandwerker handelt Seckendorf im teutschen Fürstenstaat P. 3. c. 5. §. 2. Der Tit. Cod. de fabr. et de pal. sacr. largit. lassen sich bey den Hofhandwerkern nicht anwenden. Nach dem Leg. 2. C. Theod. de excus. artif. waren gewisse Künstler von allen Beschwerden frey.

nicht zum Hofe gehörige Personen arbeiten dürfen. Der Herr von Berger *) führt davon folgendes Urtheil an: Bevergilde c. Christ. Meyer (Churf. Hofbader) Sentenz in erster Instanz: daß Meyer zwar die Trabanten bedienen, sich aber sonsten aller Gesellen und Jungen, auch Bedienung anderer Leute enthalten soll. Und in der Appell. Instanz: daß Meyer zur Bedienung unserer herzg liebten Gemahlin wie auch unserer Trabanten, mehr nicht, als nebst sich einen Gesellen zu halten befugt.

Wenn die Hofhandwerker unzünftig sind: so haben sie den Vortheil, daß sie weder an den Innungsartikeln gebunden, noch der Zunftgerichtsbarkeit unterworfen sind **). Ein beständiges Vorrecht der zünftigen Handwerker besteht darin, daß sie so viel Gesellen halten können, als sie wollen, unter den ankommenden Gesellen die Vorwahl haben ***), und den Reng vor allen übrigen bekommen müssen. Manchmal genießen einzelne Hofhandwerker noch besondere Vorrechte, z. B. daß ihnen der Verkauf der Handwerksmaterialien gelassen werden muß, u. s. f.

Von den bisher angeführten Arten der Meister sind die auf ihr Bürgerrecht arbeitenden Meister unterschieden. Auf sein Bürgerrecht arbeiten, heißt so viel, als mit eigner Hand ohne Gesellen und Jungen außerhalb der Zunft ein Handwerk treiben. Dieses kann der Regel nach ein Bürger †) alsdenn thun, wenn er zwar das

Mei-

*) de Berger Decis. sum. provoc Sen. Elect. Sax. Dec. 9. Struve Syst. Iur. opif. P. II. Lib. 6. c. 3. §. 2.
**) Struve Syst Jur. opif. c. 3. §. 2. c. 5. §. 2.
***) Struve Syst. Iur. opif. c. 5. §. 3. 4. 5.
†) Freyherrn von Cramers Wetzlar Nebenst. Th. 110 Abh. 3. §. 10.

Meisterrecht durch ein Verbrechen verloren, aber dennoch die auf seine Vergehung gesetzte Strafe ausgestanden hat *).

Handwerksverwandte, die einer solchen Profession zugethan sind, wovon im Lande gar keine Zunft ist, können ihr Handwerk treiben, ohne sich in Verbindung mit einer andern Zunft einzulassen. Sie pflegen es aber gemeiniglich entweder mit ihren außer Landes befindlichen zünftigen Handwerksgenossen zu halten, oder sie lassen sich bey einem ähnlichen Handwerke im Lande einzünften.

Unter ähnlichen Handwerken sind sowohl gleiche als freundliche Handwerke zu verstehen. **Gleiche** Handwerke sind solche, welche einerley Materie in verschiedner Form bearbeiten, z. B. Schlosser und Nagelschmiede, Teppich- und Tuchmacher. **Freundliche** Handwerke nennt man die, welche einander in die Hand arbeiten, um eine Waare zu ihrer gehörigen Vollkommenheit zu bringen, z. B. Tuchmacher und Tuchscheerer, Müller und Becker. **Ungleiche** Handwerke verarbeiten verschiedene Materien, z. B. Becker und Tischler. **Unfreundliche** Handwerke haben einander gar nicht nöthig, z. B. Schuhmacher und Becker.

Wenn gleich dergleichen im Lande unzünftige Handwerksleute, die sich zu einer Zunft außer Landes halten, dadurch unzünftig bleiben, folglich weder eigene Vorsteher noch Zusammenkünfte haben dürfen; so haben sie doch den Vortheil davon, daß ihre Werkstätten von fremden Gesellen besucht werden, daß man die Gesellen, welche vorher bey einem solchen Meister in der Lehre

*) Struve Syst Iurispr. opif. P. II. Lib. 1. c. 9. § 23.

gestanden haben, für tüchtig passiren läßt, daß sie gegen die Glieder derjenigen Zunft, zu der sie sich halten, den Zunftzwang ausüben können, und überall, auch auf Märkten, wo zünftige Meister feil haben, ihre Waaren verkaufen dürfen. Es steht allen dergleichen Meistern frey, ob, wo und bey welcher Lade sie sich einzünften lassen, auch ob sie wieder heraustreten und es mit einer andern Lade halten wollen. Ausländische Meister, die nicht zünftig sind, können es auf eben diese Art mit einer inländischen halten, und bey derselben sich einzünften lassen. Doch halten einige Rechtslehrer *) es für rathsam, sich lieber zu einer ausländischen Zunft von der nähmlichen Profession zu halten, als zu einem andern Handwerk im Lande zu treten, weil es Orte geben kann, wo man einen solchen Meister nicht passiren lassen will. Daher ist es am besten, daß sich dergleichen unzünftige Meister zum Colonisten bey einer benachbarten ausländischen Lade des nähmlichen Handwerks machen lassen, folglich es mit Meistern von ihrer Profession halten. Der Landesregent kann aber auch dergleichen Professionisten mit einer andern inländischen combiniren und vereinigen, welches z. B. hier und da bey Seifensiedern und Wachsbleichern, Schlossern, Büchsen-, Uhr- und Windenmachern geschehen ist.

Eine der wichtigsten Fragen in der Lehre von den Rechten eines Meisters ist diese: wie das Meisterrecht wieder verloren werden könne. Dieses geschieht entweder freywillig, oder wider Willen und mit Zwang. Freywillig verliert Jemand sein Meisterrecht, wenn er dasselbe ausdrück-

*) Struve Syst. Iurispr. opif. Tom. II. Lib. 2. c. 7. §. 22.

drücklich aufkündigt. Es kann ein Meister entweder mündlich oder schriftlich seinen zeither gehabten Rechten entsagen, und dieses ist ihm so wohl bey den Handwerkszusammenkünften oder ausser denselben zu thun erlaubt. Aber auch stillschweigend kann man sich seines Meisterrechts begeben, z. B. wenn man zehn Jahre lang weder bey den Handwerksversammlungen erscheint, noch die zu geben schuldigen Abgaben erlegt *). Bey Abwesenden und Verschollenen läßt sich dieses nicht behaupten, und es darf daher bey geschlossenen Innungen an die Stelle eines verschollenen Meisters nicht eher ein neuer angenommen werden, als bis zuvor sein Tod erwiesen ist, oder aus hinlänglichen Gründen vermuthet werden kann **). Dadurch, daß ein armer Meister lange Zeit bey einem andern als Gesell gearbeitet hat, verliert er sein Meisterrecht nicht, wenn er nur seine Handwerksbeyträge bezahlt hat ***).

Die Würkung einer ausdrücklich oder stillschweigend geschehenen freywilligen Begebung seines Meisterrechts zeigt sich in dem Verlust aller von dem Meisterrechte abhangenden Rechte und Vortheile. Man wird einem Fremden gleich gehalten, und wenn man aufs neue auf sein Handwerk arbeitet, als Pfuscher abstraft, auch kann man anders nicht das Meisterrecht wieder erlangen, als wenn man sich aufs neue in die Lade einkauft, wo man jedoch kein Meisterstück zu machen braucht.

In

*) Beier Del. Iur. Germ. L. I. c 15. §. 63. Struve Syst. Iur. opif. P. II. Lib. 4. c. 11. §. 16.

**) Schmalcalder Diss. de eo, quod justum est circa eos, qui disparuerunt, th. 29.

***) Struve Syst. Iur. opif. P. II. Lib. 3. c. 2. §. 19. Lib. 4. c. 11. §. 11.

In Ansehung des Verlusts des Meisterrechts wider seinen Willen ist folgendes zu bemerken. Man verliert entweder alle Rechte eines Meisters auf beständig. Dieses geschieht alsdenn, wenn man gänzlich aus der Zunft ausgestossen wird. Hierzu gehört aber ein Urtheil und Recht der Obrigkeit, oder auch nach Beschaffenheit der Umstände ein Befehl des Landesregenten. Die Obermeister für sich sind so wenig als die ganze Zunft berechtigt, ihren Mitmeister eines Verbrechens wegen von sich zu stoßen und ihm das Handwerk zu legen *). In verschiedenen Handwerksartikeln sind die Fälle, wo der beständige Verlust des Meisterrechts statt haben soll, ausdrücklich angeführt; gemeiniglich geht das aber nur auf ein wider die Handwerksartikel laufendes Verbrechen. Von einem aus dem Handwerke gestoßenen Meister, der in der Folge wieder aufgenommen werden muß, kann ebenfalls verlangt werden, wie von einem, der selbst sein Handwerk niedergelegt hat, daß er sich aufs neue einkaufe und zum Meister machen lasse. Ein nochmaliges Meisterstück braucht er nicht zu machen.

Wegen minder wichtiger Ursachen wird die Ausübung des Meisterrechts nicht für beständig, sondern nur entweder auf eine bestimmte oder unbestimmte Zeit verboten. Ersteres kann die Folge eines Verbrechens seyn. Letzteres aber kann auch wegen anderer Ursachen geschehen. Z. B. ein Handwerksgenosse, der eine unehrbare Handthierung treibt, und deswegen levis notae maculam an sich hat, darf das Handwerk so lange nicht treiben, bis er diese Handthierung wieder

Auf

*) Schweder in Consil. Tub. Vol. 6, Cons. 9. nr. 60 — 62.

aufgegeben hat, und erst alsdenn tritt er wieder in seine vorigen Rechte *). Zu dieser Gattung Menschen werden an manchen Orten die Stadtknechte gerechnet, von denen man glaubt, daß sie, so lange sie in diesem Dienste stehen, levis notae maculam an sich haben. Doch läßt man sie um ihrer bessern Nahrung willen auf ihr Bürgerrecht arbeiten. Man kann auch wegen einer verweigerten Bezahlung einer Handwerksstrafe **) so lange bis man bezahlt hat, vom Handwerk ausgeschlossen werden. Gewöhnlicherweise braucht die Obrigkeit vorher andere Zwangsmittel, ehe man einen Meister völlig aus der Zunft ausstößt. Der Verurtheilte wird ausgepfändet oder ins Gefängniß gesetzt, oder es werden ihm nur einige Zunftrechte untersagt. Eben so wird auch denjenigen Meistern und Gesellen das Handwerk gelegt, welche einen Mitmeister oder Mitgesellen, der eines Verbrechens wegen angeklagt ist ohne vorher die obrigkeitliche Untersuchung und das Urtheil abzuwarten, schimpfen oder schmähen, oder ihm in der Treibung des Handwerks Hindernisse in den Weg legen. Diese Strafe dauert so lange, bis die Beschuldigung gesetzmäßig entschieden, oder die Sache zwischen den Diffamaten und Diffamanten gütlich beygelegt ist

S. Handbuch des bürgerlichen Rechts II. Th. S. 432. fl.

In nachstehenden Schriften werden übrigens noch allerley, die Handwerksmeister betreffende Gegenstände berührt weshalb sie zum weitern Nachlesen zu empfehlen sind.

Kurze Darstellung einiger Handwerksmißbräuche ꝛc. Halle bey Curt. 1800. 147 S. 8. (8 Gr.)

Etwas

*) Berger Oeconomia Iuris. Lib. I. Tit. 2. th. 13. m. 8. th. 14.

**) Leyser Spec. 8. med. 9. Tom. I. p. 82.

Etwas zur Verbesserung des Schicksals vieler Lehrlinge in den Werkstätten der Professionisten, Künstler ꝛc. von J. B. Wolfram. Leipzig bey Fletscher, 1800. 183 S. 8. (14 Gr.)

Ueber die zu verbessernde Erziehung unserer Künstler und Handwerker ꝛc. S. Journal von und für Deutschland. 1788. I. und V. St. — Besonders abgedruckt, Nürnberg bey Grattenauer. 1788. 95 S. 8.

Von Handwerksmißbräuchen und ihrer Abstellung, ein Programm von J. H. Pfingsten. Erfurt, 1785. 6½ B. 8.

Handwerksbarbarey, oder Geschichte meiner Lehrjahre. Ein Beytrag zur Erziehungsmethode deutscher Handwerker. Halle und Leipzig, 1790. 78 S. 8.

Ueber die Gilden, Innungen und Zünfte; von J. G. Braumüller. Berlin, bey Maurer. 1793. 28 S. 8. (3 Gr.)

* * *

Unter **Meister im Bleche** wird bey den Blechhammern das verstanden, wenn das Blech windschief ist, oder wenn es mit einem Ende ein wenig gebogen oder gedrückt wird, oder über sich springt, wie eine Feder, so daß es niemahls recht eben wird. Diese springende und ungleiche Eigenschaft muß durch das Schlagen und Planiren mit dem Hammer herausgebracht werden, und es muß ein recht geschickter Blechschläger seyn, wenn er sie herausbringen, oder dem Bleche den so genannten Meister benehmen soll, weil das Blech immer springender und ungleicher wird, wenn er nicht recht zuschlägt.

Meister geben heißt bey den Schwarzfärbern folgendes: Wenn aus der Indigküpe gefärbt worden, und die Brühe vermindert ist, so macht man eine neue, indem man ein Pfund Waid- oder Pottasche, ein paar Loth Färberröthe, und etwas Kleye in hinlänglichem Wasser eine Viertel Stunde kochen läßt, und es in die Küpe thut.

Man

Man bedeckt alsdann die Küpe und legt ein wenig Kohlen herum. Auf solche Art kann man sie verschiedene Tage erhalten, ohne etwas dabey zu thun. Wenn man färben will, muß man sie den Tag zuvor aufziehen, und einige Kohlen wieder herum legen.

Die vielen Zusammensetzungen mit dem Worte Meister sind unter ihren Buchstaben aufzusuchen, als Röhrmeister, Rormeister, Krahnmeister, Kramermeister, Kirchenmeister, Kunstmeister, Kurmeister ꝛc. in K. Ladenmeister, Lagermeister ꝛc. in L. und so fort. Von einigen, die gegen die alphabetische Ordnung hier oder da in andern Artikeln vorkommen, muß ich hier eine Nachweisung geben.

Meister (Chur-) s. Kurmeister, Th. 56, S. 670.

— (eingekaufter,) s. oben, S. 85.

— (kleiner) s. im Art. Kupferstecherkunst, Th. 56, S. 308. Anm. 36.

— (Legge-) s. unter Leggebank, Th. 67. S. 784.

— (Lehm-) s. unter Lehm, Th. 70. S. 64.

— (Leibsteuer-) s. unter Leibeigen ꝛc. Th. 70. S. 494.

— (Rede-) s. im Art. Kohle, Th. 43, S. 177.

— (Rumor-) s. unter Kriegsgericht, Th. 50, S. 543.

— (Stück-) s. oben, S. 85.

— (Ziese-) s. unter Landschaft, Th. 64. S. 299.

— (zünftiger) s. oben S. 77. fl.

Meisterbuch, s. oben S. 76.

Meisterdruck, in der Mahlerey, ein großer, kühner, bedeutender Druck des Pinsels, welcher die Hand eines Meisters, d. i. eines erfahrnen, großen Künstlers zu erkennen giebt.

Meisteressen, bey den Handwerkern, die Mahlzeit, welche derjenige, welcher zum Meister aufgenommen wird, den übrigen Meistern gibt. S. im Art. Handwerk, Th. 21, S. 496 und oben S. 77.

Meisterey, ein in einigen Gegenden für Feldmeisterey übliches Wort. 1. Die Handthierung, Lebensart eines Feldmeisters oder Abdeckers; ohne Plural. 2. Die Wohnung des Feldmeisters oder Meisters, nebst dem derselben anklebenden Rechte des Abdeckers. In beyden Fällen auch die Cavillerey. S. Feldmeister, Th. 12. S. 521. fl.

Meistergeld, bey den Handwerkern dasjenige Geld, welches derjenige, so Meister werden will, an die Zunft bezahlet. S. im Art. Handwerk, Th. 21. S. 495 fl.

Meistergesang, der Gesang eines Meistersängers, S. dieses Wort und den Art. Lobspruch, Th. 80, S. 35.

Meistergesell, bey den Handwerkern, ist der älteste Gesell in einer Werkstätte, dem der Meister oder eine Wittwe, die das Handwerk fortsetzt, die Aufsicht über die andern Gesellen anvertrauet. Man nennt ihn auch nicht selten den Werkmeister, weil er anstatt des Meisters in der Werkstatt für alles stehen muß. Bey einigen Handwerkern heißt er auch der Meisterknecht. S. im Art. Meister, oben, S. 63.

Meistergroschen, der Groschen, welchen ein Maurergesell oder Zimmermannsgesell von seinem Tagelohn an den Meister abgeben muß. S. im Art. Mäurer, Th. 85, S. 780.

Meistergut, so nennt man die Materialien zur Gasur der Fayance, welche in einem leichtflüssigen Glase, reinem Sande, Sode und Salz bestehen.

Meisterhaft, ein in seiner Kunst, in seiner Wissenschaft vorzüglich erfahrner, geschickter Mann, einem solchen Manne gemäß, in dessen Fertigkeit, Erfahrung und Einsicht gegründet. Im gemeinen Leben **meisterlich**. **Ein meisterhafter Streich.**

Meisterhand, von der vorigen Bedeutung und figürlich, die Geschicklichkeit und Einsicht eines in einer Sache vorzüglich erfahrnen und geschickten Mannes.

Meisterinn, s. oben, S. 58. und **Meisterswittwe.**

Meisterjäger, s. unter **Jäger**, Th. 28, S. 562.

Meisterknecht, 1. Bey den Schäfern, der vornehmste Schafknecht, welcher die Schafe treibt und hütet, zum Unterschiede von dem **Hammelknechte** und **Lämmerknechte**. Im Niedersächsischen ist **Meisterknecht** der oberste Bediente in einer Fabrik, welcher die Aufsicht über die übrigen Arbeiter hat. Beydes von **Meister**, so fern es einen Vorgesetzten, oder den Vornehmsten unter mehreren bedeutet. 2. Bey den Handwerkern wird der **Jungmeister**, d. i. der jüngste Meister, welcher die übrigen Meister zusammen ruft, der **Meisterknecht** genannt.

Meisterkoch, an den Höfen, der vornehmste unter den Hofköchen, welcher aber noch von dem **Mundkoche** unterschieden ist.

Meisterlade, s. unter **Lade**, Th. 58, S. 631.

Meisterlauge, bey den Seifensiedern diejenige Lauge, welche ihre gehörige Stärke zur Seife hat. Sie wird in Aeschertonnen gemacht. S. unter **Seifensiederey.**

Meisterlich, s. **meisterhaft.**

Meisterlohn, bey den Zeugwebern, der Lohn, welchen

chen die Meister bekommen, zum Unterschiede von dem Lohne der Gesellen.

Meistermahlzeiten, s. Meisteressen.

Meistern, welches von dem Hauptworte **Meister** gebildet ist, aber einen großen Theil seiner ehemaligen Bedeutungen verlohren hat. Es bedeutete

1. Personen oder Sachen vorgesetzt seyn, sie regieren.

2. Bemächtigen, überwältigen, von **Meister**, so fern es einen Stärkern, einen Herrn bedeutet; eine gleichsfalls veraltete Bedeutung, in welcher noch die zusammen gesetzten **bemeistern** und **übermeistern** üblich sind.

3. So fern **Meister** eine mit überlegener Einsicht oder Geschicklichkeit begabte Person bedeutet, ist **meistern**, mit dem Bewußtseyn dieser überlegenen Einsicht tadeln, wo es doch größtentheils nur in engerer Bedeutung und im nachtheiligen Verstande, von der eingebildeten überlegenen Einsicht, oder einem unzeitigen, ungebührlichen Tadel der Handlungen oder Wirkungen eines andern gebraucht wird; Schwed. mestra, Franz. maitriser.

4. Von **Meister**, ein Lehrer, war **meistern** ehedem lehren, in welcher ganz veralteten Bedeutung Notker meisteren braucht.

5. So fern endlich **Meister** den Urheber, Verfertiger eines Werkes bedeutet, war **meistern** ehedem auch hervorbringen, verfertigen, machen. Auch diese Bedeutung ist veraltet; indessen scheint bey den Färbern noch etwas davon üblich zu seyn, bey welchen **meistern**, die Grundfarbe einrichten, bedeutet. S. **Meister geben**, unter **Meister**, oben, S. 94.

Meister-

Meisterpfund, bey den Wollweebern, eine Art schwererer Pfunde als die gewöhnlichen, nach welchen die Wolle, welche sie zum Spinnen ausgeben, gewogen wird. Dieses Pfund beträgt an einigen Orten 2, an andern $2\frac{1}{4}$ gemeine Pfunde. Von **Meister**, so fern es im weitesten Verstande ein anderen Dingen seiner Art übertreffendes Ding bedeutet.

Meisterpulver, s. **Magisterium**, Th. 82, S. 301.

Meisterrecht, 1. bey den Handwerkern, das mit dem Nahmen und Stande eines Handwerksmeisters verbundene Recht, das Recht, ein Handwerk öffentlich zu treiben, und Gesellen und Lehrlinge zu halten. S. im Art. **Handwerk** Th. 21, S 495 flg. so wie im Art. **Meister**, oben, Meister, S. 60 flg. Vom Verluste desselben, s. oben, S. 90 fl.

Meisterrechtgeld, s. im Art. **Kämmerey**, Th. 33, S. 544.

Meistersänger, oder **Meistersinger**, eine alte Art zunftmäßig eingerichteter Dichter oder vielmehr Reimer, welche wie andere Handwerker **Meister** und Lehrlinge unter sich haben, und noch in Nürnberg, Strasburg und einigen andern oberdeutschen Städten zünftig sind. Sie stammen von den ehemaligen Dichtern des schwäbischen Zeitalters oder den sogenannten **Minnesängern** ab, und singen ihre **Meistergesänge** oder **Meisterlieder** in ihren **Zechen** und **Singeschulen**, oder feyerlichen Versammlungen, nach gewissen angenommenen **Meistertönen** her. Mehr sehe man in

Hößlein's Abhandlung von den Meistersängern; steht in Hößlein's und Gräter's Bragur. 3 B. Leipzig 1794. gr. 8.

Gothaisch. Taschenbuch 1788. S. 100.

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste. I. S 351.
Hannov. Magazin, 1767. Col 103. ff.
Forkel's Literatur der Musik. S. 122.
Realbibliothek unter Meistersänger.

Meisterschaft, ein ehedem sehr übliches, jetzt aber größtentheils veraltetes Wort. Es bedeutete

1. Den Zustand, die Eigenschaft, die Würde eines **Meisters**, ohne Plural, wo es fast in allen Bedeutungen dieses Wortes vorkommt. Sowohl für Vorzug als Rang, als auch für Oberherrschaft, Ueberlegenheit. Besonders überlegene Geschicklichkeit, Erfahrung, Wissenschaft, Kunst, in welchem Verstande es noch im 16ten Jahrhunderte häufig vorkommt. Auch für Lehre, Unterweisung, Zucht war es ehedem üblich. Von der academischen Magister-Würde kommt es noch zuweilen im Scherze vor. Am üblichsten ist es noch von dem Zustande, der Würde eines Handwerksmeisters. Die Meisterschaft rechtmäßig erlangen, das Meisterrecht.

2. Mehrere **Meister**, ehedem gleichfalls in den meisten Bedeutungen dieses Wortes. So heißt die Obrigkeit bey dem Horneck die Meisterschaft. Der Burggraf von Riedenburg nennt die Gelehrten an des Kaisers Hofe des Keisers meisterschaft. In einigen Städten führet nur noch zuweilen eine Handwerkszunft oder Innung den Nahmen der Meisterschaft.

Meisterschüsse, und Meisterschüsse backen; darunter verstehen die Bäcker das Einschieben der Brote in den Ofen, wenn ein angehender Meister das Meisterstück backet.

Meistersohn, der Sohn eines Handwerksmeisters, in so fern er sich der Profession seines Vaters widmet, und dieselbe bey seinem Vater erlernet. Es ist fast bey allen Handwerkern nach der jetzigen

gen

gen Zunftverfassung den Meistern erlaubt, ihre Söhne nach Willkühr einschreiben und lossprechen zu lassen, so daß sie nicht an die in den Zunftartikeln für andere Lehrlinge bestimmte Lehrzeit gebunden sind. Dieses Vorrecht hat sehr wahrscheinlich darin seinen Ursprung, weil die Söhne der Meister die Handgriffe der Profession von Kindheit an sehen, und von vielen Meistern auch schon frühzeitig zu den Arbeiten angeleitet werden. Sehr oft aber werden die Söhne der Meister in dem Hause ihrer Aeltern als Lehrlinge auf alle Art übersehen, und lernen deshalb wenig oder nichts, zumahl wenn die Aeltern einiges Vermögen haben. Zuträglicher für das gemeine Beste und für die Geschicklichkeit der Handwerker wäre es daher, wenn jeder Meisterssohn wenigstens einige Zeit bey einem andern Meister lernen müßte.

Von dem Wandern der Meisterssöhne s. im Art. Handwerk, Th. 21, S. 505. Von dem Zahlen der Receptions-Gelder, s. daselbst, S. 498. S. auch im Art. Meister, oben S. 82 flg.

Meisterstochter, von deren Vorrechten s. im Art. Meister, oben, S. 82.

Meisterstreich, ein meisterhafter Streich, der Streich eines Meisters, d. i. einer mit überlegener Geschicklichkeit, Erfahrung und Wissenschaft begabten Person. Sich durch einen Meisterstreich aus einer Verlegenheit wickeln.

Meisterstück, 1. überhaupt ein Stück, d. i. ein Werk, eines Meisters, einer in ihrem Fache mit überlegener Kunst, Geschicklichkeit, Wissenschaft, oder Erfahrung begabten Person, ein vortreffliches Stück; ein Meisterwerk. So nennt man eine vortreffliche Rede, ein vorzüglich schönes

Gedicht, einen meisterhaften Streich u. s. f. Meisterstücke. In engerer Bedeutung ist es das beste unter mehreren vorzüglichen Werken einer Person. **Der Mensch ist das Meisterstück der Natur.**

2. Bey den Handwerkern ist es dasjenige Stück Arbeit, welches ein Gesell verfertigen muß, wenn er das Meisterrecht erhalten will. **Das Meisterstück machen.** Da es denn in weiterer Bedeutung auch wohl von einem jeden Werke gebraucht wird, welches man zum Beweise seiner Geschicklichkeit, Einsicht und Erfahrung verfertiget. S. im Art. Handwerk, Th. 21, S. 495. fl. und von dessen Nothwendigkeit, Beschaffenheit und Prüfung im Art. Meister, oben, S. 60 flg. und S. 72 flg.

Was die angehenden Meister bey diesen oder jenen Gewerken für Meisterstücke machen müssen, ist in den besondern Artikeln angegeben, worin die Beschreibung dieser Gewerke vorkommt.

Uebrigens gehören diese Meisterstücke, so heilsame Verordnungen auch ergangen sind, wegen der hartnäckigen Anhänglichkeit der Handwerker an alten Gebräuchen und Observanzen noch jetzt in vielen Ländern größtentheils zu den nachtheiligen Mißbräuchen, die die angehenden Meister nur in Schulden und in Verlegenheit setzen; denn diese Meisterstücke sind in mehrern Handwerken dem gegenwärtigen Zustande derselben gar nicht mehr angemessen, erfordern einen unnöthigen Aufwand, und setzen dadurch junge Anfänger, denen man den Eintritt in den neuen Stand so viel als möglich erleichtern sollte, nicht nur in großen Schaden, sondern auch in Gefahr, bey aller ihrer bekannten Geschicklichkeit, als Stümper abgewiesen zu werden. Die Perrückenmacher müs-

sen

sen z. B. außer einer Alongen-Perrücke, eine große runde Perrücke verfertigen, ungeachtet die erste gar nicht mehr getragen wird, und die sogenannten Perrückenmacher, dem bey weiten größern Theile nach, nichts als Friseurs sind, und seyn wollen. Noch vor nicht langer Zeit nahm man zu dem Meisterstück der Alongen-Perrücken graues Menschenhaar, welches fünf und mehrere Thaler kostete; und diese Auslage war gänzlich verloren. Jetzt wählt man schlechteres Haar. Warum soll aber auch die geringere Summe, die dafür gegeben wird, ohne den geringsten Nutzen weggeworfen werden? Die Buchbinder müssen zum Meisterstück eine Nürnbergische Folio-Bibel, in Schweinsleder, und zwey große Andachtsbücher in Quart, das eine in Saffian gebunden, und das andere marmorirt liefern. Die Bibel in Schweinsleder muß mit allerley künstlichen Figuren prangen. Diese drey Stücke können nicht anders, als in Gegenwart eines Mitgliedes der Gilde verfertigt werden, das man dafür bezahlen und gehörig traktiren muß. — Von den Tischlern verlangt man ein Bureaux, das mit mancherley Hölzern ausgelegt ist, und das nachher wegen seiner unmodischen Zierereyen oft für ein geringeres Geld weggeschlagen werden muß, als die Zuthaten gekostet haben. Aehnliche Widersinnigkeiten finden wahrscheinlich auch in andern Gilden Statt. Wenn man auch Gilden und Meisterstücke bestehen lassen will: so sollten die Gilden wenigstens angehalten werden, solche Meisterstücke zu fordern, durch welche junge Handwerker die Geschicklichkeit, welche sie künftig üben wollen, beweisen können, und die nicht mit einem durchaus fruchtlosen Aufwande verbunden sind.

Meisterswittwe, von deren Vorrechten s. oben, S. 66. 67. und S. 81. flg.

Meistertag, bey den Handwerkern derjenige Tag, an welchem sich die Meister versammeln, um des gemeinen Bestens wegen dieses oder jenes mit einander zu verabreden.

Meisterwerk, s. unter Meisterstück, oben, S. 101.

Meisterwurz *), Imperatoria Linn., der Nahme einer Pflanze mit 5 Staubgefäßen und 2 Staubwegen, welche unter die Dolbengewächse, nach dem Linnéischen Pflanzensysteme also in die zweyte Ordnung der fünften Classe gehört. Die allgemeine Blumendolde ist ausgebreitet und flach, die besondere besteht aus ungleichen Strahlen. Die gemeinschaftliche Dolbenhülle fehlt, die besondere besteht nur aus einem oder etlichen Blättchen, die ungefähr so lang als die Dolde sind. Die Blumen sind alle fruchtbar, und haben eingebogene, ausgeschnittene, ziemlich gleiche Blumenblättchen. Die Samen sind eyrund, auf dem Rücken mit zwey Furchen gestreift, und am Rande mit einer breiten Haut eingefaßt, und bilden, ehe sie sich trennen, eine rundliche, zusammen gedrückte, in der Mitte höckerige und mit einer Haut eingefaßte Frucht.

Es ist bis jetzt nur eine Art bekannt, nähmlich die gemeine Meisterwurz, Imperatoria *Ostruthium*, Linn., Spec. Plant. ed. Willd. Tom. I. P. I. p. 1458. Selinum Imperatoria, foliis tripartito-divisis et subdivisis Crantz austr.

*) Sie hat den Nahmen vermuthlich den überaus heilsamen Kräften ihrer gewürzhaften scharfen Wurzel zu danken. Bey dem Camerarius heißt sie Magistrantia, bey andern Ostruthium, Astrutium, Astrentium, daher sie auch in einigen deutschen Gegenden Ostritz, Astenz, Astranz, Magistranz, ingleichen Kaiserwurz und Wohlstand genannt wird.

austr. Roth. Fl. germ. Diese Pflanze, deren Wurzel in den Apotheken gebräuchlich ist, wächst auf hohen Gebirgen und auch am Fuße derselben, in den südlichen Ländern von Europa, in Oesterreich und der Schweiz wild, und kann auch in den Gärten gezogen werden; sie liebet eine etwas feuchte und schattige Lage, und blühet im Junius. Sie hat eine perennirende, knollige, auswendig braune und runzlichte, fleischige Wurzel, welche auf allen Seiten viele lange Schossen treibt, die theils in neue Wurzeln, theils in Blätter ausschlagen, und wodurch sich also die Pflanze stark ausbreitet und vermehret. Ihre Blätter, von denen die unteren auf sehr langen, runden Stielen stehen, sind zweymal dreyfach, und bestehen aus großen, eyrunden, spitzigen, runzlichten, ungleich sägenartiggezähnten, auf der Oberfläche dunkelgrünen Blättchen, von denen das mittelste immer in drey Lappen getheilt ist. Der Stengel, welcher am Ende die Blumendolde trägt, wird einen, zwey, drey bis vier Schuh hoch, und ist gestreift, und, wie die übrigen Theile der Pflanze, glatt. Die allgemeine Blumendolde besteht aus vielen Strahlen, und ist flach oder etwas hohl, die besonderen bestehen auch aus vielen Strahlen, sind aber convex; zuweilen fehlt die besondere Doldenhülle sowohl, als die gemeinschaftliche; die Blümchen sind weiß, und bey der wilden Pflanze nicht immer, bey der in den Gärten gezogenen aber alle fruchtbar.

Die ganze Pflanze, und vornehmlich ihre Wurzel, hat einen angenehmen, starken, gewürzhaften Geruch, und einen sehr scharfen, hitzigen, etwas bittern Geschmack. Die Wurzel ist im Winter und Frühlinge am kräftigsten, und enthält

alsdann einen weißen Milchsaft, welcher gelblicht wird; sie ist eine hitzige, stark auflösende Arzney, und treibt, innerlich genommen, den Schweiß, Urin, Blähungen, die monatliche Reinigung und zuweilen auch den Stuhlgang. Sie wird daher wider die Engbrüstigkeit, Wechselfieber, Coliken, Krampf, Nerven- und Mutterkrankheiten, und wider die Wassersucht empfohlen; man schrieb ihr vordem auch eine fruchtbarmachende Kraft zu; und wenn eine Säugende davon nimmt, soll sie dem Kinde Würmer abtreiben. Wenn sie gekäuet wird lockt sie den Speichel hervor. Das Pulver von ihr, mit etwas Anießsamen vermischt, hat eine eigenthümliche Kraft wider die Lähmung der Zunge bewiesen. In Pulver giebt man sie bis zum halben Quentchen. Streuet man es in die Geschwüre, so reiniget es dieselben. Durch Weingeist zieht man ihre Kräfte besser aus, als durch das Wasser; man macht sie dadurch aber zu einer noch hitzigeren Arzeney, als sie schon von Natur ist.

Houttuyn's Linnéisches Pflanzensystem, VI. Th. S. 171—172.

Murray's Arzneyvorrath, I. Th. S. 342—343.

Meiya, der otaheitische Nahme einer Art **Pisang**, Musa Linn., zu welcher dort alle roh eßbaren Abarten gerechnet werden. S. im Art. **Pisang**.

Bengt Bergius über die Leckereyen. Aus dem Schwed. I. Th. S. 116—117. Die Anmerk. von Forster.

Mekka-Balsam, s. unter **Balsam**, Th. 3. S. 462.

Mekler, so heißt in der Deich- und Schleusenbaukunst das mittelste Stück einer Ramme, worauf der Rammblock auf und nieder geht.

Mekon, im Griech. μήκων, s. **Mohn**.

Mel, s. Honig, Th. 25, S. 2.

Mel.

Mel anthoſatum, Rosmarinhonig, ſ. unter Honig, Th. 25, S. 37.

Mel arundinaceum, Mel calaminum, Mel cannæ, } Zuckerſyrupp, ſ. im Art. Zucker.

Mel depuratum, Mel deſpumatum, } geläuterter oder abgeſchäumter Honig. S. unter Honig, Th. 25, S. 26—27.

Mel harundinaceum, ſ. Mel arundinaceum.

Mel mercuriale, Bingelkrauthonig, ſ. Th. 25, S. 37.

Mel nenupharium, Seeblumenhonig, ſ. eben daſelbſt.

Mel roſarum, Roſenhonig, ſ. eben daſ.

Mel roſcidum, ſ. Manna, Th. 83, S. 724.

Mel ſaccharaceum, Mel ſaccharinum, } Zuckerſyrupp, ſ. unter Zucker.

Mel violarum, Veilchenhonig, ſ. unter Honig, Th. 25, S. 37.

Mel virgineum, Jungfernhonig, ſ. daſ. S. 6.

Mela, ein Inſtrument der Wundärzte, ſ. Sonde.

Mela, der Name des Fuchſes in Georgien.

Melaena, die ſchwarze Krankheit, Morbus niger, iſt eine Krankheit, die in einem häufigen Abgange einer ſchwarzrothen Materie, entweder durch den Stuhlgang oder durch Erbrechen, beſteht, und langwierige Verſtopfung, zurückgetretene Hautausſchläge, oder andere Verletzungen der Eingeweide zur Urſache hat. Franz Home *) hält das, was in dieſem Uebel weggebrochen wird, nicht für ſchwarze Galle, ſondern für ergoſſenes Blut, und bringt ſie daher unter die Claſſe der Hämorrhagien. Brechmittel ſchadeten ſeiner Bemer-

*) S. deſſen cliniſche Verſuche und die Recenſion in den göttingiſchen Anzeigen. Jahrg. 1781. St. 112.

merkung zu Folge in dieser Krankheit offenbar; dafür aber nächst ein wiederholter Aderlaß; auch gab er mit gutem Erfolge Abführungen aus Rhabarber und versüßtem Quecksilber, auch dem Oehle vom Samen des Wunderbaums (Ricinus) und zum Blutstillen bediente er sich der Vitriolsäure mit dem Schleime des arabischen Gummi gemildert, wie auch des Bindens der Schenkel.

Melago codi, ein Nahme des schwarzen Pfeffers, Piper nigrum, Linn.

Melaleuca, s. Kajeput-Baum, Th. 32, S. 301.

Melampodium, s. 1. Grißfuß, Th. 16. S. 687.

Melampyrum, s. Wachtelweitzen.

Melan, Griech. μελαν, s. Tinte.

Melanagoga, solche Arzneymittel, die nach der Meinung der Alten die sogenannte schwarze Galle abführen sollten.

Melonchia, s. Anagallis, Th. 2, S. 11 fl.

Melanchlorus, eine ins Blasse fallende schwarze Farbe.

Melancholie, aus dem Griech. und Latein. Melancholia, 1. ein hoher Grad der Traurigkeit oder Schwermüthigkeit, besonders so fern sie ihren Sitz in einer fehlerhaften Beschaffenheit des Körpers hat. 2. Bey einigen neueren Schriftstellern wird es oft von einer jeden traurigen Empfindung des Gemüths, und demjenigen Zustande desselben, da es zu solchen Empfindungen geneigt ist, gebraucht.

Die Melancholie in der ersten Bedeutung, wovon hier vorzüglich die Rede ist, ist eine gemeiniglich sehr langwierige Krankheit, die sich durch Furchtsamkeit, Traurigkeit und Verzweiflung äußert. Die Patienten erschrecken leicht, sie hängen mehrentheils einem gewissen Gedanken nach, und werden von andern Gegenständen weniger gerührt.

gerährt. Manche machen sich Religions-Scrupel, wo man denn sagt, daß die Leute geistliche Anfechtungen haben. Sie lieben die Einsamkeit, sind still, nachdenkend, argwöhnisch, oft grämen sie sich um einer Kleinigkeit willen; dabey werden sie bleich im Gesichte und schwach, ungeachtet sie immer noch guten Appetit haben. Ihr Puls schlägt träge und langsam. Sie sind verstopft und mit Blähungen geplagt. Oft klagen sie über Aengstlichkeit, Drucken vor dem Magen, Herzweh, manchmal bekommen sie gallichtes Erbrechen.

Die nächste Ursache dieser Krankheit liegt zwar in dem Gehirne, der Werkstätte der Ideen; allein die eigentliche wahre, wiewohl entferntere Ursache ist in den allermehrsten Fällen im Unterleibe, in einer fehlerhaften Beschaffenheit der Verdauungswerkzeuge aufzusuchen, so daß, wenn die letztere gehoben werden kann, man nicht nöthig hat, sich mit der Cur des Gehirns vergebliche Mühe zu machen, ausgenommen, daß man durch die angenehmsten Zerstreuungen die Aufmerksamkeit des Kranken von seinen Grillen zu entfernen suchen muß, wobey aber die größte Behutsamkeit und genaue Kenntniß des Ursprungs der düstern Ideen nothwendig ist.

So lange die Arzneykunst in der Geschichte bekannt ist, haben auch schon die Aerzte den Grund der **melancholischen Schwermuth**, und die höhern Grade dieser Krankheit, nämlich den **Wahnwitz** (mania) und die **Tollheit** (furor) in denjenigen dicken, groben und schwarzen Säften gefunden, welche sie mit dem Namen der **schwarzen Galle** belegten. In dieser Theorie sind **Hippocrates** und **Boerhaave**, und alle große Aerzte, die zwischen ihnen gelebt haben,

ben, einig. Wenn wir nun fragen: Woher dieſer dicke Theil unſers Bluts entſpringe; was ihn verhüte; wo er ſich feſt ſetze; wo der eigentliche Schauplatz des Elendes ſey, das er hervorbringt; auf welche Weiſe er ins Gemüth wirke, und durch welche Mittel dieſe Folgen deſſelben in der Seele wieder vernichtet werden? ſo muß ſichs entdecken, ob man vernünftiger Weiſe die Schwermuth und den Wahnwitz durch Arzneyen, die in das Gehirn, oder durch ſolche beſtreiten müſſe, die auf die Verdauungswerkzeuge wirken, worunter diejenigen inneren Theile begriffen werden, die etwas Weſentliches zur Verwandlung der Speiſen in einen geſunden Milchſaft beytragen, als der Magen, die Gedärme, das Gekröſe, die Leber, die Milz, das Zwerchfell, die Magendrüſe, die Drüſen der Gedärme, u. ſ. w.

Wenn Boerhaave erklären will, woher die ſchwarze Galle ihren Urſprung nehme: ſo führt er folgende Stücke an: „Das eifrige, Tag und Nacht fortgeſetzte Nachdenken und Wachen; die heftigen ſowohl freudigen, als traurigen Gemüthsbewegungen; öftere ſchwere Arbeit in trockner und heißer Luft; unmäßige Wolluſt; ſchwere, harte, trockne, erdichte Speiſen, deren Genuß bey Ruhe und Unthätigkeit des Körpers lange fortgeſetzt wird; eben dergleichen Getränke; geräuchertes, getrocknetes und eingeſalzenes Fleiſch, beſonders hartes und zähes von alten Thieren; unreife Früchte; Speiſen von ungegohrnem Mehle; zuſammenziehende, verdickende, kühlende Arzneyen, und dergleichen langſame Gifte, und lange anhaltende oder oft wiederkehrende Fieber, die keine gute Criſe haben, und wobey nicht genug Flüßiges gebraucht worden iſt.“

Alle

Alle diese Dinge verdicken das Blut, und erzeugen die schwarze Galle, in so fern sie das Flüßigste des Bluts verzehren oder ausjagen, oder auch demselben allzu zähe und grobe Nahrungssäfte zuführen. In diesem ganzen Register findet man die Hindernisse der guten Verdauung der Speisen; selbst das eifrige Studiren verdirbt die Verdauung, und die heftigen Leidenschaften verursachen eine Ergießung oder auch Zurückhaltung der Galle, welche dem Blute seine dicke Schwärze geben können. Die groben Speisen machen keinen Bauer dickblütig oder melancholisch, weil er sie gut verdauet; und darum setzt Boerhaave die Ruhe und Unthätigkeit des Körpers hinzu. Galen, und selbst Hippocrates, gab schon zu seiner Zeit eben dergleichen Speisen, als die Materien an, welche die melancholischen Säfte erzeugen: „Alles harte, besonders gesalzne Fleisch, große Fische, zähe, schleimige Speisen und Gemüse, dicke, schwarze Weine und alten Käse.“ „Der Grund einer solchen Melancholie,“ sagt Galen, „liegt gemeiniglich in rohen, unverdaueten Speisen; denn darauf folgen viele Blähungen, welche aus jeder Speise aufsteigen, und sich in den Hypochondern aufhalten, wie auch saures, stinkendes, thranichtes Aufstoßen, obgleich dergleichen Speisen nicht genossen worden, wobey zugleich mehrentheils Verstopfungen des Leibes sind.“

Der Ursprung der schwarzen Galle, der Materie der Schwermuth und des Wahnwitzes, wird also in den meisten Fällen darin zu suchen seyn, daß wir entweder unverdauliche Dinge genießen, oder eine Lebensart führen, welche sie uns unverdaulich macht; daß wir entweder zu viel herbe, schwere, oder zu wenig Getränke trinken, oder

eine Lebensart führen, worin wir mehr Flüßiges verschwenden, als wir durchs Trinken ersetzen. Das heißt, alle Ursachen der schwarzen Galle beruhen auf einem Fehler der Diät im Essen und Trinken, oder der Verdauung. Dieses erkläret uns, was Trallian versichert, er habe die meisten Melancholicos nicht sowohl mit Arzneyen, als durch die Speisen und Getränke (victu) curirt; und was für Speisen nahm er zu dieser Cur? Leichte Speisen, Hühnerfleisch, Fische aus Bächen, die über Kiesel rieseln, Salat, Malven, Endivien, u. s. w. Eben dieses ist die Diät, welche Boerhaave und van Swieten wider die schwarze Galle verordnen. Das viele verdünnende Getränk ist zu eben der Absicht dienlich; und unter allem Mangel flüßiger Sachen, welcher die Schwermuth erzeugt, ist der Mangel der Verdauungssäfte am nachtheiligsten. Daher kann allein der häufige Auswurf des Speichels in den Stunden der Verdauung melancholisch machen. Aretäus hat schon angemerkt, daß die Ursachen, welche die Melancholie, nachdem sie curirt worden, wieder hervor bringen, üble Diät im Essen und Trinken (error in victu) und Zorn sey, der in die Leber und Gallenblase wirkt.

So wie also der Grund der Schwermuth fast durchgängig in einer fehlerhaften Verdauung liegt, so sind auch die Mittel, sie zu verhüten, keine andre, als die die vollkommenste Verdauung unterhalten, welche sich auf die Wahl und Proportion der Speisen und Getränke, und auf eine Lebensart gründet, die die Verdauungskräfte in Stand setzt, aus ihnen die beste Nahrung zuzubereiten.

Wenn durch Vernachlässigung dieser Regeln die schwarze Galle schon im Blute herrscht, und

die

die Melancholie ihren Anfang nimmt: so setzt sie sich alsobald in gewissen Theilen unsers Leibes fest, und es wird nun darauf ankommen, ob sie sich, indem sie diesen traurigen Unsinn erregt, zum Gehirne, oder zum Magen wendet.

Galen sagte, daß der lange anhaltende Unsinn von einer Krankheit des Zwerchfells herrühre. Hippokrates prophezeihete denen, die in der Gegend der Milz ein Pochen empfanden, Verrückung des Verstandes, und wenn sie dabey die Augen unruhig dreheten, bevorstehenden Wahnwitz. Aurelian beobachtete, daß den Schwermüthigen durch Brechen und Purgiren schwarze Galle abginge; und er zählte unter die Kennzeichen der Melancholie eine Geschwulst vor dem Magen, Unverdaulichkeit, faulendes Aufstoßen, Rumor der Gedärme, und ein Erbrechen und Purgiren, womit Unreinigkeiten von mancherley Farben ausgeführt werden. Alle diese und so viel hundert andere Beobachtungen der alten Aerzte, haben die neuern den wahren Sitz der Materie der Schwermuth und des Unsinns kennen gelehrt, und sie fanden denselben im Unterleibe. „Der Grund der Melancholie," sagt Ettmüller, liegt stets, als die innere entfernte Ursache, in der Gegend der Hypochondern verborgen. Eine schädliche Schärfe hat im Magen und in den Gedärmen die Oberhand, und darum sind diese Leute so freßsüchtig." Es ist demnach nicht das Gehirn, wo man, nach den Gesetzen der Natur, den Sitz der Materie der Schwermuth suchen muß. „Obgleich die schwarze Galle zu verschiedenen Theilen der Leibes hingeleitet werden kann," sagt der Herr van Swieten, so wird sie doch am allermeisten in die Eingeweide des Unterleibes niedergelegt, wo sie sich

festsetzt." An einem andern Orte schreibt er: „Aus den practischen Beobachtungen erhellet, daß sich zuweilen ein solcher schwarzer Schlamm, der von geronnenem Blute ganz verschieden ist, in den Eingeweiden des Unterleibes anhäufe. Kann man nicht diese Materie mit Recht eine schwarze Galle nennen, da sie sich gemeiniglich bey der Werkstatt der Galle, der Leber, oder in denjenigen Eingeweiden sammelt, deren Blutadern ihr Blut durch die Pfortader der Leber senden, und ihr die Materie zuführen, woraus sie die Galle verfertigt? Diese Materie wird also von dem Orte, wo sie sich aufzuhalten pflegt, Galle, und von ihrer Farbe, schwarz genennt. Hierzu kommt, daß selbst die gelbe Galle in eine solche dicke und zähe schwarze Materie ausarten kann, und die wird doch gewiß den Namen der schwarzen Galle verdienen, u. s. w." Was den Wahnwitz betrifft, welcher nur ein höherer Grad der Melancholie ist: so stimmt dieser vortreffliche Arzt dem bey, was Aretäus sagt. Er sagt aber, daß gemeiniglich der Sitz der Wuth und des Wahnwitzes die Eingeweide sind. Boerhaave setzt in seinem Werke von den Nervenkrankheiten, die verdorbene Einbildungskraft beym Wahnwitze, billig ins Gehirn; allein wenn er die entfernten Ursachen desselben erzählt: so sind es Fehler in der Gegend des Magens, Verletzungen des Darmgekröses, Darmbrüche, der Stein, Verstopfung der Gedärme, wie beym Miserere, Unreinigkeiten in den Verdauungswegen, schwarze Galle, Gifte, u. dgl.

Es kömmt nun darauf an, überhaupt zu zeigen, ob diese im Unterleibe verborgenen Ursachen des Unsinns, besonders, ob die schwarze Galle nicht etwa Wege finden könne, um ins Gehirn

zu bringen, um daselbst die Werkstätte des Verstandes zu verrücken. Gesetzt, daß dem also wäre, so ist doch die Quelle des Uebels im Unterleibe; und diese zu verstopfen, muß überall, wo es möglich ist, die Regel des Arztes seyn. Allein es ist eine schon zugestandene Sache, daß eine Ursache im Unterleibe, die diese Gränzen nie verläßt, blos durch den Zusammenhang der Nerven, Häute und Adern, den Kopf völlig verrücken könne, welches aus den Beyspielen von Kranken erhellet, die von Würmern melancholisch und wahnwitzig wurden, oder deren Gehirn man doch ganz unversehrt fand. „Gemeiniglich," sagt Galen, „ziehen die ursprünglich verletzten Theile der Hypochondern das Haupt mit in den Zusammenhang, und verursachen Unsinn, fallende Sucht, Schlafsucht, Melancholie, vom schwachen Magen, vermöge seines Zusammenhanges mit den Nerven und dem Gehirne. Der Magenmund," sagt er anderwärts, „kann, durch seinen Zusammenhang, Ohnmachten, Unsinn und Convulsionen verursachen." Hippokrates wußte schon, daß die Hirnwuth davon entstehen könne, wenn die erregte Galle sich nach den Eingeweiden und dem Zwerchfelle wendete. Helmontius hat diese ihm wohl bekannte Art der Wirkung eines entfernten Theils in einen andern durch den ihm eigenen Ausdruck einer actionis regiminis erklärt. Der Herr van Swieten nimmt nicht allein diese Art der Wirkung an, sondern gesteht auch, daß er sie, nachdem er sie vom Boerhaave vernommen, oft vollkommen wahr befunden. „Es können alle Wirkungen des Gehirns in Unordnung gebracht werden, obgleich die Ursache dieser Krankheiten nicht im Gehirne, sondern in andern Theilen liegt. Die Materien, welche sich in

der Gegend des Magens sammeln, verrücken den Kopf am allermeisten. Daher kann die daselbst liegende schwarze Galle das Gehirn angreifen, den stärksten Unsinn, die seltsamsten Einbildungen und die größte Wuth hervorbringen, obgleich keine Dünste von der schwarzen Galle zu Kopfe gestiegen sind (van Swieten Comm. T. 3. p. m. 489). Wenn diese Materie ausgetrieben ist, werden die Verrichtungen des Gehirns vollkommen wieder hergestellt (p. 506). Wenn die schwarze Galle mit dem Blute zum Gehirne geführt wird, so kann sie daselbst unmenschliche Wuth verursachen. Eben dasselbe kann aber auch geschehen, obgleich nichts von ihr zum Gehirne kommt, sondern wenn sie nur da, wo sie in den Eingeweiden festsitzt, bösartiger wird." (p. 520.)

Nun ist noch die Untersuchung übrig, durch welche Mittel die Materie der Schwermuth aus dem Körper herauszuschaffen sey; und wenn dieses keine Nervenarzneyen seyn müssen: so wird man bey den Arten des langwierigen Unsinns zugestehen, daß sich ein Arzt in den wenigsten Fällen mit der Cur des Gehirns oder mit Nervenarzneyen, sondern mit solchen, die die Verdauungskräfte befreyen, abgeben müsse, womit indessen eine angenehme Aufheiterung des Gemüths verbunden werden muß.

Es ist möglich, daß Wuth, Wahnwitz, Unsinn und Melancholie von Leidenschaften, von Verletzungen des Gehirns und andern Ursachen entstehen, die ich wegen derer, die im Unterleibe wohnen, ungewöhnliche nennen will. Herr Günz hat in fünf wahnwitzigen Personen Steine in der Zirbeldrüse gefunden; Herr Röderer hingegen suchte sie in dreyen solchen Personen vergebens

bens, und fand sie hingegen oft in andern Körpern, die doch einen gesunden Verstand gehabt hatten. Was vermag man doch wohl wider diese Uebel mit allen Arzneyen für das Gehirn? Van Helmont sagt; „Die schlimmsten Raserеyen sind die, wobey die Materien, die ausgeführt werden, untadelhaft sind, weil sie entweder stets fortdauern, oder zu gewissen Zeiten wieder kommen; dahingegen hören andere von selbst auf, wenn man die Unreinigkeiten ausgeführt hat.' Der Herr van Swieten setzt dieses Urtheil fort: „Wenn der Wahnwitz von schwarzer Galle entsteht, so hat man Hoffnung, die Krankheit durch die Ausführung der Materie zu heben; wird aber das Gehirn von heftigen Leidenschaften so angegriffen, daß Wahnwitz darauf folgt, so ist offenbar, daß der Arzt nicht genug verstehe, wie das Gehirn verändert worden sey, und durch welche Mittel ihm geholfen werden müsse." Dergleichen Wahnwitz hat der Herr van Swieten bey zornigen Wöchnerinnen wahrgenommen, und er ist sehr gemein. Er setzt hinzu: „wenn der Unsinn nicht von vorhergegangener schwarzer Galle entsteht, gebraucht man, außer dem Blutlassen, gelinde Purganzen; denn von heftigen bleibt eine ewige Albernheit zurück. Helfen diese nichts, so mag man die heftigen versuchen."

Nach diesem Rathe, der doch ein ziemliches Gewicht hat, obgleich keine Nervenarzneyen vorgeschlagen werden, läßt sich beurtheilen, was die gewöhnlichen Arten des Unsinns von schwarzer Galle für eine Cur erfordern werden.

Der glückliche Wahnsinnige, dessen Horaz im zweyten Briefe seines zweyten Buchs gedenkt, ward mit einem Brechmittel, mit Nieswurz, von seiner Narrheit befreyet. Willis entschuldigte

den Gebrauch, welchen Hippokrates von der Nieswurz machte, weil er keine bessere Arzneyen kannte, und schlägt zur Cur gelindere Purganzen und Brechmittel vor. Ettmüller setzt den Grund der Cur der Melancholie und des Wahnwitzes in öftere starke Brechmittel und Purganzen. Boerhaave hat nur zwey Regeln der Cur, nähmlich die Materie beweglich zu machen, und sie dann durch gelinde Purganzen auszuführen. Van Swieten curirte die größten Melancholicos und Wahnwitzigen durch eine große Menge täglich genossener Früchte, wovon ein Durchlauf entstand, welcher die schwarze Galle abführte. Er ließ auch die Kranken, wie Posidonius, Wattig mit Honig trinken, welche eben dieselbe Wirkung that. Hofmann hat sie oft mit vielen Gurken und daraus zubereiteten Speisen curirt. Mead, der Blutlassen und oft wiederholte starke Brechmittel und Purganzen räth, nimmt noch die Beförderung des Urins zu Hülfe. Junker, welcher sonst nirgends etwas von Brechmitteln zu halten scheint, preiset in der Melancholie Purganzen für die schwarze Galle und Stahlarzneyen, im Wahnwitze aber starke Brechmittel und Purganzen. Er hat auch angemerkt, daß sich die Melancholie durch Brechmittel in den Wahnsinn verwandele. Da er nun diesen durch starke Brechmittel curiren lehrt, so muß auch die Melancholie mit Brechmitteln gehoben werden können. Diese Wahrheit ist allen Aerzten bekannt. Es ist gewiß, sagt Willis, und beweiset es aus Beyspielen, daß die Brechmittel im Wahnwitze erwünschte Wirkungen thun, sogar daß einige Empirici dieselben ganz allein gebrauchen.

Da

Da man aus dem Vorstehenden sieht, daß die Verrückung des Verstandes mehrentheils im Unterleibe ihren Ursprung habe, und die gründliche Cur derselben den Gebrauch solcher Arzneyen erfordre, welche die Verdauungswerkzeuge von ihrer Bedrückung und Uebertadung befreyen: so folgt daraus natürlicher Weise, daß diejenigen Arzeneyen, welche unmittelbar in das Gehirn wirken, in solchen Fällen höchstens nur Palliative seyn müssen, welche zwar eine Zeitlang gute Wirkung leisten können, die aber, da sie den Grund des Uebels unangefochten lassen, demselben Freyheit geben, bald wieder mit verneuerter Gewalt anzusetzen. Daher bedienen sich die klügsten Aerzte derselben bey ihren verrückten Kranken, entweder nur neben bey, oder auch in Fällen, wo die abführenden Mittel ohne alle Wirkung versucht worden sind.

„Wenn aber nach allen Versuchen der abführenden Mittel dennoch die Wuth und der Wahnwitz fortdauret, so, sagt der Herr Graf van Swieten, haben die Aerzte noch zuletzt solche Arzeneyen versucht, welche vermöge ihrer Subtilität und Wirksamkeit alle Theile des Körpers durchdringen, und dieses ist ihnen oft glücklich gelungen. Eine ziemlich starke Dosis, nämlich von 16 bis 20 Gran, Moschus, ist zuweilen in dieser Krankheit wie in der fallenden Sucht, heilsam gewesen."

So gut indessen die Wirkungen sind, welche der Moschus manchmal in den Gemüthskrankheiten stiftet, so schlecht fallen sie auch zuweilen in eben denselben aus. Man kann es treffen, daß der Gebrauch dieser Arzeney bey schwermüthigen, verrückten und melancholischen Personen nicht allein die gräusamsten Krämpfe und Con-

vulsionen, sondern auch fast tödtliche Ohnmachten verursacht. Zudem ist es ausgemacht, daß die guten Wirkungen des Moschus nur selten sind, und nicht vor baldigen Rückfällen schützen. Die obige Anpreisung des Herrn van Swieten und die Abhandlung des Herrn Gmelin, welcher den Ambra, zu 16 Gran, als ein specifisches Mittel, in der Melancholie und andern Arten des Unsinns rühmt, hat Unzern vermocht, verschiedene Versuche damit zu machen. Allein, die so oft fehlgeschlägene Hoffnung, und manchmal der traurige Erfolg bewog ihn, die Cur mit Kampher vorzuziehen, wiewohl auch dieser einen sehr ungleichen Erfolg gab.

Aetius, Wepfer und Sydenham haben zwischen den Brechmitteln und Purganzen das Opium oder ähnliche Arzeneyen gebraucht, um die Wahnwitzigen zu beruhigen; und Wepfer besonders stieg mit den Dosen desselben sehr hoch, und sahe davon schöne Wirkungen. Allein, die ungleichen Erfolge dieses Mittels haben gemacht, daß andre Aerzte dasselbe widerrathen. Ettmüller sagt, „daß im melancholischen Unsinne das Opium nichts helfe, ob es gleich in dreyfacher Dose gegeben wird; daß die Kranken schlaflos bleiben, und daß sie wilder davon werden.“ Sollte man das letztere nicht fast muthmaßen, da das Opium kluge Leute verrückt machen kann? „Die schlafmachenden Mittel, sagt Mead, dienen in der Verrückung gar selten. Man kann sie indessen bey heftigen Leidenschaften und nach langem Wachen versuchen; nur muß man nicht lange damit anhalten. Denn, wenn sie auch Schlaf machen, so erwacht doch gemeiniglich, der Kranke desto schreckhafter und wilder.“

Auch

Auch die spanischen Fliegen am Kopfe, welche sonst gegen den Unsinn mit Entzündungsfiebern sehr heilsam sind, sind im langwierigen Unsinne von keiner Wirkung; ja, Mead warnt sogar, „daß sie durch ihren allzu starken Reitz vielmehr schaden, als helfen können.“

Eine Menge andrer Mittel, die auf keinen hinlänglich geprüften Erfahrungen beruhen, können hier übergangen werden, und die angeführten sind wahrscheinlich zureichend, um Jedermann zu überzeugen, daß in den meisten Fällen der langwierige Unsinn nicht mit Arzneyen, welche ins Gehirn wirken, sondern mit solchen bestritten werden müsse, welche die Eingeweide des Unterleibes befreyen.

Man wird aber einen Einwurf machen, der wichtig zu seyn scheint. Es ist nähmlich bekannt und ausgemacht, daß Leute von schnellen und sehr heftigen Gemüthsbewegungen, oder von lange anhaltenden Meditationen über ernsthafte und betrübte Dinge, melancholisch und verrückt werden. Da die Ursachen dieses Unsinns bloß moralisch sind, so werden sie unmöglich im Unterleibe liegen können, und so kann auch der Arzt nur die Werkstätte der Ideen zum Gegenstande seiner Cur erwählen.

Um diesen Einwurf gründlich zu beantworten, muß man die hier gemeinten Patienten in zwey Classen theilen. Die ersten werden nach und nach von lange anhaltenden Sorgen und Ueberlegungen wahnwitzig. So werden es viele aus Hochmuth, durch Traurigkeit u. s. w. Bey diesen Leuten wirkt schon die Melancholie von ihrer schwarzen Galle diese heimlichen nagenden Leidenschaften. Ein Gesunder ist fröhlicher und leichtsinniger, als daß er so fest an einerley Ge-

genstande hangen sollte. Alle Aerzte setzen die anhaltenden Meditationen und Leidenschaften unter die Ursachen der schwarzen Galle; und sie erzeugen dieselbe auf keine andre Weise, als daß sie zuerst die Verdauungskräfte verderben. „Wer am Gemüthe leidet, sagt der Herr D. Allen, der wird mit Magenkrankheiten befallen, wie unter andern die Traurigen und Betrübten beweisen, welche zuerst über eine Schwäche des Magens, bald darauf über Mangel des Appetits, Bitterkeit im Munde, Durst in den Morgenstunden, saure und übelriechende Eruditäten, Blähungen, Spannungen über dem Magen, und andere Fehler der Verdauung klagen.“ Daß starkes Nachdenken allein den Magen gänzlich verderbe, hat schon Unzer in seinem Arzte bewiesen. Kann es also wohl anders seyn, als daß nachdenkende und am Gemüth leidende Personen die Materie der Schwermuth in den Eingeweiden sammlen, die endlich in Unsinn und Melancholie ausbricht?

Die andre Art der Leute, die von moralischen Ursachen verrückt werden, sind die, welche plötzlich von sehr heftigen unvermutheten Leidenschaften rasen, ohne vorher traurig, nachdenklich oder schwermüthig gewesen zu seyn. Sollte bey diesen nicht bloß das Gehirn leiden? Darauf läßt sich verschieden antworten. Es giebt Leute, die bey jedem heftigen Schrecke die fallende Sucht bekommen. Andern widerfährt dieses nicht. Unzer hat solche Leute von ihrem Schleime in den Gedärmen befreyet, und sie haben hernach jeden Schreck ertragen, ohne die fallende Sucht auszustehen. Dieses beweiset so viel, daß Leute, welche schon ohnedem diejenigen Fehler der Verdauung haben, welche Wahnwitz hervorbringen,

gen,

gen, durch eine heftige Leidenschaft den schnellen Ausbruch ihres Elendes befördern können. Allein, sie tragen den Keim der Geistesverirrung schon bey sich, und eine heftige Leidenschaft macht nur, daß er schnell treibt, und in die Höhe schießt. Wo dieser Umstand nicht statt findet, allein, es wird selten seyn, da kann eine sehr heftige Leidenschaft ganz allein das Feuer des Unsinns entzünden. Was wirken doch der Schreck, der Zorn und alle diese heftigen Leidenschaften, die eine Seele augenblicklich zerrütten können? Die Galle ergießt sich entweder aufs heftigste, oder sie tritt auf einmal ins Blut zurück. Ein heftiges Drücken vor dem Magen, grünes Erbrechen, unmäßiger Durchlauf, Brennen im Magen, bittres Ausstoßen u. s. w., alles entdeckt eine schäumende und äußerst erhitzte Galle, welche nur wenige Stunden nöthig hat, um zu verderben, und aufs unbändigste zu wüthen. Bey welcher Krankheit findet man aber wohl einen rasendern Unsinn, als bey den hitzigen Gallenfiebern? Die Entzündung, welche die verdorbene Galle im Magen und den Gedärmen nur allzu schnell anrichtet, die ist es, wovon gesunde Leute so schnell rasen, wenn sie durch heftige Leidenschaften außer sich selbst gesetzt worden sind; und wehe ihnen, wenn sichs ihr Arzt einfallen läßt, ihr Gehirn zu curiren, ohne zeitig daran zu denken, wie er sie von dem Gifte der Galle, das ihre Eingeweide nagt, befreyen könne.

So bestimmt es sich nun aber auch behaupten läßt, daß die allermehrsten Melancholischen und Wahnsinnigen an fehlerhaften Beschaffenheiten in den Verdauungswerkzeugen leiden: so wenig wird man es aber ohne Hülfe eines Arztes wagen dürfen, eine Cur mit ihnen anzufangen,

fangen, weil hierbey immer so viele Umstände in Betracht kommen, die kein Laie zu beurtheilen im Stande ist. Aus diesem Grunde will ich hier auch von den, solchen Patienten zu verordnenden Arzeneyen, nichts sagen, sondern mich nur auf einige Vorschriften der Diät und des sonstigen Verhaltens einschränken; zumahl da dieses gemeiniglich viel mehr zur Heilung der Melancholie beyträgt, als die eigentlichen Arzeneyen selbst.

Da melancholische und wahnsinnige Patienten mehrentheils gefräßig sind, und alles essen, was ihnen vorkommt, so muß man vorzüglich in Ansehung dieses Punctes sie nicht ohne Aufsicht lassen. Man darf ihnen besonders keine trockne Speisen, kein getrocknetes, eingepöckeltes, geräuchertes Fleisch, zumal hartes und zähes Fleisch von alten Thieren, keine grobe Fische, rohe Mehlspeisen, Hülsenfrüchte, herbes unzeitiges Obst, alten Käse, auch nichts scharfes, keine Gewürze, Zwiebeln ꝛc. geben. Alle diese Dinge vermehren die Dickblütigkeit, beschweren den Magen und reitzen die empfindlichen Nerven, weshalb sie auch die Krankheit unterhalten und verschlimmern. Auch das dicke Bier, der Branntwein, die Liqueure, der Kaffee, sind ihnen nachtheilig. Der Wein kann zwar denjenigen, die seiner gewohnt gewesen, zum Getränke erlaubt werden; aber es darf kein starker hitziger Wein seyn, und sie dürfen nur wenig davon, und nicht rein, sondern mit Wasser vermischt trinken.

Sie müssen dagegen lauter leichte Speisen bekommen, vornehmlich Pflanzenwerk, Wurzeln, Gemüse, Salatkräuter, Endivien, Lattich, Kohl, Spinat, Sauerampfer, die jungen Blätter von Zichorien und Löwenzahn, die sehr reichlich in Suppen, als Gemüse und Salate müssen gegessen

sen werden, — frisches reifes Obst, saftige süß-säuerliche Früchte, Kirschen, Erdbeeren, Maulbeeren, Weintrauben, die sehr oft die Melancholie und die heftigste Wuth ganz allein geheilt haben, wenn man sie einige Wochen lang hinter einander in Menge essen ließ. Sie wirken am kräftigsten, wenn sie des Morgens nüchtern, und so häufig genossen werden, daß sie einen Durchfall erregen. — Mit Essig eingemachte Sachen, Gurken, Kapern, leichtes wohlausgebackenes Brot, mürbes Fleisch von jungen Thieren, kleine Vögel, Backfische, Krebse ꝛc. und zum ordentlichen Getränke reines Wasser, ein leichtes Halbbier, Sauerwasser, Decocte von Wurzeln ꝛc.

Diejenigen, die niedergeschlagen, melancholisch, schüchtern sind, muß man anhalten, daß sie sich fleißig bewegen. Man muß sie auf allerley Art, durch Gesellschaft, Spiele, Musik zur Freude und Hoffnung ermuntern und ihre Gedanken zu zerstreuen suchen, man muß sie reisen lassen, an Orte bringen, wo etwas Neues zu sehen ist; man darf ihnen nie geradezu widersprechen, wenn sie auch Ungereimtheiten vorbringen.

Sollten sie rasend werden, so muß man sie durch Drohungen, Finsterniß und Strafen im Zaume halten; man muß sie binden, wenn sie wüthend sind. Aber man sey mitleidig und vergrößere ihr Elend durch Mißhandlungen nicht. Kann man durch eine sanftere Begegnung mit ihnen zurecht kommen, so ists Barbarey, wenn man sie mit Härte behandelt. Eben dadurch werden sie denn noch unheilbarer.

Die übrige Behandlung der Melancholischen und Rasenden muß in einigen Stücken etwas verschieden seyn, je nachdem sie sich entweder in diesen oder jenen Umständen befinden.

Den-

Denjenigen, die geschwind reden, die einen warmen Kopf, rothe Augen und trockne Lefzen haben, die kühn, jähzornig und wüthend sind, darf man weder Fleisch noch Wein, noch sonst etwas erhitzendes geben. Man muß ihnen

1. am Fuß zur Ader lassen. Da muß man aber wohl Acht geben, daß sie hernach die Binde nicht abreissen und sich verbluten.
2. Man muß sie täglich viermal, jedesmal ein Paar Eßlöffel voll Weinessig nehmen, und dabey reichlich Molken trinken lassen. Es ist gleichgültig welche. Man kann sie mit Honig versüßen. Aber sie muß in Menge, täglich zu einer bis anderthalb Maaß, und zwar etliche Monate lang getrunken werden.
3. Man giebt ihnen zum öftern Klystiere von Molken, Essig und Honig.
4. Man badet sie die Woche ein Paarmal in milchwarmem Wasser, der Kopf muß ihnen während des Bades, und auch sonst zum öftern mit kaltem Wasser gewaschen werden.

Jene hingegen, die niedergeschlagen, furchtsam und schwach sind, die leicht erschrecken, und gelb, schwarzgelb, erdfarben im Gesichte aussehen, vertragen das Aderlassen nicht so leicht. Man gebe ihnen

1. einen Trank von Zichorien, Löwenzahn, Quecken und Klettenwurzeln. Man kocht sie, von jeder eine gute Handvoll, in eines Maß Wasser und versüßet die Brühe mit Honig. Davon müssen sie viel und lange trinken.

Man kann die Kranken manchmal ein Stück Häring essen lassen, damit sie Durst bekommen.

Auch

Auch die Wurzel-Tisane, von den Wurzeln von Seifenkraut, Quecken, großen Kletten und Löwenzahn, ist ihnen dienlich, oder ein Decoct von Queckenwurzeln mit Molken, und das Selzerwasser. Man kann dieses im Frühling oder Herbst, fünf bis sechs Wochen lang, für sich oder mit dem vierten Theil Ziegenmilch gemischt, trinken lassen.

2. Man lasse sie alle Tage ein oder zwey Theeköpfchen voll von den ausgedrückten Säften von Grasblättern und Wurzeln, Löwenzahn und Zichorien mit Honig versüßt, nehmen, und

3. gebe ihnen alle Tage ein oder zwey alterirende oder Viscerul-Klystiere. (S. Th. 41, S. 67. fl.)

Mit dem allen fahre man eine gute Zeitlang fort. Man lasse auch den Kranken

4. wenigstens ein Paarmal die Woche in einem lauwarmen halben Bade sitzen. Allemal wenn er aus dem Bade kommt, muß ihm der Unterleib mit einem Stück Flanell wohl gerieben werden.

Der Wahnsinn, welcher von Entkräftung, von zu großen Ausleerungen, von der Selbstbefleckung ꝛc. herrühret oder nach schweren Krankheiten entsteht, kann nicht anders als durch stärkende Mittel geheilt werden. Aber diese muß ein Arzt verordnen.

Wie sich diejenigen verhalten müssen, die wieder genesen sind.

Auch diese Krankheiten machen Rückfälle, und dann sind sie allemal hartnäckiger als sie vorher waren. Diejenigen, welche genesen sind, müssen

1. alle Ursachen sorgfältig vermeiden, welche ihnen

ihnen die Krankheit zugezogen hatten. — Jungen Leuten, die sich selbst beflecken, ist schlechterdings nicht zu helfen, so lange sie nicht davon ablassen.

2. Sie müssen keine, oder nur wenig trockne und grobsaftige Speisen essen und sich fleißig bewegen, damit sie desto besser verdauen.

Sie müssen viel trinken; aber keine erhitzende geistige austrocknende Getränke; sondern Wasser, Wasser mit Milch, saure Milch, Molken.

3. Sie thun wohl, wenn sie sich oft in fließendem Wasser baden und sich alle Tage den Kopf mit kaltem Wasser waschen.

Der Arzt. Eine medicinische Wochenschrift, von D. J. A. Unzer. S. das Register am Ende des letzten Theiles, den Art. Melancholie.

J. Michaelsen Diss. de atrabilariis morbis. Frankfurt a. d. O. 1789. 10 S. 4. (Hartenkeils Zeitung. 1796. I. 193.)

Ant. Forster Diss. de melancholia. Frankf. a. d. O. 1791. 2 B. 4.

J. H. Cobet Dissert. de atra bile. Marburg 1793. 73 S. 8. (Baldinger's Journ. IX. 33. 37.)

W. Gh. Stern Diss. Meletemata de atra bile Hippocratis. Jena 1794. 73 S. 8. (Baldinger's Journ. IX. 34. 82.

Allerneueste Mannigfaltigkeiten. II. Jahrg.

Der neue Familienarzt. Leipz. 1786. S. 136. 142.

Schlegel's medic. Literatur II. B. 2. St. S. 182.

Pyl's Repertorium. II. S. 36.

Religiöse Melancholie.

Pyl's Beobachtungen. VII. S. 198.

Journal für Prediger XVI. 154. 370.

Mezler's Einfluß der Heilkunde auf die Theologie. S. 422.

Die Melancholie juristisch betrachtet. S. Westphals Criminal-Recht, S. 18.

Churfürstlich Sächsisches Mandat, wegen der auf wahnwitzige und melancholische Personen zu führenden Aufsicht, und des Verfahrens bey freventlichem

lichem Selbstmorde; d. d. Dresden, d. 20sten Nov. 1779. Steht in Nr 1 und 2. des Leipzig. Intellig. Blatts vom Jahre 1780, und in Scherf's Beyträgen zum Archiv der medicin. Polizey. 1. S. 72.
Quistorp's peinliches Recht.

Von der Melancholie, als Temperamentsstimmung betrachtet, s. im Art. Leidenschaft, Th. 75, S. 62, 124 fl., 225, 461 fl.

Von der verstellten Melancholie, s. im Art. Krankheit, Th. 47, S. 452 flg. Auch Haller's gerichtliche Arzneywissenschaft, II. B. I. Th. S. 30. — Alberti in Weber's Auszügen der Hallischen Anzeigen I. S. 187.

Melancholie-Distel, ein Nahme des Carduus monspessulanus Linn., von welcher Pflanze indessen nichts merkwürdiges bekannt ist.

Melancholisch, mit Melancholie behaftet. 1. In der ersten engeren Bedeutung des Hauptwortes, Ein melancholischer Mensch. Melancholisch seyn, werden. 2. In der zweyten weitern Bedeutung, für traurig, der Empfindung des Gemüths nach, schwermüthig, diese Empfindung sowohl verrathend, als auch veranlassend; in der letztern Bedeutung besonders in der höhern Schreibart.

Melancholische Pferde nennt man diejenigen, welche immer traurig, dabey faul, schläfrig, furchtsam und ungeschickt sind. Wenn man sie mit Gewalt zum Zorn reizt, werden sie öfters kollerig. Dem Körperbau nach sind sie gemeiniglich großköpfig, mit großen Ohren, kleinen Schweinsaugen, engen Nasenlöchern, schmaler und enger Brust, mit beklommenem Athem, dabey mager und rauch. Ihre Farbe ist gemeiniglich mäusefahl, hirschfarben oder gelbbraun. Zur

Fortpflanzung zeigen sie sehr wenig Trieb; an Freßlust fehlt es ihnen aber nicht.

Melancholisches Temperament, s. im Art. Leidenschaft, Th. 75, S. 62.

Melancholische Zeichen heißen bey den alten Sterndeutern der Stier, die Jungfrau und der Steinbock.

Melandochium, s. Tintenfaß.

Melandrium, der Nahme der Lychnis dioica Linn., s. unter Lychnis, Th. 82, S. 100.

Melane, der, s. Gänsesaar, Th. 16, S. 108.

Melange, s. Mengsel und Mischmasch.

Melangula, ein Nahme des Citronenbaums. S. Citrone, Th. 8, S. 149.

Melanit, der, eine Kieselgattung, welche sich bey Frascati in Italien im Basalte eingewachsen findet. Er ist dunkelschwarz, kommt in sechsseitigen Säulen vor, mit drey Flächen zugespitzt, welche auf den abwechselnden Seitenkanten aufgesetzt sind. Zuweilen sind die Kanten an diesen Säulen abgestumpft. Er ist äußerlich starkglänzend, inwendig glänzend von Fettglanz. Der Bruch ist vollkommen und ziemlich kleinmuschlicht. Er ist ganz undurchsichtig, hart, aber nicht in hohem Grade, sehr spröde. Das eigenthümliche Gewicht 3,6919. Die Bestandtheile 43,00 Kieselerde; 16,00 Thonerde; 10,000 Talkerde; 13,00 Kalkerde; 14,66 Eisenerde; 2,00 Braunsteinkalk.

Karsten im Göttingischen Journal der Naturwissenschaften, herausgegeben von J. F. Gmelin; I. B. II. Heft. Göttin. 1797. 8. S. 138. 139.

Karsten's Mineralogische Tabellen, mit Rücksicht auf die neuesten Entdeckungen. Berlin, 1800. Fol. S. 20—21.

Melanium, eine Art des Weiderichs, einer Pflanze, die beym Linné Lythrum Melanium heißt.

Me-

Melanium montanum Dalech. ist die Viola calcarata Linn. S. den Art. Veilchen.

Melanokoruphos, der alte griechische Nahme des Meisenmönchs. S. oben, S. 45.

Melanomphale, ein Nahme der arabischen Vogelmilch, Ornithogalum arabicum Linn.

Melanophleos, ein Nahme des schwarzrindigen Eisenholzes, Sideroxylon Melanophleos Linn.

Melanopiper, schwarzer Pfeffer, Piper nigrum Linn.

Melanospermum, ein Nahme der gemeinen Nigelle. S. Schwarzkümmel, Th. 55, S. 19.

Melanteria, ein Nahme des Vitriols, weil er zur Verfertigung der Tinte (melan) gebraucht wird.

Melante, s. Melanthium.

Melanthio, und Melanthium, ein Nahme der gemeinen Nigelle, Nigella sativa. S. Th. 55. S. 19.

Melanthium, Melanthium Linn., sonst auch Melanthe, der Nahme einer Pflanzengattung, welche nach dem Linnéischen Systeme in die 3te Ordnung der 6sten Classe gehört, und von welcher jetzt 14 Arten bekannt sind, die aber nicht in Europa wachsen, und sonst auch keine bemerkenswerthe Eigenschaften haben.

Melanurus, oder Melanura, Schwarzschwanz, ein Nahme, den die Naturforscher diesen oder jenen Thieren, die einen schwarzen Schwanz haben, beylegen.

Melanzan-Apfel, auch die Melanzane, aus dem Italiensischen Melanzana, bey unsern neueren Botanisten eyförmiger Nachtschatten, die Frucht des Solanum Melongena Linn. S. den Art. Eyerpflanze, Th. 11, S. 785 flg.

Melarippe, ein Nahme des Sternbildes Pegasus. Es heißt auch Menalippe.

Melasicterus, s. Gelbsucht, Th. 16, S. 766 ff.

Melasma, ein schwarzer Fleck an den Füßen, dergleichen bisweilen ohne äußere Verletzung zu entstehen pflegt.

Melaspermum, s. Melanolpermum.

Melasse, so heißt in Frankreich und dessen Zuckerinseln der Syrupp, welcher beym ersten Raffiniren des Zuckers gewonnen wird. Die französische Melasse geht mehrentheils nach Holland. In Amerika braucht man sie blos zum Rumbrennen. Wie aus derselben ein reiner und guter Zucker zu bereiten sey, s. unter Zucker.

Melastoma, eine aus sehr vielen Arten bestehende Pflanzengattung, die im Deutschen Schwarzschlund genannt wird.

Melaune, s. Melone.

Melazzo, s. Melasse.

Melber, eine oberdeutsche Benennung eines Mehlhändlers.

Melchiten, so nennt man in der Levante die Syrer, Kopten oder Aegyptier und andere Christen der orientalischen Kirche, welche den Jakobiten entgegen gesetzt werden, aber nicht unter dem Gebiete des Patriarchen zu Constantinopel, sondern unter dem Patriarchen zu Antiochien stehen. Sie halten ihre Messe in arabischer Sprache.

Melde, die *), der Nahme verschiedener Pflanzen, die theils zu der Gattung Atriplex, theils zu der Gattung Chenopodium Linn gehören, wiewohl die Botanisten Atriplex ausschließlich Melde, und Chenopodium Gansefuß nennen. In der Encyklopädie sind einige Arten der Gattung Atri-

*) Beyde Gattungen von Pflanzen, das Chenopodium sowohl als Atriplex heißen auch im Dän. Meld, Miald, im Norw Melde, und in den gemeinen deutschen Mundarten Melte, Malten, Milte ꝛc. Das Stammwort scheint milde zu seyn.

Atriplex, welche eine Anführung verdienen, im Art. Atriplex, Th. 2, S. 632 flg. beschrieben, die Arten des Chenopodii aber werden im Art. Gänsefuß nach Melde verwiesen; weshalb ich mich hier nur auf die Gattung Chenopodium einzulassen habe.

Diese gehört nach dem Linnéischen Pflanzensysteme in die zweyte Ordnung der fünften Classe, Pentandria digynia, und hat folgende Kennzeichen. Die Blumendecke ist fünftheilig, bleibend, ihre Lappen sind am Ende häutig; sie enthält ohne weitere Blumenkrone fünf Staubfäden, mit zweyknopfigen Staubbeuteln, einen Fruchtknoten mit zwey bis drey Staubwegen und stumpfen Narben, und bringt einzelne Samen, welche in der geschlossenen Blumendecke liegen.

* Mit eckigen Blättern (Foliis angulosis.)

1. Dorf-Gänsefuß, gemeiner Gänsefuß, Chenopodium *Bonus Henricus*, foliis triangulari-sagittatis integerrimis, spicis compositis aphyllis axillaribus. Linn. Spec. Plant. ed. Willd. Tom. I. P. II. p. 1299. Pollich, Hoffm., Roth, Oeder Flor. Dan. t. 759. Mercurialis Blackw. t. 311. Schkuhr's Handbuch Taf. 56. Kerner's Abbild. Taf. 443. Lapathum unctuosum. Bauh. pin. 115. Bonus Henricus. Bauh. Hist.

Man findet diese Pflanze in allen europäischen Ländern, an Hecken, Zäunen und Mauern, und an den Wegen, auf altem Schutt, und überhaupt auf ungebautem Boden, wo sie vom May an fast den ganzen Sommer über blühet. Sie wird insgemein guter Heinrich, ingleichen stolzer Heinrich, wilder Maier, wilde Melde, Feldspinat, Schmerbel, Allgut, Lämmerohr, englisches Bengelkraut, und in Schwe-

den Lung-rot oder Miölk-rot genennet. Sie hat eine perennirende, dicke, faserichte, gelblichte Wurzel; und treibt einen aufrechten, meistens einfachen, einen bis zwey Schuh hohen Stengel, mit wechselsweise stehenden, pfeilförmigen Blättern, welche nur bisweilen unten an der eckigen Basis einen stumpfen Zahn haben, und übrigens ganz glattrandig, oder nur ein wenig ausgeschweift oder wellenförmig sind; diese Blätter sind unten zwey bis drey Zoll lang, nach oben zu aber stufenweise immer kleiner, und stehen auf Stielen, die so lang sind als sie selbst. Am Ende des Stängels entspringt eine lange Blumenähre, welche aus kurzen, ungestielten, wechselsweise sitzenden Seitenährchen bestehet, von denen die oberen ganz nackt sind, die untersten aber in den Winkeln der Blätter sitzen; die kleinen grünlichten ungestielten Blumen sitzen an diesen Aehren in rundlichten Büschelchen beysammen. Der Stengel, die Blume, die Blattstiele, und die untere Fläche der Blätter sind bey dieser Pflanze mit einem weißen, fett oder seifenartig anzufühlenden Mehl oder Staube überzogen, welches sie, nebst andern Zeichen, leicht von andern ähnlichen zu unterscheiden macht.

Ihre Wurzel ist scharf und bitter, und wird in Upland den Schafen wider die Schwindsucht gegeben; das Kraut aber, welches ohne Geruch und Geschmack ist, kann wie Spinat gekocht und gegessen werden. Man rühmt auch in der Arzeneykunst die frische Pflanze hauptsächlich äußerlich, als ein kühlendes, erweichendes und heilendes Mittel in Wunden, allerhand Schmerzen und Entzündungen; und einige schreiben ihr eine besondere Kraft zu, die Feuchtigkeiten aus geschwollenen Füßen herauszuziehen.

2. Stadt-Gänsefuß, Chenopodium *urbicum*, foliis triangularibus subdentatis, racemis confertis strictissimis cauli approximatis longissimis. Linn. l. c. Polich, Hoffm., Roth. Buxbaum Flor. Hol. Tab. 1. Diese Art wächst in den nördlichen und mittlern Ländern von Europa in Städten und Dörfern an den Häusern und Straßen, und blühet den ganzen Sommer über. Sie ist nur ein Sommergewächs, und hat einen aufrechten, meistens einfachen, zwey bis drey Schuh hohen, glatten, hellgrünen Stengel, mit wechselsweise stehenden, dreyeckigen, ausgehöhlten und gezähnten, scharfzugespitzten, glatten, weichen, hell- oder gelblichtgrünen Blättern, welche sammt ihren Stielen fünf bis sechs Zoll lang, und an der Basis fast vier Zoll breit sind. In den Winkeln der Blätter entspringen aufrechte und schnurgerade, lange, nackte, dünne, aus vielen rundlichten Büschelchen kleiner grünlichter Blumen zusammengesetzte Trauben, deren unten mehrere dicht neben einander aus einem Winkel hervorkommen. Die Blätter sind nicht glänzendgrün.

3. Rother Gänsefuß, Chenopodium *rubrum*, foliis cordato-triangularibus obtusiusculis dentatis, racemis erectis compositis subfolioſis caule brevioribus. Linn. l. c. p. 1300. Gaertner de Fruct. et Sem. Plant. I. 360. T. 75. f. 6. Atriplex silvestris latifolia. Bauh. pin. 119. Pes anserinus Dalech. Diese Art, welche in allen Sprachen den Nahmen Gänsefuß führet, wächst überall in ganz Europa an gebauten und ungebauten Orten; und blühet im Julius und August. Sie ist nur ein Sommergewächs; und hat einen aufrechten Stengel, welcher eckig und roth gestreift ist, und

zwey Schuh hoch wird und darüber. Die Blätter stehen wechselsweise, und sind gestielt, ein wenig dick, glatt, hell- und glänzendgrün, und nur hin und wieder ein wenig mehlicht. In den Winkeln der Blätter entspringen kurze zusammengesetzte Blumenähren, deren Seitenährchen je mit einem kleinen Blättlein untersetzt sind; die Blumen sind klein, grün, und werden zuletzt roth. In Schweden nennet man diese Pflanze Swinmolla. Sie ist von einer weichen zarten Substanz, und ohne allen Geruch und Geschmack, und kann daher, wie die beyden vorhergehenden und mehrere Arten dieser Gattung, als Gemüse gekocht und von Menschen gegessen werden; den Schweinen aber soll sie, sowohl als Chenopodium hybridum, ein tödtliches Gift seyn, auch frißt sie anders Vieh nicht leicht.

4. Mauer-Gänsefuß, Chenopodium *murale*, foliis ovatis inaequaliter dentatis acutis nitidis, racemis corymbosis nudis, caule ramoso patulo. Willd. Chenopodium foliis ovatis nitidis dentatis acutis, racemis ramosis nudis Linn. Atriplex sylvestris latifolia acutiore folio. Bauh. pin. Atriplex dicta Pes anserinus. Bauh. hist. Diese Art ist auch unter dem Namen Gänsefuß überall bekannt, und hat den Wohnplatz, die Dauer und die Blüthzeit mit der vorhergehenden gemein. Ihr Stängel ist aufrecht, eckig, glatt, rothgestreift, und hin und wieder ein wenig mehlicht; die Blätter stehen wechselsweise auf glatten, über einen Zoll langen Stielen, und sind herzförmig-eyrund, ungleich- und spitziggezähnt, ein wenig dick, glatt, hell- und glänzendgrün, und ungefähr zwey Zoll lang, die oberen sind stufenweise immer kleiner, und auf der untern Fläche ein wenig mehlicht, und

haben

haben auch kürzere Stiele. In den Winkeln der Blätter entspringen zweytheilige lange Blumentrauben, deren Seitenstielchen nicht mit Blättlein unterseßt sind; die Blumen sind grün, aussen ein wenig mehlicht, und sitzen in ungestielten Büschelchen am Ende und an den Seiten der Blumenstielchen.

5. Weißlicher Gänsefuß, Chenopodium *album*, foliis rhomboideo-triangularibus erosis postice integris; summis oblongis, racemis erectis. Linn. Curtis Flor. Lond. Tab. 92. Kerner's Abbild. T. 547. Atriplex silvestris, folio sinuato candicante. Bauh. pin. Diese Art wächst in allen europäischen Ländern auf den Aeckern und in den Gärten, und blühet im Julius und August. Sie ist ein Sommergewächs, und vielleicht eine bloße Varietät der folgenden, von welcher sie sich bloß dadurch unterscheidet, daß ihre Stängel und Blätter, insonderheit wenn sie erwachsen ist, weißlich sind, und daß ihre Blumentrauben aus dichten an einander sitzenden Seitenähren bestehen. Diese Art ist nebst der folgenden übrigens ein sehr lästiges Unkraut, und man muß alle sich zeigenden Stängel bey Zeiten ausreissen, ehe sie Samen tragen, weil sonst das Land im folgenden Jahre ganz mit jungen Pflanzen bedeckt wird.

Die deutschen Colonisten an der Wolga pflegen das Kraut, wegen des häufigen Mißwachses des Getreides wie Melde als Gemüse zu essen, und den Samen sowohl als Grütze als auch gemahlen, mit etwas Mehl vermischt, zu Brot zu brauchen.

Pallas nordische Beyträge. I. 328.

6. Grüner Gänsefuß, Chenopodium *viride*, foliis rhomboideis dentato-sinuatis,

racemis ramosis subfoliatis. Curtis Flor. Lond. Tab. 103. Kerner, T. 548. Linn. Atriplex sylvestris Bauh. hist. Diese Art wächst auch überall in Europa an den Hecken und Wegen, und auf den Aeckern und in den Gärten, als ein häufiges Unkraut; und blühet im Junius, Julius und August. Ihr Stängel ist einen bis zwey Schuh hoch, aufrecht, eckig, glatt, roth gestreift, und ein wenig mehlicht, ihre Blätter stehen wechselsweise auf anderthalb Zoll langen Stielen, und sind dreyeckig, spitzig gezähnt und ausgehöhlt, ein wenig dick, glatt, hellgrün, unten ein wenig mehlicht, ungefähr zwey Zoll lang und fast anderthalb Zoll breit, die oberen aber sind kürzer, lanzenförmig und ungezähnt. In den Winkeln der Blätter entspringen lange, nackte oder nur hin und wieder mit einem Blättlein untersetzte Blumentrauben, an deren Seitenstielchen die grünen und auswendig mehlichten Blümlein in ungestielten Büschelchen am Ende und an den Seiten beysammen sitzen. Sie kann so wohl als die vorigen Arten, da sie blos einen krautartigen Geschmack hat, als Gemüse gekocht und von Menschen gegessen werden.

7. Stechapfelblättriger Gänsefuß, unächter Gänsefuß, Chenopodium *hybridum*, foliis cordatis angulato-acuminatis, racemis ramosis nudis Linn. Curtis Flor. Lond. T. Kerner T. 549. Chenopodium stramonii folio Vaill. Atriplex sylvestris major, anguloso folio. Barrel. Chenopodio affinis, folio lato laciniato in longissimum mucronem procurrente. Raj. Diese Art ist auch ein Sommergewächs, und wird in ganz Europa häufig an ungebauten Orten, und als Unkraut in den Gärten angetroffen, wo sie im Junius, Julius und Au-

gust blühet. Ihr Stängel ist aufrecht, einen bis zwey Schuh hoch und darüber, eckig, glatt, hell- oder röthlichgrün; die Blätter stehen wechselsweise auf glatten, zwey Zoll langen Stielen, und sind herzförmig, siebeneckig mit einer langen schmahlen Spitze, glatt, hell- und glänzendgrün, bey fünf Zoll lang und an der Basis fast eben so breit. An den Enden des Stengels und der Zweige entspringen lange, ästige, rispenförmige Blumentrauben, an deren Stielchen die Blumen am Ende und an den Seiten in Büschelchen beysammen sitzen, von denen nur die untersten mit einem pfriemenförmigen Blättlein untersetzt sind; die Blumen sind klein, grün und ungestielt, und nußen mehlicht. Schon Tragus hat angemerkt, daß diese Pflanze den Schweinen, sie mögen sie gekocht oder ungekocht fressen, ein tödtliches Gift sey; und Pollich bezeuget ebenfalls, daß solches die Erfahrung bey seinen Landsleuten schon öfters bestätiget habe. Aus dieser Ursache heißt diese Pflanze auch Sautodt. Vielleicht hat es mit mehreren Arten dieser Gattung die nämliche Bewandtniß.

8. Eichenblättriger Gänsefuß, traubenartiger Gänsefuß, Chenopodium *Botrys*. foliis oblongis sinuatis, racemis nudis multifidis Linn. Blackwell herb. Tom. 314. Botrys ambrosioides vulgaris. Bauh-pin. Botrys Dod. Diese Art wächst in den mittägigen Ländern von Europa, wie auch in der Schweiß, in einigen Gegenden von Deutschland, und in den Niederlanden wild; liebet einen sandigen Boden, und blühet im Sommer. Sie wird von den Italienern Botri, Taubenkraut, von den Franzosen Piment oder Botrys commun, und von den Engländern Jerusalemseiche genannt.

Sie

Sie ist ein Sommergewächs, und hat einen aufrechten, ästigen, kaum einen Schuh hohen, rauhen und borstigen Stängel, dessen Zweige und Blätter, wie bey den andern Arten dieser Gattung, wechselsweise stehen; die Blätter sind gestielt, länglicht, stumpf, ziemlich glatt, und durch stumpfe Aushöhlungen in wechselsweise, stumpfe, eckige Lappen zertheilt. Am Ende des Stengels entspringt eine lange, nackte oder nur hin und wieder mit einem Blättchen untersetzte Blumentraube, welche aus doppelten, zweytheiligen, nackten, rauhen oder borstigen, einseitigen Seitentäublein zusammen gesetzt ist.

Diese ganze Pflanze hat sowohl frisch als getrocknet, einen starken angenehmen gewürzhaften Geruch und Geschmack; die frische Pflanze ist ein wenig klebricht anzufühlen, und erregt, wenn man zu lange daran riecht, Schwindel und Kopfweh, auch ist der Geruch überhaupt nicht allen Personen gleich angenehm. Man rühmt das Kraut als ein auflösendes, treibendes und krampfstillendes Mittel in Engbrüstigkeit, kurzem Athem, zu Beförderung der monathlichen Reinigung, und in Mutterbeschwerungen. Einige legen auch die getrocknete Pflanze zu den Kleidern, theils um des Geruchs willen, theils um die Motten zu vertreiben, und nennen sie daher **Mottenkraut**. Der Same ist auch aromatisch, und soll besonders wieder die Bauchwürmer dienen.

9. **Wohlriechender Gänsefuß**, Chenopodium *ambrosioides*, foliis lanceolatis dentatis, racemis foliatis simplicibus. Linn. Botrys ambrosioides mexicana. Bauh. pin. Botrys odorata suaveolens americana mexicana ve. Moris. hist. II. 605. S. 5. T. 35. f. 8.

Re-

Regnault bot. T. 75. Krause Gärtnerey, S. 535. Diese Art ist ursprünglich in Mexiko zu Hause, wächst aber jetzt auch in Nordamerika, und in Europa, selbst in Portugal, Provence und in Oesterreich bey Wien wild. Sie ist ein Sommergewächs. Ihre Stengel werden ungefähr zwey Schuh hoch; und ihre Blumenähren wachsen im Julius aus den Winkeln der obern Blätter. Sie kommt in dem Geruch und Geschmack, wie auch andern Eigenschaften mit der vorhergehenden überein, nur daß solche bey ihr noch stärker sind, und wird in Frankreich, wo man sie unter dem Namen des Thee von Mexiko braucht, insbesondere für ein gutes Brustmittel gehalten.

10. Schlitzblättriger Gänsefuß, Chenopodium *multifidum*, foliis multifidis, segmentis linearibus; floribus axillaribus sessilibus Linn. Diese Art wächst in Buenos Ayres in Westindien, wie auch in Pensylvanien und andern Theilen von Nordamerica wild, und wird in Europa in Gewächshäusern oder in Töpfen gezogen. Sie ist eine Staude, wird drey bis vier Schuh hoch, und hat Blätter, welche das ganze Jahr hindurch grün bleiben. Sie besitzt ebenfalls einen aromatischen Geruch und Geschmack, aber schwächer, als die beyden vorhergehenden Arten.

11. Wurmtreibender Gänsefuß, Ch. *anthelminticum*, foliis ovato-oblongis dentatis; racemis aphyllis. Linn. Chenopodium Lycopi folio, perenne. Dill. hort. Elth. 77. T. 66. f. 76. Kalm's Reise, II. 283. 305. Diese Art hat mit der nächstvorhergehenden gleiches Vaterland. Sie hat nur eine perennirende Wurzel; und ihr Stengel wird vier bis sechs Schuh hoch. Sie wächst gern in einem sandigen Boden; und hat auch einen ziemlich starken aromatischen Geruch

ruch und Geschmack. Ihre Samen werden in America sehr häufig gebraucht, um bey Kindern die Bauchwürmer abzutreiben, und thun nach Kalms Zeugniß in dieser Absicht vortrefliche Wirkung; sie geben durch die Destillation ein wesentliches Oel, das gern gerinnt.

12. Grauer Gänsefuß, Chenopodium *glaucum*, foliis ovato-oblongis repandis, racemis nudis simplicibus glomeratis. Linn. Atriplex angustifolia laciniata. Bauh. hist. Atriplex silvestris secunda. Tabern. Diese Art wächst in allen Europäischen Ländern an den Häusern, Misthaufen, Straßen, und andern ungebauten Orten; und blühet im Julius und August. Sie ist nur ein Sommergewächs, und hat einen eckigen, glatten, meistens darnieder liegenden, einen bis anderthalb Schuh hohen Stängel, mit wechselsweise stehenden, gestielten, eyrunden, ausgeschweiften, eckigen und stumpfen Blättern, welche ziemlich dick und saftig, glatt, meergrün und am Rande röthlich sind. In den Winkeln der Blätter entspringen nackte, zweytheilige Blumenrispen, welche grüne und in runden ungestielten Büschelchen beysammen sitzende Blümchen tragen.

** Mit glattrandigen Blättern (Foliis integerrimis).

13. Stinkender Gänsefuß, Chenopodium *Vulvaria*, foliis integerrimis rhombeo-ovatis, floribus conglomeratis axillaribus. Linn. Atriplex foetida. Bauh. pin. Vulvaria. Dalech. Garosmus Dod. Diese Art findet sich ebenfalls in allen Europäischen Ländern an den Wegen, Hecken, Mauern, und andern ähnlichen ungebauten Orten, desgleichen als Unkraut in den Gärten; und blühet vom Junius den

ganzen

ganzen Sommer hindurch. Sie wird insgemein Mauzenkraut, Schamkraut oder stinkende Melde genannt. Sie ist ein Sommergewächs, und hat einen meergrünen, rothgestreiften, mit einem weissen Mehl bestreuten Stengel, welcher auf dem Boden liegt und ungefähr eine Spanne oder einen Schuh lang wird, mit wechselsweise stehenden Zweigen und Blättern. Die Blätter stehen auf acht Linien langen Stielen, und sind dreyeckig, oder rautenförmig, stumpf, ungezähnt, ein wenig dick, glatt, meergrün, und auf der untern Fläche mehlicht. Am Ende des Stängels und der Zweige wachsen blätterichte Rispen, an welchen die grünlichten auswendig mehlichten Blumen in ungestielten Büschelchen beysammen sitzen.

Diese ganze Pflanze gibt einen sehr stinkenden Geruch von sich, fast wie eingesalzene Fische, welche anfangen zu faulen; wenn man sie mit den Fingern berührt hat, so kann man den Gestank nicht wieder wegbringen; und wo die Kleider mit ihrem Geruch angesteckt sind, laufen die Hunde hinzu und pissen daran. Einige Aerzte, besonders in England, empfehlen sie als ein besonderes Mittel in der hysterischen Krankheit, und Fuller gab sie in derselben häufig in Form einer Latwerge; aber ihr Gestank macht sie fast unerträglich. S. auch unter Atriplex, Th. 2, S. 635. die dritte Gattung (Art) welches eben diese Pflanze ist.

Dieses Kraut giebt auch eine gute gelbe Farbe, und zieht das Tuch auch nichts von dem unangenehmen Geruch der Brühe an sich.

Dambourney recueil de procédés et d'experiences sur les teintures solides que nos vegetaux indigénes communiquent aux laines et aux lainages, a Paris. 1786. 8. S. 74.

14. Vielsamiger Gänsefuß, Chenopodium *polyspermum*, foliis integerrimis aphyllis axillaribus. Linn. Curtis Flor. Lond. T. 115. Kerner's Abbild. T. 550. Blitum foliis ovatis. Hort. cliff. Blitum syiveltre. Camer. Blitum polyspermum. Bauh. pin. Diese Art wächst auch in ganz Europa an gebauten und und ungebauten Orten; sie blühet im Julius und August, und trägt im Herbst viele Saamen. Sie ist ein Sommergewächs; ihr Stengel ist meistens darniederliegend, wird ungefähr eine Spanne oder einen Schuh lang, und ist eckig, glatt, hellgrün und röthlich; die Blätter stehen wechselsweise auf glatten, einen halben Zoll langen Stielen, und sind eyrund, ziemlich spitzig, ungezähnt, glatt, hellgrün mit einem röthlichen Rande, ungefähr einen Zoll lang und etwas über einen halben Zoll breit. In den Winkeln der Blätter entspringen nackte, zweytheilige Blumenrispen, an deren Stielchen die kleinen grünen Blümchen in den Theilungswinkeln einzeln, an den Enden und Seiten aber büschelweise beysammen sitzen. Die Staubfäden zeigen bey den Blumen sowohl dieser, als der vorhergehenden Art, zu gewissen Zeiten einige Reitzbarkeit. Lösel sagt, die Fische lassen sich sehr gerne mit dieser Pflanze füttern.

15. Besenartiger Gänsefuß, brehmenartiger Gänsefuß, Chenopodium *Scoparia*, foliis planis lineari-lanceolatis margine ciliatis, floribus glomeratis axillaribus. Willd. Chenopodium foliis lineari-lanceolatis planis integerrimis. Linn. Linaria scoparia Bauh. pin. Linaria Belvedere. Bauh. hist. Osyris Dod. Diese Art ist ursprünglich in Griechenland, Japan, China und andern Theilen von Ostindien

zu Hause, wird in Europa zur Zierde in den Gärten gezogen, und wächst jezt auch in Frankreich, Italien und Oesterreich wild; sie wird wegen ihrer schönen Gestalt insgemein Sommercypresse, und von den Italiänern Belvedére genannt. Sie ist ein Sommergewächs, und hat einen aufrechten sehr ästigen Stängel, welcher bey vier Schuh hoch und darüber, und mit vielen schmahl-lanzettförmigen, am Rande mit Härchen eingefaßten Blättern besezt ist, die eine angenehme grüne Farbe haben; die kleinen grünen Blumen sizen ungestielt meistens zu zwey in Winkeln der obersten Blätter, und haben einen zwey- oder dreyspaltigen Griffel.

Diese Pflanze pflegt natürlicher Weise, und ohne weiteres Zuthun der Kunst gern dicht und dick zu wachsen, und eine so ordentliche Pyramide zu bilden, als wenn sie mit der Schere zugeschnitten wäre, und hat außer der Farbe in ihrer Gestalt mit einem Cypressenbäumchen eine solche Aehnlichkeit, daß sie auch gute Kenner in einiger Entfernung dafür ansehen würden; erst im Herbst, wenn die Samen anfangen aufzuschwellen und schwer zu werden, ziehen diese die Zweige hinunter und bringen sie in Unordnung. Diese Pflanze vertreibt nach Herr Scopoli's Zeugniß die Wanzen, und Kämpfer meldet, sie seye bey den Einwohnern in Japan ein wichtiges Arzeneymittel. Ihr Stängel ist sehr glatt und weißlicht.

16. Meerstrands-Gänsefuß, Chenopodium *maritimum*, foliis subulatis carnosis semiteretibus, floribus glomeratis axillaribus. Willd. Chenopodium foliis subulatis semicylindricis. Linn. Kali minus album, semine splendente. Bauh. pin. Flor. dan. T. 489.

Diese Art wächst sowohl in den nördlichen, als südlichen und mittleren Theilen von Europa an den Seestranden, und Herr Pallas hat sie auch an den Salzseen in der Mitte des Landes der südlichen Theile von Siberien gefunden; bey Montpellier nennt man sie la Blanchette. Sie ist ein Sommergewächs, und hat kurze meergrüne Blättr, übrigens aber eine weißlichte Farbe; ihre Blümchen sitzen ungestielt in den Winkeln der obern Blätter. Man braucht diese Pflanze in Siberien und Astracan zur Pottasche.

Nach Rutty's Bericht wird das Kraut in Irland gekocht und zu Salat gebraucht, welcher von vortrefflichem Geschmacke seyn soll.

17. Paarblättriger Gänsefuß, Chenopodium *oppositifolium*, foliis subulatis oppositis, glomerulis folioſis axillaribus. Willd. Chenopodium foliis oppositis lanceolato-subulatis breviſſimis. Linn. suppl. Salsola oppositiflora. Pallas. Diese Art wächst auf trockenem Boden in Siberien. Die Stängel sind rund, holzicht und glatt. Die Zweige gegenüberstehend, ruthenartig, einfach und röthlich. Die Blätter sind gegenüberstehend, umfassen den Stängel halb und sind fast etwas zusammengewachsen; sie sind sehr kurz, spitz, eylanzettförmig, am Rande rauschend. Das Ansehen ist etwas fremdartig, und scheint dem Polycnemum nahe zu kommen.

18. Borstiger Gänsefuß, Chenopodium *aristatum*, foliis lanceolatis, subcarnoſis, integerrimis, corymbis dichotomis ariſtatis axillaribus. Linn. β) Chenopodium virginicum, foliis linearibus obtuſis subcanaliculatis, pedunculis axillaribus dichotomis muticis. Linn. Diese Art ist in Virginien und Siberien zu

Hause,

Hause, und ein Sommergewächs. Ihr Stengel wird ungefähr eine Spanne hoch, und vertheilet sich in viele abstehende Zweige; die Blätter sitzen ungestielt an den Theilungswinkeln der grössern und kleinern Zweige, und sind schmahl-lanzettförmig und stumpf: in den Winkeln der obern Blätter entspringen je zwey sehr lange zweytheilige Blumentrauben mit stumpfen Theilungswinkeln und ganz dünnen borstenförmigen Endungen; die Blümchen sitzen einzeln und ungestielt in den Theilungswinkeln der Blumenstiele. Die Stängel der Pflanze sind meistens sehr krumm, und haben, sowohl als die Blätter, entweder eine hellgrüne, oder rötzliche, und bisweilen fast ganz rothe Farbe; im Herbst aber vertrocknet die Pflanze und wird strohfarbig.

Des Ritters C. v. Linné vollständiges Pflanzensystem ꝛc. V. Th. Nürnberg 1779. S. 799 fl.
Suckow's Anfangsgründe der theoretischen und angewandten Botanik. II. Th. II. B. 2te Aufl. Leipzig 1797. 8. S. 227 fl.

Melde (Erdbeer-) Blitum Linn. s. 2. Meier, 4) Th. 87, S. 610.

— (Garten-) Atriplex hortensis Linn. s. Th. 2, S. 632.

— (gemeine) Atriplex *patula*, caule herbaceo patulo, foliis subdeltoideo-lanceolatis, calycibus seminum disco dentatis. Linn., ein sehr gemeines Unkraut, das man in Gärten und auf Schutthaufen findet. Der Stängel ist aus einander gesperrt, krautartig, die Blätter sind einigermaßen delta-lanzettförmig.

— (Hunds-) Mercurialis annua Linn., s. Bingelkraut, Th. 5. S. 320.

— (Maulbeer-) Blitum Linn., s. 2. Meier, 4) Th. 87, S. 610.

Melde, (Meer-) Atriplex marina Linn., eine kleine Pflanze, die in England an den Seeufern wächst.

— (Mist-) s. Bingelkraut, Th. 5, S. 320.

— (Portulak-) Atriplex portulacoides Linn., s. Th. 2, S. 637.

— (Rosen-) Atriplex rosea Linn., mit einem krautartigen Stamme, und delta-lanzettförmigen bestäubten sägenartig gezähnten Blättern. Die Pflanze ist hier und da in Dörfern auf etwas dürren Grasplätzen gemein. Sie hat sonst nichts rosenartiges an sich, als daß die breitgedrückten kleinen Samen mit den bleibenden Kelchblättchen gewissermaßen rosenförmig sind.

— (rothe) Atriplex hortensis rubra. S. Th. 2, S. 633.

— (Scheiß-) s. Bingelkraut, Th. 5. S. 320.

— (Speck-) s. eben das.

— (Stauden-) s. Atriplex Halimus Linn. Th. 2, S. 636.

— (stinkende) s. oben, S. 142 und unter Atriplex, Th. 2, S. 635.

— (türkische) s. Atriplex hortensis, Th. 2, S. 635.

— (Ufer-) Atriplex littoralis Linn., mit einem krautartigen aufrecht stehenden Stamme, und lauter gleichbreiten glattrandigen Blättern. Wächst an den Europäischen Meerufern, ist aber wenig merkwürdig.

— (Wald-) diesen Nahmen führen verschiedene Pflanzen, als Chenopodium Vulvaria, viride, hybridum und Atriplex patula Linn. Letztere heißt auch gemeine Melde; die drey ersteren sind in dem vorstehenden Artikel beschrieben. Alle diese Pflanzen wachsen aber eigentlich nicht in Wäldern, sondern der Nahme ist aus dem latei-

nischen

nischen sylvestris, der ihnen von diesem oder jenem alten Botanisten beygelegt wurde, durch eine in diesem Falle unrichtige Uebersetzung entstanden, indem sylvestris hier nur wildwachsend heißen soll.

Melde (weiße) ein Nahme des weißen Gänsefußes; s. oben S. 137.

— (wilde) so heißen Chenopdium Bonus Henricus und rubrum.

— (zahme) s. Atriplex hortensis, Th. 2, S. 632.

— (Zwitter-) ein Nahme der Gattung Chenopodium, da diese lauter Zwitterblumen trägt, wogegen die Gattung Atriplex Zwitterblumen und weibliche Blumen auf einem Stamme hat, und nach dem Linnéischen Pflanzensysteme also in eine ganz andere Classe, nähmlich in die Polygamia, gehört.

Melden, *) 1. in der weitesten Bedeutung seine Gegenwart andern vermittelst des Gehörs merklich machen; als ein Reciprocum. Ein Thier meldet sich, wenn es sich hören läßt, und man daraus dessen Gegenwart erkennet. In diesem Verstande brauchen es die Jäger, bey welchen sich der Hirsch meldet, wenn er schreyet, dagegen von dem Schreyen des Thieres auch die Zeitwörter schallen, schmählen, schrecken und bellen üblich sind. 2. In weiterer Bedeutung, jemandes Ankunft oder Gegenwart ansagen, bekannt machen; ferner, Nachricht von etwas ertheilen; erwähnen, Meldung thun und nennen, welche letztere Bedeutung im Hochdeutschen aber veraltet ist.

Meldeneisen, so nennet man in einigen Gegenden auch das Gußeisen.

*) Dieses Wort lautete von des Kero Zeiten an meldon, im Angels. maeldan.

Meldensauger, der Nahme eines Nachtschmetterlings, Phalaena Atriplicis Linn.

Meldenstaude, s. Atriplex Halimus, Th. 2, S. 636.

Mele, s. Mela.

Meleagris, s. Perlhuhn, im Art. Huhn, Th. 26, S. 272. flg.

Meleagris ist auch der Nahme einer Blume, der Fritillaria Meleagris Linn. S. Kibitzblume, Th. 37. S. 230 flg.

Melef oder Meleph, der Nahme eines Sterns, der auch Krippe genannt wird. S. Th. 53, S. 511 im Art. Krippe.

Melega, ein Nahme der Mohrhirse, Holcus Sorghum Linn. S. im Art. Gras, Th. 19, S. 742.

Melegutta, s. Paradies-Körner, im Art. Cardamome, Th. 7, S. 654.

Melenomphale, s. Melanomphale, oben, S. 131.

Meleoton, so nennt Jablonskie in seinem allgem. Lexikon die Pfirsiche.

Melequées, ein Nahme der Quitten-Mispel, Mespilus Cotoneaster Linn. S. unter Mispel.

Meles, s. Dachs, Th. 8, S. 623.

Melese, s. Meleze.

Melet, der französische Nahme eines kleinen, im mittelländischen Meere sich aufhaltenden Fisches, Atherina Hepsetus Linn.

Meleta, ein Nahme des großen Spinnenfisches, Callionymus Lyra L.

Meleze, Melese, Mesle, französische Nahmen des Lärchenbaums. S. Lärche, Th. 65. S. 2. flg.

Melguetta, s. Meleguetta.

Melia, der Linnéische Gattungsnahme einiger ausländischen in mehrerer Hinsicht sehr nutzbaren Bäume,

Bäume, welche im Deutschen den Nahmen Zedrach führen.

Melianthus, Honigblume, s. Honigbaum, Th. 25, S. 43 flg.

Melica, s. Perlgras.

Meliceria, Meliceris, Meliflaviuw, s. Honiggeschwulst, Th. 25. S 47.

Melichroos, heißt honigfarben, fuchsroth.

Melichros und Meliedes, die Honigsüße.

Melicocca, s. Knüppelblume, Th. 41, S. 796.

Melicope, der Nahme einer Pflanzengattung, welche in den letzteren Jahren auf Neuseeland entdeckt worden, aber wenig merkwürdig ist.

Melicraton, Melicratum, s. Meth.

Melie, s. Melia.

Meliedes, s. Melichros.

Melier, eine vortreffliche Art weißer Weintrauben, die in Poitou wächst. Man trocknet sie häufig in Backöfen und verspeiset sie im Winter bey der Tafel zum Nachtische.

Melieur, s. Mühlstein.

Meligeion, so heißt bey den Wundärzten der Eiter, wenn er etwa die Consistenz des Honigs hat.

Meliguetta, s. Meleguetta, oben, S. 150.

Melilobus, ein Nahme der stachlichten Gleditschie, Gleditschia triacanthos Linn. S. den Art. Acacia occidentalis, Th. 1., S. 208. n. 2.

Melilote, der ausländische Nahme verschiedener Arten oder Spielarten des Klees, Trifolium Melilotus Linn., welche Th. 39, S. 402 — 412. mit ihrem mannigfaltigen Gebrauche beschrieben sind. Im gemeinen Leben sagt man auch Melote.

Meliloten-Blätter, s. im Art. Klee, Th. 39, S. 406.

Meliloten-Blumen, s. daselbst, S. 407.

Meliloten-Decoct, ſ. daſelbſt, S. 407.

Meliloten-Gras, Anthoxanthum Linn., ſ. Ruchgras.

Meliloten-Klee, ſ. unter Klee, Th. 39. S. 402. fl.

Meliloten- oder Meloten-Pflaſter, ſ. daſelbſt, S. 408.

Meliloten-Spitzen, ſ. daſ. S. 407.

Melilotus, Trifolium Melilotus Linn., ſ. im Art. Klee, Th. 39, S. 402 — 412.

Melmet, der franz. Nahme der **Wachsblume**, Cerinthe Linn.

Meliorat, **Meliorati**, ſo heißt eine Art Seide, welche aus der Levante kommt.

Melioration, ſ. Verbeſſerung. Das Wort Melioration iſt bisher in der Landwirthſchaft beſonders von ſolchen Verbeſſerungen üblich geweſen, die jemand anbringt, um von ſeinen Aeckern, Wieſen ꝛc. oder von ſeinem Viehſtande größern Nutzen zu ziehen, als vorher. Davon ſehe man im Art. Landgut, Th. 59, S. 729 flg. In ſo fern das Landgut ein Lehen iſt, ſ. **Lehensverbeſſerung**, Th. 69, S. 732 flg. Da der deutſche Ausdruck **Verbeſſerung**, ſo wohl allein als auch in Zuſammenſetzungen, das fremde Wort **Melioration** ganz entbehrlich macht, ſo werde ich dasjenige, was vielleicht zur Ergänzung der Sache noch nachzutragen ſeyn möchte, im Art. **Verbeſſerung der Landgüter** anführen.

Meliorations-Koſten, ſ. **Verbeſſerungskoſten**.

Meliorations-Pachter, ein Pachter, welcher ein Landgut in Erbpacht nimmt, und von dem Eigenthümer die Freyheit erhält, mit dem Gute jede Verbeſſerung zur Erhöhung des Ertrags vornehmen

nehmen zu können, wofür er aber, nach einer zum Grunde gelegten Progression mit jedem Jahre etwas mehr an Pacht bezahlen muß.

Ob es solche Pächter gebe, ist mir nicht bekannt. Der Herr G. L. Graßmann hat in seinem unten anzuführenden Werke diese Idee aber sehr dringend empfohlen, weil die gewöhnlichen Zeitpächte den Pachter nicht nur sehr binden, etwas zur Verbesserung eines Gutes zu thun, sondern ihm auch die Aussicht rauben, Nutzen von seinen Unternehmungen zum Besten des Gutes zu haben, worüber also immer alles im alten Geleise bleibt.

Wenn dieser Vorschlag ausgeführt würde, müßte er offenbar zur Vervollkommnung des Landbaues sehr vieles beytragen. Nur kann ich nicht unbemerkt lassen, daß mir die von Herrn Graßmann vorgeschlagene Progression in Ansehung des jährlich um etwas zu erhöhenden Pacht-Quantums viel zu willkührlich und bestimmt zu seyn scheint. Er will nähmlich, daß ein Pachter, der zum Beyspiele 100 Rthlr. Pacht giebt, im nächsten Jahre 101, im zweyten 102, im dritten 103 Rthlr. geben solle, um dadurch den Gutsherrn für die unwiderrufliche Abtretung seines Eigenthums verhältnißmäßig zu entschädigen. Wie wenig dieses steigende Verhältniß aber dem bisherigen Gange der Dinge angemessen sey, wird jeder sehen, der z. B. nur ein Auge auf die Landgüter in Mecklenburg wirft. Daselbst giebt es viele Güter, deren Werth, gegen Geld gerechnet, seit 20 Jahren nicht nur um das Doppelte, sondern um das Dreyfache und vielleicht noch höher gestiegen ist, und dieses nicht so sehr, weil die Güter seitdem so sehr verbessert seyn sollten, sondern vorzüglich wegen der

höher gestiegenen Kornpreise. Hätte jemand nun vor 20 Jahren sein Gut an einen Meliorations-Pachter in Erbpacht gethan: so erhielte er jetzt nur 20 Procent mehr als vor 20 Jahren, sein Pachter aber behielte durch Begünstigung der Zeit einen ganz unverhältnißmäßig großen Gewinn. Durch andere Zeitumstände hingegen könnte der Erbpachter aber auch wieder sehr bald zu Grunde gerichtet werden, wenn er nähmlich bey fallenden Kornpreisen alle Jahre eine höhere Pacht bezahlen sollte. Die Pacht in Naturalien zu setzen, würde, besonders bey der Entfernung des Gutsherrn oder dessen Erben, zu viele Schwierigkeit haben.

Ueberhaupt scheinen mir alle Erbverpachtungen besonders für den, der sein Eigenthum auf immer an einen andern für irgend eine bestimmte Summe Geldes abtritt, mit einiger Gefahr verbunden zu seyn, indem, wenn auch alles nach dem jetzigen Stande der Dinge genau und unpartheyisch abgewogen wird, man nicht vorher sehen kann, welche viel vortheilhaftere Art das Land zu benutzen, durch verbesserte Einsicht eingeführt, und mit der Zeit durch das allgemeine Bedürfniß nothwendig gemacht werden kann. Es ist ja leicht möglich, daß man dahin kommt, die Brache mit allerley Futterkräutern ꝛc. zu bestellen, oder noch nützlichere und ergiebigere Gewächsarten, als bisher gebräuchlich waren, anzubauen: wie schmerzhaft müßte es in diesem Falle nicht für den Eigenthümer seyn, dieses Vortheils nicht genießen zu können, sondern sich mit der vielleicht durch die Länge der Zeit sehr unbedeutend gewordenen Summe Geldes begnügen zu müssen, die der Erbpachter für den unbeschränkten Nießbrauch eines Grundstückes bezahlt; welches

ches besonders bey vielen Pfarren, deren Ländereyen vor Zeiten in Erbpacht gethan wurden, Statt finden mag. In solchen Fällen, wo Ländereyen einen oder den vorzüglichsten Theil des Gehaltes ausmachen, wie bey Pfarren, Schullehrerstellen ꝛc., sollte, nach meiner Meinung, nie eine unwiderrufliche Erbverpachtung gestattet werden, wenigstens müßte eine von Zeit zu Zeit vielleicht alle 20—25 Jahre festgesetzte obrigkeitliche Revision aller Umstände nach den Verhältnissen der Zeit dazu zur Bedingung gemacht werden.

Ueber Meliorationen in der Landwirthschaft und Meliorations-Pächter; von G. L. Graßmann. Warschau bey Wilke, 1798. 388 S. 8.

Melioriren, s. verbessern.

Melophyllum, ein alter Nahme der Melisse.

Melique, der französische Nahme der Grasgattung Melica.

Meliren, heißt mischen, mengen, unter einander bringen. Dieser fremde Ausdruck ist völlig entbehrlich.

Melirt, wenn es von Farben gebraucht wird, heißt bunt oder verschiedenfarbig. Ein melirtes Tuch, ein melirter Zeug, franzöſ. Drap mélangé, Etoffe mélangée, Etoffe mélée, solche Tücher und Zeuge, die verschiedene unter einander gemischte Farben haben. Diese Tücher oder Zeuge kommen nicht weiß, sondern schon gefärbt, von dem Weberstuhle, und werden folglich nicht weiter in die Farbe gebracht. Man macht sie, indem man verschiedentlich gefärbte Wolle, ehe sie kardätscht oder gesponnen wird, unter einander mischt. Die Wolle ist nämlich, ehe sie gesponnen wird, mit verlangten Farben gefärbet. Alsdenn läßt man jede Farbe besonders

mit

mit der großen Plackschrobel schrobeln, nachdem man abgewogen hat, wie viel Wolle von jeder Farbe zu einem Stück erfordert wird. Alsdenn pflücken verschiedene Personen die Wolle von zwey, drey oder mehr Farben büschelweise unter einander, indem eine jede Person von ihrer Farbe eine kleine Hand voll abreißt, und solche auf einen Haufen wirft, so, daß aber stets größere Theile von derjenigen Farbe zu dem Haufen hinzugepflückt werden, welche in dem Tuche am vorzüglichsten in die Augen fallen soll. Dagegen die anderen Personen von ihren Farben weniger hinzuwerfen, welche nur unmerklich oder wenig erscheinen sollen. Auf die zusammengepflückte Wolle setzt sich einer oder mehrere Personen; jeder pflückt und ziehet von dem zusammengeworfenen Haufen wieder unter seinem Leibe hervor, wodurch die Wolle noch mehr vermischt wird. Hierauf wird sie noch zweymal geschrobelt und jederzeit zweymal gewendet. Die Wolle von verschiedenen Farben wird auch öfters durch das Schrobeln gemischt, allein die Mischung ist alsdenn nicht so gut. Im übrigen wird dieses Tuch so behandelt, wie alle andere Tücher.

Ein **melirter Forst** heißt ein solcher, in welchem mancherley Bäume befindlich sind, so daß man nicht bestimmen kann, welche Art die mehrste Anzahl ausmache. **Gemengter** oder **gemischter** Forst würde eben das bedeuten.

Melis, war erst der Nahme eines feinen Zuckers aus Malta, Saccharum Melitense. Jetzt bedeutet es eine Art raffinirter Brote, die wieder ihre Eintheilungen hat. S. unter **Zucker**.

Melische Erde, Fr. Terre de Melos, ein alter Nahme des Tripels. **Maltesische Erde** ist nicht damit zu verwechseln.

Melisma,

Melisma, das, ein aus dem Griechischen entlehntes musikalisches Kunstwort, sowohl eine aus mehreren Noten zusammen gesetzte Figur, als auch eine durch viele Tacte hindurch dauernde Reihe verschiedener solcher Figuren, wozu im Texte nur eine Sylbe vorhanden ist, zu bezeichnen. Daher der **melismatische Gesang**, diejenige Art zu singen, wo eine Sylbe des Textes durch mehrere Noten und Tacte hindurch geführt wird, wie in Arien, Chören, Motetten ꝛc. üblich ist; zum Unterschiede von dem **syllabischen Gesange**.

In besonderm Sinne nennt man gewisse sehr einfache und leicht zu fassende Melodien, die jedermann leicht behält und nachsingen kann, und die sich zu Gassenliedern schicken, **melismatische Gesänge**. Man hat dergleichen italienische Lieder, besonders solche, die aus Venedig kommen, und von dortigen Gondelier-Ruderern gesungen werden, die sehr angenehm sind. Man sagt, daß auch große Tonsetzer bisweilen in ernsthaften Opern, dem gemeinen Volke zu gefallen, Arien in dieser melismatischen Schreibart setzen.

Melisöhl, Miölske, oder **Methbier**, ein ehemals in Schweden gebräuchliches Getränk, welches aus Meth und Würze, die man mit einander vermischt und gähren läßt, entstehet.

Melissa, s. Melisse. — Mit dem Nahmen Melissa wurden sonst aber noch verschiedene andere, nicht zu der Linnéischen Gattung Melisse gehörige Pflanzen belegt, von denen hier einige folgen.

Melissa atrorubens, bugulæ folio. Dill. elth. ist die **leyerblättrige Salbey**, Salvia lyrata Linn.

Melissa canariensis, ist Dracocephalum canariense Linn.

Meliſſa foliis linearibus integerrimis. Linn. Hort. cliff. iſt das Berg-Pfeffrkraut, Satureja montana Linn.

Meliſſa forte canariana triphyllos etc. Pluk. iſt der canariſche Drachenkopf, Dracocephalum canarienſe Linn.

Meliſſa fruticoſa cretica ſempervirens etc. Moriſ. iſt die große Niccoline, Praſium majus Linn.

Meliſſa Fuchſii Cam. iſt die meliſſenblättrige Melittis, Melittis meliſſophyllum Linn.

Meliſſa maxima Arduin. iſt die baſilicum-artige Perille, Perilla ocymoides Linn.

Meliſſa moldavica Cam. iſt der türkiſche Drachenkopf, Dracocephalum Moldavica Linn.

Meliſſa moluccana odorata Bauh. iſt der glatte Trichterkelch, Moluccella laevis Linn.

Meliſſa peregrina, folio oblongo Bauh. iſt auch der türkiſche Drachenkopf, Dracoceph. Moldavica Linn.

Meliſſa turcica, der Apothekernahme des eben genannten Gewächſes.

Meliſſe *), Lat. Meliſſa, iſt der Nahme einer Pflanzengattung, die in die zweyte Ordnung der vierzehnten Claſſe des Linnäiſchen Pflanzenſyſtems gehört und folgende Kennzeichen hat. Die Blumendecke iſt gleichſam vertrocknet, eckig, geſtreift, und zweylippig; die obere Lippe dreyzahnig, flach und zurückgeſchlagen, die untere kürzere Lippe zweytheilig

*) Dieſer Nahme gehört urſprünglich nur der einen Art dieſer Gattung, welche ſehr lieblich riecht, und aus Italien zu uns gebracht worden iſt, Meliſſa officinalis Linn. Der Nahme gehört vermuthlich zu dem Geſchlechte des Lat. Mel, Griech. μελι, Honig, ſowohl den angenehmen Geruch dieſer Pflanze dadurch zu bezeichnen, als auch weil die Bienen ſehr begierig nach den Blumen ſind, daher ſie auch Bienenkraut und Honigblume heißt.

zweytheilig. Die Blumenkrone ist rachenförmig, die kürzere Oberlippe aufrecht, gewölbt und zweyspaltig, der mittlere Lappen der dreyspaltigen Unterlippe herzförmig. Die kleinen Staubbeutel sind paarweis zusammengeneigt. Der Staubweg des vierspaltigen Fruchtknotens hat eine zweyspaltige Narbe. Die 4 Samen sind in der Blumendecke enthalten.

Dazu gehören folgende Arten:

1. **Citronen-Melisse, gemeine Melisse,** Melissa *officinalis*, verticillis dimidiatis, bracteis oblongis pedicellatis, foliis ovatis acutis serratis. Willd. in Spec. Plant. Linn. T. III. P. I. p. 146. Melissa racemis axillaribus verticillatis: pedicellis simplicibus. Linn. Roth, Hoffm. und andere. Blackwell herb. T. 27. Schkuhr's Handb. Taf. 165. Kerner's Abbild. Taf. 280. Melissa hortensis. Bauh. pin. Apiastrum s. Melissophyllum. Lob. ic. 227.

Diese überall in den Gärten häufig vorkommende Arzneypflanze wächst auf den Gebirgen in der Schweiz, in Italien, Frankreich, Oesterreich, und bey Genf wild. Sie wird insgemein **Gartenmelisse, Citronenmelisse, Mutterkraut**; von den Italienern Cedronella; von den Franzosen Citronelle oder Poncytrade; von den Engländern Balm oder Baulm oder Baume; und von den Holländern Confilie de Grein oder Citroenkruid genannt. Ihre Wurzel ist perennirend; ihr Stängel ästig, und wird zwey bis drey Schuh hoch; die Blätter sind langgestielt, herzförmig-eyrund, stumpf, ungleich, grob und stumpf sägenartiggezähnt, auf beyden Flächen haarig und ganz weich anzufühlen, bey dritthalb Zoll lang und an der Basis fast zwey Zoll breit; die

Blumen

Blumen sind weiß, oder bisweilen etwas röthlich.

Das Kraut, welches in den Apotheken Melissa citrina heißt, riecht frisch ungemein lieblich und durchdringend als Citronen, nur etwas getrocknet schmeckt es gelinde scharf und gewürzhaft. Der wässerichte Aufguß von ihm sieht citronengelb aus und schmeckt nicht unangenehm. Einige haben es daher auch statt des Chinesischen Thees empfohlen, wovon ich unten mehr sagen werde. Der wässerichte Aufguß, zum Extract eingedickt, schmeckt aber doch bitterlich und etwas herbe. Mit Weingeiste übergossen erhält man zwar mehrere schmeckende, aber wenigere riechende Theile; auch erhält man weniger geistiges Extract. Nur sehr wenig ätherisches Oehl enthält dies Kraut, das man auch auf keine andere Art, nach der gemeinen Meinung nähmlich, als aus einer großen Menge des Krauts und abermahliger Destillation des Wassers von ihm erhalten kann. Indeß aber soll diese Pflanze, wenn sie schon aufgeblühet, bey der Destillation weit mehr Oehl geben, als wenn sie früher abgepflückt wird.

Die Araber haben sie zuerst wegen ihrer, die Nerven erquickenden, das Gemüth ermunternden, und die unterdrückten Kräfte wieder herstellenden Eigenschaften gebraucht. Viele spätere Aerzte haben diese Lobeserhebungen bestätiget, und sie wider den Schwindel, schwaches Gedächtniß, Lähmung, Tiefsinn, besonders den Tiefsinn der Hypochondristen, in Pulver täglich zu einem Quentchen, ein Monat lang, gebrauchen lassen*), sie haben sie auch wider die wahre Tollheit in einem

*) F. Hoffm. Diss. de remed. domest. §. 20.

einem Aufgusse mit Weingeiste *), wider das Herzklopfen in der Conserve, und wider andere Krankheiten des Nervensystems angewandt. Boerhaave **) rühmt das gehörig von ihr destillirte Wasser wider die Melancholie, Hypochondrie, Bleichsucht und Herzklopfen, wenn nämlich die Zufälle mehr durch eine Unordnung in den Lebensgeistern, als durch eine angehäufte Krankheitsmaterie entstehen, sehr, und glaubt, daß fast keine Arzney hierin mit ihm verglichen werden könne.

Schon lange kennen die Frauensleute die Abkochung von ihr, als ein das Monatliche treibendes Mittel ***), zu welcher Absicht sie auch noch jetzt den Thee von ihr trinken.

Zubereitungen und Zusammensetzungen daraus sind vorzüglich folgende.

Destillirtes Melissenwasser. Seinen Werth habe ich schon vorher angeführt.

Das destillirte Oehl ist gelblich und riecht stark. Einige rühmen es sehr wider die Krankheiten des Kopfes, die von einem Fehler in dem Nervensysteme und Schwäche der Nerven herrühren †).

Zusammengesetztes geistiges Melissenwasser, Eau de Carmes. Dieser aus verschiedenen Gewürzen zusammengesetzte wirksame Spiritus wird als eine Erquickung in der Lähmung und Flatulenz zum Quentchen und darüber gegeben; auch äußerlich wird er gebraucht. Den Nahmen Eau de Carmes hat dieses Wasser von den ehemahligen Carmelitern in Paris, welche es zuerst

*) Riuer Prax. med. L. 1. cap. 13. p. 92.
**) Chem. T. 2. p. 67.
***) Sim. Paulli Quadr. bot. p. 436.
†) Fr. Hoffm. Obl. phyl. chym. p. 19.

zuerst machten. Von Cette und Montpellier aus treibt man mit diesem Wasser einen starken Handel. Mehr davon s. weiter unten.

Antihysterisches Melissenwasser, mit Bibergeil und Myrrhe. Aq. M. antihysterica. Seine Bestimmung zeigt schon sein Nahme, und der hinzugesetzte Bibergeil und die Myrrhe an. Diese, die Melisse und einige Gewürze, werden mit Wein digerirt.

Ueber den Melissenthee ist in dem Hannov. Magaz. 1770, Col. 1129 flg. unter dem Titel: Von dem sogenannten Thee de France, ein kleiner Aufsatz befindlich, den ich hier, seiner Gemeinnützigkeit wegen, einrücken muß. Es heißt daselbst.

Ohnerachtet unsere Landsleute mehr Geschmack am Kaffee als am Thee haben, und daher jenen diesem weit vorziehen: so wird man es doch kaum glauben, was für beträchtliche Summen Deutschland allein für Thee verschwendet; und obgleich bey uns der Bürger nur alsdenn Thee trinkt, wenn er sich nicht wohl befindet: so müssen doch die Summen schon ansehnlich seyn, welche dadurch aus unsern Ländern gezogen werden. Es haben sich daher schon viele verdienstvolle Männer die lobenswürdige Mühe gegeben, diesen verderblichen Aufwand dadurch mehr einzuschränken, daß sie uns Pflanzen zum Thee empfehlen, welche entweder bey uns wild wachsen, oder doch leicht und in genugsamer Menge bey uns gezogen werden können. Noch neulich wurden wir an eine Pflanze erinnert, welche zum Thee sich ungemein gut schickt, nähmlich an die Botrys mexicana oder ambrosioides aus dem Geschlechte des Chenopodiums. Es ist diese Pflanze schon lange unter dem Namen des Thee romanum Iesuitarum bekannt, die, ob sie gleich ein italienisches Gewächs ist, dennoch unter unserm Himmelsstriche in freyem Lande und mit geringer Wartung ungemein gut fortkommt, auch sich sehr stark vermehrt. Auch der von dieser Pflanze zubereitete Thee hat einen angenehmen aromatischen und balsamischen Geruch, der nur der besten Sorte des chinesischen Thees eigen ist;

der

der Geschmack ist ganz und gar nicht unangenehm. Ich erinnere mich schon vor etlichen Jahren zu Göttingen Thee von dieser Pflanze, welche in dem dortigen akademischen Garten häufig wuchs, getrunken zu haben, welcher meiner Zunge, die alles das, was nach Arzney riecht und schmeckt, sonst verabscheut, nicht unangenehm war.

Wir sind nicht so arm an Gewächsen, welche wir zum Thee gebrauchen könnten, ob ich gleich zum täglichen Gebrauch keinen Kräuterthee anrathen will, welchen man leicht müde werden würde zu trinken. Ich weiß gar wohl, daß man zum ordinären Thee keine solche Pflanze verlangt, die einen widrigen Geruch und Geschmack hat, oder welche auch zu viele und zu starke Arzneykräfte besitzt; man liebt vielmehr einen solchen Thee, welcher einen gelinden, herben und zusammen ziehenden Geschmack und einen gemäßigten aromatischen, balsamischen Geruch hat. Hoffmann rühmt den Ehrenpreis, eine zum Thee sich bereits legitimirte Pflanze, eben so sehr, wie Gohl in den Act med. Berolinens. Vol. II. p. 130. sein Teucrium verum, Conr. Barthold Behrens die Salbey, und andere die Chamäpytis, Waldmeister, Pfirschenblätter, Schlüsselblumen, Melisse ꝛc. Fast alle diese jetzt genannten Pflanzen empfehlen sich besonders durch die oben angeführten Eigenschaften, die ein zum täglichen Gebrauch bestimmter Thee haben muß, vorzüglich aber die zuletzt genannte, die Melisse. Jedermann kennt diese Pflanze und ihren angenehmen Geruch, welcher sich nicht, auch wenn sie getrocknet ist, so leicht verliert, ob er gleich etwas geschwächt wird, und den Aerzten ist die gelinde blähungtreibende und nervenstärkende Kraft dieser Pflanze nicht unbekannt. Ich kenne verschiedene Personen, die sich derselben beständig zum Thee bedienen, und vortrefflich wohl damit zufrieden sind. In Frankreich ist sie ungemein bekannt, und zwar unter dem Namen von Thee de France, von welcher Zubereitung Herr Agnan Erfinder seyn will. Die Gazette salutaire giebt uns eine kleine Nachricht von der Zubereitung dieser Pflanze zum Thee, welche die Kräfte dieses Getränkes noch mehr erhöhet. Da ich an der guten Aufnahme dieses weniger kostbaren Thees, der dem chinesischen in vielen Stücken gleich kommt, wo nicht gar übertrifft,

bey einigen zum wenigsten nicht zweifeln darf: so will ich kürzlich die Zubereitungsart angeben, so wie sie uns in den angeführten medicinischen Blättern bekannt gemacht wird.

Man schneidet die Melisse im Monat Junius ab, und zwar, nach Vorschrift des Herrn Agnan, noch vor Aufgang der Sonne, pflückt die Blätter von den Stängeln, und trocknet sie zwischen Papier im Schatten; die Stängel wirft man nicht als unnütz weg, sondern kocht sie im Wasser bis sie ganz weich sind. Dieses Wasser gießt man durch ein linnenes Tuch, damit die gekochten Stängel zurück bleiben, und fängt es noch einmal an zu kochen, bis die Hälfte ohngefähr eingekocht ist. Alsdenn benässet man die trocknen Melissenblätter hiermit, und wenn solches geschehen: so trocknet man sie wieder von neuem im Schatten, doch nicht gar zu stark, damit die Blätter nicht zu Pulver zerrieben werden, sondern geschmeidig bleiben, um jedes Blatt besonders, wie der chinesische und japanische Thee, desto besser zusammen zu drehen, oder in Rollen, wie den Tabak, zu formen. Diese Rollen aber desto besser zu machen, legt man die Blätter auf eine Serviette eins über das andere bis zu einem halben Fuß hoch, rollt die Serviette um die Blätter zusammen und umwindet die Rolle fest mit Bindfaden. Die in der Serviette enthaltenen Blätter läßt man alsdenn an einem trocknen Orte gleichfalls im Schatten, als auf dem Ofen oder Kamine recht trocknen. Nach Verlauf von zwey oder drey Monaten kann man die umgewundnen Bindfaden lösen, und die Melissenrollen in trocknen Kästchen oder Schachteln bis zum Gebrauch wohl verwahren.

Herr Agnan ist, wie leicht zu denken, außerordentlich für diesen Thee eingenommen, wie man dieses von einem Erfinder, zumal von einem Franzosen, nicht anders vermuthen kann, und rühmt ihn vorzüglich, durch vielfältige Erfahrung vergewissert, als ein urintreibendes und Wundmittel, welches besonders im Podagra, Nierenstein, Kröpfen, Geschwüren, Vapeurs und einigen andern Frauenzimmerkrankheiten Wunder thun soll; imgleichen daß er auch durch seine stärkende Kraft dem Magen und Gedärmen ungemein wohl bekomme. Wir wollen billiger denken, und nicht einmal die Hälfte der von Herrn

Agnan

Agnan angegebnen Eigenschaften von diesem Thee verlangen, welche er uns überreden will, sondern mit wenigern zufrieden seyn, die aber doch eine unpartheyische und von allen Vorurtheilen befreyte Erfahrung bestärkt. Die gelobte urintreibende Kraft hat dieser Thee ohne Zweifel von dem warmen Wasser welches leicht die Canäle unsers Körpers durchwandert und geschwind wieder abgesondert wird; die aber, vermöge welcher es Geschwüre heilen soll, ist noch wohl in Zweifel zu ziehn. Als eine aromatische und stärkende Pflanze aber betrachtet, hat sie allerdings eine dem Magen und Gedärmen heilsame Wirkung, welche aber doch noch weit stärker seyn würde, wenn sie das warme Wasser nicht so sehr verminderte. Was wollen wir aber mehr von einem Thee, dessen wir uns täglich bedienen, verlangen? Große Arzeneykräfte können und müssen wir von einem solchen Getränke nicht erwarten.

In Ansehung der Zubereitung muß ich doch noch einige Erinnerungen machen, welche nicht ganz und gar unnütz seyn werden. Es ist bekannt, daß diese Pflanze, wenn sie abgebrochen ist, leicht schwarz wird, und zwar desto eher, wenn sie an einem dumpfigen, unreinen und feuchten Orte, oder auch zu dick über einander liegt. Um aber dieses zu vermeiden, so wäre mein geringer Rath dieser, daß man sie je eher je lieber trocknete, und also nicht in den Schatten, sondern an einen solchen Ort setzte, wohin die Sonnenhitze am stärksten kommen könnte. Es bleiben alsdenn die Blätter weit grüner, zumal wenn man die Blätter nicht klumpenweise liegen läßt, damit die Wärme an allen Orten gleich stark durchdringen kann. Anstatt große Rollen zu machen, könnte es schon mit dem bloßen Zusammenrollen der Blätter sein Bewenden haben, weil jene, wenn sie ja noch inwendig etwas feucht sind, und nicht recht genau verwahrt werden, leichter verderben, und einen unangenehmen schimlichten Geruch annehmen, und ausserdem schwarz werden können, welches nicht so leicht von einzeln zusammengerollten Blättern zu befürchten ist. Wem das Zusammendrehen der einzelnen Blätter zu weitläuftig seyn sollte, der kann auch der Mühe überhoben seyn, weil es kein wesentliches Stück der Zubereitung selbst ist, und nur die trocknen Blätter mit dem aus den Stängeln zubereiteten

Decoct benetzen, und zum Trocknen an die Sonne legen, welches die Blätter außerdem schon zusammen rollt. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die auf diese Art getrockneten Melissenblätter mehr wirksames verlieren werden, als wenn nach des Erfinders Methode verfahren wird, im Gegentheil wollte ich wohl behaupten, daß das Trocknen an der Sonne dem im Schatten weit vorzuziehn sey, weil es geschwinder geschieht, und also die Pflanzen nicht so leicht verderben können.

Da dieser Thee ohne viele Kosten und Mühe anzuschaffen ist, auch wahrhafte Vortheile vor dem chinesischen Thee, so wie wir ihn haben, zum voraus hat: so habe ich Ursache zu hoffen, daß er Beyfall finden werde, wenigstens vermuthe ich keine andere Einwendung dagegen zu hören, als die, daß es keine ausländische Waare sey.

Diese nützliche Pflanze vermehrt man bey uns vorzüglich durch Zerreißung der alten Pflanzen. Man pflanzt sie entweder einzeln an eine sonst nicht brauchbare Stelle des Gartens, und sollte es auch unter dem Tropfenfalle seyn, oder man pflanzt sie in förmliche Reihen, jede einzelne Pflanze anfangs $\frac{1}{2}$ Fuß von einander, woraus denn, ehe einige Monate ablaufen, eine dickbuschige Reihe wird. Wenn man sie bisher noch nicht im Garten gehabt hat: so mag man sich, zu welcher Jahrszeit man nur will, einen Busch davon geben lassen, und diesen in so viele einzelne, allenfalls auch nur mit einer, oder mit ein paar Wurzeln versehene kleine Theile zerreißen, als es möglich ist, nachdem man zuvor, wenn es im Sommer ist, da der Busch hohe Zweige hat, diese bis auf 1 Zoll über der Erde abgeschnitten hat. Wenn sie nur einige Zeit feucht gehalten werden: so schlagen sie bald aus, und vermehren sich ganz ungemein. Man kann übrigens diese Melisse so oft über der Erde abschneiden, als

man will, oder so oft sie eine Höhe von 1½ Fuß erlanget hat.

Von dem Samentragen dieser Melisse sagt Lueder in seinen Briefen über die Anlegung eines Blumengartens, 2te Aufl. S. 414—415.

Im 2ten Th. meiner Briefe über die Bestell. eines Küchengartens habe ich S. 313 geschrieben, der Melissensame werde an solchen Stöcken, von denen man im Frühjahre nichts abschneidet, und die die volle Sonne haben, in Deutschland in sehr warmen Sommern reif. Seit dem aber habe ich gefunden, daß die Melisse an den Zweigen, welche man nicht abschneidet, allezeit und unter allen Umständen reifen Samen, und zwar so reichlich gebe, wie Bohnenkölle oder Sekurey, die doch sehr vielen Samen giebt, nur immer geben kann. Ich traf nähmlich im September des Jahrs 1774 in eines Freundes Garten unter hohen und dick belaubten Obstbäumen einige Melissenpflanzen an, welche ellenhohe Stängel, und diese um und um von unten bis oben mit Samenkapseln besetzt hatten, und so voll Samenkörner waren, daß das Gewicht dessen, so ich, um mein Samenkabinet damit zu vermehren, in einigen Augenblicken abstreifte, über 2 Loth betrug. Freylich wird diese Bemerkung diejenigen, welche die Melisse bereits haben, und keine Freunde der Naturwissenschaft sind, wenig interessiren. Denen aber, die dieses sind, und vermittelst des so sehr leicht von ihr zu gewinnenden Samens, entfernten Freunden, welche in Gegenden leben, wo sie keine zu bekommen wissen, dienen wollen, wird sie desto interessanter seyn; zumal ihres Samens in den bisherigen Gartenbüchern, selbst im Miller, auch in den allerneuesten, namentlich im Sammelt, Bechstedt und Dicks gar nicht gedacht wird, und in Reicharts L. und G. Sch. Th. 4. S. 203 behauptet wird, er werde nicht in allen Jahren, sondern nur in heißen Sommertagen bey uns reif, da ich ihn doch nicht allein dieses mal mit vielem reifen Samen unter dem Schatten der Bäume angetroffen habe, sondern er in eben demselben Garten auch in den vorigen Jahren reif geworden ist, weil der Besitzer desselben die Zweige nie abschneidet. Es scheinet also zur Erhaltung des Samens nur

darauf anzukommen, daß man die Stöcke, welche zum Samen bestimmet sind, vom ersten Frühjahre an, unabgeschnitten fortwachsen lässet. —

Man sehe auch noch verschiedene unten folgende Artikel, wo allerley Benutzungsarten dieser Melisse vorkommen.

2. Großblüthige Melisse, Melissa *grandiflora*, pedunculis axillaribus tri-quadrifloris ue, bracteis argute serratis Willd. a. a. O. Melissa pedunculis axillaribus dichotomis longitudine florum. Linn. Calamintha magno flore. Bauh pin. Diese Art wächst im Großherzogthum Florenz und im südlichen Deutschlande in bergichten Gegenden. Ihre Wurzel ist perennirend; und auch in der übrigen Gestalt kommt sie mit der folgenden Art überein, ausgenommen, daß ihre Blumen zwey Zoll lang, und also von einer außerordentlichen Größe sind. Sie hat auch in den Eigenschaften und Kräften einen Vorzug vor der folgenden.

3. Berg-Melisse, auch Berg-Münze, Melissa *Calamintha*, pedunculis axillaribus multifloris dichotomis, foliis ovatis obtusis argute serratis, utrinque hirsutis, caule hirto. Willd. a. a. O. Melissa pedunculis axillaribus dichotomis longitudine foliorum. Linn. und and. Thymus Calamintha Scopol. Calamintha vulgaris et officinarum germaniae. Bauh. pin. Calamintha montana. Dod. Diese Art, welche im Geruch und den Arzneykräften mit der Krausemünze übereinkommt, wächst in Frankreich, England, Spanien, Italien und der Schweitz auf Gebirgen und steinigten Hügeln. Ihre Wurzel ist perennirend; ihr Stängel aufrecht, ästig, und wird drey Schuh hoch und drüber; ihre Blätter sind gestielt, groß, eyrund, scharf zugespitzt, und haben spitzige sä-

gen-

genartige Zähne am Rande; die Blumen sind zahlreich, purpurroth, und von mittelmäßiger Größe.

Die Apotheker handeln unrecht, wenn sie statt ihrer die gemeine Wirbelborste, Clinopodium vulgare L. nehmen, die fast gar nicht gewürzhaft ist. In England gebraucht man statt ihrer das Kraut der **poleyartigen Melisse**, welche sehr wirksam ist, und in Ansehung ihrer Kräfte dem Poley nahe kommt; ja sie ist so scharf, daß sie Blasen zieht, wenn sie auf die Haut gelegt wird *).

Die Berg-Melisse, die außerhalb England mehr gebraucht wird, ist zwar nicht so scharf, riecht aber doch sehr stark, wenn das Kraut von ihr zerrieben wird, fast wie Münze, und schmeckt heiß. Sie ist also wirklich wirksam, allein weil man andere Pflanzen von ähnlichen Kräften hat, so hat man allmählig aufgehört sie zu gebrauchen.

4. **Poleyartige Melisse**, Melissa *Nepeta*, pedunculis axillaribus multifloris dichotomo-corymbosis, foliis ovatis obtusis subserratis glabriusculis, caule subhirsuto. Willd. a. a. O. Melissa pedunculis axillaribus dichotomis folio longioribus, caule adscendente hirsuto. Linn. Calamintha pulegii odore s. Nepeta. Bauh. pin. β. Calamintha montana praealta, Pulegii odore Bocc. Diese hat auch eine perennirende Wurzel; und wächst in der Schweiz, in England, Italien und Frankreich auf grobsandigen Dämmen und Gebirgen. Ihre Stängel sind ziemlich hart, mit der Basis darnieder liegend, übrigens aber aufrecht, und zu-

*) Haller stirp. helv. n. 240.

weilen sehr, oder ziemlich ästig; die Blätter sind etwas herzförmig, auf der obern Fläche glatt, auf der untern aber, wie die Stängel zottig; die Deckblättchen sind pfriemenförmig; die Blumen sind bläulicht, und haben am Gaumen einen blau- und weißbunten Rand. Ihr Geruch ist viel stärker, als der der nächst vorhergehenden, deren Stelle sie bisweilen in den Apotheken vertritt, und kommt mit dem Poley überein, daher man sie auch wilden Poley nennet.

5. Pyrenäische Melisse, pyrenäischer Scharlach, Melissa *pyrenaica*, caule nudo, floribus verticillatis foliis oblongis obtuse dentatis. Willd. a. a. O. Jacq. Hort. vind. II. p. 86. t. 183. Horminum pyrenaicum. Linn. Diese Pflanze wächst auf den höchsten Gebirgen in der Schweiz und in Tyrol, und auf den Pyrenäen. Sie hat eine perennirende Wurzel und einen kurzen, ungefähr einen Schuh hohen, beynahe nackten, und nur mit einigen eyrund lanzettförmigen Deckblättchen besetzen Stängel. Unmittelbar aus der Wurzel kommen langgestielte, rundlichte oder ovale, sägenartiggezähnte Blätter. Die Blumenwirtel bestehen nur aus wenigen ungestielten Blumen; der Blumenkelch hat zehen Streifen, von denen fünf wechselsweise dicker sind, eine dreyzähnige breitere Oberlippe, und eine schmälere entzweygespaltene Unterlippe, deren Abschnitte kreuzweise über einander liegen; die Blumenkrone ist sehr groß, rothblau oder violet; und hat einen weiten Schlund, eine entzweygespaltene Oberlippe, und eine in drey rundliche Abschnitte getheilte Unterlippe, der Griffel raget über die Blumenkrone hervor. Die meisten Blumen hängen unter sich. Die Blätter sind runzlicht und glatt.

6.

6. Candische Melisse, Melissa *cretica*, racemis terminalibus, pedunculis solitariis brevissimis. Linn. Calamintha incana. Bauh. pin. Calamintha pulegii odore minor. Barr. plant. rar. ic. 1165. Diese ist in Spanien und Languedoc zu Hause, wie auch in Italien, wo sie von den Einwohnern Mentuccio minore oder Nepetella genannt wird. Sie hat mit der nächst vorhergehenden viele Aehnlichkeit; aber ihre Stängel sind niedrig, nur einer Handbreit hoch, gerade, und schwarzroth; die Blätter sind eyrund und haben nur wenige und stumpfe sägenartige Zähne. Die sehr zahlreichen Blumenwirtel bestehen aus nackten, einblumigen Stielchen, haben lanzenförmige Deckblättchen zwischen sich, und bilden Trauben am Ende der Zweige; die Blumenkelche sind braun, die Blumenkronen aber weiß und etwas röthlich. Sie riecht wie die poleyartige Melisse. In China und Cochinchina wird sie wegen ihrer Arzeneykräfte gebaut; auch pflegt man die Blätter unter den Salaten zu essen.

Loureiro Flor. cochinch. 447.

7. Strauchartige Melisse, Melissa *fruticosa*, ramis attenuatis virgatis, foliis subtus tomentosis, caule fruticoso Linn. Calamintha hispanica frutescens, mori folio. Tournef. Calamintha montana incana minor. Morif. Diese ist in Spanien zu Hause; und eine ungefähr einen Schuh hohe, meistens nur ein Paar Jahre daurende Staude, mit kleinen, grauen, etwas harigen, eyrunden spitzigen Blättern. Ihre Blumen sind klein und weiß; und bilden aus Wirteln bestehende Aehren am Ende der Zweige. Sie hat einen starken Geruch, fast wie Katzenmünze.

Des Ritters Carl von Linné vollständiges Pflanzensystem nach der 13ten lat. Ausgabe und nach Anleitung des holländischen Houttuynischen Werks übersetzt ꝛc VII. Th. Nürnberg 1781. 8. S. 537. flg.

Melisse (Berg-) s. oben, S. 168. So wird übrigens auch die melissenblättrige Melittis genannt.

— (candische) s. oben, S. 171.

— (Citronen-) s. oben, S. 159.

— (Garten-) s. oben, S. 159.

— (gemeine) s. oben, S. 159.

— (großblüthige) s. oben, S. 168.

— (moluckische) ein Nahme des glatten Trichterkelchs. Moluccella lævis Linn.

— (poleyartige) s. oben, S. 169.

— (pyrenäische) s. oben, S. 170.

— (strauchartige) s. oben, S. 171.

— (syrische) ein Nahme des glatten Trichterkelchs, Moluccella lævis Linn.

— (türkische) ein Nahme des türkischen Drachenkopfes, Dracocephalum Moldavica. Linn.

— (Wald-) ein Nahme der melissenblättrigen Melittis. S. weiter unten.

Melissen-Aquavit. Man nehme getrocknetes Melissenkraut, 3 Loth; römische Chamillen, 2 Loth; Lorberblätter, Pomeranzenschalen, Krausemünze, Kümmel, von jedem 1 Loth; Wachholderberen, Thymian, Salbey, von jedem 1 Quent. zerkleinere alles, thue es in eine Flasche, gieße 8 Maß abgezogenen Branntwein darüber, lasse es 14 Tage stehen, ziehe den Geist ab, und versüße ihn mit aus 1 Pfund Syrupp und 2 Maß Wasser bereitetem Syruppwasser.

Breslauer Melissen-Aquavit. Man nehme getrocknetes Melissenkraut 6 Loth; Krausemünze

semünze, Calmus, von jedem 4 loth; Citronenschalen, 3 Loth; Raute, Anis, Enzian, Cardamomen, Fenchel, von jedem 2 Loth; Hop, Coriander, Pimpinelle, Majoran, Angelikwurzel, Weinsteinsalz, von jedem 1 Loth; Zimmtblüthe, Sebesten, von jedem $\frac{1}{2}$ Loth; mache alles dieses gehörig klein, thue es in eine Flasche, gieße 6 Maß abgezogenen Branntwein darüber, lasse es einige Tage bey gelinder Wärme digeriren, ziehe es ab, und nehme dann zum Versüßen des erhaltenen Geistes $1\frac{1}{2}$ Pfund Zucker, oder Syrup, der in 2 Maß Wasser gehörig geläutert worden ist.

Das Ganze der Branntweinbrennerey ꝛc. von P. F. Breitenbach. Durchgesehen und mit Anmerkungen untermischt vom Herrn Prof. Gotthard. II. Th. Leipzig, 1800. S. 120 — 132.

Melissenaufguß, s. oben, S. 160.

Melissenblatt, 1. das Blatt oder die Blätter der Citronen-Melisse. Von deren verschiedener Anwendbarkeit sehe man die vorstehenden und nachfolgenden Artikel, auch unter Kräuterbier, Th. 48, S. 41. 43. — 2. ein Nahme der melissenblättrigen Melittis.

Melissenbranntwein. Man nehme getrocknetes Melissenkraut, 8 Loth; Krausemünze 2 L., weissen Zimmt, 2 L.; Kochsalz, 2 L.; Wermuth, 1 L.; Schafgarbe, 1 L.; weißen Ingwer, 1 L.; Lorberblätter, $\frac{1}{2}$ L.; mache alles recht klein, thue es in eine Flasche, lasse es 8 Tage lang in gelinder Wärme ausziehen, versüße es mit Syrupwasser, welches aus 3 Pfund Syrup und 4 Maß Wasser ist bereitet worden, und filtrire es nach einigen Tagen.

Breitenbach a. a. O. S. 83.

Melissen-Conserve. Man nimmt frische Melissenblätter, 1 Theil. Diese werden klein geschnitten.

ten. Hierauf in einem marmornen Mörser mit einer hölzernen Keule zu einem Breye zerstoßen. Während des Stoßens werden allmählig 2 Theile zerstoßener Zucker darunter gemischt, damit durch die genaue Vermischung der Blätter mit dem Zucker eine Conserve daraus werde, die man in einem porzellanenen, gläsernen oder irdenen glasirten Gefäße aufbewahrt.

Melissen-Drachenkopf, ein Nahme des **türkischen Drachenkopfes**, Dracocephalum Moldavica Linn.

Melissen-Essenz, ungarische. Man nehme frische Melissenblätter, 2 Pfund; frische Citronenschalen, 4 Loth; Muskatennuß, 3 L.; Coriander, 2 L.; Gewürznelken, 1½ L.; Angelikwurzel, 1 L.; zerkleinere alles gehörig, gieße 6 Maß guten abgezogenen Spiritus Vini, und 2 Maß einfaches Melissenwasser darüber, lasse es 3 Tage lang digeriren, destillire es im Wasserbade, und versüße es mit 1 Pfund ordinären Hutzucker, der in 1 Maß Melissenwasser gesotten worden ist, und gieße folgende in Weingeist aufgelösten Oele hinzu, nehmlich: Anisöl, Vanilleöl, süßes Mandelöl, Venusöl, Nelkenöl, von jedem 6 Tropfen; Rosenöl, Neroliöl, Kaffeeöl, von jedem 4 Tropfen; Bergamottenöl, Zimmtöl, Muskatenblüthenöl, Rhodiserholzöl von jedem 2 Tropfen.

Breitenbach, a. a. O. S. 504 — 505.

Melissen-Extract, s. oben, S. 160.

Melissengeist, oder **zusammengesetztes Melissenwasser**, **Carmelitergeist**, Aqua Melissæ compositum, seu spiritus Carmelitarum, dessen oben, S. 161. erwähnt ist, hat mit der eben beschriebenen Melissen-Essenz viele Aehnlichkeit, nur ist er einfacher. Er wird auf folgende Art verfertiget. Man nimmt Melissenkraut, 1½ Pfd. frische

frische Citronenschalen, 4 Unzen; Coriandersamen, 8 Unzen; Muskatennuß, Gewürznelken, Zimmet, von jedem 2 Unzen; Angelica-Wurzel, 1 Unze; rectificirten Weingeist, 8 Pf.; einfaches Melissenwasser, 2 Pf. Dieses läßt man 24 Stunden hindurch beitzen und zieht durch die Destillation aus dem heißen Wasserbade 7 Pf. davon ab.

S. auch Crell's chem. Archiv, I. 151.
Demachy, der Laborant im Großen, I. 222.
Prager Gewerbszeitung, 1787. S. 378.

Da dieses Carmeliter-Wasser an vielen Orten nachgemacht und verfälscht worden ist, so ist unter andern in Böhmen unterm 25. Octob. 1787 über das Brennen dieses Wassers nachstehendes verordnet worden.

Das Zutrauen, welches man dem gehörig zubereiteten Melissen- oder sogenannten Karmelitengeist bisher nicht ohne Grund schenkte, macht die Vorsorge nöthig, daß diesem Geiste nicht ein unächter untergeschoben, und anstatt des ächten verkaufet werde.

Diese Unterschiebung ist thunlich, und selbst der bedachtsame Käufer kann getäuscht werden, sobald nicht nur das Fläschchen, in welches der unächte Geist gefüllt, sondern auch das Siegel, womit das Fläschchen zugesiegelt wird, jene Gestalt erhält, in welcher die unbeschuhten Karmeliter den von ihnen zubereiteten Melissengeist verkauften, und welche auch gegenwärtig bei dem Verkaufe desjenigen Melissengeistes, den ein Exlaibruder des Ordens der unbeschuheten Karmeliten zum Besten des Armeninstituts verfertiget, und in dem ehmaligen kleinseitner Karmelitenkloster, wie ehedem verkauft, beibehalten wird. Zu Verhütung dieses Unterschleifes wird daher allen, selbst die privilegirten Geist- oder Wasserbrenner (Destillirer) nicht ausgenommen, verboten, die Fläschchen, von was immer für Art, in welche sie den von ihnen zubereiteten Melissengeist füllen, mit dem Karmelitensiegel zu siegeln. Derjenige, welcher demungeachtet sich künftig dieses Siegels bedienen wird, hat seine Strafe zu erwarte

welche um so unnachsichtlicher erfolgen wird, als ein Uebertreter des erwähnten Verbots zugleich zum Nachtheile des, alle Unterstützung verdienenden, Armeninstituts handelt. Uebrigens wird ferner nicht gestattet, daß jemand den Melissengeist durch gedruckte Zettel, es sey denn, daß solche die Begnehmigung der Behörde vorläufig erhalten hätten, zum arzneylichen Gebrauche empfehle. Gubernialverordnung in Böhmen. Prag, vom 25. Oktober 1787.

Melissenkuchen, wird auf folgende Art gemacht. Kann man die Melisse grün haben, so hackt man sie sehr klein; ist es aber im Winter, so wird die trockne Melisse zu Pulver gestossen, in einen lockern Teig von Eyern und Zucker gemischt, und alsdann ein Kuchen davon gebacken.

Melissenöhl, s. oben, S. 160 fl. Um dasselbe zu gewinnen, nimmt man 25 Pfund Melissenblätter und 4 Pf. Kochsalz. Die Melissenblätter schneidet und stößt man klein, vermischt sie mit dem Kochsalze, gießet 27 Maß helles reines Flußwasser darüber, destilliret den dritten Theil herüber, und scheidet sodann nach den Regeln der Kunst das Oehl vom Wasser.

Crell's neueste Entdeckungen, II. Th. S. 49.

Melissenthee, s. oben, S. 162.

Melissenwasser, s. oben, S. 161. und **Melissengeist**, oben, S. 174.

Melissophyllum, Melittis Melissophyllum Linn., s. **Melittis**.

Melissophyllum turcicum, ein Nahme des türkischen Drachenkopfes, Dracocephalum Moldavica Linn.

Melissophyllum verum, so heißt zuweilen die Citronen-Melisse.

Melis-Zucker, s. **Melis**, oben, S. 156 und unter **Zucker**.

Melitema,

Melitema, ist ein Honigküchlein, aus Honig und Arzeneymitteln zusammen gesetzt, wie man es besonders um der Kinder willen zu machen pflegt, um diesen übelschmeckende Arzeneymittel beyzubringen.

Melitensis fungus, s. Malteser Schwamm, Th. 83, S. 162.

Melites, heißt der Jaspis, wenn er wachs- oder honigfarben ist, von μελι, mel, Honig. Auch wird das versteinte Holz vom Eschenbaum Melites genannt.

Melitis, Melittaena, Melitraeum, Nahmen der Citronen-Melisse, s. oben S. 159.

Melitochorton, Fucus Helminthochorton Linn. s. Wurmtang, unter Tang.

Melittis, Melittis Linn., eine Pflanzengattung, die in die zweyte Ordnung der vierzehnten Classe des Linnéischen Systems gehört und folgende Kennzeichen hat. Der Kelch ist weiter als die Röhre der Blumenkrone. Die obere Lippe ist flach; die untere gekerbt. Die Staubbeutel bilden ein Kreuß. Es sind bisjetzt zwey Arten bekannt, wovon ich hier eine anführen muß, nähmlich melissenblättrige Melittis, auch das Melissenblatt genannt. Melittis *Melissophyllum*, foliis oppositis ovatis aequaliter dentatis, calyce glabro. Willd. in Spec. Plant. Linn. Tom. III. P. I. p. 157. Melittis Linn. u. and. Melyssophyllum. Hall. helv. n. 244. Melissa Fuchsii. Cam. Lamium montanum, melissae folio. Bauh. pin. Diese Pflanze ist in der Schweitz, in Deutschland, England, Oesterreich und Languedoc zu Hause; und wächst in Alpengegenden in Wäldern, und blühet im May. Ihre Wurzel ist perennirend; ihr Stängel ist aufrecht und ungefähr zwey

Schuh hoch, meistens einfach, selten ein wenig ästig; die Blätter sind gestielt, herzförmig oder oval, scharf zugespitzt, gezähnt, schwärzlicht, zottig, groß, bald breiter, bald schmahler. Die Blumen sind gestielt, und wachsen in einseitigen, höchstens sechsblumigen Wirteln; ihr Blumenkelch ist aufrecht, glockenförmig, und an der Mündung in drey Abschnitte getheilt, von denen der oberste höher, etwas ausgeschnitten, und meistens zu beiden Seiten mit einem kleinen Zahn versehen ist, die unteren aber kürzer und in zwey spitzige, aus einander stehende Läppchen getheilt sind; die Blumenkrone ist einen Zoll lang und entweder fleischfarbig mit purpurrothen Flecken oder ganz weiß mit röthlicher Unterlippe, ihre Röhre ist so dick als eine Schreibfeder, aber doch viel enger als der Kelch, die Oberlippe ist rundlicht, stumpf, ziemlich flach und gerade, die Unterlippe ist in drey rundlichte Abschnitte getheilt, von denen der mittlere größer als die andern, flach und unzertheilt ist; der Griffel ist kürzer als die Staubfäden.

Der Geruch dieser Pflanze kommt einigermaßen mit dem Geruch der rothen Taubnessel überein, ist aber angenehmer; sie wird in der Arzeneykunst wider Verstopfungen des Harns und in langwierigen Brustkrankheiten empfohlen.

Linné's vollständiges Pflanzensystem, VII. Th. S. 553. ff.

Melittrophyllum, ein Nahme der Citronen-Melisse, s. oben, S. 159.

Meli-Werk, Fr. mine d'acier du canton Chur, ist, nach Jacobsson's technol. Wörterbuche, eine Art Eisenerz im Canton Chur, das mit noch zwey andern Arten, welche Schwarzerz und Rotherz heißen, versetzt wird. Wenn diese Beschickung

schickung oder Vermischung recht getroffen worden, so gibt sie im Schmelzen Stahl, sonst aber nur Eisen.

Melk, ein Adject. und Adverb., welches nur in der Landwirthschaft üblich ist, wirklich Milch gebend. **Melke** (nicht melkende) Kühe, Schafe, Ziegen, welche gemolken werden können, **Melkkühe**, **Melkschafe**. **Melk werden**, anfangen Milch zu geben. **Frischmelke Kühe**, welche erst vor kurzem melk geworden, zum Unterschiede von den altmelken. Engl. milch.

Melkeimer, s. **Melkfaß**.

Melken, ein Zeitwort, welches auf doppelte Art üblich ist.

1. Mit regulärer Abwandelung, streicheln, und in engerem Verstande, ziehend streicheln oder betasten; in welchem Verstande es nur in den niedrigen Spracharten üblich ist, wo man z. B. jemanden, der gern die Hunde und Katzen streichelt, im verächtlichen Verstande einen **Hundemelker** und **Katzenmelker** zu nennen pflegt.

2. Mit irregulärer Abwandelung. Imperf. **ich molk**, Mittelwort **gemolken**, Imperat. **melke**. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, die Milch durch ein mit Ziehen verbundenes Streicheln aus den Zitzen drücken. **Die Kühe, Schafe, Ziegen melken. Die Kühe werden im Sommer dreymahl gemolken** *).

*) In der letzten Bedeutung im Niedersächsischen gleichfalls melken, im Angels. melcan, meolcian, im Engl. milk, im Dän. malke, im Schwed. molka, im Lat. mulgere, im Griech. αμελγειν. Es ist noch eine Frage, ob es in dieser zweyten Bedeutung unmittelbar von Milch ab-

Daher das Melken, anstatt des ungewöhnlichen Melkung.

Bey dem Melken, in dieser leztten Bedeutung, ist besonders folgendes zu beobachten.

Die Kannen, Eymer und Löpen, die man bey dem Ausmelken der Kühe gebraucht, sind bey jedesmahligem Melken von aller vorhin darin gewesenen Milch zu reinigen, weil auch die kleinsten davon zurück gebliebenen Reste in wenigen Stunden einen saueren Geruch und Geschmack bekommen, welche der frischen Milch schädlich sind, und sie vor der Zeit zum Gerinnen bringen. Das bloße Ausspühlen der Milchkannen oder Eymer ist dazu nicht hinreichend, sondern sie müssen von Zeit zu Zeit, und wenigstens des Tages einmahl, mit heißem Wasser ausgebrühet werden.

Zu dem Melken selber ist keine Magd oder andere Weibsperson zu lassen, wenn sie sich nicht vorher die Hände tüchtig gewaschen, eine reine Schürze vorgebunden, und die Haare auf dem Kopfe fest gemacht hat; und in Ansehung der Kühe sollte man, so umständlich es auch in einigen Fällen seyn mag, darauf halten, daß die

Zitzen

abstammt, ungeachtet diese im Niederf. Melk heißet. In der ersten wenigstens hat es mit diesem Worte nichts gemein, sondern ist, so wie das gleichlautende lat. mulcere, streicheln, und mulgere, melken, ein Abkömmling von mahlen, hin und her bewegen. Eher müßte man es von zwey verschiedenen Stämmen ableiten, welches der Unterschied in der Conjugation wahrscheinlich macht. Uebrigens pflegen einige Hochdeutsche, welchen melken in der zweyten Bedeutung zu niedersächsisch klingt, es in milchen zu verderben, dagegen andere es auch im Präsenti irregulär abwandeln, ich melke, du milkst, er milkt, für melkst und melkt. Eine melkende Kuh, für melke oder Milch gebende Kuh, ist ein Fehler gemeiner Mundarten, indem melken als ein Neutrum, für Milch geben, nicht üblich ist. Adelung.

Zitzen vor dem Melken jedesmahl abgewaschen würden, besonders wenn das Vieh auf einer kothigen Weide gehet, oder im Stalle leicht schmutzig wird. Holländer und Hauswirthinnen, denen es um die Reinlichkeit ihrer Butter ꝛc. zu thun ist, sehen zwar sehr darauf; an vielen Orten wird dieses aber bekanntlich für unnöthig gehalten, und alles was die schmutzige Viehmagd thut, besteht darin, daß sie die Zitzen mit Milch oder mit — Speichel bestreicht, um sie zum Melken schlüpfrig zu machen.

Man muß auf diese hier genannten Puncte aber sehen, wenn man gute und wohlschmeckende Butter haben will. Bey dem Melken mit unreinen und ungewaschenen Händen ist es ganz natürlich, daß aller daran sitzender Schmutz mit in die Milch kommen, und solche verunreinigen muß. Das Vorbinden einer reinlichen Schürze ist deshalb nöthig, damit nicht, der allen Viehmägden in ihrer gewöhnlichen Kleidung anklebende üble Geruch der Milch, welche solchen nur gar zu bald annimmt, unmittelbar mitgetheilt werde. Zum Festmachen der Kopfhaare sind endlich die melkenden Mägde um deswillen anzuhalten, weil die Erfahrung lehrt, wie sehr öfters die Milch durch die den Mägden um den Kopf hangenden Haare, indem jederzeit einige davon in die Milchgefäße fallen, verunreiniget wird.

Ein Beyspiel von reinlichen Melkerinnen trifft man an der Oder, und andern an großen Flüssen belegenen Brüchern an. Weil die Kühe daselbst an den meisten Orten, wenigstens in den Mittagsstunden, unter freyem Himmel auf einem dazu bestimmten Sammelplatze gemolken zu werden pflegen, folglich bey dieser Gelegenheit alle

Mägde aus der ganzen Gemeine zusammen kommen: so sucht aus natürlicher Eifersucht es immer eine der andern in ihrem reinlichen Anzuge zuvor zu thun. Die größte Unreinlichkeit hingegen, die mir bey Melkern oder Melkerinnen bekannt geworden ist, wenn man halbwilde Völkerschaften und einzele schmutzige Beyspiele ausnimmt, findet man unter andern wohl bey den Alpenknechten im salzburgischen Zillerthale und anderwärts in den dortigen Gegenden. Die ganze Milchwirthschaft auf solchen Alpen wird gewöhnlich von Knechten besorgt, und diese rechnen es sich, nach der dortigen Landessitte, zur Ehre, so schmutzig wie möglich, wenigstens in ihrem Anzuge, zu seyn, weil man alsdann glauben soll, daß sie vor lauter Emsigkeit in ihren Geschäften sich nicht einmahl die Zeit genommen hätten, sich die nöthige Reinlichkeit anzuthun. Das Hemd, welches ein solcher Alpenknecht bey dem Beziehen der Alpen im Frühlinge trug, muß er den ganzen Sommer hindurch bis zum Herbste, ohne daß es gewaschen werden dürfte, tragen; und wenn es alsdann noch nicht so schwarz wie eine Kohle ist, pflegen sie es kurz vor ihrem Herabkommen ins Thal, wo ein Fest mit Spiel und Tanz ihrer wartet, noch wohl um den großen, immer über dem Feuer hangenden Molkenkessel zu ziehen, um es ganz russig zu machen. Wer alsdann am schmutzigsten, am übelriechendsten von den Alpenknechten erscheint, dem bietet die schönste Tänzerinn die Hand, weil man ihn für den fleißigsten hält. Welchen Einfluß dieser Schmutz auf die Sauberkeit der Butter ꝛc. haben müsse, darf ich hier nicht aus einander setzen*).

Die

*) Ein solcher, übrigens sehr gutmüthiger Alpenknecht, bereitete einst ein Abendessen für mich, womit er meinen Appetit

Die gemeinen Landmägde verstehen übrigens die nöthigen Handgriffe bey dem Melken nur selten recht. Sie bedienen sich bloß der vordersten Finger, mit welchen sie die Zitzen der Kühe wechselsweise hin und her ziehen. Viele Kühe geben die Milch schwer von sich, und bey diesen besonders ist dergleichen Spielwerk, die völlige Milch von ihnen zu bekommen, nicht hinreichend. Diejenigen, welche das Melken recht verstehen, brauchen die ganze Hand dazu. Sie begnügen sich auch nicht bloß mit dem Hin- und Herziehen der Zitzen, sondern greifen das Euter selbst an, und drücken solches mit der gehörigen Behutsamkeit gleichsam bis auf den letzten Tropfen aus. In unsern Gegenden sind die mecklenburgischen Viehpächter (Holländer) die besten und geschicktesten, und von diesen kann man die beste Art zu melken, und folglich auch diese Methode erlernen.

Ein großer Fehler ist es an den Kühen, wenn sie sich nicht gut melken lassen, sondern sich das Schlagen und Stoßen dergestalt angewöhnt haben, daß sich fast niemand, um dieses Geschäft bey ihnen zu verrichten, an sie trauen darf. Sie schlagen nicht allein der unter ihnen

Appetit recht zu reitzen gedachte. Nachdem er kurz vorher die Schweine gefüttert, ihren Trank mit den Händen durchgerührt und sie zum Theil gestreichelt hatte, griff er mit eben diesen ungewaschenen Händen in ein Faß mit Butter, und legte eine Handvoll davon in eine Pfanne. Hierauf leckte er die an den Fingern klebende Butter ab, und holte aus einem Gefäße mit Gerstenmehl eine Handvoll, und streuete davon nach und nach etwas in die schon fließende Butter. Zu diesem fetten Breye wurde hernach noch so viel Milch und Sahne gegossen, daß er eine mäßige Consistenz, etwa wie eine gewöhnliche Mehlspeise, erhielte. Ein solches Gericht wird in der dortigen Sprache Nàes (Mus) genannt.

sitzenden Magd die bereits ausgemolkene Milch, ehe sie es sich versieht, wieder aus der Gelte heraus, sondern es werden auch zuletzt die zum Melken bestellten Mägde dergestalt schüchtern und zum Theil verdrießlich, daß sie eine solche unbändige Kuh selten recht ausmelken, sondern, um nur sobald als möglich aus der Gefahr zu kommen, die halbe Milch zurücklassen.

Man hat zwar verschiedene Mittel, dieses unbändige Vieh zum Stillstehen während des Melkens zu zwingen, wohin insonderheit das Spannen derselben mit Seilen gehört. Allein es sind dabey doch verschiedene verdrießliche Umstände, und auch die Gefahr, daß sich eine solche Kuh, indem sie sich dem Spannen widersetzt, etwas verrenken kann, verbunden. Und wo hat wohl allemahl ein mit andern Geschäften überhäufter Landwirth oder Holländer so viele Zeit übrig, daß er das Gesinde hierzu anhalten und dabey beobachten könnte?

Ein ganz besondres Mittel, eine solche unbändige zum Schlagen geneigte Kuh zum Stillstehen während des Melkens zu bringen, hat der Verfasser der Berliner Beyträge zur Landwirthschaftswissenschaft *) im Magdeburgischen bey einem dortigen Königlichen Landjäger vorgefunden. Dieser hatte ebenfalls eine solche Kuh, die an und für sich von der besten Art war, wegen des entsetzlichen Schlagens aber fast gar nicht gemolken werden konnte. Nachdem man alles, was zu ihrer Bändigung etwas hätte beytragen können, vergebens versucht hatte, fiel man auf den seltsamen Einfall, ihr, wenn sie gemolken werden sollte, einen Pferdesattel auf den Rücken

*) S. III. Band, Berlin, 1778. S. 386 ff.

cken zu legn. Sobald solches geschehen war, stand die Kuh still und ließ sich geruhig ausmelken. Man möchte vielleicht glauben, daß der Sattel der Kuh ordentlich umgegürtet, und dieselbe durch das starke Anziehen des Gurtes in eine gewisse Beängstigung gesetzet, und dadurch zum Stillstehen genöthiget würde. Allein der Sattel wurde ihr nur bloß aufgelegt, ohne zugegürtet zu werden; und so wenig man es sich erklären kann, warum dieses die Kuh zum Stillstehen brachte, eben so wenig darf man von diesem sonderbaren Mittel vielleicht bey allen unbändigen Kühen eine gleiche Wirkung erwarten. In der Figur 5095 ist die gesattelte Kuh mit einer melkenden Frau vorgestellt, wo man zugleich den rechten Handgriff beym Melken abgebildet findet.

Manche Kühe haben übrigens auch die Eigenheit, daß sie die Milch nicht frey zuschießen lassen, wenn sie gemolken werden, welches besonders die Kühe auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung thun. Um sie dazu zu bringen, führen die Leute das Kalb der Kuh herbey, oder, wenn sie dasselbe schon geschlachtet haben, nehmen sie nur das Fell desselben, und bringen es an die Kuh, als wenn das Kalb saugen wollte. Sogleich läßt die Kuh sich rein ausmelken.

Von einem andern Mittel, dessen sich die Hottentotten bedienen, um ihre Kühe beym Melken zum Zulassen der Milch zu bewegen, mag ich hier nichts sagen, da es zu ekelhaft ist, als daß jemand es bey uns anzuwenden in Versuchung kommen könnte; eben so wie wohl niemand den Hottentotten ihre Milchkörbe beneiden wird, die sie von einer Art Binsen flechten und mit Urin anfüllen, damit die Binsen sich fester zusammen ziehen, wenn le Vaillant, der dies

ses in seinen Reisen erzählt, anders zu glauben ist.

Wie oft man eine Kuh melken müsse, darüber sind die Landwirthe nicht eing. Manche sind für das zweymahlige Melken andere lassen es des Tages dreymahl verrichten. Letztere Methode ist aus folgenden Gründen der ersteren vorzuziehen. Je öfter die Milchgefäßen ausgeleert werden, desto mehr sucht die Natur die Nahrungssäfte in Milch zu verwandeln, woraus sonst Blut und Fleisch werden müßte. Da man nun aber keine fette, sondern milchreiche Kühe verlangt, so ist es nöthig, den Zufluß der Milch auf diese Art zu befördern. Ferner, wenn die Milch zu lange im Euter bleibt, so verliert sie ihre natürliche gute Eigenschaft, und wird alkalisch, und der Augenschein lehret, daß einer frischmelken milchreichen Kuh die angehäufte Milch zur Beschwerde gereicht, zu geschweigen, daß manche milchreiche Kühe die Milch von selbst fließen lassen. Aus diesen Gründen wird man sich überzeugen, daß es vortheilhafter sey, die Kühe täglich dreymahl zu melken.

An manchen Orten ist es üblich, die Kühe im Sommer dreymahl, im Herbste und Winter aber nur zweymahl zu melken, wo denn das Melken des Mittags unterlassen wird. Dieses geschieht an solchen Orten, wo der Hirt gegen das Ende des Sommers später des Morgens austreibt und Abends wieder früher zurück kommt, und alsdann, weil auch die Hitze des Mittags nicht sehr stark mehr ist, den ganzen Tag mit dem Viehe auf der Weide bleibt. Wenn die Verfassung des Ortes einmahl keine andere Einrichtung leidet, und der Weideplatz vielleicht zu entfernt ist, als daß man die Kühe im Felde melken las-

sen

sen könnte, läßt sich freylich hiergegen nicht viel einwenden; allein, wo die Stallfütterung eingeführt ist, oder das Vieh eine bessere Fütterung hat, als auf der elenden Herbstweide, und also auch mehr Milch geben kann, ist es besser, Sommer und Winter bey dreymahligem Melken zu bleiben. Das einmahl dazu gewöhnte Vieh giebt immer etwas mehr Milch, selbst bey knapper Fütterung, als bey zweymahligem Melken.

Uebrigens müssen Aufseher über Melkereyen die Melker und Melkerinnen immer dazu anhalten, daß sie die Kühe jedesmal rein ausmelken. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß Kühe, die nicht rein ausgemolken werden, an Milch abnehmen, und nach und nach versiegen, wie man sagt; sie geben nähmlich immer weniger Milch, und hören schon lange vor der Zeit des Kalbens auf melk zu seyn, oder stehen trocken, statt daß sie im Gegentheile vielleicht bis auf den letzten Tag wenigstens immer noch etwas Milch gegeben haben würden. Doch ist nicht zu leugnen, daß hierin bey den Kühen auch ein bemerklicher Unterschied statt finde.

Die Schafe melkt man, wenn ihre Lämmer abgesetzt sind, des Tages dreymahl, bis auf Bartholomäi (24. August), von da aber melkt man sie nur zweymahl bis in die Mitte des Septembers. Man hat hierzu einen Melkkübel, (in Niedersachsen Schaftubben genannt), von der Gestalt, wie Fig. 5096. A. zu sehen ist, welcher mit einem zweyfüßigen Schämel B. in Verbindung gebracht wird, indem man das eine Ende des Schämels bey C. durch das Loch des Kübels steckt. Auf dem Schämel sitzt der Melker, und das Schaf, welches mit den beyden vordern Füssen auf der Erde steht, liegt quer über dem Kübel,

bel, so daß das Euter über der Oeffnung des Kübels befindlich ist. Bey dem Melken, wozu wegen der Kleinheit der Zitzen nur die vordern Finger gebraucht werden können, muß der Melker besonders darauf Acht geben, daß das Schaf keinen Urin oder Excremente in die Milch fallen lasse, und daher das Schaf, sobald er merkt, daß es stallen will, von dem Kübel abheben.

Die Schafe werden indessen nicht allenthalben gemolken, und dieses sollte überhaupt auf wohleingerichteten Schäfereyen nirgends geschehen, weil der Nutzen für den Herrn einer Schäferey gegen den Verlust an Wolle viel zu geringe ist, und die ganze Race durch das Melken immer mehr an Werth verliert, wovon ich im Artikel Schaf mehr sagen werde *).

Die Ziegen werden ebenfalls den Sommer über des Tages dreymahl, hernach aber nur zweymahl gemolken. Die Esel werden in Frankreich, Italien und anderwärts gemelken, und die Milch besonders von Lungensüchtigen als eine Arzeney gebraucht. So pflegen auch die Tartarn ihre Pferde, die Samojeden ihre Rennthiere, und die Araber ihre Kamele zu melken.

Melker, der, im Fäm. die **Melkerinn**, eine Person, welche melket, in beyden Bedeutungen des Zeitwortes.

Hundemelker, **Katzenmelker**, s. oben, S. 179.

Melkerey, in einigen Gegenden, ein Viehhof im Walde, das daselbst auf der Weide gehende Vieh zu melken, und die Milch daselbst zu verwahren.

In

*) Vorläufig sehe man die Berliner Beyträge zur Landwirthschaftswissenschaft, IV. Band. Berlin, 1780. S. 393 flg.

In andern Gegenden bedeutet Melkerey eine sogenannte Holländerey überhaupt, sie mag angelegt seyn, wo sie wolle, und aus vielen oder wenigen Kühen bestehen.

Die hierunter begriffenen Materien werden in den Art. Milch und Rindvieh abgehandelt werden. Uebrigens kann ich nicht umhin hier einer kleinen Melkerey zu erwähnen, welche nach der Zeichnung des leider viel zu früh verstorbenen Herrn Gilly d. J. kürzlich im Garten zu Belle Vue bey Berlin erbauet worden ist. Sie ist etwa auf 5—6 Kühe eingerichtet, und liegt an einem Graben zwischen englischen Parthien versteckt. Der Aufriß von vorn ist Fig. 5097. der eine Seitenaufriß Fig. 5098 und der Grundriß der ganzen Anlage Fig. 5099 zu sehen.

Fig 5097. aaa Fenster, welche zu den herrschaftlichen Zimmern gehören, von welchen bey b eine Thür nach einer kleinen, durch ein hölzernes Gitterwerk cccc von dem Vorplatze A. B., wo sich die Kühe des Tages gewöhnlich aufhalten, abgesonderten Colonnade dd führt. Die in dieser Colonnade sichtbaren Fenster eeee gehören zu den Ställen, wo die Kühe gefuttert werden und des Nachts sind. hhhhh sind einfache 4eckige Säulen, welche das obere Gebälke tragen. Die Fenster fff gehören zu den Milchkammern ꝛc. gg ist eine Marmortafel mit der Inschrift *Metairie de Louise.* Das Dach ist von Rohr. Die Thüren sowohl zu den herrschaftlichen Zimmern als den übrigen Behältnissen sind auf der hintern Seite, wo der eigentliche Hof. wie aus dem Grundrisse Fig. 5099 zu sehen, befindlich ist.

Fig. 5098 ist der eine Seitenaufriß, welcher eine Marmortafel mit der Inschrift *Inventé et dessiné par Gilly fils* enthält.

Fig. 5099 ist der Grundriß. A. das in den beyden vorstehenden Figuren beschriebene Gebäude. aa der Raum der kleinen Colonnade, und hhhhh die vorhin erwähnten 4eckigen Säulen. B. ist die Wohnung des Viehwärters, auch mit Rohr gedeckt.

C.

C. ein Taubenhaus. D. ein Staketten thor, welches den Vorplatz E mit dem Hofe verbindet. FFF sind Staketten, und GGG hölzernes Gelander zur Einfassung des vordern Platzes

Melkfaß, ein kleines Faß, worin die Milch gemolken wird; die **Melkgelte**, der **Melkeimer**, der **Melkkübel**, wenn es eine Gelte, ein Eimer oder ein Kübel ist. **Das Melkgeschirr** ist die allgemeine Benenung dieser besondern Arten.

Melkgelte, s. den vorstehenden Art.

Melkkübel, s. daselbst.

Melkkuh, eine melke Kuh, welche wirklich Milch gibt, oder gemolken wird; zum Unterschiede von einer treuge oder trocken stehenden Kuh. S. den Art. Rindvieh.

Melkschaf, s. oben, unter melk, S. 179 und den Art. Schaf.

Melkschämel, ein Schämel, worauf sich die melkende Person während des Melkens setzet; der **Melkstuhl**, wenn es ein Stuhl ist.

Melkvieh, ein Collectivum, alles Vieh zu bezeichnen, welches wirklich gemolken wird, und wohin die Melkkühe, Melkschafe und Melkziegen gehören.

Mellago, ein durch Abkochung trockner Pflanzensubstanzen, und Eindickung des Absuds bereiteter Extract von der Consistenz eines flüssigen Honigs; daher Mellago graminis, der flüssige Extract von den Wurzeln der Quecke. Diese Extracte können nur auf kurze Zeit in geringer Menge bereitet werden, weil sie bald gähren uud verderben.

Mella-holla, ein Nahme des zeylanischen Stinkholzes, Olax zeylanica Linn.

Mellan, der Nahme eines Raubvogels; s. Milane.

Melle,

Melle, die, so heißt die wilde unveredelte Aprikose, welche aus dem Kerne erzogen und unveredelt gelassen wird, wo es denn in Ansehung der Größe, Farbe und Güte der Frucht auf Boden, Lage und Güte der Sorte ankommt, worein man sie erziehet. S. den Art. Armeniaca, Th. 2, S. 418 flg.

Meller, so nennt man auf den Nassauischen Hüttenwerken den Ort bey den hohen Oefen, wo der Eisenstein zum Aufgeben hingestürzt wird.

Mellern heißt daselbst die verschiedenen Eisenarten mit einander vermischen.

Mellichrisos oder Mellichrysos, so hieß bey den Alten der Topas oder auch der Hyacinth. Gewiß läßt es sich nicht bestimmen, welche Schreibart und welche Bedeutung die richtigere sey.

Mellifavium, s. Honiggeschwulst, Th. 25. S. 47.

Mellifolium, ein alter Nahme der Citronen-Melisse, s. oben, S. 159.

Melligetrum, ist eben so viel als Meliguetta. S. Paradies-Körner, im Art. Cardamome, Th. 7, S. 654.

Melligo, s. Mellago.

Melline, ist eine breite von Gold und Silber gewebte Spitze, die das Frauenzimmer vordem um den Ueberrock zu setzen pflegte, und die sonst auch eine Tour de Jupe genannt ward.

Mellisuga, Honigsauger, Honigvogel, s. Colibrit, Th. 8, S. 219 fl.

Mellona, war bey den Römern die Göttinn des Honigbaues.

Melnicker Wein, eine der besten Arten unter den böhmischen Weinen. Er wächst im Bunzlauer Kreise, ist roth von Farbe, und läßt sich wohl trinken, besonders wenn er einige Jahre alt ist.

Melo, Cucumis Melo Linn., ſ. Melone.

Melocactus, Cactus Melocactus Linn., die melonenartige Fackeldiſtel. In ältern Zeiten führten noch mehrere Arten der Gattung Cactus den Nahmen Melocactus. Die Arten dieſer Gattung ſind in der Encyklopädie beſchrieben, im Art. Fackeldiſtel, Th. 12, S. 11 u. flg. und im Art. Feige, in eben dem Theile, S. 470 flg.

Melocarduus, iſt eben ſo viel als Melocactus.

Melochie, Melochia, eine Pflanzengattung, die nach der Willdenowſchen Ausgabe der Spec. Plant. ſchon aus 14 Arten beſteht, welche in Weſtindien und anderen wärmeren Weltgegenden wachſen, für uns aber wenig merkwürdig ſind. Dieſe Gattung gehört in die erſte Ordnung der ſechzehnten Claſſe des Linnéiſchen Pflanzenſyſtems, Monadelphia Pentandria.

Melocorcopali, dieſen Nahmen legen einige ältere Schriftſteller einer indianiſchen Frucht bey, die von der Dicke einer Quitte und von der Geſtalt einer Melone ſeyn, und auf einem Baume wachſen ſoll, welcher dem Quittenbaum an Größe und Geſtalt der Blätter gleicht. Was es eigentlich für eine Frucht ſey, läßt ſich bey den ſo ſehr mangelhaften Angaben nicht mit Sicherheit ausmachen.

Melodica, ein von Herrn Stein in Augsburg erfundenes Inſtrument, welches das äußere Anſehn eines Flügelfußes hat. Es iſt $3\frac{1}{2}$ Fuß lang, damit ein anderes Inſtrument, auf welchem man ſich zugleich accompagniren kann, darauf geſetzt werden könne. Die Pfeifen liegen; die Windlade liegt oben queer über; der Ambitus fängt mit dem unterſten G der Violine an, und gehet bis in das viergeſtrichene A, damit ſowohl alle Violin- als Flötenconcerte geſpielt

werden

werden können. Der Baß bleibt ganz weg, weil das Instrument blos für die Melodie, nicht aber für die Harmonie bestimmt ist, und bey den tiefern Tönen sich die Moderation nicht anbringen läßt, oder doch nicht so ausnimmt. Unter dem Clavière ist der Blasebalg angebracht. So sieht es, von außen betrachtet, aus. Der Ton ist rein und solid, und kann von einer Flöte, sie sey welche sie wolle, nicht unterschieden werden. Der Anspruch ist augenblicklich ganz da, ohne daß der Eintritt des Windes, wie in der Orgel, bey geschwind gestoßenen Noten bemerkt würde. Der Clavis fällt dabey nicht tiefer, als etwa die Dicke eines schwachen Messerrückens betragen möchte, wenn nähmlich der Ton nicht forcirt werden darf; sonst läßt er sich schon tiefer hinunter drücken, welches bey langsamen und schnellen Bebungen, die so gut, als man nur wünschen kann, sich ausdrücken lassen, geschehen muß. Jeder Ton läßt sich von der ersten Schwäche bis auf das höchste Forte durch den Druck des Fingers treiben, und weil er sich im Fortissimo etwas erhöhen würde und müßte, wo es der Spieler nun eben nicht allezeit haben wollte, so ist eine Dämpfung angebracht, die dem Tone an sich selbst nichts nimmt, und ihn in seinem Fortissimo läßt, nur, daß er nicht steigen kann, verhindert, deren Regierung dem linken Knie gegeben ist. Der Chorton läßt sich durch eine besondere Einrichtung, welche von einer Schraube regiert wird, einen Viertelton erhöhen und erniedrigen, und kann auf diese Art mit jedem Instrumente rein stimmen. Dieser wichtige Vortheil vertritt die Stelle des Aus- und Einziehens bey der Flöte, und giebt diesem Instrument den Vortheil, daß es in Kälte und

Wärme immer gleich brauchbar bleibt. Ein Vorzug, den noch keine Pfeife gehabt hat. Der Blasebalg beschäftiget weder den Spieler, noch eine andre Person; sondern er wird von einer Maschine vermittelst einer Feder getrieben, damit die Aufmerksamkeit des Spielers nicht zerstreuet werde. Er muß, wie jeder leicht einsehen kann, öfters comprimirt werden, weil sonst keine Abwechselung im Tone zum Forte und Piano möglich ist; allein auch das geschiehet durch die Maschine bey dem Drucke des Clavis. Eine halbe Stunde lang hat man Wind genug, wenn die Feder einmal aufgezogen ist.

Herr Johann Andreas Stein ist aus Heidelsheim in der Pfalz gebürtig, und er ließ sich in Augsburg 1771 zum erstenmahl auf diesem Instrumente hören.

Kunst- Gewerb- und Handwerksgeschichte der Reichsstadt Augsburg, von Herrn Paul von Stetten dem jüngeren. 1779. 1. Th. S. 161.
J. C. Heckel's Beschreibung der Steinischen Melodica. Augsburg, 1772. 8.

Melodie, ist in der Musik die einfache Verbindung mehrerer Töne, so fern sie den Grund einer völligen Zusammenstimmung ausmachen. In engerer Bedeutung, diese Verbindung mehrerer Töne, so fern ein gewisser Text darnach gesungen wird; ehedem die Weise, die Sangweise, Gesangweise. Die Melodie eines Liedes. Aus dem Latein. Melodia und dieses aus dem Griech. μελῳδία.

Die Melodie ist dieser Erklärung zu Folge das Wesentliche eines Tonstücks; die begleitenden Stimmen dienen ihr bloß zur Unterstützung. Das Wesen der Melodie besteht aber in dem Ausdruck. Sie muß allemahl irgend eine leidenschaftliche Empfindung oder eine Laune schildern.

dern. Jeder, der sie hört, muß sich einbilden, er höre die Sprache eines Menschen, der, von einer gewissen Empfindung durchdrungen, sie dadurch an den Tag legt. In so fern sie aber ein Werk der Kunst und des Geschmacks ist, muß diese leidenschaftliche Rede wie jedes andere Werk der Kunst, ein Ganzes ausmachen, darin Einheit und Mannigfaltigkeit verbunden ist; dieses Ganze muß eine gefällige Form haben, und sowohl überhaupt, als in einzelen Theilen so beschaffen seyn, daß das Ohr des Zuhörers beständig zur Aufmerksamkeit gereizt werde, und ohne Anstoß, ohne Zerstreuung, den Eindrücken, die es empfängt, sich mit Lust überlasse. Jeder Gesang, der diese doppelte Eigenschaft hat, ist gut; der, dem sie im Ganzen fehlen, ist völlig schlecht, und der, dem sie in einzelnen Theilen fehlen, ist fehlerhaft.

Ueber die Eigenschaften einer guten Melodie ist besonders Sulzer in seiner Theorie der schönen Künste, im Art. Melodie, nachzusehen, welcher sehr ausführlich davon handelt. Auch

J. J. Rousseau (Von s. Essai sur l'origine des langues, où il est parlé de la Melodie, im 16ten Bande der Zweybr. Ausg. s. W. gehören das 12te — 18te Kap S. 204 u. f. hierher, und handeln De l'origine de la Musique et de ses rapports; de l'Harmonie; fausse analogie entre les couleurs et les sons; erreur des Muliciens; Que le systeme musical des grecs n'avoit aucun rapport au notre; comment la Musique a dégénéré.)

Christoph Michelmann. Die Melodie nach ihrem Wesen sowohl, als nach ihren Eigenschaften. Danzig, 1755. 4. (Der Inhalt dieses aus 63 Kapit. bestehenden Werkes ist ausführlich in den Zusätzen des Herrn von Blankenburg zu Sulzers Theorie ꝛc. angezeigt.)

Ernst Gottl. Baron Abriß einer Abhandlung von der Melodie ꝛc. Berlin. 1756. 4.

Von einzelnen zur Melodie gehörigen Puncten handeln:

Girol. della Casa. Il vero modo di diminuire con tutte le sorti di stromenti. (S. Arteaga's Geschichte der Ital. Oper, Bd. I. S. 199. der Uebersetz.)

Christn. Gottl. Neefe. Ueber die musikalische Wiederholung; im deutschen Museum vom J. 1776.

Wegen des Rangstreites zwischen Harmonie und Melodie sehe man den Art. Harmonie in Sulzer's Theorie.

Melodima, ist in den Schriftstellern des mittlern Zeitalters so viel als Melodie.

Melodorum, Honigfruchtbaum, der Nahme eines Baums und eines Strauches in Cochinchina, welche Loureiro daselbst entdeckt und in seiner Flor. Cochinch. p. 430 beschrieben hat. Melodorum fruticosum hat gelblichbraune Beeren mit einem angenehmen süßen Marke. Melodorum arboreum liefert ein nützliches Bauholz. Diese Gattung gehört in Polyandr. polygyn. nach dem Linnéischen Pflanzensysteme.

Melodrama, ist ein Singestück auf dem Theater.

Meloë, s. Maywurm, Th. 86, S. 299.

Melolontha, s. Maykäfer, daselbst, S. 231.

Mélon, s. Melone.

Mélon d'eau, s. Wassermelone im folgenden Artikel.

Melone, die mehrentheils länglich runde, süße, eßbare Frucht einer Pflanze, welche zu der Gattung der Gurken gehört, und diese Pflanze selbst; Cucumis Melo Linn. Dieses Gewächs ist bey uns ausländisch, und sein wahres Vaterland ist vielleicht noch unbekannt, indem es in so vielen wärmern Ländern angebaut wird, daß man nicht weiß, wo es ursprünglich herstammt. Doch ist so viel gewiß, daß man es in der Kalmuckey wild

wild wachsend findet, sey es ursprünglich oder durch Verwilderung. Der Nahme ist aus dem Italienischen Mellone und dieser nach Herrn Adelungs Vermuthung aus dem Lat. Melopepo. Im Oberdeutschen wird die Frucht und ihre Pflanze auch Plotzer und Plützer genannt *).

Von den Gattungskennzeichen der Melonen muß ich hier etwas anführen, da solches im Art. Gurke, Th. 20, S. 359 flg. nicht geschehen ist. Diese Gattung gehört in die zehnte Ordnung der ein und zwanzigsten Classe des Linnéischen Pflanzensystems, Monoecia Syngenesia, und hat also getrennte Blumen auf einer Pflanze. Die männlichen Blumen haben eine glockenförmige Blumendecke, welche sich mit fünf pfriemenförmigen Zähnen endigt; die Blumenkrone ist ebenfalls glockenförmig, fünftheilig, oberich ständig, und mit der Blumendecke verwachsen. Die drey oberwärts verwachsenen Staubfäden sind oben mit einem unächten Staubweg geschlossen. Zwey davon haben doppelte Hervorragungen, der eine eine einzelne, und auf diesen steigt der Staubbeutel als ein Saum schlangenförmig auf und ab. Der Blumenboden ist dreyeckig und abgestumpft, die weibliche Blume ist der Blumendecke und Blumenkrone nach jener ähnlich, enthält drey unfruchtbare, sehr kleine Staubfäden, der Fruchtknoten sitzt unter der Blume, der Staubweg ist kurz, und hat drey dicke, nach außen gekehrte zweytheilige Narben. Die drey-

*) Man behauptet, daß dieses Gewächs den Nahmen von der Insel Melos im Archipelago habe, von welcher es zuerst nach Italien gebracht seyn soll, wenn nicht vielmehr der süße Geschmack der Frucht zu der Benennung Anlaß gegeben hat; von dem Lat. Mel, Griech. μελι, Honig. Im Böhmischen heißt sie Melaun.

fächerige Kürbißfrucht (Pepo nach Willdenow) oder Kernfrucht nach Suckow (nach Gärtner Beere) enthält viele zusammen gedruckte Samen.

Linné unterscheidet die Melonen von den übrigen Gurkenarten durch folgende Merkmale; foliorum angulis rotundatis, pomis toruloſis. D. i. die Blätter haben zugerundete Blattwinkel und die Früchte ſind knotig oder rippig. Cucumis foliorum angulis rotundatis, pomis ſubtoruloſis cortice reticulato. La Marck Encycloped. method. botaniq. Tom. II. p. 72. Melo vulgaris, Bauh. pin. 310. Tournef. 104. Raj. Hiſt. 644. Melo. J. Bauh. II. p. 242. Melo ſ. Melopepo vulgo, cucumis galeni Dod. Pempt 663. Melo vulgi ſ. cucumis antiquorum. Lob. Ic. 639. Melo Blackwell. t. 329. Sabb. Hort. I. t. 65. Garſ. t. 373. Franz. Le Melon commun. β. Melo rotundus parvus. Bauh. pin. 311. Tournef. 104. Melo ſuccoratus. Lob. Ic. 640. Melo ſaccharinus. Tabern. Ic. 469. Franz. Le Melon ſucrin ou cantalou *).

Die von Linné angegebenen Kennzeichen ſind aber nicht immer zutreffend. Man hat weiße Melonen, deren Früchte nichts weniger als höckericht, ſondern ganz glatt ſind; hingegen ſind die jungen Früchte von den gemeinen Gurken auch ziemlich höckericht, und das Laub wechſelt an einigen Arten von Melonen in der Geſtalt ſehr ab.

Die

*) Kerner hat in ſeinen Abbild. Taf. 141. 142. Melonen abgebildet. Da ich dieſes Werk nicht zur Hand habe, kann ich es nicht beſtimmen, welche Spielarten er hier vorgeſtellt hat.

Die eigentlichen Gurken und Melonen unterscheiden sich aber hinlänglich im Gebrauch, und dabey werde ich es, da hier vorzüglich nur auf den Nutzen gesehen wird, bewenden lassen können; denn die Melonen, deren Früchte gemeiniglich größer sind, oder mehr ins Kugelrunde fallen, ißt man, wenn sie reif sind, und grün kann man sie fast gar nicht zur Speise gebrauchen. Die Gurken hingegen, deren Früchte mehrentheils kleiner sind, oder, wenn sie größer werden, mehr ins Lange fallen, und drey kenntliche Seiten haben, braucht man, wenn sie noch grün sind, zur Speise; reif sind sie nicht zu genießen.

Von den Melonen hat man eine unendliche Menge von Arten; es ist aber schwer zu bestimmen, ob solches lauter Abweichungen und Spielarten sind, oder ob man darunter gewisse beständige Sorten annehmen könne.

So viel ist gewiß, daß, wenn man in seinem ganzen Garten auf allen Beeten nur eine Art von Melonen hat, diese sich weiter fortpflanzet: bauet man hingegen mehrere Arten neben einander, so findet man, daß sie bald weiter abweichen; und man ist nicht versichert, aus dem Samen von einer Melone Früchte von der nämlichen Form und Güte wieder zu erhalten. Denn da jede weibliche Blume von einer andern entfernten befruchtet werden muß, so kann die Befruchtung so leicht aus einer männlichen Blume von einem andern Stocke als von der nämlichen Pflanze geschehen.

Es ist daher zu rathen, daß man nicht viele Sorten von Melonen neben einander pflanze, weil man sie sonst eine mit der andern verdirbt, und lauter Bastarde und Zwitter zieht. Wenigstens

muß unter einem Kasten nur eine Sorte gezogen werden.

Um Samen aufzuheben, wählt man Früchte von deren reinen Befruchtung man versichert ist. Hat man mehrere gute Sorten von Melonen, so pflanzt man eine entweder später wie die andere, oder man setzt die Kasten weit genug aus einander, oder man hebt um der Abwechselung willen die Kerne bis auf ein anderes Jahr auf, da man andere Sorten zurück leget.

Die vielen Spielarten von Melonen unterscheiden sich fast nur in der Frucht, an welcher besonders folgende Kennzeichen in Betracht kommen:

1) In Ansehung der **Form** fallen die mehresten Melonen ins Eyrunde, einige sind mehr länglicht, andere mehr kugelrund, und andere wieder platt gedruckt. Einige sind gerieselt, andere glatt, andere höckericht, und andere unförmlich.

2) In Ansehung der **Größe** hat man zum Theil sehr große Melonen, deren Früchte viele Pfunde wiegen; und wieder ganz kleine in der Größe einer Pomeranze. Man zieht zwar an eben demselben Stocke zu Zeiten große, und zugleich ganz kleine Früchte; über eine gewisse Größe kann man aber eine jede Sorte nicht bringen, und darnach bestimmt man sie.

3) Die **Schelfe** oder **Schale** ist bald glatt, bald aber mit kleinen Härchen, bald auch mit kleinen weichen nicht abzureibenden Stacheln besetzt, bald auch gleichsam mit einem Netze überzogen: wenn nämlich die dünne Haut an den jungen Früchten ins Kreuz und in die Quer aufspringet, und die Narben auswachsen. Diese nennet man **Netzmelonen**. Bey andern haben die Früchte gar auf der Oberfläche weit hervorstehende

ſtehende und kraus ausgewachſene Warzen, wie an den Kantaluppen.

4) In Anſehung der **Farbe** iſt die **Schale** entweder grün, oder gelb, oder weiß, oder dunkel ſchwarz grün, oder aus dem Grünen und Gelben oder Weißen auf mancherley Weiſe geſcheckt oder auch geſtreift.

5) Das **Auge** an der Spitze der Frucht, wo die Blume angewachſen geweſen, und eine ziemliche Narbe zurück läßt, iſt nach Verhältniß der Frucht entweder groß oder klein, weit hervor ſtehend, oder beynahe in einer Fläche mit der Frucht; allemal größer als an Gurken, und nie eingedruckt wie bey den Angurien.

6) Der **Stiel** iſt mit dem untern Ende der Frucht zuſammen gewachſen und kurz; er pflegt ſich gemeiniglich, wenn die Frucht reif iſt, zu löſen. Nämlich es entſtehen rund umher im Zirkel kleine Borſten, die den Stiel von der übrigen Haut trennen, ſo daß man ihn leicht heraus brechen kann. Die mehrſten Früchte ſind beym Stiel aus dem Ovalen zugerundet. Die weißen Melonen pflegen bey dem Stiel ſpitz abzulaufen, ſo wie die nicht recht vollkommenen Früchte. Eingedruckt bey dem Stiel iſt eigentlich keine Melone, wiewohl an einigen Kantaluppen die Früchte ganz platt gedruckt ſind. Der Stiel iſt entweder dem Verhältniß der Frucht gemäß, oder ſehr ſtark; im letztern Falle nennet man ihn dick, und urtheilt daraus auf die Güte der Melone; oder er iſt mager, ſchwach und dünne, und dann iſt die Frucht gemeiniglich unvollkommen.

7) Das Fleiſch iſt das Merkwürdigſte an der Melone; nämlich derjenige Theil, welchen man ißt.

a) Einige Melonen haben eine dünne Schelfe und viel Fleisch; bey andern, als den Kantaluppen, ist die Schelfe sehr dick und wenig Fleisch darin.

b) Bey einigen ist die Substanz des Fleisches merklich von der Schale unterschieden, so daß diese dunkelgrasgrün von Farbe, gleichsam von holzichtem Wesen und ganz unschmackhaft, das Fleisch hingegen goldgelb, schmelzend und süß ist. Bey andern, als z. B. bey einigen weissen Melonen unterscheiden sich beyde nicht merklich, außer im Geschmack, und man muß sich in Acht nehmen, daß man beym Herausschneiden des Fleisches nichts von der Schale daran läßt, welches den Geschmack verderben würde.

c) Das Fleisch füllet weiter inwendig die Frucht mehrentheils aus; oder es läßt in der Mitte eine große Höhlung für die Kerne.

d) Es ist entweder **trocken**, wenn man beym Anschneiden der Frucht kein Wasser bemerkt; oder **saftig**, wenn auf dem Anschnitte Wasser steht, ohne heraus zu laufen, oder **wässericht**, wenn im Anschneiden Wasser heraus läuft.

e) Auf der Zunge ist es entweder **schmelzend**, wenn es zwischen den Zähnen leicht gleichsam zerfließt; **zart**, wenn wir es leicht ohne einigen Widerstand zerbeissen; **fest**, wenn wir mehrere Mühe haben, das Fleisch zu zerbeissen, ohne daß es jedoch zäh oder stockicht wäre; oder **mehlicht**, wenn es sich gleichsam in ein trockenes Mehl auflöset.

f) In der Farbe trift man alle mögliche Veränderungen vom grünen, weißen, blaß-, hell-, dunkel- und Orangen-gelben bis zum rothen an.

8) Das **Mark** in der Mitte der Melone ist von dem übrigen Fleische in der Substanz

und

und Farbe gemeiniglich unterschieden, und enthält die Adern und Gefässe, woran die Samenkörner fest gewachsen sind, und woraus sie ihre Nahrung ziehen.

Bey einigen Sorten ist dies Mark dem Fleische mehr ähnlich, auch mit demselben zusammengewachsen, und eben so trocken, schmackhaft und eßbar. Bey andern ist es leicht vom übrigen Fleische zu trennen, dabey wäßricht, unschmackhaft, und fällt beym Anschneiden der Frucht gleich heraus. In den jungen Früchten macht es drey Fächer aus, in den reifen erkennet man sie nicht weiter.

9) Die Kerne, welche in großer Menge in dem Mark reifenweise sitzen und die Mitte der Frucht ausfüllen, sind allemal länglicht, oval, von beyden Seiten platt zusammen gedrückt, auch eben und glatt.

Nur unterscheiden sie sich a) in der Größe; denn von einigen Arten sind sie ganz klein, von andern aber wohl dreymahl so groß; b) in der Farbe, denn einige, und gemeiniglich die kleinern, sind ziemlich hoch gelb, die größern aber gemeiniglich blasser, und die größten aus den weißen oder grünen Melonen fast weiß. Sie enthalten in einer dünnen, glatten, membranösen Schale einen weißen, platten, zweyblättrigen, süßen Kern, welcher daher von den Mäusen begierig aufgesucht wird, so, daß man sie nicht sorgfältig genug davor in Acht nehmen kann.

10) Der Saft richtet sich nach der Farbe des Fleisches; in wäßrigen Melonen ist er häufig, und in trocknen und mehlichten fehlet er.

Er ist bald süß, erhaben, bisamhaftig, oder gleichsam gepfeffert, wenn er etwas scharf ist, bald

bald unschmackhaft, herbe, roh, und dem ausgepreßten Gruse aus einer Gurke ähnlich.

11) Der Geruch ist entweder angenehm, gewürzhaft, süß, erhaben, stark; oder er verräth das unschmackhafte, rohe, erdhafte, oder bittere von der Frucht.

12) Der Geschmack hängt von der Zartheit des Fleisches und von der Güte des Saftes ab; und darnach wird

13) auch die Güte oder der Werth bestimmet.

Da wir die Melone bloß roh essen, so sehen wir darauf, ob ihr Fleisch alle die Eigenschaften habe, welche man bey einer guten Melone verlanget.

Die Güte der Melonen bestimmet man nach folgenden Eigenschaften:

1) Die Form und Größe trägt zur Güte eigentlich nichts bey; die kleinsten unansehnlichsten Früchte sind oft die besten, wenn nur eine Frucht völlig und an allen Seiten gleich stark ausgewachsen ist; denn wenn zu Zeiten eine Seite etwas Schaden nimmt, oder von der Hitze oder Kälte gleichsam erstarret, so nimmt solche nicht so stark zu, wie der übrige Theil der Melone; das Fleisch kann also an einer Seite von ziemlich gutem Geschmacke seyn, da es gegen über bitter schmeckt und nicht zu genießen ist. Daher kann auch eine und dieselbe Pflanze einige vorzüglich gute Früchte geben, und dabey eine, welche gar nichts taugt.

Die größten Früchte fallen am besten ins Auge, sind aber gemeiniglich mehlicht oder wäßricht.

Vor diesem hielt man am mehrsten auf Netzmelonen, welche, wenn sie recht ausgewachsen

sen sind, ein feines Ansehen geben; nachdem man aber die fast scheußlich aussehenden, und über und über mit Warzen und Beulen besetzten Kantaluppen (Melo rotundus parvus. Bauh.) kennen gelernt hat, werden jene nicht mehr so geachtet.

Die runden und die gerippten Melonen pflegen gemeiniglich etwas geringer im Geschmack zu seyn.

2) Die Schale kann recht dick seyn, und doch vorzüglich schmackhaftes Fleisch enthalten, und man hält es gemeiniglich für ein gutes Zeichen, wenn sie sich merklich in der Substanz und Farbe vom Fleische unterscheidet, als ein Merkmahl, daß dies recht vollkommen, und die Frucht recht ausgewachsen sey. Man hat aber auch, sonderlich weiße und grüne, Melonen mit dünner weicher Schale. Die Farbe ist gleichgültig, wenn sie aber außen sehr ins gelbe fällt, pflegt es ein Merkmahl zu seyn, daß die Frucht überreif ist, oder nichts taugt. Man hat Kantaluppen, welche, wenn sie reif sind, doch noch dunkel schwarzgrün bleiben, und dennoch von vortreflichem Geschmack sind.

3) An dem weit vorstehenden Auge der Frucht kann man zu Zeiten wahrnehmen, wenn die Frucht nicht recht ausgewachsen ist; doch giebt es kein untrügliches Zeichen. Hingegen muß

4) eine gute Melone einen dicken, kurzen, fleischichten Stiel haben. Denn je dicker er ist, je mehr zuführende Nahrungsgefässe sind in die Frucht gegangen, und desto besser haben die Säfte darin bereitet werden können.

Ist der Stiel hingegen dünne, trocken, mager und verwelkt, so ist es ein Zeichen, daß es entweder der Ranke selber an Nahrung gefehlt,

oder

oder daß die Frucht wenig Nahrung gebraucht habe, in beyden Fällen pflegt sie nicht zu taugen.

5) Das Fleisch muß saftig, aber nicht wäßricht; zart und schmelzend, aber nicht mehlicht seyn.

Einige lieben fleischichte Melonen, deren Fleisch mehr Substanz hat, und schon trocken genannt werden kann, doch so, daß es ihm an genugsamen Saft nicht fehlt; andere ziehen die mehr saftigen vor, welche auf der Zunge in lauter Saft zerfließen, und jenen vielleicht schon wäßricht scheinen.

Die Farbe des Fleisches ist zwar ziemlich gleichgültig; doch haben die mit weißem oder grünem Fleische allemal mehr wäßrichtes und Gurken- oder Kürbisähnliches; daher sie denen, welche fleischichte Melonen lieben, nicht schmecken werden, vor welchen sie nach dem Geschmacke anderer aber Vorzug haben.

6) Das Mark muß nur einen geringen Theil der Frucht einnehmen, und nicht wäßricht seyn. Es pflegt ein übles Zeichen zu seyn, wenn das Mark mehrentheils aus einem trüben gelben Wasser besteht, in welchem die Kerne schwimmen, und welches, wenn man die Frucht anschneidet, herausläuft.

Die Melonen, welche ein trocknes Mark und gar kein Wasser, noch weniger eine Hölung haben, und in welchen die Kerne gleichsam als in einem festen Fleische sitzen, pflegen ein etwas zähes und trockenes Fleisch zu haben, werden aber doch von einigen vorgezogen.

7) Die Kerne müssen vollkommen und dick aufgelaufen seyn. Wenn sie platt und größtentheils taub sind, so kann man darauf rechnen,

daß

daß die Frucht nicht recht ausgewachsen und schadhaft sey; es sey nun, daß die männliche Blüthe genommen worden, oder daß sie doch durch einen Zufall Schaden genommen hat; oder daß die Beete zu kalt gewesen, und nicht den rechten Trieb gegeben haben.

8) Der Saft muß recht süß, etwas bisamhaftig und gepfeffert seyn; nehmlich daß er auf der Zunge eine kleine, angenehm fallende, Schärfe hat.

9) Der Geruch muß süß, angenehm und durchdringend seyn, und ungefähr dem Geruche von weißem Peche ähnlich kommen. Melonen, die keinen guten Geruch geben, pflegen auch unschmackhaft zu seyn.

10) Der Geschmack richtet sich nach dem Safte, und muß so angenehhm seyn, daß man nicht nöthig hat, ihn durch Zucker zu erheben, sondern daß er vielmehr angenehmer fällt, wenn man die Süßigkeit mit etwas Salz dämpft.

11) Bey den Melonen giebt das Gewicht noch einen Beweis von ihrer Güte. Denn wenn sie nach Verhältniß ihrer Größe sich schwer in der Hand fühlen lassen, so ist es ein Beweis, daß die Frucht völlig ausgewachsen, recht fleischicht, und inwendig nicht hohl noch wäßricht sey.

12) Noch kann das Gefühl einen Beweis geben; denn wenn eine Frucht sich welk anfassen läßt, so ist es ein Zeichen, daß die Ranke, an welcher sie gewachsen, vertrocknet, und daß sie nothreif geworden ist. Ja man kann

13) das Gehör zu Hülfe nehmen, wenn man mit dem Rücken des Fingers daran klopft und sie klingt nicht hohl, sondern recht voll.

Die Franzosin fassen die guten Eigenschaften einer Melone kurz: Il faut, qu'il soit, succré, vineux, d'un agréable parfum, avec une chair pleine, et vermeille.

Die Zeit der Reife hänget davon ab, ob die Kerne früh oder spät gesteckt, oder die Pflanze gut gewartet worden.

Wenn die Kerne noch so früh gesteckt worden, so geht es in unsern kältern Gegenden doch nicht an, vor Mitte des Junius reife Früchte zu haben; wenigstens ist es unmöglich, eher wohlschmeckende Früchte zu schaffen, weil die Sonne nothwendig viel dazu beytragen muß, um den Saft gehörig zu bereiten, und ihm das Angenehme zu geben. Von dieser Zeit an aber kann man durch Nachpflanzen in einer Folge bis Ende Septembers gute Früchte haben, und wenn der Herbst gut, trocken und heiß ist, ißt man oft noch Ende Octobers Melonen von leidlichem Geschmacke.

Wenn man recht gute Mistbeete hat, und die Melonen, so oft es nöthig ist, verpflanzen, und auf neue warme Beete bringen kann: so können die jungen Pflanzen in sieben bis acht Wochen nach dem Keimen junge Früchte zeigen, und diese werden nach vierzig Tagen, wenn es recht warm ist, reif. Oft sitzen die Früchte aber, wenn sie nicht die völlige Hitze haben, über zwey Monat am Stamm. Es kommt dabey also viel auf die Lage des Orts, auf dessen Grund und Boden, und auf die Witterung an, ob die Früchte vier Wochen früher oder später reifen.

Die rechte Zeit der Reife zu beurtheilen, wird eine besondere Uebung erfordert. Denn alle Merkmahle, welche man hat, sind zweydeutig.

Eine Melone hat niemahls den völligen angenehmen Geschmack, wenn sie gleich unmittelbar, wie sie abgenommen worden, gegessen wird, als wenn man sie vorher ein paar Tage im Keller liegen und nachreifen läßt. Wenn sie aber den rechten Grad der Reife hat, darf man sie nicht lange mehr liegen lassen, sonst verliert sie das recht Angenehme, und wird entweder mehlicht oder wässericht. Mithin ist es künstlich, die rechte Zeit zum Abnehmen zu treffen, wenn die Früchte eben den Grad der Reife erlangen wollen, so daß sie, nachdem sie ein paar Tage gelegen haben, in ihrer rechten Vollkommenheit sind.

Die Zeichen, worauf ein Gärtner zu sehen hat, sind folgende:

1) Muß er bey täglicher Nachforschung der Beete bemerken, wenn eine Frucht aufhöret zu wachsen und zuzunehmen, denn so kann er glauben, daß sie der Reife nahe sey, und er muß die folgenden Kennzeichen zu Rathe ziehen.

2) Einige Sorten pflegen sich zu färben, und so wie sie reifen, mehr gelb zu werden, diese kann man also leicht beurtheilen. Bey andern merkt man hingegen bey der Reife in der Farbe nicht die mindeste Veränderung. Z. B. bey den dunkeln schwarzgrünen Kantaluppen, oder bey den weißschaligen Melonen.

3) Die Netzmelonen bekommen zu Zeiten zwischen dem Netze kleine Flecken, als wenn jemand mit einem Nagel hineingekniffen hätte; alsdann sind sie sicher reif.

4) An den mehrsten Melonen, sonderlich an den Netzmelonen, löset sich der Stiel durch kleine Ritzen gleichsam von der Frucht ab; dann ist es Zeit, sie abzunehmen. Schlichte Melonen, sonderlich

derlich die am Stiele etwas spitz ablaufen, auch zum Theil die Kantaluppen lösen sich hingegen nie. Man muß sich also die sich nicht lösenden Sorten wohl bekannt machen, damit man nicht vergebens auf das Lösen hoffe, und unterdessen die Früchte überreif werden lasse.

5) Wenn eine Frucht, da man sie nahe zu der Nase bringt, einen merklichen Melonengeruch spüren läßt, so ist sie ohne Zweifel reif. Es ist nur übel dabey, daß man sich einer Frucht nicht allemal genau nähern kann, und wenn man sie in der Ferne bereits riecht, oder wenn der Geruch recht merklich wird, so ist die Frucht bereits überreif. Bey den dickschaligen Melonen ist der Geruch zu Zeiten von außen nicht recht merklich, und es wird, um ihn zu entdecken, eine empfindliche Nase erfordert. Wenn viele Melonen neben einander liegen, irrt man sich auch wohl im Geruch, und legt ihn Früchten bey, von denen er am wenigsten herkommt. Im übrigen müssen die Früchte billig abgenommen werden, wenn der Geruch kaum merklich ist, damit sie noch ein paar Tage liegen können.

6) Die gar nicht riechenden und sich nicht färbenden Früchte pflegt man aus dem Klange zu beurtheilen, wenn man mit dem Rücken eines Fingers von außen gegen die Schale klopft, und die Frucht giebt sodann einen etwas hellern Klang wie gewöhnlich.

7) Sehr geübte Gärtner wollen auch im Gewicht einen Unterschied bemerken, daß nähmlich eine Frucht, so wie sie reifet, etwas leichter werde.

8) Die allersicherste Probe ist endlich, wenn die übrigen einen Zweifel lassen, daß man mit einem spitzen Messer oben nicht weit vom Stiel

einen Triangel von drey Seiten hinein stoße, so daß sich ein kleiner dreyseitiger Keil löset und heraus nehmen läßt. Von solchem schneidet man das Fleisch ab, und wenn es noch nicht zeitig genug seyn sollte, und die Frucht Hoffnung giebt, daß sie gut seyn werde, so steckt man das übrige vom Keil wieder hinein, und läßt die Melone noch einige Tage im Keller liegen.

Ist uns daran gelegen, eine ohnehin der Zeitigung nahe seyende Melone bald reif zu haben, so darf man nur rund um das Beet den alten Mist bis an den Kasten wegstecken, und solches mit frischem warmen Mist anheißen: so wird man die Frucht in acht Tagen schon abnehmen können. Denn dieser heiße Mist verbrennt die Wurzeln der Pflanze und beraubt sie ihrer Nahrung; die zugleich an den Stamm kommende frische Wärme befördert die Zeitigung. Ein solcher gewaltsamer Trieb beraubt aber gemeiniglich der Frucht etwas von ihrer Vollkommenheit, vornehmlich wenn eben die Witterung ohnehin recht heiß wäre; man richtet auch alle übrigen kleinern Früchte an dem nämlichen Stock zu Grunde. Es stehet also nicht zu rathen, daß man dies Mittel öfter anwende.

Wenn eine Frucht reif ist, kann man sie wohl ein paar Tage in einem Keller aufheben, länger aber nicht, sonst verliert sie. Einige graben sie auf dem Beete in frische Erde über und über ein, damit sie größer werde; es ist aber dieses bey den Melonen noch weniger wie bey den Angurien erlaubt, oder von Nutzen.

Da es eine so große Mannigfaltigkeit von Spielarten giebt, welche von sehr verschiedener Güte sind: so muß man sorgfältig in der

Wahl der zu ziehenden Arten seyn, und bey Zeiten sich nach guten Kernen bemühen.

Man erhält Melonenkerne aus Italien, aus Smirna, aus Ungarn, aus Astracan, aus Frankreich, aus Spanien, aus Portugal, aus Amerika, u. s. w. Man fähret aber gemeiniglich übel dabey, und findet, daß diese Sorten nicht allemal bey uns in einer andern Weltgegend gut einschlagen. Bey der Wahl der Kerne zum Stekken ist verschiedenes zu bedenken.

1) Die Erfahrung lehret, daß die besten Sorten, wenn wir sie lange an Einem Orte bauen, endlich an Güte verlieren, und daß bey den Melonen, so wie bey allen Feldfrüchten, viel daran gelegen sey, daß man die Aussaat öfters verändere.

2) Wenn man Kerne aus einer entfernten Gegend kommen läßt, pflegen die Früchte davon im ersten Jahre nicht gut zu gerathen; man darf also daraus nicht gleich urtheilen, als wenn die Sorte überhaupt nicht tauge.

3) Es liegt viel daran, daß die Kerne von auserlesenen Früchten aufgehoben werden; man thut also immer besser, in guten Jahren einen zureichenden Vorrath von Kernen zu sammeln. Man kann von den nähmlichen Kernen verschiedene Jahre nach einander säen, damit man nicht so viele Generationen habe.

4) Man hebet bey Tafel bey Speisung der Melonen von den frühesten und wohlschmeckendsten Früchten Kerne auf. Da solche aber leicht verwechselt, und mit Kernen aus schlechtern Früchten vermenget werden, so pflegen

5) vorsichtige Gärtner sich gleich am Stocke eine oder ein paar recht ausgewachsene Früchte auf einem wohl eingeschlossenen Beete, worauf eine

reine

reine Befruchtung geschehen, zu bemerken, und solche zurück zu legen, wenn gleich zu der Zeit die Früchte noch rar sind. Diese läßt man am Stamme übereif werden, und nimmt erst, wenn sie verfaulen wollen, die Kerne heraus.

6) Es ist ein gemeiner übler Gebrauch, wenn man unter jedem Fenster in dem nähmlichen Kasten eine andere Sorte von Melonen setzet, und so ist die Ausartung unvermeidlich. Man darf also von zweifelhaften Beeten keine Kerne zur Aussaat aufheben.

7) Man hat sich wohl in Acht zu nehmen, daß man lauter recht ausgewachsene vollkommene Kerne stecke. Die beste Vorsicht, wenn man aus einer Frucht die Kerne aufheben will, ist, daß man sie in ein langes Glas schütte, und Wasser darauf gebe; solches alsdenn nur gelinde umrühre, und darauf mit einem Löffel alle im Glase schwimmende, und sich auch nur etwas erhebende Kerne abfülle, so daß die fest auf dem Boden sich legenden, also die größte Vollkommenheit habenden Kerne zurück bleiben, wenn man deren auch nur ein Dutzend behielte, welche mehr werth sind, als Hundert unvollkommene.

8) Man darf die Kerne im Wasser nicht viel umrühren, damit der daran sitzende Schleim sich nicht ablöse; wenigstens hält man dafür, daß solcher zur Süßigkeit der Früchte etwas beytragen möchte. Sobald man alles aus dem Glase abgeschöpft hat, werden die übrig bleibenden Kerne auf ein Papier geschüttet, und an einem luftigen Orte getrocknet. Man schüttet sie endlich in ein verschlossenes Papier, schließt sie aber nicht eher ein, bevor sie nicht durchaus trocken sind.

9) Wenn man solchergestalt den besten Vorrath von Kernen hat, trägt es sich zuweilen zu,

daß Mäuse sie, wenn sie auch in einem Schranke verwahrt werden, aufsuchen und verzehren. Das beste Mittel dagegen ist, sie in Beutel unter der Decke eines Zimmers frey aufzuhängen: denn sie in einem verschlossenen dichten Gefäße einzusperren, ist gefährlich.

10) Wenn man auch Kerne von den besten Sorten gesammelt hat, kann man sie nicht frisch verbrauchen: denn sie haben im Anfange noch zu viel wässeriges und flüchtiges; die daraus gezogenen Pflanzen treiben sodann stark und frech in Ranken und Laub, setzen aber nicht leicht Früchte an, oder werfen die angesetzten wohl gar wieder ab.

11) Die Gärtner lehren, daß, wenn man ja genöthigt wäre, frische Kerne zu säen, man solche nur den Winter über in einer eingeheizten Stube liegen lassen, oder aber ein paar Monathe in der Tasche nahe am Leibe in einer beständigen Wärme tragen solle, so würde das Wässerige verfliegen. Es mag dieses in wärmern trocknen Gegenden hinreichen, daß es aber an einem feuchten, fetten und kalten Orte nicht genug sey, ist durch die Erfahrung bekannt.

12) Miller meinet, man könne die Kerne schon mit dem dritten Jahre gebrauchen; allein in unsern kältern Gegenden wird es sicherer seyn, sie fünf bis sechs Jahre alt werden zu lassen, weil die Pflanzen zu stark getrieben werden, und aus Noth tragen müssen.

13) Die Kerne keimen noch bis zum zwölften Jahre, zuletzt aber werden die Pflanzen zu schwach und ohnmächtig; daher sehr alte Kerne zu setzen eben so wenig rathsam ist, wenn man nicht zu Zeiten dazu genöthigt wird, um eine Sorte fortzupflanzen.

14)

14) Man pflegt die Früchte, ehe sie gegessen werden, bey Eis zu legen, sonderlich wenn sie erst denselben Tag gepflückt worden. Von solchen taugen die Kerne aber zum Pflanzen nichts.

15) Wer behutsam seyn will, nimmt nur die Kerne aus derjenigen Hälfte der Melone, welche an der Sonne gelegen hat, weil die Säfte in solchem Theile der Frucht von der Sonne besser gekocht sind, und die Kerne vollständiger und reifer zu seyn pflegen.

Bey der Wahl guter Sorten ist das übelste, daß solche ungewiß zu bestimmen, mithin keine gewisse Namen davon anzugeben sind.

Herr von Münchhausen hat in einer Zeit von dreyßig bis vierzig Jahren bey sich hundert und mehr Arten gebauet, welche ihm aus allen Welttheilen, wenigstens unter verschiedenen Namen zugesandt worden. Er getrauete sich aber kaum, einige von den besten Sorten hinlänglich zu beschreiben und zu bestimmen.

1) Die gewöhnlichste Art, welche jetzt am mehrsten und fast allein geachtet ist, ist die Kantalupp-Melone, Le Melon de Florenze, L'Ecole du Pot. p. 125, welche aus Italien kommt, und den Nahmen von einem kleinen Ort nicht weit von Rom führt, wo sie in Menge gebauet wird. Nach dem Miller schreibt sie sich aus Armenien her. Deren Früchte sind platt gedruckte Kugeln, von unförmlicher Gestalt, über und über mit hervorstehenden Warzen und Beulen besetzt.

Sie macht gleichsam eine eigene Art aus, und es sind verschiedene Sorten davon bekannt, welche bald dunkelgelbes, bald hellgelbes, bald weiß, bald grünes Fleisch haben; deren Früchte

bald mehr ins Kugelrunde fallen, bald mehr platt gedruckt sind, bald gar etwas länglicht werden; deren Schale bald dunkelgrün, bald mehr gelb, bald mehr glatt, bald etwas geriefelt ist; deren Kerne bald groß, bald klein sind.

Nimmt man sie aber nicht genau in Acht, daß jede Sorte auf einem Beete ganz allein gezogen werde, wo keine andere Melonen in der Nähe sind, so wird man im folgenden Jahre aus den Kernen von einer dunkelgrünen recht platten, höckrichten und warzigen Frucht schon wieder Früchte ziehen, welche, wie die gewöhnlichen Melonen, glatt, oval, lang, und außen weiß sind, mithin keine Spur von einer Kantaluppe mehr an sich haben. Man bemerkt nicht selten, daß an der nähmlichen Pflanze eine Ranke eine noch etwas höckerige runde Frucht; die andere hingegen eine ganz glatte trägt; daher kann man nicht anders urtheilen, als daß die Kantaluppen überhaupt nur zufälliger Weise entstandene Spielarten sind; und aus der äußern Gestalt sollte man glauben, daß der warzige Flaschenkürbiß, Cucurbita verrucosa L. (s. unter Kürbiß, Th. 56, S. 741.), welcher eben dergleichen Früchte hat, dazu Gelegenheit gegeben hätte.

Man hat eigentlich vier Hauptarten davon.

a) Die schwarze Kantaluppe, auch die schwarze italienische Kantaluppe genannt, welche so genannt wird, weil die Schale außen dunkel schwarzgrün ist, auch die Farbe, wenn sie reifet, nicht ändert. Diese ist mit die größte und beste, deren Früchte am ungestaltetsten sind; sie hat eine dicke, schwammichte Schale, und ein dunkelgelbes süßes Fleisch von kostbarem Geschmacke. Man nennt sie in Italien Il

Melone degli Santi, die Melone der Heiligen.

b) Die Orangen-Kantaluppe ist mehr länglicht, hat nicht so viele Warzen, und gleich der vorigen ein gelbes Fleisch, die Schale färbt sich außen auch schon etwas ins gelbe, wenn sie reifet. Sie ist weniger weichlich als die vorige, aber im Geschmacke auch etwas geringer.

c) Die grüne Kantaluppe hat den Nahmen, weil ihre Schale grün bleibt, und wenn sie reift, nur etwas ins gelbliche fällt; sie hat weniger Warzen wie die erstere, muß aber eben auch platt seyn. Ihr Fleisch ist dunkelgelb; sie erfordert viel Sonne, so wird sie vortrefflich. In unserer kältern Gegend geräth sie nicht allemal, und berstet leicht auf. Sie ist zu Zeiten etwas gerippet.

d) Die weiße Kantaluppe ist groß, etwas gerippet, platt, warzig, und auswendig grün, etwas aus dem weißen gescheckt. Sie hat ganz weißes süßes Fleisch, welches schmelzend und sehr saftig ist. Sie hat aber den Fehler, daß die Schale außerordentlich dick ist, dagegen hat sie wenig Fleisch; es ist also nicht so viel daran zu essen, und wenn man beym Essen geitzig ist, und das Fleisch nicht dünne genug herausschneidet, daß etwas von der Schale daran sitzen bleibt, so schmeckt sie bitter und weniger angenehm.

Außer diesen sind auch noch folgende Kantaluppen zu merken, welche sich mehr oder weniger zu dieser oder jener von den vorstehenden rechnen lassen, nähmlich

e) Die frühe versilberte Orangen-Kantaluppe, die unter allen Kantalupp-Arten

am länglichsten wächst, hat Warzen und ist von grüner Farbe, wird aber, wenn sie reif ist, durch und durch voll strohgelber Flecken. Sie ist sehr dauerhaft und außerordentlich wohlschmeckend.

f) Die Florentiner Kantaluppe ist sehr stark gewarzt, und ziemlich groß, hat aber eine sehr dicke Schale. Ihr Fleisch ist gelb und sehr köstlich von Geschmack.

g) Die Römpin-Kantaluppe mit einer etwas länglichen platten Frucht und ganz dünn gewetzten Reifen um den Stiel. Die mit Warzen besetzte Schale ist anfangs grün, wird aber gegen die Zeit der Reife strohgelb. Sie giebt einen starken angenehmen Geruch von sich, trägt häufig und ganz früh, und hat einen ganz vortrefflichen Geschmack, weshalb sie vor vielen andern angezogen zu werden verdienet.

h) Prinz von Oranien, oder die frühe Holländische Kantaluppe, ist etwas rund und gerippt. Sie trägt viel und gern und wird, wenn sie einmal im Wachsthume ist, in 30 Tagen reif. Ihr Fleisch ist gelb und sehr gut von Geschmack.

i) Die rothe Kantaluppe, von mittler Größe, meist kugelrund, doch etwas platt. Sie hat eine dünne Schale, und ihre ganz kleinen Warzen stehen auf derselben dicht zusammen. Ihr Fleisch ist ganz dunkelblutroth und hat einen vortreflichen Geschmack.

k) Die spanische Kantaluppe trägt eine mittelmäßige etwas plattrunde Frucht mit einer strohgelben Schale und ganz feinen dünnen Wärzchen. Ihr Fleisch ist schneeweiß, ziemlich dick und hat einen ungemein vortreflichen Geschmack. Sie ist aber unter allen Kantaluppen die zarteste und bedarf deshalb einer sorgfältigen Wartung.

l) Die

l) Die gerippte Kantaluppe. Diese Sorte unterscheidet sich am merklichsten von allen übrigen. Sie ist grüner, bey ihrer Reife von ein wenig ins gelbe scheinender Farbe, sehr platt und wird durch verschiedene Streifen in lauter tiefe Furchen eingetheilet. Sowohl diese Furchen, als die stark hervorstehenden Rippen, sind ganz platt und ihr Geschmack ist ungemein schön.

m) Die Zwerg-Kantaluppe. Die Frucht dieser Kantalupp-Sorte ist unter allen am kennbarsten, weil keine einzige dergleichen kugelrunde, meistens glatte und mit sehr feinen dünnen Wärzchen besetzte grün und strohgelb gestreifte Frucht trägt. Ihr Fleisch ist überaus köstlich. Die Pflanze treibt sehr starke dicke aber kurze Ranken, die selten über einen Schuh lang wachsen, so daß sie, wenn man sie gehörig ausbreitet, niemals dürfen beschnitten werden, es wäre denn, daß man einen überflüssigen und unnützen Zweig wegnehmen wollte. Sie ist sehr dauerhaft und stark, trägt gern, setzt aber doch niemals mehr Früchte an, als sie tragen kann.

n) Die frühe Spanische Kantaluppe, welche auch von einigen Gärtnern Melone de Palermo genennet wird, trägt eine sehr große meist kugelrunde Frucht, deren sehr glatte und dünne Schale mit strohgelben schmalen Streifen bezeichnet ist. Sie hat ein hellgrünes sehr saftiges Fleisch, welches, wenn die Frucht recht ausgewachsen, von sehr köstlichem und angenehmen Geschmacke ist.

Alle Kantaluppen haben den Fehler, daß sie weichlicher sind, als unsre gemeinen Melonen; später und weniger Früchte ansetzen, und wegen ihrer dicken, schwammichten Schale mehr

Nah-

Nahrung, auch mehr Wärme und Sonne erfordern; gleichwohl später reifen, folglich auch weniger eßbares Fleisch haben; dagegen ihr vortrefflicher Geschmack sie doch aller Orten vorzüglich geachtet macht, wiewohl sie sich mehr für warme Gegenden schicken.

2) Die gewöhnlichsten Melonen bey uns sind die **Netzmelonen.** Les Melons brodés. Le Melon François, ou Le Melon Mareché. S. L'Ecole du P.

Man hat deren viele Arten. Die besten müssen von ziemlicher Größe und lang seyn, über und über mit einem erhobenen weißen Netze überzogen; die Fächer zwischen dem Netze sind Anfangs grün, und werden am Ende hellgelb. Wenn man die Frucht aufschneidet, muß sie eine dünne Schale von dunkler grasgrüner Farbe und darunter ein dunkles, orangengelbes, saftiges, dickes Fleisch, dabey sehr wenig trocknes, die Mitte ganz einnehmendes, und gar keine Höhlung lassendes, folglich ein Fleisch mit eßbarem Marke haben, in welchem die Kerne, ein jeder gleichsam in seiner Höhlung besonders eingekleidet liegen (semina nidulantia). Die Kerne sind klein, dick, von Farbe gelb.

Diese wird von denjenigen vorgezogen, welche ein festes Fleisch lieben.

Sie pflegt leicht in allen Jahren zu gerathen, und ist weniger weichlich wie die vorigen.

Die Lösung des Stiels ist ein sicheres Zeichen von der Reife.

3) **Geriefelte Melonen.** Les Melones à côtes.

An diesen ist die Frucht durch zwölf Reifen oder Furchen getheilet, zwischen welchen sich das Fleisch merklich erhebet. Die Furchen selber sind

gemei-

gemeiniglich glatt, und von grüner Farbe, die hervorstehenden Rippen aber pflegen geneßt zu seyn, und werden zwischen durch mehr gelb.

Die Schale muß, wenn die Frucht aufgeschnitten wird, von dem Fleische merklich unterschieden, und grün, das Fleisch aber schön gelb und saftig, doch nicht wäßricht seyn; die Farbe davon pflegt nicht so dunkel als bey den vorigen zu seyn. Sie haben in der Mitte eine große Höhlung und das Mark ist völlig vom Fleisch unterschieden; daher enthalten sie weniger eßbare Substanz als die vorigen, werden aber gemeiniglich eher und leichter reif, da die Wärme und Sonne eher durch die ganze Masse wirken kann. Dagegen findet man auch oft, daß sie wäßricht, oder aber mehlicht und unschmackhaft sind.

4) **Die frühe Melone.** Le Melon de Carmes. S. L'Ecole du P.

Melo moschatellinus rotundus parvus, seu Melo sacharinus. Moris. Hist. P. II. p. 40.

Wird nicht sehr groß, und ist mehr rund als lang, auswendig etwas geneßt, und inwendig goldgelb, ohne merkliche Reifen. Sie kommt etwas früher als die übrigen, und wird, weil sie kleiner ist, eher zeitig; sie ist bey guten Jahren ganz wohlschmeckend, oft aber auch etwas mehlicht.

5) **Die weiße Melone** Le Melon blanc, S. L' Ecole du P. Holl. Spek - Meloenen.

Ist von Form oval und pflegt gegen den Stiel etwas abzulaufen, löset sich daher nicht am Stiel. Sie ist außen ganz glatt und weiß, ändert auch die Farbe nicht, wenn sie reifet. Anfangs ist sie auswendig gleichsam wie ein Sammet mit feinen Härchen besetzt. Wenn man sie aufschneidet, so ist die dünne Schale dun-

dunkelgrün, das Fleisch aber weißlicht, so daß es in das gelbe spielt, das Mark ist gelblicht, und die ziemlich großen Kerne sind weiß.

Das Fleisch zerschmelzet auf der Zunge, und muß sehr süß, etwas müskirt und gepfeffert seyn, so daß es eine geringe angenehme Schärfe hat, welche stärker wird, wenn die Frucht überreif ist, da sie denn leicht eisdrönig wird. Weil sie sich beym Reifen gar nicht verändert, so werden die Früchte, wenn man sich nicht sehr in Acht nimmt, leicht überreif.

Sie schreibt sich aus Persien her; Herr von Münchhausen hat sie auch wohl unter dem Nahmen einer astracanischen Melone erhalten. Sie hat den Fehler, daß sie nicht so gern ansetzt und etwas später reif wird; sie gleicht im Geschmacke viel den Angurien. Vielen Melonenkennern ist sie zu wäßricht, und ihr Fleisch hat ihnen nicht Consistenz genug.

6) Die rothe Melone. Le Melon cramoisi. S. L'Ecole du P.

Eine in Italien sehr geachtete Sorte, hat große, weißlichte Kerne, und eine länglichte, mehr glatte Frucht; auswendig weiß, wenig-genetzt; das Fleisch ist inwendig sehr roth; noch dunkler als in einer Angurie. Die Kerne sind sehr groß und weiß. In der Ecole du Potager wird gesagt, daß sie in Deutschland sehr gut geriethe; Herrn von Münchhausen haben aber die aus Italien erhaltenen, und drey Jahr nach einander gebaueten Kerne keine vollkommene Früchte geben wollen; vielmehr schien unsere Witterung derselben schon zu kalt zu seyn. Das Fleisch erhält nicht die rechte Röthe, und war nur wie eine Angurie gefärbt, die Kerne aber blieben insgesammt taub. Sonst wird sie vielleicht in

Deutsch-

Deutschland nirgends gebauet, außer daß sie auch in Wien bekannt seyn soll.

7) Die Winter-Melone. Le Melon de Morée verd; le Melon de Candie, ou le Melon d Hyver. L'Ecole du P.

Dieses ist eine länglichte, den Gurken ähnliche Frucht, mit einer glatten grünlichen Schale, und weißlichem sehr süßen Fleische, welche man bis in den Winter halten kann, wenn sie an einem trocknen lustigen Orte aufgehängt wird. In Neapel hängt man sie in den Häusern um die Fenster herum. Bey uns scheint es für sie zu kalt zu seyn.

Dem Laube nach scheint diese eine von den übrigen merklich unterschiedene Sorte zu seyn, da man die andern vorbeschriebenen nur als Varietäten betrachten kann. Die Kerne davon sind groß.

8) Die kleine Orangen-Melone. Le petit carme hatif. S. L'Ecole du P.

Diese hält Linné für eine verschiedene Art, unter dem Nahmen Cucumis *Dudaim*, foliorum angulis rotundatis, pomis sphaericis, umbilico retuso, weil die ganze Pflanze mit sammt der Frucht mit feinen weichen Härchen besetzt ist. Der Herr von Haller merkt in Horto Goett. p. 208 an, daß sie nebst den männlichen auch vollkommene Zwitterblumen habe. Die Früchte sind nicht größer, wie eine Pomeranze, kugelrund, außen gestreift, und grün und gelblich gescheckt. Sie riechen stark, und haben ein gelbes Fleisch von zwar süßem, aber matten Geschmack. Sie verdienen also nicht weiter als um der Abwechselung halber gezogen zu werden. Sie wachsen in Persien, Arabien und Egypten.

Da man bey den Melonen so sehr auf den guten Geschmack sieht; da es so viele Mühe kostet, sie anzuziehen, und Sorten von gutem Geschmack anzuschaffen, und da man solche so leicht verdirbt, wenn man mehrere Sorten neben einander zugleich zieht: so ist jedem zu rathen, sich nicht verführen zu lassen, wenn er neue unbekannte oder prächtige Nahmen nennen hört. Es muß einer schon viele Mistbeete haben, wenn er ohne Gefahr sechs oder acht Sorten zugleich bauen kann. Die hier beschriebenen Sorten sind deshalb vielleicht hinreichend für die Melonen-Liebhaber, sich daraus welche zum pflanzen zu wählen, und die große Menge der übrigen Spielarten kann hier füglich mit Stillschweigen übergangen werden.

Man hat sonst noch eine ganz große Melone, welche unter die Netzmelonen gehört, und Früchte von erstaunender Größe und ansehnlichem Gewichte bringt, die zum Verkaufe, vornehmlich in großen Städten, besser sind, und oft theuer bezahlt werden, weil man gern viel für das Geld haben will. Wahre Kenner verachten sie aber, weil sie gar keine Süßigkeit und ein mehlichtes, unschmackhaftes Fleisch haben. —

Um gute Früchte zu haben, wird eine genaue Wartung erfordert. Es wird also nicht unnütz seyn, eine umständliche Anweisung dazu hier mitzutheilen, da fast keine Pflanze in allen Stücken eine so genaue Aufsicht begehrt.

1) Zuvörderst muß man sich gute Kerne anschaffen, und wie schon erwähnt worden, solche alt genug werden lassen.

2) Einige rathen die Kerne vor dem Stecken eine Nacht oder auch nur ein paar Stunden in süßem Wein oder Milch zu weichen.

Diese

Dieses hat indessen nicht den mindesten Nutzen, sondern ist vielmehr schädlich.

3) Sehr früh und vor der Mitte des Mäzes Kerne zu stecken, ist vergebens, vornehmlich in unserer kalten Gegend. Man muß viele Mühe anwenden, um früher gezogene Pflanzen zu erhalten. Da ihnen keine Luft gegeben werden kann, so pflegen sie nachher zu erstarren, und nur kleine magere mehlichte Früchte zu liefern.

4) Da die Gurken früher gezogen werden können, so steckt man die ersten Kerne neben her an der Seite auf ein Gurkenbeet. Sie werden weggenommen, ehe die Gurken sich so weit ausbreiten, und es thut diesen keinen Schaden.

5) Muß man ein eignes Beet dazu machen, so kann ein kleines Beet von einem Fenster hinreichen, um hundert und mehr Pflanzen darauf zu ziehen. Dergleichen Beet darf schon nach ein paar Tagen, ehe die starke Hitze ganz vorüber ist, besäet werden, weil diese den Kernen nicht schadet, vielmehr sie eher zum Keimen bringt.

6) Die Kerne reihenweise zu säen, ist nicht gut, weil die Pflanzen zu dicht neben einander zu stehen kommen, und die Wurzeln sich in einander verwickeln. Man muß sie nur einzeln ausstreuen, so daß zwischen einem jeden Kern wenigstens ein starker Daumen, bis zwey Zoll breit Platz ist, so kann man, wenn die Pflanzen herangewachsen sind, mit ein paar Fingern bequem in der losen Erde unter jeder Pflanze fassen, und sie mit der Erde heraus heben, ohne daß die Wurzeln beschädiget, noch auch die nebenstehenden Pflanzen gerührt werden. Werden die Kerne in Reihen gesäet, so entdecken die Mäuse

solche leicht, und fressen alle Kerne auf; nach jedem einzeln in der Erde zu graben, ist ihnen zu langweilig.

7) Jeder Kern muß mit dem Finger etwas in die Erde gedruckt werden, jedoch nur so, daß er eben von der Erde bedeckt ist.

8) Um eine Folge von reifen Melonen zu haben, steckt man zu dreyen Zeiten Kerne: die ersten in der Mitte des Märzes, sobald die Tage heiter werden; die folgenden mit Ende des Monats; und die letztern um den 12ten April bis zu der Mitte. Fürchtet man, daß eine oder andere Saat verunglücken möchte: so werden alle acht Tage frische Kerne gesteckt. Es ist besser, daß man einen Theil Pflanzen übrig hat, und wegwerfen muß, als wenn uns solche zum Verpflanzen fehlen.

9) Wenn das Beet recht warm ist, so müssen die Kerne am sechsten Tage, auch wohl bey heller Witterung einen Tag eher auflaufen.

10) Wenn die jungen Pflanzen einige Tage alt sind, ist gut, wenn man sie anhäufet. Man bringt die Erde rund herum ein wenig heran, und druckt solche gelinde.

11) Die jungen Pflanzen wollen sodann gleich zu Zeiten Luft haben; sonst läuft man Gefahr, daß sie in einer Nacht entweder verbrennen oder umfallen, und gleichsam zerschmelzen; sie wachsen auch zu frech auf, und werden weichlich. Man muß also, wenn die Witterung nicht vortheihaft ist, die guten Augenblicke im Tage zu Zeiten recht stehlen, um zu rechter Zeit ein wenig frische Luft hinein zu lassen, und den gehörigen Grad der Hitze zu treffen. Wenn die Sonne einst einen Blick durch die Wolken thut,

weiß

weiß ein Gärtner sich solches gleich zu Nutze zu machen.

12) Wenn es gleich friert, und nur recht klarer Sonnenschein ohne Wind und strenge Luft ist, kann man die Fenster hinten schon einige Stunden lang im Tage von 11 Uhr des Mittags bis Nachmittag zwey oder drey Uhr öffnen, sie stehen desto mehr gegen die Sonne. Man öffnet sie Anfangs nur eines Fingers breit.

13) Sobald die Luft trübe und neblicht ist, und vornehmlich wenn es regnet und schneiet, darf man die Fenster nicht öffnen, und muß sie bedeckt halten, die Pflanzen sind sodann in der größten Gefahr, es ist aber kein anderes Mittel. Denn wenn die feuchte Luft unter die Fenster gelassen wird, so wird der Dampf stärker, und das Uebel schlimmer. Der Gärtner paßt aber ohne Unterlaß auf, ob etwa ein vortheilhafter Augenblick kommt, da er die Fenster zum Ausdampfen öffnen kann.

14) Wenn die Fenster einige Tage verschlossen gewesen, und die Sonne fängt wieder an heile zu scheinen, so muß man sich wohl in Acht nehmen, daß man den schon verzärtelten Pflanzen allmählig wieder Luft gebe, und sie den Sonnenstrahlen nicht auf einmal zu stark aussetze, denn sie würden eine schleunige Veränderung nicht vertragen. Man bedeckt deswegen die ersten Tage die Fenster wohl gar wieder in der stärksten Mittagssonne, wenn sie gleich geöffnet werden. Man hat auch wohl weitläuftig von Weidenreisern zusammen geflochtene Korbfenster, welche über die Fenster gedeckt werden, und etwas Sonne durchlassen, aber nur wenig. Man kann dergleichen auch von Rohr machen.

15) Wenn die ersten warmen Tage im April oder May ankommen, ist eine gleiche Behutsamkeit nöthig, insonderheit wenn ein warmer Regen einfällt, welcher im Stande ist, schon ziemlich kalte Beete von neuem plötzlich zu erwärmen.

16) Die Schädlichkeit des von dem Mist aufsteigenden und sich an das Glas setzenden Dampfes ist schon oben gezeiget worden. Die Melonen faulen oder verschrumpfen davon am ersten. Wenn also die Fenster stark beschlagen, kehrt man sie auf den Beeten ein bis zweymal im Tage um, und trocknet sie mit einem Schwamm oder wollenen Lappen ab.

17) Wenn die Sonne etwas höher zu stehen kommt, und mehrere helle Tage folgen, so wird den Beeten mehr und mehr Luft gegeben. Eine Stunde nach Sonnen-Aufgang nimmt man erst die Bedeckung von Mist und Matten von den Fenstern herunter. Zwey Stunden darauf kann man die Fenster selbst öffnen, doch daß man sie richte, woher der Wind kommt. Eine Stunde vor Sonnen Untergang müssen sie schon geschlossen werden, und man darf damit, wenn das Wetter auch noch so gut wäre, nicht warten, bis die Sonne schon untergegangen ist.

18) Die Bedeckung muß sich nach dem jedesmahligen Grade der Kälte richten. Anfangs erfordern die Beete eine starke Bedeckung. Im April kann man gemeiniglich schon den langen Mist zurücklassen und mit einer einfachen Bedeckung zukommen, im May aber alle Bedeckung entbehren.

19) Der Gärtner muß fleißig untersuchen, ob die Beete noch den rechten Grad der Wärme haben, sonst muß er sofort nachheitzen, oder die

Nach-

Nachheitze erneuert. Dies Nachheitzen darf auch bey den spätern Beeten nicht versäumt werden, wenn der Trieb von unten fehlen sollte.

20) Wenn die erstern Pflanzen etwa vierzehn Tage alt, und stark genug zum Verpflanzen sind, werden sie versetzt. Dazu wird eigentlich ein frisches Mistbeet erfordert, welches aber die stärkste Hitze bereits verloren haben muß, sonst verbrennen die zarten Wurzeln leicht. Wenn man die Finger einige Zeit in der Erde halten kann, ohne eine Hitze zu verspüren, so ist nichts weiter zu befürchten.

Man giebt ihnen jetzt 4 bis 5 Zoll hoch Erde. Die Pflanzen werden, wie Nr. 6. gesagt worden, behutsam mit zwey Fingern mit der Erde herausgehoben, und sofort in eine kleine gemachte Grube, ohne sie los zu lassen, hineingeschoben, damit die Wurzeln nicht beschädiget werden. Sie müssen jetzt weitläuftiger gesetzt werden.

21) Herr von Münchhausen hat die Kerne, damit das Verpflanzen nicht schade, in weit geflochtene Körbe von Weiden gesteckt; diese flochte der Gärtner des Winters bey langen Abenden. Sie müssen vorher auf dem Ofen wohl ausdörren, weil sonst die Reiser treiben. Man kann dergleichen Körbe beym Versetzen leicht ausheben und umher tragen, ohne daß die Wurzeln gerührt werden. Es erfordert aber mehrern Platz, wenn man zu jeden ein oder zwey Pflanzen einen eigenen Korb haben will; und will man in solchem mehrere Pflanzen zum Versetzen ziehen: so ist es einerley. Er hat also keinen Nutzen davon gesehen, vielmehr kann es den Wurzeln schaden, wenn das Weidenholz bald verfault.

22) Auf diesem zweyten Beete bleiben die Pflanzen drey Wochen stehen, und man kann darauf zugleich an den Seiten herum, vornehmlich oben, die zweyte Saat von Kernen stecken.

23) Nach drey Wochen mache man ein drittes frisches warmes Beet von 4 Zoll hoch Erde. Auf dieses werden die Pflanzen noch weitläuftiger einer Spanne lang aus einander gesetzt, und man muß sie schon mit der vollen Faust, oder mit einer eisernen Kelle ausheben und dahin sehen, daß die Wurzeln nicht beschädiget werden. Wie der Stängel der Pflanze wächst, wird er mit frischer trockner Erde angehäuft, welches das Wachsthum sehr befördert.

24) Man erwartet zu den neuen Beeten jedesmal eine vortheilhafte Witterung, und schiebt die Arbeit lieber einige Tage auf, wenn es regnen sollte.

25) Das zweyte Beet wird gemeiniglich so spät gemacht, um die dritte Saat von Melonen zugleich darauf zu thun; man kann also wenn Platz ist, andere Sachen darneben säen.

26) Nach der zweyten Versetzung müssen die Pflanzen innerhalb vierzehn Tagen, also im Anfange des Mayes, an ihren rechten Platz verpflanzt werden können; dazu ist die rechte Zeit, wenn sie nun das dritte Blatt, oder das sogenannte rauhe Blatt zeigen.

27) Man pflanzt alsdenn unter einem jeden Fenster zwey Pflanzen der Länge nach neben einander, nicht weit von einander, ohngefähr in der Mitte, doch etwas mehr nach hinten, oder nach Norden zu, weil es da am wärmsten und trokkensten ist.

28) Einige setzen unter jedem Fenster, wenn sie etwas breit sind, wohl vier Pflanzen, sie kommen

men aber zu dichte zu stehen, und benehmen sich einander die Nahrung; indem es unglaublich ist, wie weit die zarten und kaum sichtbaren kleinen Wurzeln sich umher ausbreiten, und wie sie das Erdreich durchkriechen. Man richtet sich also, wenn man die Anzahl seiner zu bepflanzenden Beete weiß, in Anziehung der Pflanzen darnach.

29) Man thut das Verpflanzen am liebsten gegen Abend, daß die Sonne nicht etwa auf die Wurzeln scheine, und weil die Pflanzen sich die Nacht über besser erhohlen, als wenn ihnen die Sonne gleich auf den Kopf brennet.

30) Diesen letzten Beeten muß man nur viertehalb bis höchstens vier Zoll Erde geben. so, daß sie, wenn sie sich gesetzt hat, noch drey Zoll Höhe behält. Denn bey den Melonen beruhet es nicht darauf, daß ihre Wurzeln viele Nahrung haben, sondern daß sie nothdürftige aber gute Nahrung finden, und in beständiger Wärme erhalten werden.

Giebt man ihnen zu viel Erde, so wachsen sie zu frech, treiben immer fort ins Laub, man hat viel unnöthige Mühe mit Beschneiden und Wegräumung des Ueberflüßigen. Sie pflegen sehr gern die zuerst zum Vorschein kommenden Früchte wegen Ueberfluß des Saftes wegzuwerfen und fallen zu lassen.

Ist die Erde dicker, so drückt sie den Mist zu sehr nieder, und erkältet; man kann dergleichen Beete kaum nachheitzen; die Erde hält zu viel Nässe, welche allemal schädlich ist.

Man hat nicht zu befürchten, daß drey Zoll Erde austrocknen werden, wenn nur die Erde der Vorschrift gemäß recht zubereitet und frisch ist; denn da die Fenster auf dem Kasten liegen blei-

ben, wird sie aus den aufsteigenden Dünsten genug wieder angefeuchtet; und sollte man ja in der Folge begießen müssen, so ist dazu Rath zu schaffen, nicht aber, wenn im Anfange die Nässe zu stark ist, und wenn die Beete zu sehr kälten.

Miller räth, man soll den Beeten zwey Zoll hoch Erde geben; aber in der Mitte einen Berg von achtzehn Zoll hoch machen, worauf die Pflanzen gesetzt würden. In der Folge soll man auch überhaupt die Erde anhäufen, daß sie anderthalb Schuh hoch über dem Mist liege. Es ist aber zu zweifeln, ob dieses bey uns gut thun würde. In einem Fürstlichen Garten, welcher ehedem der schönen Melonen wegen berühmt war, gab man den Melonenbeeten bis an anderthalb Schuh Erde, damit solche, wie der Gärtner sagte, weniger austrocknen sollten. Die Melonen schienen aber nicht so gut zu seyn, als man sie zu finden vermuthete.

31) Bey dem Verpflanzen muß die Erde, so viel möglich, an den Wurzeln bleiben, und die Wurzeln dürfen nicht beschädiget werden. Man hebt also die Pflanzen sorgfältig mit beyden Händen oder mit einer Kelle aus, und drückt die Erde gelinde an. Miller will, man soll die Pflanzen jede besonders in kleine Gartentöpfe vorher setzen, so könne man bey dieser Verpflanzung sie nur umstülpen, und den ganzen Ballen einsetzen; wie dieses bey Gurken gebräuchlich ist.

32) Da nur drey Zoll hoch Erde auf die Beete kommt, so darf man sie nicht zu frühe bepflanzen, bis die stärkste Hitze weg ist; man muß auch die erstern Tage nach der Bepflanzung fleißig mit der Hand zusehen, ob die Hitze zu stark werde, um bey Zeiten Luftlöcher zu machen.

33)

33) Damit die Wurzeln nicht zu frühe an den frischen Mist kommen, darf man sie nicht unter sich setzen; sondern sie werden zur Seite, von der einen Pflanze nach oben, und von der andern nach unten zu gelegt, und, so viel man zwingen kann, ausgebreitet, damit sie sich im Beete herum vertheilen können; man setzt die Pflanzen auch flach, und kann sie in der Folge mehr niederdrücken und anhäufen. Sollten sie Anfangs hochbeinicht aufgewachsen seyn, legt man auch den Stamm nieder, steckt einen kleinen Hacken darüber und bedeckt ihn mit Erde.

34) Bey dem Verpflanzen gießt man sparsam Wasser umher an die Wurzeln, damit die frische Erde besser anschließe, und die Wurzeln geschwinder anwachsen.

35) Das öftere Versetzen hat zum Endzweck, daß die Pflanzen, indem sie der Wärme und Feuchtigkeit von drey neuen Mistbeeten genießen, nicht so weichlich und hochbeinicht aufwachsen; daß ihr Fuß bessere Wurzeln macht und stärker wird; daß sie also besser zunehmen, und nicht so leicht verfaulen; man würde auch auf den frühen Beeten die Hitze nicht beständig in gleichem Grade erhalten können.

36) Man kann aber im Anfange des Mayes, sonderlich in warmen Gegenden, Kerne auf ein Beet stecken, und die Pflanzen ohne weiteres Versetzen aufwachsen lassen; diese tragen erst später Früchte, pflegen aber ganz gut zu gerathen.

Diejenigen, welche nicht viele Kasten oder Fenster haben, oder denen es an Mist fehlt, welche also nicht öfter neue Beete anlegen können, müssen sich auf diese Art helfen.

37) Ueberhaupt ist zu bemerken, daß Melonen, gar kein Wasser vertragen, hingegen ungleich mehr Luft erfordern, als die Gurken. Man hat bey gut gemachten Mistbeeten, wenn die Erde gehörig bereitet ist, keine Sorge, daß sie austrocknen. Sogar in der Provence, wo die Gegend und der Erdboden schon recht heiß sind, und die Melonen in freyer Erde gezogen werden, nehmen die Einwohner sie mit allem Fleiß vor der Feuchtigkeit in Acht. Blos in wärmern Gegenden, wo man zuletzt die Fenster ganz abnimmt, möchte es geschehen, daß die Erde alsdenn austrocknete. Man muß aber nicht eher gießen, als bis die Blätter welk werden, und man darf das Wasser nicht an den Stamm bringen, sondern gießt es nur umher. Man bedeckt deswegen die Pflanze mit einem Topf, und gießt mit einer Brause über und über.

38) Oben ist schon erwähnt worden, daß es gut sey, die Beete ein oder ein ander Mahl bey einem warmen Regen durchaus beregnen zu lassen. Dieser erquickt ungemein. Oefterer Regen ist den Früchten schädlich. Man bedeckt also solche sogar auch da mit Gartentöpfen, wo die Pflanzen in freyer Erde wachsen.

39) Die Fenster dürfen bey uns nicht ganz von den Beeten abgenommen werden. Denn die Nächte sind bisweilen sehr kalt. Man ist niemahls sicher vor einem Regen, und die Sonne würde zu stark auf die, von Anfang an vor der freyen Luft verschlossenen und verzärtelten Pflanzen brennen. Es entgeht zwar den Pflanzen der Thau, dagegen erhalten sich die aus den Beeten aufsteigenden Dünste besser unter dem Glase, und machen, daß die Erde länger feucht bleibt.

40) In wärmern Gegenden darf man weniger Scheu tragen, die Fenster zurück zu legen. Es muß aber allemal mit einer gewissen Vorsicht geschehen. Wenn sie alsdenn einmal abgenommen sind, darf man die Beete nicht wieder bedecken. Denn wenn sich die Pflanzen an die freye Luft gewöhnt haben, lassen sie sich nicht wieder einschränken, sonst erstarren die Früchte, bleiben im Wachsthume zurück, verschrumpfen, und werden erst sehr spät reif. Wäre es ja, daß man wegen Regen Fenster aufdecken müßte, dürfen sie nicht verschlossen werden, und man muß sie so bald wie möglich wieder abnehmen.

41) Obgleich die Fenster nicht ganz abgenommen werden, so müssen sie doch hinten von Zeit zu Zeit vermöge des eingeschnittenen Holzes mehr gehoben, auch die Nacht so gelassen werden, wenn man keinen Wind befürchtet; das Heben ist besser als das Aufschieben. Man braucht sich nachher nicht so sehr vor dem Winde zu fürchten wenn man nicht etwa einen Sturm vermuthet.

42) In der Folge pflegt man wohl die Kasten zu heben, damit die Wurzeln und Ranken darunter weg kriechen können. Es ist auch oft nöthig, wenn die Erde zu hoch unter den Fenstern liegt, und das Laub oder die Früchte unter dem Glase anstossen, wovon sie Schaden nehmen. Gemeiniglich pflegt sich aber die Erde mehr wie zu viel zu setzen. Bey uns muß man die Kasten bey deren Hebung unten mit Erde oder Mist wieder verstopfen, weil sonst der darunter wegziehende Wind zu sehr kältet.

43) Einige fassen den Mist, wenn das Nachheitzen nicht mehr nöthig ist, rund umher mit Bretern ein, und schütten auch außen umher,

um den aus dem Kasten hervorstehenden Mist einer Faust hoch Erde. Wenn alsdenn der Kasten gehoben wird, so schießen die Wurzeln unter demselben weg in die frische Erde, und erhalten dadurch neuen Trieb. Es ist dies nöthig, wenn die Pflanzen zu dick oder mager auf den Beeten stehen.

44) Da in wärmern Gegenden die Melonen ohne diese Hülfe in freyem Felde, so wie bey uns die Kürbisse und Gurken wachsen, so muß ein jeder sich nach seiner Gegend richten, und überlegen, ob er von den hier vorgeschriebenen Handgriffen welche einschränken, und bey sich mit geringeren Kosten und Mühe gute Früchte schaffen könne.

Wenn die verpflanzten Melonen jetzt in vollem Wachsthum sind, so tritt eine neue nöthige Arbeit ein, nehmlich das Beschneiden.

Die Melonen müssen, wenn man gute Früchte haben will, gleich einem Obstbaume, beschnitten werden, so daß man ihnen die unnützen Ranken wegnimmt, und dadurch die fruchttragenden mehr stärkt. Dadurch erhält man, daß sie eher Früchte ansetzen, daß diese gewisser bleiben, und daß sie vollständiger und schmackhafter werden. Die Regeln davon sind folgende:

1) Wenn die Pflanzen nach der letzten Verpflanzung stark genug und fest bewurzelt sind, auch nunmehr nach Sprache der Gärtner den zweyten Knoten haben, als welches man abwarten soll, so kneift man mit dem Finger und dem Nagel des Daumens den Schuß über dem zweyten Blatte ab. Man hält das Abkneifen besser als das Abschneiden, indem die Wunden eher zuwachsen.

2) Zugleich bricht man unten die beyden Samenblätter weg. Dies scheint zwar widersprechend; die Erfahrung aber zeigt, daß dadurch das Wachsthum beschleuniget werde.

3) Bemerkt man bey dieser Arbeit hier oder da eine nachgebliebene, welke Pflanze, so muß man solche erneuern. Oft schlägt sie auch wieder an, wenn man den Fuß etwas tiefer in die Erde drückt, daß er neue Wurzeln treiben kann.

4) So bald der abgeschnittene Stamm Nebenarme treibt, kneift man sie auf gleiche Art über dem zweyten Auge ab, und wiederholt solches bey allen neuen sich zeigenden Ranken, bis sich junge Früchte zeigen.

5) Einige lassen jedesmahl nur ein Auge; der Saft aber wird auf die Weise zu bald geführt.

6) An dem rechten Stamme läßt man nur zwey Hauptranken. Alles, was weiter an dem Stamme ausschlägt, wird weggeschnitten, weil es nur schlechte Wasserreiser sind, welche den guten Ranken die Nahrung nehmen.

7) Wenn an dem Stamme zwischen jenen beyden gerade in der Mitte noch eine Ranke austreibt, welches gemeiniglich geschieht, behält man sie gern bey, weil die Erfahrung zeigt, daß sie am ersten Frucht anzusetzen pflegt.

8) Hat man zu Besetzung der Beete nicht Pflanzen genug, so steckt man die abgeschnittenen Ranken. Es gehen einige davon an, welche eben so gut wie eine rechte Pflanze wachsen.

9) Beym Beschneiden legt man die Ranken gleich ordentlich, daß sie das ganze Beet bedecken, und keine leeren Plätze lassen, ohne sich zu kreuzen. Man muß sich aber dabey hüten,

daß

daß die Zweige so wenig wie die Blätter beschädiget werden, weil sonst leicht der Krebs sie angreift.

10) Wenn man das Beschneiden recht in Acht nimmt, muß das Beet binnen sechs Wochen über und über mit Ranken bedeckt seyn.

11) Wenn die Ranken die Seiten des Kastens berühren, beugt man sie zurück gegen den Stamm zu; sonst kommen sie leicht unter die Fenster, und werden gequetscht, oder hindern in der Arbeit.

12) Wenn beym Beschneiden eine Lücke entstehet, beugt man andere Ranken dahin zurück, daß auf dem Beete nichts Leeres zu sehen ist.

13) Man sorget dafür, daß der Hauptstamm, wenn er beschnitten wird, allemal von Blättern bedeckt sey, damit die Sonne nicht unmittelbar auf die Wunde brenne; sitzt kein Blatt so nahe, so deckt man ein abgeschnittenes Blatt über, oder beugt eine Ranke zurück, bis deren Blätter den Stamm beschützen.

14) Sobald eine Ranke oder ein Blatt schadhaft wird und anfängt zu trocknen, muß man es gleich im Gesunden abkneifen, weil der Schade sich sonst durch die ganze Pflanze ausbreiten und sie verderben kann. Man nennt es daher den Krebs.

15) Man lernt aus der Uebung bald die Wasserreiser von den Fruchtranken unterscheiden. Jene, welche man an ihrem frechen Wachsthum und an ihrer Dicke erkennet, werden weggeschaft. Die Fruchtranken haben die Augen nahe bey einander und werden beybehalten. Je näher solche an dem Hauptstamme hervorschießen, desto größere und schmackhaftere Früchte hat man davon

von zu hoffen. Sie behalten solche auch leichter.

16) Zu Zeiten schießen an einer guten Ranke einzelne Blätter von besonderer garstiger Art hervor, welche der Pflanze viele Nahrung wegnehmen, und dreymahl so viel Saft an sich ziehen. Man erkennet sie an ihrer dunkeln Farbe und an ihrem raschen Wachsthum. Sie erheben sich mehr, sind dicker, schärfer, und mehr zugespitzt, solche schneidet man ab. Die Franzosen nennen sie des feuilles dures, harte Blätter.

17) Nach dem zweyten oder dritten Schnitte treiben die Pflanzen zu Zeiten eine gewisse Art unnützer Ranken, welche die Franzosen des branches veules nennen; an solchen sitzen die Augen nur einzeln und sechs Zoll und darüber auseinander. Sie ziehen also nur die Säfte vergebens weg, und geben nie oder selten Frucht. Diese nimmt man gleichfalls weg.

18) Die kleinen an den Ranken hervorkommenden Gabeln, les vrilles, müssen weggenommen werden.

19) Alle platt gedruckte oder ungestaltete Ranken, welche nicht rund sind, taugen nicht, und werden unterdrückt.

20) Wenn der Ranken zu viel werden, sucht man diejenigen aus, welche das mehrste Vermögen haben, und schaft die andern weg, um jenen noch mehr Nahrung zu geben.

21) Je fleißiger beschnitten wird, desto stärker und dicker pflegt der Hauptstamm zu werden, und davon hängt nachmals die Güte der Früchte ab.

22) Man pflegt zu Anfang ein parmahl die Erde um den Stamm mit beyden flachen Händen etwas an; und nieder zu drücken; sollte

Erde

Erde daran fehlen, schüttet man frische Erde dabey.

23) Man muß ein Beet wenigstens alle acht Tage, und wenn die Pflanzen frisch treiben, wohl den vierten Tag übersehen. Je mehr man zu Anfange Acht giebt, und alles überflüssige unterdrückt, ehe es zu weit um sich greift; desto mehr Mühe erspart man sich in der Folge.

24) Muß man eine etwas stärkere Ranke am Hauptstamme wegnehmen, und man befürchtet, daß an der Wunde ein Krebs entstehen möchte, so krümelt man ein wenig trockne Erde darauf; diese zieht die Wunde so fort zusammen, und macht, daß sich solche verwächst. Wenn aber der Stamm mit einem Blatte bedeckt ist, hat man nichts zu befürchten.

25) Wenn bey Oeffnung der Fenster einige Blätter oder gar Ranken und Früchte von einem bösen Regen oder Mehlthau Schaden bekommen haben und fleckicht werden, muß man sie gleich wegnehmen, weil, wie oben erwähnet, der Schade wie ein Krebs um sich greift, und um desto gefährlicher ist, wenn er sich nahe am Stamme zeigt. Er macht sodann den ganzen Stock verfaulen, und man kann also nicht zu vorsichtig und geschwind seyn, um ihm zuvor zu kommen.

Sobald sich Früchte sehen lassen, hat man seinen Fleiß darauf zu wenden, daß solche bleiben und die gehörige Vollkommenheit erlangen.

1) Denn eines Theils pflegen die ersten Früchte leicht wieder abzufallen, wenn es ihnen an hinlänglicher Nahrung, oder an Luft, oder an Wärme fehlt, oder aber wenn sie zu heiß und naß stehen, oder die Erde nichts taugt. Alsdenn

ist

ist es höchst unangenehm, wenn man einige Wochen vergebens auf Früchte hofft, und erst vier Wochen später andere, reife Früchte erhält.

2) Wenn aber das ganze Mistbeet gehörig angelegt, und die Pflanzen recht gewartet sind, so muß ein Gärtner zuverlässig darauf rechnen können, daß er die ersten sich zeigenden, Früchte gewiß zur Reife befördern werde.

3) Gleich nach dem ersten Beschneiden pflegen sich schon männliche Blumen zu zeigen. Man kann solche abbrechen, so lange sich noch keine Früchte zeigen, damit sie nicht die besten Säfte aus der Pflanze wegnehmen. Man muß sich aber wohl hüten, daß es, so bald Früchte zum Vorschein kommen, an männlichen Blumen nicht fehle, indem jene sonst abfallen würden. Wäre es ja, daß dergleichen an einem Stamme fehlten, wenn die weibliche Blume auf der Frucht sich öffnet, so muß man von einem andern Stamme der nähmlichen Art männliche Blumen abschneiden, und sie über jene hängen oder legen.

So bald sich auch Früchte zeigen, sollen gar keine männliche Blumen mehr abgebrochen werden.

4) Wenn die ersten Früchte sich zeigen, muß man vorsichtig im Beschneiden seyn, und ja die Ranken, woran solche sitzen, nicht kürzen, noch weniger Blätter abschneiden; aus Furcht, daß die Frucht von dem häufig zurücktretenden Safte ersticken werde. Je mehr Blätter um die junge Frucht herum sitzen, desto besser ist es, und desto bessere Nahrung erhält sie, indem alle in die Frucht tretenden Säfte erst in den Blättern zubereitet werden.

5) Wenn die Frucht erst die Größe einer Wallnuß erreicht hat, so kann man sicherer seyn;

sie hat so leicht nichts weiter zu besorgen, und man kann schon die Ranken etwas abstutzen und alle Nebenzweige wegnehmen. Einige nehmen die Ranke schon am zweyten Auge über der Frucht weg, dies ist aber gefährlich.

6) An jeder Ranke darf nur eine Frucht bleiben, und rechte Melonenfreunde wollen am ganzen Stocke nicht mehr als eine bis zwey Früchte dulden; er kann aber, wenn der Sommer trocken und die Erde recht gut ist, und es an Nahrung nicht fehlt, nach und nach schon vier oder fünf, ja wohl gar sechs bis sieben Früchte zur Zeitigung befördern.

7) Wenn sich in der Folge an den andern Schüssen mehrere Früchte zeigen, so bricht man wenn man erst sicher ist, daß die übrigen bleiben werden, die schlechtesten und unvollkommensten ab, und läßt nur die stärksten, welche am besten gestellet sind.

8) Junge Früchte nimmt man gern vor der Sonne in Acht; wenn keine sie bedeckende Blätter darneben sind, so deckt man abgeschnittene Blätter über. Wenn die Frucht bald zeitigen will, muß sie von allen Seiten frey liegen, und die umstehenden Blätter werden aus dem Wege geräumet.

9) Man pflegt die Früchte, wenn sie etwas heran wachsen, auf einen Stein zu legen, weil man in dem unrichtigen Gedanken steht, daß die aus der Erde aufsteigenden Feuchtigkeiten ihnen Schaden thäten; dies ist aber blos bey unrecht angelegten Mistbeeten von feuchtem Mist oder Erde zu befürchten. Wenn die Mistbeete recht gut und warm sind, fallen die aufsteigenden Dünste den Früchten mehr vortheilhaft als schädlich. Die Steine kälten, und schaden

mehr,

mehr, als daß sie Vortheile schaffen sollten; wie man denn auch gemeiniglich bemerken wird, daß die Früchte da, wo sie auf Steinen gelegen haben, unvollkommener, blasser von Farbe und weniger schmackhaft sind. Hingegen pflegen sie auf der Seite, wo sie auf der Erde gelegen haben, eher zu reifen, und ein zärteres Fleisch zu haben.

10) Man wendet daher die Früchte zu Zeiten etwas um, sonderlich wenn sie bald zeitigen wollen; doch so, daß der Stiel nicht zu stark gedreht werde, setzt auch lieber, wenn man ja befürchtet, daß die Früchte von den Würmern in der Erde angefressen werden möchten, kleine von Stroh geflochtene Körbe unter.

11) Zu Zeiten werden die Früchte durch einen Zufall ungestaltet, daß nähmlich eine Seite gleichsam das Schwinden bekommt, sie nimmt alsdenn daselbst nicht weiter zu, die Haut wird kraus und verschrumpft, und das Fleisch erhält davon einen bittern üblen Geschmack. Wenn man diesen Zufall bey Zeiten merkt, kann man ihm zuvor kommen, wenn man an der schadhaften Seite die obere Haut mit einem spitzen Messer nur eben einige mahl gelinde ins Kreuz aufritzt. Dies pflegt zu veranlassen, daß die Frucht sich wieder ausdehnet, und noch wohl zu ihrer Vollkommenheit kommt. Ist aber der Schaden zu arg, so ist das sicherste, daß man die Frucht wegnehme und eine bessere erwarte.

12) Es trägt sich auch wohl zu, daß Früchte von einer andern nichts taugenden Gattung zum Vorschein kommen welche man je eher je lieber wegschaffen soll; diese sind ganz dunkelgrün, rund und ungestaltet, da die übrigen guten Früchte gleich Anfangs länglicher, besser gestaltet, und heller von Farbe sind. Die Fran-

zosen nennen sie harte Melonen, des Melons durs. Sie haben mit den beschriebenen harten Blättern einen gleichen Ursprung.

13) Wenn die Früchte vom zweyten Schuß nicht gut gerathen: so muß man den dritten Schuß erwarten, welcher um Johannis zu kommen pflegt; sollte auch dieser abschlagen, so muß man sich an den letzten halten, welcher um Magdalenen-Tag gemeiniglich erfolgt, wovon aber die Früchte bey uns selten mehr reif werden.

14) Wenn die Früchte beynahe reif sind, und es fallen häufige Regen, so trägt es sich oft zu, daß die besten Früchte aufbersten. Sie werden alsdenn mehlicht und trocken, verlieren den besten Geschmack, und faulen leicht. So bald man den Anfang dazu wahrnimmt, muß man den Stiel ein paar Finger breit von der Frucht mit dem Nagel vom Finger etwas eindrücken; dadurch wird der starke Zufluß von Saft in die Frucht etwas gehemmt. Man pflegt auch wohl die Spitze der Frucht gegen Norden zu kehren, weil das Aufspringen gemeiniglich an der Spitze geschieht, damit die Sonne nicht daran scheine, wodurch es befördert wird.

15) Wenn nunmehr die Früchte ausgewachsen sind, muß man täglich genau Acht geben, wie eine oder andere anfängt Zeichen der Reife zu geben. Die Franzosen nennen es Un Melon frappé, eine gezeichnete oder angeschlagene Melone, welche man nun abnehmen soll.

Wenn die Melonen reif sind, müssen sie abgebrochen und gegessen werden, nachdem sie nähmlich, wie oben gesagt worden, ein paar Tage gelegen haben. Lange verwahren lassen sie sich nicht; die Frucht wird gleichsam

moll und weich, verliert den guten Geschmack und faulet.

Die Wintermelone läßt sich aufheben, ist aber bey uns von keinem Gebrauche.

Die Melonen dienen nur roh zu essen, und lassen sich nicht so wie die Gurken zum Kochen gebrauchen. Doch ißt man sie in Italien und andern heißen Ländern grün, scheibenweise mit Salz und Essig eingemacht. Man kann auch ein Atsjar oder Mengo daraus verfertigen, welches man, um scharfe Brühen zu machen, gebraucht.

Da die Früchte bey allem angewandten Fleiße nicht allemahl wohlschmeckend werden und gut gerathen; eine mittelmäßige Melone aber für einen Kenner ein schlechtes Gericht ist, so muß ein Gärtner sich auf einen genugsamen Vorrath von Früchten schicken, damit man die Wahl hat, und die schlechtern zurück werfen kann. In der rechten Zeit darf es nie an Früchten fehlen.

Dies versteht sich von großen Gärten, wo es an Mist und Fenstern nicht fehlt. Wer nur wenige Kasten mit Melonen besetzen kann, ist zufrieden, wenn er darauf gute Melonen zur Vollkommenheit bringt, und ißt solche so wie sie reif werden. In großen vornehmlich fürstlichen Gärten verlangt man, daß die ganze Zeit über vom Junius an bis im October täglich reife Früchte geliefert werden müssen; es muß also ein Gärtner sich in Anlegung der Mistbeete darnach richten, daß nie eine Lücke in der Folge entstehe. —

Um zu einigen Stücken, worauf es bey dem Melonenbaue in unsern Gegenden vorzüglich ankommt, nähmlich die zweckmäßigste Anlage der Mistbete, die Bereitung der paßlichsten Erde ꝛc.

noch eine genauere Anleitung zu geben, muß ich neben der vorstehenden Anweisung zum Melonenbaue, welche von dem Herrn Otto von Münchhausen *) herrührt, noch einiges aus einer Abhandlung des Herrn Predigers C. L. Wundram **) anführen. Die hier gegebenen Vorschriften treffen zwar nicht in allen Puncten mit den vorstehenden überein; das wird indessen nur dazu dienen, es zu zeigen, daß die Methoden des Melonenbaues bis jetzt noch nicht ganz erschöpft sind, und den Melonenliebhabern noch manches zu versuchen übrig bleibe.

— — — Die Kerne müssen niemahls frisch, sondern zum wenigsten 3 bis 4 Jahre alt seyn. Je älter sie sind, desto besser; Pflanzen von frühen Melonenkernen treiben zu stark und setzen nicht gerne Früchte an.

Melonenkerne können wohl 8 bis 10 Jahr alt werden. Um sich nicht vergebliche Mühe und Kosten zu verursachen, ist es am rathsamsten, mit dem Legen der Melonenkerne nicht zu früh anzufangen; denn so lange die Natur nicht durch die milden Einflüsse ihrer Wärme die Bemühungen des Gärtners unterstützt, hält es sehr schwer, die zarten Pflanzen fortzubringen. Macht man also in der Mitte des Januars mit dem Legen den Anfang ***), und bringt so die Pflanzen durch den Februar, so können sie, zumal wenns frühe Sorten sind, schon zu Ausgange des März zeitig genug Früchte ansetzen, und am Ende des Aprils, oder zu Anfange des Mays zur Reife bringen.

Wer

*) S. dessen Hausvater, III. Th. S. 751. flg.

**) S. auf 20jährige Erfahrung sich gründende Anweisung, gute und sehr schmackhafte Melonen zu ziehen; von C. L. Wundram, Pastor zu Eholtshausen. Steht in den Annalen der Gärtnerey, von Neuenhahn dem jüng. Erfurt, 1798. 9tes Stück, S. 34 flg.

***) Dieses weicht von der Vorschrift, oben, S. 225 Nr. 3. merklich ab. Die Witterung muß hier wohl den Ausschlag geben.

Wer also gerne so früh wie möglich Melonen zu essen wünscht, der muß auch mit der Kultur derselben so früh wie möglich den Anfang machen, und dazu die frühesten Sorten wählen. Dieses geschiehet in der Mitte des Januars; wo zur Erziehung der jungen Pflanzen ein Mistbeet verfertiget wird. Man wähle deshalb einen gegen Süden liegenden Ort, wo das Mistbeet vor kalten Nord- und Nordostwinden Schutz und den ganzen Tag die Sonne hat. Kann man demselben diese Lage nicht geben: so ist die nach Südost liegende, der nach Südwest, vorzuziehen. Fehlt es an Gelegenheit, die Mistbeete vor Gebäuden anzulegen: so muß man sich durch hohe Planken dagegen in Sicherheit setzen. Ein niedriger feuchter Platz schickt sich für die Mistbeete nicht, man legt sie lieber etwas hoch, oder leitet die überflüßige Feuchtigkeit durch Abzugsgraben ab.

Ehe man indeß zur Anlage der Mistbeete schreitet, muß man verschiedenes in Bereitschaft haben, nähmlich: 1) Mistbeetkasten. 2) Glasfenster. 3) Strohmatten, welche über die Fenster gelegt werden, damit die rauhen Winde und die Kälte nicht so stark eindringen. 4) Erde.

Die Mistbeetkasten werden auf zweyerley Art verfertiget. Entweder schlägt man vier Breter in Form eines Kastens mit starken eisernen Nägeln zusammen, oder man versiehet auch die Querseitenbreter mit einem durchgestemmten Zapfen, der durch die Seitenbreter geht, in welche ein hölzerner Keil geschlagen wird. Wer auf diese letzte Art die Mistbeetkasten verfertiget, hat den Vortheil, daß er sie nach dem Gebrauche leicht im Trocknen aufbewahren kann. Werden die Keile losgeschlagen: so zerfällt der Kasten in vier Stücke, die sich bequem fortschaffen lassen. Die Zapfen müssen indeß stark genug seyn, und die Löcher für die Zapfen in den Seitenbretern nicht zu nahe an der Ecke sitzen, sonst spalten sie beym Festschlagen der Keile. Die Länge eines solchen Kastens hängt von den Umständen ab, und läßt sich nicht bestimmen. Breiter wie 3½ Fuß sollten sie billig nicht seyn, man kann sonst, ohne aufzutreten, die Mitte des Kastens nicht erreichen. In Ansehung der Höhe kommt es darauf an, ob die Erde flach oder schief darin liegen soll. Im ersten Fall ist eine Höhe von 10 Zoll vorne, und hinten 12 Zoll

hinreichend, im zweyten Fall muß das hinterste Bret 6 Zoll höher seyn. Ist der Kasten lang: so muß eine Leiste überhergenagelt oder eingelassen werden, damit die Erde den Kasten nicht aus einander drückt. Inwendig an den Seitenbretern werden, einen Querfinger von oben, 1 Zoll breite Leisten, der ganzen Länge nach, angenagelt, worauf die Fenster ruhen. Will man jene Leisten auswärts anbringen: so ist solches eben so gut, und vielleicht in der Hinsicht besser, weil alsdann das Regenwasser nicht in die Kasten zieht, sondern vorne abläuft. Alsdann müssen aber die Leisten 1½ Zoll überstehen, um den ganzen Kasten gehen, und vorne an der Sonnenseite nicht stark angezogen werden, damit Regen und Feuchtigkeit durchziehen und ablaufen können.

Zur Bedeckung der Mistbeetkasten nimmt man Glasfenster, diese erfordern einen starken Rahmen, der nicht über drey Fuß breit ist, und zur Länge die Breite des Kastens hat. Ist das Fenster breiter: so wird es zu schwer, es läßt sich nicht gut regieren. Um es abnehmen zu können, macht man oben und unten einen Ring, woran es aufgehoben wird. Einige machen das Fenster gewölbt, damit die Sonnenstrahlen besser wirken, und der Regen ablaufen könne. Andere haben den Nutzen davon nicht verspüret, und lassen alle ihre Mistbeetfenster flach machen. Die Scheiben selbst müssen nicht zu groß, auch nicht zu klein seyn; 4 Zoll breit und 8 Zoll lang, dürfte ein gutes Verhältniß abgeben. Die Scheiben müssen ferner in gutes Bley gelegt, und fest an die Windeisen gelöthet werden. Einige legen die Windeisen über das Fenster, es ist aber am besten, wenn sie inwendig untergelegt werden. Die Fenster werden dadurch nicht schwächer, und man hat den Vortheil, daß der Schnee, oder der Abfall von den Strohdecken leichter abgefeget werden kann.

Zum Bedecken der Fenster sind Strohmatten nöthig. Man nimmt dazu langes Rockenstroh, dem man die Aehren abhackt, damit die Mäuse nicht so leicht darnach herbeykommen. Sie müssen größer wie die Fenster seyn, damit das Regenwasser nicht auf den Mist fällt. Man verfertigt zu dem Ende einen Rahmen von Latten, der so groß ist wie die Matte werden soll. Die Rahmen müssen 2 bis 2½ Zoll breit seyn, und in der hohen Kante zu-

sammen

sammen geschlagen werden. Ist ein solcher Rahmen z. B. 5 Fuß breit: so schlägt man zu beyden Seiten, 6 Zoll von der Kante, einen Nagel ein, der noch so weit hervorsteht, daß ein starker Bindfaden daran befestigt werden kann. Der Zwischenraum bekömmt auf 1 Fuß einen ähnlichen Nagel. Auf gleiche Weise verfährt man auf der gegen über stehenden Seite. An jeden Nagel wird ein starker Bindfaden gebunden, und selbiger in der Länge über den Rahmen gespannet. Unten bleibt an jedem Nagel ein mit Bindfaden gewickeltes Holz hängen. Sodann stellt man den Rahmen mit den gespannten Saiten gegen die Wand, legt unten von dem oben bemerkten Rackenstroh eine kleine Handvoll in den Rahmen, so dick wie die Matte werden soll; und bindet selbige vermittelst eines Knotens mit dem unten hängenden Bindfaden fest. Hat man auf die Weise eine Schicht gemacht: so fährt man auf dieselbe Art so lange fort, bis der Rahmen ganz zugelegt, die Matte also fertig ist. Alsdann wird der oben an den Nagel befestigte Bindfaden gelöset, und der letzte Knoten damit zugemacht. Man nimmt die Matte alsdann aus dem Rahmen, schneidet das rauhe Stroh, wo es nöthig ist, ab, und hebt sie zum künftigen Gebrauch immer so auf, daß keine Mäuse dazu kommen.

Mistbeete, auf denen Melonen gezogen werden sollen, erfordern auch eine besonders dazu bereitete Erde. Diese muß in genugsamer Menge verhanden seyn, weil einmal gebrauchte Erde im folgenden Jahre nicht wieder genommen werden darf, wenigstens muß sie mit $\frac{2}{3}$ frischer Erde versetzt seyn. Viele Gärtner brauchen die Erde zwey auch wohl drey Jahre hinter einander. Sie fehlen aber offenbar, denn die Mistbeeterde verlieret durch einen einmaligen Gebrauch schon sehr viel von der darin befindlichen Pflanzenmaterie. Sie ist locker und leicht, wird daher durch die Gewächse sowohl, als durch die innere und äußere Hitze stark entkräftet, da noch hinzu kömmt, daß die Luft, der Thau und Regen nicht eindringen, mithin die Erde nicht fruchtbar machen können.

Um gute Mistbeeterde zu erhalten, verfährt man auf folgende Weise:

Man läßt 1) Schlammerde, 2) den Abfall von Gartengewächsen; 3) Rindermist, worunter kein Stroh ist, in besondern Haufen völlig vermodern und zu Erde werden. Diese Haufen müssen nicht nur jederzeit von Unkraut rein gehalten, sondern auch alle vier Wochen durchgearbeitet werden. Ist alles gehörig vermodert, so bringt man 4) Holzerde, und 5) die Maulwurfshaufen von reichen Wiesen, die einen schwarzen Grund haben, dazwischen; vermengt alles gut, und läßt den Haufen alsdann noch einen Sommer liegen. Daß das Unkraut ferner vertilgt, und der Haufen alle 4 Wochen durchgearbeitet werden muß, versteht sich von selbst. Im Nachjahr läßt man die ganze Masse, oder so viel man im folgenden Jahre davon gebrauchen will, durch ein Erdsieb laufen. Diese Arbeit ist desfalls schon um diese Zeit nothwendig, weil zu der Zeit, wenn die Mistbeete angelegt werden, die Erde gewöhnlich gefroren ist, und man sonst dadurch sehr aufgehalten wird.

Nasse Erde schickt sich für die Mistbeete überall nicht. Nichts setzt den Gärtner mehr zurück, als wenn er Erde, die naß ist, auf die Mistbeete nehmen muß. Wer nicht Gelegenheit hat, die Erde, welche früh gebraucht werden soll, im Keller aufzubewahren, der thut am besten, wenn er sie in Gruben bringt, die aber so verwahret sind, daß weder Nässe noch Kälte eindringen kann.

Hat man die nöthigen Geräthschaften bey der Hand, und ist in Ansehung des Platzes das nöthige bestimmt: so schreitet man nun zu der Anlage der Mistbeete selbst. Man sticht daher nach der Größe des Kastens ½ Fuß tief die Erde so aus, daß in der Mitte ein Rücken bleibt. Weil es aber sehr gut ist, wenn der Mist ½ Faß hervorsteht: so rathe ich, auf allen Seiten ½ Fuß zuzugeben. Gewöhnlich macht man die Grube 1½, auch wohl 2 Fuß tief; denn man hofft, die Wärme des Mistes dadurch besser zu erhalten. Ich rathe, jedoch aus langjähriger Erfahrung auf die oben bemerkte Art zu verfahren. Einmal ist es bekannt, daß der Mist leichter in Gährung gesetzt wird, wenn er über der Erde liegt, wo ihn die Sonnenstrahlen treffen; zweytens, je tiefer die Grube ist, desto mehr Wasser sammelt sich darin, und benimmt dem Mist die Wärme. Das Eindrin-

gen

gen der Kälte wird man auf die Art schwerlich verhüten, man sichert sich ehe dagegen, wenn man 1 oder 1½ Fuß breit Mist um den Kasten herumlegt.

Die Vertiefung wird alsdann unten mit etwas trockenem Laube oder Gerberlohe, die aber nicht über 4 Wochen alt seyn darf, und mit 2 bis 3 Fuß hohem frischen Pferdemist, der noch seine vollkommene Hitze hat, ausgefüllet, welcher sehr ordentlich und eben aufgelegt, und recht egal Fuß vor Fuß fest getreten wird, damit die Feuchtigkeit nicht verfliegt, und die Wurzeln fest liegen.

Ist nun das Mistbeet auf die Art angeleget: so wird der Kasten darauf gesetzt und mit Mist ganz umlegt. Zuletzt bringt man die Fenster darauf, und deckt, wie sich von selbst versteht, bey kalter Witterung Stromatten darüber.

Hat das Mistbeet 12 bis 16 Stunden gelegen: so wird der Kasten mit ¾ Fuß hoher oben beschriebener Mistbeeterde angefüllet; doch so, daß die künftigen Melonenpflanzen, deren Ranken und Blätter noch 6 Zoll Raum unter den Fenstern haben. Gewöhnlich pflegt man die Erde zwar hinten 3 bis 6 Zoll hoch anzulegen, weil die Sonnenstrahlen das Mistbeet sodann besser erwärmen können. Es ist sehr richtig, daß die Sonnenstralen das Mistbeet alsdann besser fassen: gleichwohl halte ich diese Methode für fehlerhaft. Ich lasse daher meine Mistbeeterde horizontal legen; denn einmal ist die Erde gewöhnlich vorne zu naß, weil das Wasser sich immer herunterziehet, hinten trocknet sie hingegen bald wieder aus. Zweytens läßt es sich kaum erwarten, daß das Begießen so behutsam geschiehet, daß das Wasser nicht abläuft, alsdann spülen die besten Theile ab, die reichste Erde ziehet sich nach vorne, wo sie den wenigsten Nutzen schafft. Um die Sonnenstrahlen aufzufangen, ist es hinreichend, wenn man den Kasten hinten einige Zoll höher macht, wodurch das Fenster schräg zu liegen kommt.

Nach wenigen Tagen erwärmet sich unten die Erde, man muß sie daher täglich einigemal untersuchen. Findet man, daß sich selbige stärker erwärmet, wird die Erde durchgearbeitet, damit sie allenthalben einen gleichen Grad von Wärme bekömmt. Hat sich die Wärme im ganzen Kasten vertheilet: so fängt man sogleich mit der Bestellung des Mist-

beetes

beetes an. Vorher wird jedoch die Erde etwas eingetreten.

Bey dieser Anlage hat man nicht zu besorgen, daß die Hitze so stark wird, daß die darauf gezogenen jungen Pflanzen verderben; nimmt sie gleichwohl zu stark zu: so hilft man sich auf zweyerley Art: Entweder zieht man den Mist, welcher um den Kasten herumgelegen ist, ab; hierdurch wird die Hitze im Mistbeet sehr gemindert, und man wird auf die Art die Mistbeetwärme immer in seiner Gewalt haben. Besorgt man aber bey einem stark angelegten Mistbeete, die Hitze werde dadurch nicht gleich genommen werden können: so schlägt man von außen einen kleinen Pfahl von 2 Zoll im Durchschnitt schräg in das Mistbeet; wird der Pfahl herausgezogen: so folgt die Hitze nach, und das Mistbeet verlieret die übermäßige Hitze. Nachher stößt man den Pfahl wieder hinein, und läßt, so oft es nöthig ist, die Hitze auf die nämliche Weise herausziehen. Dieser Pfahl dienet auch zugleich zum Mistbeet-Thermometer. Will man wissen, wie die Hitze im Mistbeete beschaffen ist: so darf man denselben nur herausnehmen und dessen Wärme untersuchen. Das Einschlagen des Pfahls ist etwas gewaltsam, man thut daher am besten, gleich bey der Anlage des Mistbeetes denselben einzulegen das Mistbeet leidet alsdann dadurch im geringsten nicht.

Die Wartung der Melonenpflanzen, damit sie gute Früchte ansetzen und zur Reife bringen.

Wenn nun das Mistbeet von ein paar Fenstern, auf denen man die jungen Melonenpflanzen ziehen will, so weit fertig, gehörig gewärmt, und der Mist nicht mehr zu stark brennet: so legt man die Melonenkerne in kleine, einen halben Zoll tiefe Rillen, und einen halben Zoll breit aus einander, bedeckt solche nur eben mit ein wenig Erde, und steckt bey jeder Sorte ein besonderes Nummerholz.

Nach 5 bis 6 Tagen fangen die Melonenkerne an aufzulaufen, und nun muß man sie wohl in Acht nehmen, daß sie weder Kälte noch Mäuse verderben.

Das Auf- und Zudecken, Luftgeben und Luftwegnehmen, sind die Hauptverrichtungen, die bey jungen

jungen wie erwachsenen Melonenpflanzen täglich geschehen müssen. Je mehr Sonnenschein, desto besser ist es für die jungen Pflanzen, man muß daher jeden Blick, den die Sonne durch die Wolken thut, benutzen, und sogleich die Matten abnehmen; sollte indeß die Sonne zu stark scheinen: so muß man nur ein wenig Luft geben Besonders aber muß man dahin sehen, daß die Pflanzen nicht auf einmal zu stark in die Höhe wachsen; geschiehet dieses: so fallen sie sehr leicht um, und ein einziger Windstoß kann alsdann, wenn man ein wenig Luft giebt, die Arbeit von einigen Wochen vernichten.

Wenn nun die erste Aussaat gut gerathen, und die Pflanzen in 14 Tagen bis 3 Wochen etwa einen Finger lang und so stark geworden sind, daß sie verpflanzt werden können: so müssen die nach der oben beschriebenen Methode verfertigten Mistbeete bereits fertig seyn. Diese werden nun mit 6 bis 8 Zoll hoher frischer leichter Mistbeeterde, die bereits von der Sonne und der Bewegung und öftern Umrühren derselben in dem Mistbeetkasten erwärmet ist, belegt. Allein auch hier ist Vorsicht nöthig, denn erhielte das Mistbeet zu viel Hitze: so würden die zarten Wurzelfasern der jungen Pflanzen versengt werden. Man muß daher, um den Grad der Hitze zu beurtheilen, sich jener von mir angeführten Methode bedienen, und den in dem Mistbeete befindlichen Pfahl herausziehen und dessen Wärme untersuchen. Ist nun die Erde so beschaffen, daß man die Hand eine geraume Zeit in der Erde leiden kann: so nimmt man die Melonenpflanzen, vermittelst einer Maurerkelle sehr behutsam, ohne Beschädigung der Wurzeln mit der Erde aus den Samenbeeten, und da die frühen Melonensorten nicht so stark wie die späten in wilde Ranken wachsen: so kann man unter jedes Fenster zwey Pflanzen setzen, mehrere würden nicht Früchte genug ansetzen. Späte Melonensorten aber, die gemeiniglich stark auslaufen, ehe sie Früchte ansetzen, erfordern mehr Platz, und ist also von diesen eine Pflanze unter jedes Fenster hinreichend. Diese Versetzung wird am besten an einem heitern und angenehmen Tage, und zwar gegen Abend vorgenommen, damit sich die jungen Pflanzen die Nacht über erwas erholen, und die heißen Sonnenstrahlen ihnen nicht schaden. Man pflanzt sie in kleine, vorher da-

zu

zu gemachte Löcher, und macht alsdann die Erde rings um die Pflanze mit der Hand ganz eben. So lange die jungen Pflanzen angewachsen sind, muß man sie den Tag über zu beschatten suchen.

Das Angießen der jungen Pflanzen ist in der That sehr unnöthig, und mehr schädlich als nützlich, denn die Erde hat und erhält durch die Ausdünstungen des Mistes Feuchtigkeit genug die Pflanzen zu ernähren, es ist also nicht zu befürchten, daß sie vertrocknen werden; sollte man indeß glauben, daß die Erde durch das Begießen besser an die Wurzeln gebracht werde: so ist dieses gewiß sehr irrig. Die Wurzeln der jungen Pflanzen sind alsdann noch sehr zart und fein, und das Begießen macht nur die Erde fest und bringt die jungen Wurzelfasern aus ihrer einmal angenommenen Lage, wodurch sie alsdann leicht faulen, oder doch ihr baldiger Wachsthum sehr erschweret wird.

Nichts ist den jungen Pflanzen schädlicher in den Wintermonathen als die Nässe, und die aus dem Miste aufsteigenden Dünste, welche sich gemeiniglich an die Blätter hangen und sie dadurch verderben. Es ist daher, wenn es die Witterung nur einigermaßen erlaubt, sehr nothwendig in der Geschwindigkeit des Tages ein oder zweymal die Fenster zu wechseln und umzukehren, und solche mit einem Schwamme oder wollenen Lappen abzutrocknen. Aus diesem Grunde wird auch zu den ersten Mistbeeten, besonders in der noch rauhen Jahrszeit, damit das Wasser desto leichter einziehen und die Sonne besser eindringen könne und die Feuchtigkeit abtrocknen, eine leichte und gut zubereitete Erde nothwendig erfordert.

Vor allen Dingen verlangen die ersten und frühen Melonen, vorzüglich die Kantaluppen, gut und reichlich angelegte Mistbeete, wodurch ihr schneller Wuchs so wie ihre Fruchtbarkeit sehr befördert wird. Ob sie gleich die Wärme ungemein lieben: so muß man ihnen doch bey jedem Sonnenblicke die freye Luft geben.

Sollten indeß wegen sehr schlechter Witterung die Fenster einige Tage verschlossen werden müssen: so kommen die jungen Pflanzen in Gefahr verzärtelt zu werden. Man muß sie daher wegen der gar zu schnellen Abwechselung den Sonnenstrahlen nicht auf

einmal

einmal aussetzen, sondern um sie allmählig an die Luft und Sonne zu gewöhnen, ihnen anfänglich durch dünnes Buschwerk, welches über die Fenster gelegt wird, etwas Schatten geben.

Das Luftgeben muß man überhaupt nach der Witterung einrichten. Sind die Mistbeete sehr warm, und ist die Witterung gut: so ist auch mehr Luft zu geben nöthig, und dieses geschiehet gewöhnlich hinten am Kasten. Die Fenster fangen alsdann die Sonnenstrahlen besser auf, und machen das Mistbeet wärmer. Ueberhaupt muß man aber nie da Luft geben, wo ein kalter Wind herkommt: denn wenn dieser in das Mistbeet fällt: so leiden die jungen zarten Pflanzen außerordentlich, man müßte denn vor die geöfneten Fenster Matten legen, damit der Wind nur ganz gelinde durch dieselben spielen könne. Ist die Witterung hingegen schlecht, kalt und rauh, und stößt der Wind stark auf die Mistbeete: so muß die Luft darnach gegeben werden, damit der Wind nicht mit seinen heftigen Stößen unter die Fenster dringen, sondern nur ganz subtil durch die Matten spielen könne. Man richtet sich überhaupt mit dem Luftgeben der Mistbeete ganz nach der Witterung und dem Verhältniß der innern Wärme. Ist ein Mistbeet sehr warm: so muß man auch des Nachts Luft darunter lassen, und so wird auch die Bedeckung eingerichtet.

Gewöhnlich werden zwar die Fenster bey warmer Witterung den ganzen Tag über geöfnet, die Gewächse leiden indeß durch eine solche Behandlung mehr als man glaubt. Ich selbst habe diese Methode vormals gebilliget, nachher aber das Fehlerhafte derselben eingesehen. Oefnet man die Fenster zu viel, so wird die Luft austrocknen, und in diesem Zustande können die Pflanzen nicht stark wachsen.

Ein aufmerksamer Beobachter weiß, daß frey stehende Pflanzen, wenn die Luft warm und feucht ist, am besten gedeihen; scheint die Sonne aber heiß: so trocknen die Blätter gleichsam aus, und haben kein Vermögen zu wachsen. Wenden wir diese Wahrheit auf die Mistbeetpflanzen an: so ist es gewiß, daß diese bey geöfneten Fenstern noch mehr austrocknen als andere, die im offenen Lande stehen. Es ist daher nothwendig, die Mistbeete vorzüglich

züglich dann, wenn die Sonne die meiste Kraft hat, zu schließen und mit Strohmatten zu belegen; die warme Erde und die Pflanzen dünsten alsdenn aus, und die Gewächse kommen in den Zustand, worinn sie am besten, ja ich möchte wohl sagen nur allein wachsen. Die Strohmatten werden nach einiger Zeit wieder abgenommen; mit dem Oefnen der Fenster selbst, wartet man indeß so lange, bis sich die Feuchtigkeit an den Glasscheiben verliehret.

Des Morgens dürfen die Strohmatten nicht eher abgenommen werden, als bis die Sonne auf die Fenster fällt, es wäre denn, daß die Wärme im Kasten es allenfalls nothwendig macht.

Die Fenster bleiben so lange zu, wie die Fensterscheiben inwendig naß sind. In diesem Zustande mag die Sonne das Mistbeet noch so sehr erwärmen, die Gewächse leiden darunter nicht; werden die Scheiben aber trocken, so ist es Zeit ihnen anfänglich nur schwache Luft zu geben, damit die Veränderung nicht auf einmahl zu groß wird. Kömmt die Sonne höher, so giebt man ihnen mehr Luft.

Des Nachmittags giebt man nur so lange Luft, als die Sonne das Mistbeet erwärmet. Fallen die Sonnenstrahlen nur noch schwach auf das Fenster, so läßt man es nieder, auch thut man wohl die Strohmatten bald nachher aufzulegen. Es hat solches den Nutzen, daß sich die Wärme nicht so bald verlieret, und die Pflanzen mit feuchter Luft umgeben werden. Es ist daher sehr fehlerhaft, wenn man im Sommer des Nachts die Strohmatten für überflüssig hält. Der Kälte wegen sind sie freylich nicht nöthig, dagegen dienen sie aber dazu, die feuchte Luft im Kasten hervorzubringen und darinn zu erhalten. In dieser Hinsicht vermeide man noch einen andern Fehler, nehmlich den, die Fenster, außer wenn es vielleicht bey einem sanften warmen Regen auf eine kurze Zeit geschieht, abzulegen. Sind die jungen Pflanzen gleich von der Art, daß sie die freye Luft an sich sehr gut vertragen können, so sind sie doch jetzt verwöhnt, und bekommen durch eine plötzliche Veränderung einen harten Stoß, der sie ganz zurücksetzt.

Sollte aber, wie dieses in den Wintermonaten oft zu geschehen pflegt, kalte, trübe und nasse Witterung

terung einfallen, so daß Regen und Schnee einige Tage anhalten und oft wochenlang kein Sonnenblick zu sehen ist, so muß man doch täglich, und wenn es auch nur ½ Stunde wäre, die Strohmatten abnehmen, und die Fenster ein klein wenig mit vorgelegten Matten öffnen, damit durch dieselben die alten sauren Dünste ausziehen, und die jungen Pflanzen durch die frische Luft sich erholen können. Wer Mistbeete mit Aufmerksamkeit wartet, findet bald, daß bey solcher Witterung die Gewächse nicht stark wachsen; und wer alsdenn die Pflanzen nur so erhält, daß sie nachher, wenn die Witterung günstiger wird, freudig fortwachsen können, der thut genug.

Wird das Mistbeet kalt, und höret der um den Kasten gelegte Mist auf zu wärmen, welches sehr oft geschiehet, wenn er nicht frisch gewesen, oder durch Schnee und Regen schon zu stark ausgewittert ist, so muß der alte Mist stark abgestochen und frischer Pferdemist um den Kasten gelegt werden, welches man aufsetzen zu nennen pflegt.

Nach diesen durch langjährige Erfahrung bewährten Grundsätzen, müssen die Melonenmistbeete so lange es die Jahreszeit und der Zustand der Pflanzen nicht mehr erfordern, behandelt werden. — Im Sommer, wenn Sonne und Luft stark austrocknen, und der Mist, dem sein Feuer bereits vergangen ist, nicht mehr so sehr ausdünstet, die Früchte und starken Pflanzen auch stärker zehren, kann, wenn die Erde zu trocken wird, das Begießen bisweilen nicht schaden, allein es muß mit großer Vorsicht geschehen. Man nimmt dazu kein hartes, sondern blos Fluß- oder Regenwasser, nur darf solches nicht kalt seyn. Ist es von der Sonne nicht genugsam erwärmet: so muß man es mit warmen Wasser vermischen. Ferner muß man das Begießen bey guten heitern Tagen in den Abendstunden vornehmen, damit sich die Pflanzen, die Nacht über, recht erfrischen, und am folgenden Tage von den ersten Sonnenstrahlen wieder abgetrocknet werden können. Der Stamm an den Melonen, zwar an einigen Sorten mehr als an andern, kann durchaus die Feuchtigkeit nicht vertragen; mithin muß dieser, wenn er nicht faul werden soll, mit dem Begießen sehr verschonet werden.

Damit nun die Melonenfrüchte gehörig auf einander folgen, so muß man von Monat zu Monat, bis in den Juny, wenn es die Jahreszeit zuläßt, mit dem Säen und Pflanzen der Melonen fortfahren.

Fangen indeß die jungen Melonenpflanzen an sich auszubreiten: so müssen sie beschnitten werden. Wie nothwendig das Beschneiden bey diesem Gewächse erforderlich ist, und wie viel es zur bessern Befruchtung, Erhaltung und Güte der Melonen-Früchte beyträgt, braucht kaum erwähnet zu werden. Viele Gärtner pflegen aus dem Schneiden der Melonen ein großes Geheimniß zu machen, welches sie andern nicht gerne mittheilen. Ich will indessen meinen Lesern kein Geheimniß daraus machen, sondern ihnen meine Methode, deren ich mich stets mit gutem Erfolge bedienet habe, bekannt machen.

1) Sobald die jungen Pflanzen das dritte Blatt erreicht haben, muß ihnen das Herz ausgebrochen werden, welches deswegen nöthig ist, damit die Pflanze gleich anfangs ihre Bildung erhalte, und nicht mit einem Ranken in die Höhe schieße.
2) Diese Nebenranken läßt man so lange wachsen, bis sie etwa auch drey bis vier Blätter gemacht haben, alsdenn werden selbige eingekürzt, oder mit dem Daumen und Zeigefinger abgekniffen oder abgekneipt; aus diesen Ranken kommen nun viele andere hervor, welches die eigentlichen Fruchtranken sind.
3) Die stärksten von diesen, welche zu guten Früchten Hoffnung geben, werden sorgfältig in Acht genommen, das schwache aber und untaugliche wird alles weggeschnitten, damit die Stöcke desto stärker werden. Denn je näher die fruchtbaren Ranken dem Stamme sind, desto frühere, vollkommenere und schmackhaftere Früchte hat man zu hoffen. Siehet man in dieser Hinsicht die Melonenbeete von Zeit zu Zeit etwa 8 Tage einmal durch, und schafft die unnützen Schossen bey Seite: so wird man sich dadurch für die Zukunft viele Mühe und Arbeit ersparen. Wenn sich beym Beschneiden, so lange noch keine Früchte sichtbar werden, die männlichen Blumen im Ueberflusse hervorthun: so müssen diese, damit

sie

sie die zarten Säfte nicht umsonst verzehren, ausgebrochen werden.

Nach dieser Behandlungsart werden sich bald Blüthe und Früchte an den Ranken zeigen; und nun überläßt man sie eine Zeitlang ihrem freyen Willen. Haben sie aber schon gute Früchte angesetzt, und wachsen sie dabey zu sehr ins Wilde: so müssen

4) die überflüßigen und unfruchtbaren Ranken, die man an ihrer Schwäche und lang aus einander stehenden Gliedern erkennet, weggeschnitten, die aber, an denen Früchte sitzen, dürfen ja nicht eingekürzt werden, so lange die Früchte nicht die Größe eines Gänseeys erreicht, und im Wachsthum einen starken Zug gewonnen haben; denn wird ein solcher Ranke zu früh, und noch dazu kurz vor der Frucht abgeschnitten: so treten die Früchte in ihrem Wachsthum zurück, werden gelb und verderben, wodurch alsdann der erste und beste Ansatz verlohren geht. Ist aber die Frucht schon stark genug, daß sie schon mehrere Nahrung erfordert, und an sich ziehen kann: so wird durch das Einkürzen des Ranken ihr nicht nur mehr Nahrung zugeführet, wodurch ihr Wachsthum befördert wird, sondern sie gewinnet auch an ihrer Güte, und man hat nicht mehr zu befürchten, daß sie zurück treten, weil zu der Zeit gemeiniglich schon wieder junge Ranken vorhanden sind.

Sollten sich aber an einigen Pflanzen gar zu viele Früchte ansetzen: so müssen die Spätlinge, oder die schlechtesten davon abgeschnitten werden, dadurch wird den übrigen mehr Nahrung zugeführet, und ihre Güte und Größe merklich verbessert. Wenn an einer Pflanze vier, höchstens fünf gute Früchte zur Vollkommenheit gebracht werden: so kann man immer zufrieden seyn.

Die Melonen setzen auch ihre Früchte nicht anfänglich auf einmal an, sondern machen damit verschiedene Perioden, wenn der erste Ansatz vorbey ist, und die Früchte im Wachsthum stehen, so machen sie gleichsam in ihrer Erzeugung junger Früchte einen Stillstand. Nach der Zeit aber, wenn durch das Schneiden neue tragbare Ranken hervorgebracht werden: so setzen sie zum zweytenmal, und nach dies-

sem, wenn die Pflanzen sich in ihrem Wachsthume noch nicht zu sehr entkräftet haben, noch wohl zum drittenmahl junge Früchte an, die zum Theil, wenn die Witterung günstig ist, noch nicht gut ausfallen.

Blätter, die nahe um die Pflanze stehen, müssen niemahls abgeschnitten werden; es wäre denn, daß sie schon alt und gelb würden, denn sie dienen den jungen Früchten, so lange diese noch im Wachsthum stehen, zum Schutz und Bedeckung gegen die heissen Sonnenstrahlen, welche dieselben gar nicht vertragen können.

Wenn die jungen Melonenfrüchte anfangen reif zu werden, welches man daran erkennet, wenn sie in ihrem Wachsthum aufhören: so muß man ihnen Topfscherben oder Schiefersteine unterlegen, sie nahe an die Fensterscheiben bringen, damit sie frey liegen, und die Sonne von allen Seiten darauf treffen kann, und sie dann oft umwenden. Diese kleinen Bemühungen tragen zu dem guten Geschmack der Melonen ungemein viel bey.

Endlich ist nun noch zur richtigen Beurtheilung der rechten Reife der Melonen eine besondere Geschicklichkeit erforderlich. Einige Sorten zeigen ihre Reife durch das Ablösen am Stiel an, andere aber geben keine gewisse Merkmahle von sich. Der Geruch und die Farbe zeigen uns freylich, daß die Melone reif, aber nicht, wenn ihr Geschmack am besten ist. Wenn eine Melone gut schmecken soll: so muß sie noch vor ihrer völligen Reife abgeschnitten, und einige Tage an einen kühlen Ort gelegt werden. Damit man sie nun aber nicht zu früh abschneidet, ehe sie völlig reif ist, und die rechte innere Güte hat: so muß man auf Wachsthum, auf die Größe und Schwere der Frucht sehr sorgfältig Acht geben. Findet man nun, daß sie aufgehört hat zu wachsen und in der Größe nicht mehr zunimmt, und nach dem Verhältniß ihrer Größe sich schwer in der Hand fühlen läßt, oder untersucht man mit dem Nagel eines Fingers die Schale, ob sie hart genug ist, klopft auch wohl mit dem Fingerrücken an dieselbe, ob sie dem Gehör nicht hohl, sondern voll klingt: so sind alle diese Untersuchungen untrügliche Merkmahle, daß die Melone mit dem Stiele abgeschnitten werden muß. Dieses Abschneiden thut man am liebsten des Morgens früh,

ehe

ehe sie von der Sonne beschienen wird und gar zu viel ausdünstet. Man legt sie alsdenn an einen sehr kühlen und trockenen Ort des Hauses, und wenn mehrere beysammen sind, so, daß sie einander nicht berühren. Sie lassen sich nicht, wie andere Früchte, lange aufbewahren, und sind, so wie sie von der Pflanze genommen werden, am vorzüglichsten. —

Da die Wärme der Melonenbeete, welche von Mist angelegt sind, sich nicht lange hält, und man deshalb öfters nachheitzen muß, so machte vor etlichen und 50 Jahren der Herr Martin Triewald in Schweden die Erfindung, Melonenbeete von Lohe anzulegen, welche 8 Monathe in beständiger Wärme blieben *).

Er ließ nähmlich im Herbste Rinde von Eichen und Birken, wie sie die Gärber gebrauchen, in den Garten führen, solche in Haufen setzen, und alsdann mit Stroh bedecken, eben so, wie man mit der Melonenerde verfährt, die man um diese Zeit aus den Beeten nimmt, damit die Rinde den Winter über nicht gefrieren möge. Als darauf die Melonenbeete gefüllt werden sollten, wurden die Rindenhaufen aufgemacht, und die Rinde in die Beete eine halbe Elle tief, gleich ausgebreitet, gefüllt, darauf die Beete mit lockerem Stroh, nach der gewöhnlichen Art, volleuds gefüllt, und da dieses Stroh anfing überall und gleich durchzubrennen, auch zusammen sank, ließ er über das Stroh eine Schicht vorerwähnter Gärberrinde eine Elle hoch, oder mehr legen, bis die Beete hinlänglich gefüllt waren;

*) S. Eine vortheilhafte Erfindung Melonenbeete anzulegen, die eine beständige Wärme 8 Monathe hinter einander behalten, vier auf einander folgende Jahre versucht von Martin Triewald. Steht in den Schwed. Abhandlungen. III. B. S. 128—139.

und als er fand, daß diese letzte Schicht Rinde auch erwärmt war, füllete er die Erde 13 Zoll hoch darauf.

Der Erfolg war dieser, daß die solchergestalt gefülleten Melonenbeete bis in den späten Herbst beständige gleiche Wärme behielten, wie das Thermometer zu erkennen gab, welche die ganze Zeit hindurch reife Melonen hervorbrachte.

Die Baumrinde oder Lohe hat man in der Folge auch anderwärts mit dem besten Erfolge zum Melonenbaue angewendet. Bey dem zunehmenden Holzmangel und dem anderweitigen nothwendigeren Gebrauche derselben ist es aber an vielen Orten schwer, dieselbe in gehöriger Menge zu erhalten. Dieses gab in England Veranlassung, daß Herr Wackefield auf die Erfindung kam, Melonen, so wie auch andere, eine ähnliche Behandlung verlangende Gewächse, durch Dampf in besondern Dampfhäusern zu treiben.

Herr Wackefield zu Nortwich bey Liverpol ist einer der berühmtesten unter den englischen Güterbesitzern, welche ihre Ländereyen selbst bewirthschaften. Im Jahr 1788 im Anfange Aprils hatte er sich vergebens bemüht, Baumrinde für ein Melonenbeet zu erhalten; er dachte nach, ob nicht irgend etwas die Stelle der Lohe vertreten könnte, und fiel darauf, sein Beet durch Wasserdämpfe zu erhitzen. Diesen Gedanken hielt er um so fester, weil ihm dadurch nicht nur die Mühe, sich Rinde zu verschaffen, sondern auch der Kostenaufwand dafür erspart wurde. Er machte schnell den Entwurf zu den Röhren und dem Damfgewölbe, und wenige Tage nachher war das Melonenbeet nach seinem Plane zu einem Dampfhause umgeändert.

Das

Das Kupfer, welches wir davon hier Fig. 5100 beyfügen, wird, nebst der nachstehenden Beschreibung, diese höchst nützliche Erfindung hinlänglich erläutern:

Fig. 5100. a) ist der Grundplan. Er zeigt die Richtung der Röhren, auf deren zweyen A. B. flache Kupferpfannen befestiget werden, welche sich von C. bis D. ausbreiten, drey Zoll tief und aus dünnem gedehnten Kupfer gemacht sind. Die Pfannen werden eingemauert, und unten ruhen sie auf flachen eisernen Barren. Sie sind ferner in dem Dampfgewölbe E. eingeschlossen, das man in der Section des Dampfhauses Fig. 5100. b) findet, und aus dem Wasser, welches man in diese Pfanne gießt, steigt der Dampf hervor. Das Obertheil des Gewölbes F. ist ein durchlöcherter backsteinerner Schwibbogen, (s. Fig. 5100 e) damit der Dampf hinauf durch die Erde G. steigen kann. Letztere liegt nicht unmittelbar auf dem Schwibbogen, sondern dieser ist mit kleinen Schieferplatten oder Ziegelsteinen überlegt, damit die Erde, worin sich die Gewächse befinden, nicht durch den Schwibbogen ins Wasser hinabfalle.

Das Erdenbeet ist 6 Schuh breit, und das Dampfgewölbe C. von dem Boden der Röhre bis an den Mittelpunkt des Schwibbogens 4 Schuh tief; die innere Weite einer jeden der beyden Röhren A. B. ist funfzehn Zoll. Die Höhe, von ihrem Boden bis an den Untertheil der Kupferpfannen ist zwanzig Zoll. Jede von diesen Röhren hat einen Ofen H. H. an den entgegengesetzten Enden des Dampfhauses, und der Rauch verfliegt durch die hinten angebrachten Rauchfänge I.

Es muß ein besonderer Ofen K. für die vordere Röhre L. M. gebaut werden, welche innerhalb des Dampfhauses, und erhabner als der Schwibbogen I. ist. Auf diese Röhre wird eine flache Kupferpfanne gesetzt, welche den schon beschriebenen gleicht; die letztere erstreckt sich von L. bis M. und wird gelegentlich mit oder ohne darin befindlichem Wasser gebraucht. Es hat sich nähmlich zuweilen gefunden, daß die Erde durch den unten anschlagenden Dampf zu sehr erhitzt wurde, und man damit einhalten mußte, deswegen brachte man eine kupferne Dampf-

pfanne über der vordern Röhre des Ofens an. Diese Pfanne ist mit einem durchbrochenen Mauerwerke versehen, wie die Malzdarren; auf die Oeffnungen kann man Töpfe mit Schminkbohnen setzen, denen dieser Ort besonders günstig ist; zwischendurch dringt aber zu gleicher Zeit Dampf genug für die andern Gewächse des Dampfhauses.

Bey N. ist eine bleyerne Röhre, um das Wasser in die hintern Pfannen unter dem Schwibbogen zu gießen; die andern unten befindlichen Pfannen werden eben so gefüllt. Bey O. befinden sich viereckige Löcher, die man der ganzen Länge des Hauses nach offen lassen muß, damit sich der Dampf reichlich mit der Atmosphäre im Hause vermischen kann.

Fig. 5100 b) ist eine Section des Dampfhauses; die Beziehung der Buchstaben ist schon oben angegeben worden.

Fig. 5100 c) zeigt die Form einer Kupferpfanne nach einem größern Maßstabe: P. ist der Boden der Pfanne; Q. sind die Ränder, welche eingemauert werden.

Fig. 5100 d) ist eine Section der Pfanne und der Röhre, damit man sehe, wie die Pfanne eingemauert wird und wie tief die Röhre ist.

Fig. 5100 e) ist die Ansicht des Bogens von oben; es zeigen sich hier die Oeffnungen, ehe sie mit Ziegeln bedeckt werden.

Herr Wackefield ist der Meinung, daß es weit besser sey, eine lange kupferne Pfanne auf jeder Röhre zu haben, als mehrere kleine. Auch hält er kupferne Pfannen für vorzüglicher, als eiserne.

Bey dem Baue solcher Dampfhäuser muß man besonders Acht haben, daß die Rauchfänge unbeschädiget sind, weil dem Wachsthum nichts so sehr nachtheilig ist, als wenn der Rauch aus den Löchern der Essen in das Dampfhaus dringt.

So weit die Beschreibung; nun müssen wir noch einige von Hrn Wackefield's Beobachtun-

achtungen über den Ausschlag seiner Erfindung mittheilen:

Erster Versuch. Den 25. April 1788 setzte er eine gute Melonenpflanze in drey Fuß tiefe, feste Erde, über Dämpfe. Sie wuchs recht gut, wurde sehr stark und trieb üppig, aber trug nicht eher Frucht als den 25. Julius, die Melonen kamen dann in Menge, waren von vortrefflichem Geschmack, von dünnen Schalen und dickem Fleische. Es ist jetzt klar erwiesen, daß ihr starker Wuchs und die Verspätung des Ansatzes der Frucht, aus der Tiefe des Erdreichs entstand, wie man aus den Versuchen der folgenden Jahre sehen wird. Dies ist bey den Früchten aller Gewächse der Fall. Ananas in kleinen Töpfen tragen schneller. Bäume, die in tiefem Erdreiche stehen, vornähmlich aber Birnbäume, erzeugen spate Früchte.

Zweyter Versuch. 1789. Unter der Voraussetzung, daß der vorjährige Boden zu reich gewesen sey, setzte er in diesem Jahr die Pflanzen in schwächere Erde von gleicher Tiefe, und that ziemlich viel guten Mergel, aber weniger Dünger dazu, wodurch er den häufigen Wuchs der Wurzeln zu hindern suchte. Weil aber Dampf den Wachsthum so unaussprechlich befördert, so gab es wieder eben so viele Wurzeln. Dennoch war kein Anschein zu Melonen da, bis ohngefähr wieder gegen Ende des July; dann kamen sie überflüssig und vortrefflich. Ja, sie trieben so stark, daß an manchen zwey bis drey zusammen saßen, wie bey den Wallnüssen; und jede Melone in dergleichen Klumpen reifte zu gleicher Zeit und kam zur völligen Größe. Uebrigens verhielt sich alles wie im vorigen Jahre.

Dritter Versuch, 1790. Da er nun vermuthete, daß die Tiefe des Erdreichs den vollen Wuchs verursachte: so verringerte er es bis auf zwey Schuhe. Die Melonen zeigten sich früher, aber immer noch nicht früh genug, und wucherten zu sehr. Doch waren die Früchte eben so gut, wie die vorhergehenden.

Vierter Versuch. Daß bey den Versuchen mit Dampf der Erdboden nicht zu tief seyn müsse, war nun außer Zweifel. Um aber herauszubringen, welche Tiefe die rathsamste sey, füllte Hr. Wackefield das Melonenbeet dergestalt mit Erde, daß es von einem Ende zum andern einen regelmäßigen Abhang erhielt. Dieser Abhang war von drittehalb bis auf einen Schuh. Die Folge hievon war sehr artig, denn die Früchte in den verschiedenen Tiefen kamen eine Woche nach der andern regelmäßig zum Vorschein, und setzten zuerst bey den Pflanzen an, welche einen Schuh tief standen. Er hatte eine reichliche Aernte; wo der Boden am tiefsten war, fand sich fast alles, wie in den vorigen Jahren.

Fünfter Versuch, 1792. Er setzte die Melonenpflanze in funfzehn Zoll Erde über zwey Schuhe Lohe, die schon vor zwey Jahren gebraucht worden war. Das letztere that er, damit der Dampf nicht mit zu großer Gewalt auf das Erdreich wirken möchte, und damit die Pflanzen dem Glase nahe genug kämen. Nun ging alles vortrefflich. Die Melonen brachen eben so bald hervor, als auf Loh- oder Mistbeeten, waren aber ungleich zahlreicher und saftiger.

Der Herzog von Bridgewater hat vor kurzem ebenfalls ein Dampfhaus nach diesem Plane erbaut, und findet, daß es seinen Erwartungen

tungen vollkommen entspricht. Herr W. hat sich des Dampfes auch in seinem Weinstockhause mit dem besten Erfolge bedient.

Seitdem hat auch Hr. Butler zu Knowsley ein Dampfhaus erbaut, um Blumen, Gemüse und Früchte darin zu treiben. Es ist 42 Schuh lang, und 22 Schuh breit; das Hintertheil erhebt sich 14 Schuh, und die Vorderseite 5 Fuß, 6 Zoll. Die Oberfläche enthält 924 □ Fuß.

Hr. Butler hat gefunden, daß ein Dampfhaus weit weniger Feuer bedürfe, als ein Treibhaus. — Vier Wochen, nachdem er Gurkenpflanzen, die einen Monat vorher gesäet und auf einem Mistbeete gezogen waren, hineingebracht hatte, schnitt er eine schöne Gurke ab. — Die Rosen kamen zum Erstaunen schnell. In den gewöhnlichen Treibhäusern brechen sie nur von einem Auge hervor, nähmlich vor dem äußersten, während die andern taub bleiben. Aber hier schien sich jede Knospe herauszudrängen, und wie in einem warmen befruchtenden May eine Menge Rosen zu versprechen. — Die Hyacinthen wuchsen zum verwundern; die Gurken des Dampfhauses wuchsen binnen 24 Stunden so stark, als die der Mistbeete in 48. Er that auf den durchbrochenen Schwibbogen ohngefehr 3 Schuh tiefe Lohe, welche fest getreten wurde. Anfänglich verklebte er die Oeffnungen zwischen den Fensterscheiben, fand aber bald, daß dieses falsch sey, weil der Dampf nicht so gut abzog. — In windigem Wetter war mehr Wasser nöthig, als in nassem; übrigens kann blos ein aufmerksamer Beobachter die Menge des erforderlichen Wassers bestimmen. In hellen Wintertagen, wenn die Sonne scheint, wirkt der

Dampf.

Dampf am besten auf die Früchte, besonders Ananas und Gurken.

Liebhaber, welche Butler's Versuche ausführlich lesen möchten, finden dieselben in den Transactions of the Society for the encouragement of arts, manufactury and commerce.

Hier muß ich noch einer „neuen Erfindung erwähnen, wie man mitten im Winter Ananas, Spargel, Melonen, Gurken, Erdbeeren, Radischen, und andere Vegetabilien, desgleichen Rosen, Veilchen, Hyacinthen, ohne Mistbeet und sogar im Zimmer erziehen, und zur Reife bringen kann."

Ein Engländer, Weston, hat nähmlich eine neue Art von Treibbeeten erfunden, in welchen man von nachher beschriebener Größe 180 Pflanzen, jede 6 Zoll von der andern, ziehen kann.

Der größte Vorzug dieser Beete vor allen andern besteht darin, daß man den Wurzeln der Pflanzen, indem sie wachsen, ohne die Pflanzen in ihrer Lage zu verrücken, und ohne sie zu verbrennen, jeden beliebigen, oder vielmehr erforderlichen Grad von Wärme mittheilen kann.

Das in einer unter dem eben angegebenen Titel herausgekommenen Schrift von ½ Bogen in 8. 180[illegible], mit 1 Kupfer beschriebene und abgebildete Beet ist auf einen Rahmen von 9 Fuß Breite und 5 Fuß Tiefe berechnet, und fordert ohngefähr 28 Maaß siedenden Wassers, das man zu jeder Zeit haben kann. Der Wasserkanal ist von geschlagenem Bley gemacht, so daß ein Quadratfuß solches geschlagenen Bleyes ohngefähr 5 Pfund wiegt. Das Ganze kann höchstens 70 Pfund wiegen, und folglich mit Arbeitslohn etwa gegen 12 Thlr. kosten. Man

braucht

braucht diesen Kanal nur einmal des Tages, ausgenommen an einem oder dem andern sehr kalten Tage, und zwar gegen Abend zu fällen, denn die Pflanzen wachsen durch die Zuleitung des Dunstes, der, wie der warme Thau in der Natur auf sie wirkt.

Damit nun aber die Wärme des siedenden Wassers nicht die in der Nachbarschaft des Wasserkanals befindlichen zarten Pflanzenwurzeln verbrenne: so muß zwischen den dem Kanale am nächsten stehenden Pflanzen, und dem Kanale selbst, 8 bis 9 Zoll breit Erde liegen. Ein kleiner Wärmemesser, der 6 Zoll in die Erde gesteckt wird, zeigt zu jeder Zeit die Wärme des Beetes, die immer 90 Grad haben sollte. Diese Methode kann nicht allein in Gärten und Treibhäusern, sondern im Kleinen und nach verjüngtem Maßstabe, sogar in Zimmern angewendet werden, Früchte und Blumen unter seltnen Augen zu erziehen, und sich dadurch manches Vergnügen zu verschaffen.

Melonen unter gläsernen Glocken zu ziehen. Diese Methode, Melonen zu ziehen, haben Liebhaber dieser Frucht versucht, welche keine Gelegenheit hatten, Mistbeete in hinlänglicher Menge anzulegen. Man wählt dazu Rabatten, die eine warme Lage haben. Die Pflanzen, welche man hierzu bestimmt, zieht man in Mistbeeten, die im April angelegt sind, oben an der Seite des Rahmens, oder besser in Körbchen, die man oben hinein gräbt. Wenn die Pflanzen das erste rauhe Blatt zeigen, bereitet man die Rabatten zu. Auf jeder Stelle, wo die Pflanzen stehen sollen, gräbt man ein Loch, ungefähr zwey Schuh im Durchschnitt, und einen halben Schuh tief; bringt in dieses gute, fette

und

und leichte Erde, und zwar so viel, daß man einen kleinen Hügel davon formiren kann, und setzt die Glocken darauf. Sobald sich die Erde darunter erwärmet hat, kann man die Pflanzung vornehmen; sind sie in Körbchen, so läßt man in jedem nur zwey, macht den Hügel eben, und setzt es so tief, daß noch etwas frische Erde um die Pflanzen herum kommt, und von der übrigen Erde formirt man einen Rand, auf welchem der Rand der Glocke zu stehen kommt, begießt sie, und nachdem man die Glocken darauf gesetzt, macht man ihnen Schatten, bis sie wieder frische Wurzeln gemacht haben. Mit der Pflanze selbst verfährt man, wie mit denen in den Mistbeeten; wenn die Ranken an den Rand der Glocke stossen, legt man unter diese etliche Steine, leitet die Ranken hervor und befestigt sie mit kleinen Haken. Bey trockener Witterung begießt man sie alle drey bis vier Tage. Sobald die Früchte zu wachsen anfangen, legt man sie auf Steine, und wenn kalte Witterung eintrifft, setzt man Glocken darüber, und wendet sie beym Reifwerden einigemahl um.

Auch kann man, um sicherer zu gehen, die Löcher so groß und tief machen, daß man eine gute Lage ganz frischen Pferdemist unten hinein bringen kann, und einen halben Schuh hoch gute Erde oben darauf; die Pflanzen wachsen geschwinder und besser. Wenn man die Erde rings herum mit halb verfaultem Mist aus den alten Mistbeeten bedeckt, so trocknet sie nicht so leicht aus; man hat alsdann wenig oder kein Begießen nöthig, und die Früchte werden wohlschmeckender. Der Mist muß ungefähr eine Querhand hoch, und zwey Schuh breit rings um die Glocke herum gelegt werden; die Ranken

kann

kann man ſicher und ohne Nachtheil darüber hin leiten.

Andere haben es ſich noch bequemer gemacht, und Melonen im freyen Lande zu ziehen verſucht, welches freylich wohl in etwas gelungen iſt, aber doch zu unſicher zu ſeyn ſcheint, als daß man es im Großen zu treiben wagen könnte; überdem auch nur eine kurze Zeit hindurch reife Melonen giebt. Im Hannov. Magaz. 1779 Col. 201 — 206 iſt darüber eine Nachricht enthalten, die ich hier einrücken muß, um den Melonenliebhabern zu zeigen, wie dergleichen Verſuche ausgefallen ſind. Ein Herr L. in Verden ſchreibt daſelbſt folgendes:

Melonen ſind eine ſo angenehme und wohlſchmeckende, aber dabey, nach der gewöhnlichen Art, ſo mühſam zu ziehende, und daher an den meiſten Orten dieſer Gegenden ſo ſeltene und theure Frucht, daß ich den Gartenfreunden vermuthlich keinen unangenehmen Dienſt erweiſen werde, wenn ich ihnen einen Weg, ſie leicht und ohne Unkoſten zu ziehen, bekannt mache. Wenigſtens habe ich in dem abgewichenen Sommer, ohne ſonderliche Mühe, ohne geheime Gärtnerkünſte, ohne Miſtbeete, ohne Glocken recht ſchöne Melonen mitten im freyen Lande gezogen. Einem jeden das Seinige! Darum gebe ich das Verdienſt und die Ehre der Erfindung demjenigen Herrn hiemit zurück, der mich ſo freundſchaftlich davon benachrichtigte, daß es möglich ſey, dieſe Frucht im Freyen zu ziehen, und daß man in Erfurt ſchon mehrere Proben damit gemacht habe. Ich hatte noch eine Zeitlang mit meinem Unglauben zu kämpfen, vornehmlich, da wir hier um ein paar Grade nördlicher wohnen. Doch, dachte ich, haben Kirſchen und Pflaumen, ja Pfirſchen und Aprikoſen unſer Clima vertragen, und unter unſerm rauhern Himmel zeitigen gelernet: ſo lernen es Melonen vielleicht auch, da ihr urſprüngliches Vaterland ſo entfernt nicht einmal von uns iſt, als jener ihres; und iſt ja am Ende wenig oder nichts daran verloren, wenn der Verſuch mißlingt. Es iſt bekannt, daß

man

man keine frische oder vorigjährige, sondern zwey oder drey Jahr alte Kerne pflanzen müsse. Ich suchte also im verwichenen Frühjahr durch Vorschub eines Freundes in Stade Kerne zu bekommen, von denen ich aber nicht weiß, ob die Melonen, die sie gaben, in Stade oder Hamburg gewachsen sind. Genug sie kamen aus einer noch etwas nördlichern Gegend, als die unsrige, und mußten also unsere Luft und Boden wohl vertragen können; doch waren sie ganz gewiß auf Mistbeeten, und unter Gläsern gewachsen, mir aber sollten sie unter freyem Himmel Früchte tragen. Zu dem Ende ließ ich mitten in meinem Garten, dessen Boden sehr sandig ist, eine Rabatte einen guten Fuß breit und eben so tief ausgraben, nachdem ich die beyden Seiten vorher recht hatte treten lassen, damit die Ufer desto besser stehen, und die Hitze des Düngers demnächst desto weniger einlassen möchten; diese Grube ließ ich nun mit gutem Pferdemist recht voll fest treten, und ein paar Zoll Erde darüber werfen und ebenen. Hierein pflanzte ich sogleich den 27ten April meine Kerne, zwey oder drey zusammen, und etwa anderthalb Fuß aus einander, bemerkte auch die Stellen mit kleinen Stöckchen, um sie demnächst begießen zu können. Dies mochte aber wohl versäumt seyn, und darüber kamen die Kerne zum Theil sehr spät auf, zum Theil gar nicht. Sobald ich sie über der Erde sah, widmete ich ihnen etwas mehr Sorgfalt, begoß sie fleissig mit an der Sonne erwärmtem Wasser, und deckte die jungen Pflanzen des Nachts, und auch an einigen rauhen Tagen mit Blumentöpfen zu, da es mir an Gartenglocken fehlte, die hier nicht zu Kauf sind. Dieser Vorsicht ungeachtet, war ihnen die rauhe Witterung dennoch einmahl so empfindlich, daß sie ganz welk, und dem Tode nahe schienen. Einige giengen wirklich aus; vier Pflanzen aber erholten sich, wuchsen bey der heißen Witterung des Junius und Julius und beym oftmaligen, aber mäßigen Begießen fröhlich fort, und fingen an zu blühen. Ich hütete mich nun sehr, ihnen nach Vorschrift älterer Gartenbücher den Herzstängel und einen Theil der Blüte abzubrechen; ich wußte, daß diese sogenannte wilde oder falsche Blüte den männlichen befruchtenden Staub enthielt, und ich wollte nicht so thöricht seyn, das Fest, welches die Natur dieser Pflanze,

oder vielmehr mir bereitete, selbst zu stöhren. Es mag wohr seyn, daß eine jede Pflanze nicht mehr als höchstens zwey Melonen zur Voukommenheit bringen könne. Über die Vorschrift, alle übrige kleine Früchte bis auf diese zwey, die man groß werden lassen will, abzubrechen, scheint mir zu voreilig zu seyn. Wie leicht kann man hier die unrechten abbrechen und solche stehen lassen, nach denen der Saft der Pflanze keinen rechten Zug hat? Die Natur scheint hier selbst vorsichtig genug zu seyn: sie wirft ihre überflüßigen Kostgänger von selbst weg. So machten es wenigstens meine Pflanzen. Von einer Menge kleiner Ansetzlinge kamen nur zuerst drey, und nachher fünf auf meinen vier Pflanzen in bemerklichen Wachsthum; die übrigen alle, ehe sie noch einmal die Größe einer Kirsche erlangt hatten, welkten und fielen ab. Daß ich meinen Melonen, sobald sie etwa von der Größe einer Pflaume waren, Dachziegel untergelegt habe, um sie vor Näße zu bewahren und desto eher zu zeitigen, denkt man wohl ohne Anzeige; und die drey erstern gelangten auch zu ihrer gehörigen Größe, und wurden im Anfange Septembers reif. Den fünf Spätlingen aber kam am Ende des Augusts ein Nachtfrost zu früh über den Hals; die Blätter der Pflanzen schrumpften zusammen, und die noch zarten Melonen bekamen Flecken und wurden welk

Dieser Versuch beweist nun, daß man in unserer Gegend Melonen im freyen Lande zur Vollkommenheit und Reife bringen kann; er läßt sich aber ohne Zweifel noch vervollkommnen. Vielleicht so: 1) Man pflanze im März oder Anfangs April Melonenkerne auf ein Mistbeet, wenn man es hat. Auf einem kleinen Fleck eines Mistbeetes können leicht für ein Dutzend Leute, die keines haben, Melonenpflanzen gezogen werden; und ein Gärtner könnte sie zum Verkauf bauen.

2) Man bereite im Anfang May eine Rabatte im Garten, und wenn die Lage darnach ist, an der gegen Norden liegenden Gartenmauer oder Planke nach meiner Methode mit eingetretenem Pferdemist.

3) Verpflanze dahin nach ein paar Tagen die jungen Melonen, decke sie bey rauher Witterung mit gläsernen Glocken, wenn man welche hat, zu;

und begieße sie, wenn es nicht regnet, täglich ein oder zweymal mäßig.

Der Herr von Justi hat einmal den Vorschlag gethan, die verglaseten Eisenschlacken, welche den hohen Oefen so sehr zur Last sind, zu Materie von Gartenglocken zu gebrauchen. Ich weiß nicht, ob dieser Vorschlag thunlich ist, und wirklich in Ausübung gebracht worden sey. Wären aber gläserne Glocken wohlfeiler und häufiger: so würde man nicht nur zur Beschützung zarter Blumen, sondern auch zur Erziehung früher Gartengewächse einen nützlichen Gebrauch davon machen können.

Auf vorhin angezeigte Weise wird man nicht nur früh, sondern auch sogar wohlschmeckendere Melonen ziehen können, als die auf Mistbeeten sind. Denn es ist kein Zweifel, daß der milde Einfluß der freyen Luft und Sonne diese Frucht nicht schöner machen sollte, als sie es in den eingekerkerten Dünsten eines Mistbeetes werden kann.

Nach der Zeit haben es noch mehrere im mittlern und nördlicheren Deutschlande versucht, Melonen im freyen Lande zu bauen, und die Versuche sind auch in kalten und nassen Sommern so ausgefallen, daß es sich wenigstens der Mühe verlohnt, damit fortzufahren. Besonders hat der Herr von Dießkau *) hiermit verschiedene Proben gemacht, und er ist mit seiner Aernte sehr wohl zufrieden. Nach seinen gemachten Erfahrungen räth er den Melonenliebhabern, die ähnliche Versuche anstellen wollen, vorzüglich folgendes:

1) Müssen sie sich die allerfrüheſten Sorten anzuschaffen suchen. Auf dem warmen Mistbeete geht es an, hauptsächlich auf die wohlschmeckendsten Arten zu sehen; weil diese aber nicht immer diejenigen sind, welche am geschwindesten

*) S. Vortheile in der Gärtnerey, in vermischten Abhandlungen; von C. J. F. von Dießkau. VI. Sammlung. Coburg, 1786. 3. S. 65—109.

besten zur Zeitigung gelangen, so muß man bey der Landerziehung nicht sehr eigensinnig, sondern zufrieden seyn, wenn sie nur reif werden, ehe sich Fröste und Reife einstellen, wie es nicht selten vor der gewöhnlichen Zeit zu geschehen pflegt. Ueberdies giebt es auch unter diesen recht gute Sorten, die manche selbst auf den warmen Mistbeeten, nicht bloß darum, weil sie daselbst sehr bald zu haben sind, sondern auch um ihres guten Geschmacks willen nicht gern entbehren würden.

Der erfahrne Gärtner weiß die Pflanzen von frischen Kernen zwar durch gehöriges Verstutzen dazu zu zwingen, daß sie Früchte ansetzen; wollte man bey der Erziehung der Melonen im freyen Lande aber frische Kerne nehmen, so würde allemal ein Zeitverlust dabey seyn, der bey dieser Art der Erziehung leicht üble Folgen nach sich ziehen kann, und daher sorgfältig vermieden werden muß. Man suche daher lieber ältere Kerne zu bekommen, wenn sie auch 4, 5 : 6jährig wären. Da sie noch viel älter werden können, ohne die Kraft zum Aufgehen zu verliehren, wenn sie anders vollkommen und an sich gut sind, so wird man bey solchen allemahl mehr gewinnen als verliehren.

2) Das Land, worauf die Melonenpflanzen gesetzt werden sollen, muß durchaus die volle Sonne haben; wer in Ermangelung eines solchen eine schattige Lage wählen wollte, der thut wohl, den Melonenbau lieber ganz zu unterlassen. Hat hingegen ein dazu bestimmter Fleck, dem es an Sonnenschein nicht fehlt, einige Bedeckung gegen die scharfen Nord- und Ostwinde, so ist es desto besser.

Der Boden, worauf sie wachsen sollen, darf keinesweges an sich feucht oder naß seyn. Die Melone liebt mehr trocknes als nasses Land. Da sie nun im freyen der Witterung und anhaltendem Regen ohnehin viel ausgesetzt ist, so würden ihre Wurzeln ohne Hülfe verfaulen, wenn sich die Nässe nicht von ihnen abziehen könnte. Es ist zu dem Ende wohlgethan, wenn die Beete so viel wie möglich erhöhet werden, damit das Wasser desto leichter ablaufen und in die Tiefe sinken kann.

Wie das Erdreich zu der Melonenzucht auf Mistbeeten zubereitet werden müsse, davon geben gute Gartenbücher hinlängliche Nachricht. Diese Vorschriften im freyen Lande allemahl genau zu befolgen, würde nicht nur oft beschwerlich, ja bisweilen ganz unmöglich seyn. Ein gutes Gartenland, das mit Misterde, oder recht verfaultem Rindsmist, auch mit ein Jahr lang wohl ausgewittertem Graben- noch besser aber Mistpfützenschlamm scharf gedüngt ist, wird gewiß gute Früchte liefern. Dieses kann im Frühjahr zurecht gemacht, und wenn es sich hierauf etwa zu sehr setzt, mit eben dergleichen Erdreich nochmahls erhöhet werden. Daß man es bis zur Pflanzzeit nicht vom Unkraut überziehen und von demselben die besten Nahrungstheile aussaugen lassen dürfe, brauche ich wohl nicht erst zu erinnern, weil es allen und jeden Gewächsen gewiß wenig Nutzen bringt.

3) Die Kerne, so wie es bey den Gurken gemeiniglich zu geschehen pflegt, in das Land zu legen, ist aus folgenden Gründen gar nicht anzurathen.

Einmahl sind sie zu vieler Gefahr, von Würmern gefressen zu werden, ausgesetzt.

Zwey

Zweytens, treiben sie ihre Hauptwurzel zu tief in den Erdboden hinein.

Diese ist der Gefahr bey anhaltender Nässe in Fäulniß zu gerathen, aus dem Grunde mehr unterworfen, als wenn sie nicht so tief stände.

Drittens pflegen die Melonenkerne, vornähmlich die schon verschiedene Jahre alten, oft lange zu liegen, ehe sie aufgehen, wenn sie besonders durch keinen anhaltend starken Grad der Wärme es eher zu thun veranlasset werden; dieser läßt sich aber im freyen Lande nicht leicht denken. Es gehet darüber bis zum Aufgehen viele Zeit unnöthiger Weise vorbey, in welcher die Pflanzen schon verschiedene Blätter hätten haben können. Diese kann erspart werden; denn bey einer Cultur von solchen Pflanzen hat man niemahls viele Zeit zu verliehren.

Das sicherste Mittel, die Pflanzen zu der Zeit, wenn man es wünschet, im Lande stehen zu sehen, ist dieses, daß man sie vorher in der warmen Stube ziehet und alsdann versetzet. Der Anfang der Erziehung darf vor der letztern Hälfte Aprils nicht gemacht werden, weil die Pflanzen sonst zu alt seyn und den Anfang zum Verbutten machen würden.

Die Pflanzen vor dem May der freyen Witterung bloß zu stellen, würde aber zu wagslich seyn. Man erwarte also gedachte Zeit, lege alsdenn einige Kerne mehr als nöthig sind, weil manche verdorben seyn können, zusammen in einen Blumentopf, und lasse sie dünn mit Erde bedeckt auf dem laulichen Ofen oder an dem verschlossenen Fenster durch die Sonnenwärme austreiben, da sie denn hernach mit wenigem laulichem Wasser eingeschlämmt werden können. Von dem Wasser dürfen sie dabey nicht mehr

bekommen, als daß sich die bey dem Versetzen nöthige ganz lockere Erde an die zarten Wurzeln anlegen kann.

Diese Erziehung ist möglich, aber nicht allemahl rathsam, denn sollte zu der Zeit, wenn sie nothwendig in das Land gebracht werden müssen, die Witterung zu rauh, oder naß seyn, so würde es dergleichen zarten Pflanzen, die die freye Luft noch gar nicht, oder nur sehr wenig genossen haben, gewiß sehr empfindlich fallen; und sie länger bey einander stehen zu lassen, wäre, wegen der Beschädigung der indeß zu groß gewordenen und in einander verwickelten Wurzeln gar nicht anzurathen.

Es ist demnach viel vorzüglicher, wenn alltäglich, nach den in einem Topfe bey einander liegenden Kernen gesehen, und jeder, der zum Keimen den Anfang gemacht hat, in ein kleines mit schicklicher Erde gefülltes Töpfchen gelegt und darin ein wenig begossen wird. Haben diese Töpfchen ihren Stand auf dem laulichen Ofen, so können sie daselbst so lange stehen bleiben, bis das Aufgehen erfolgt, alsdenn aber müssen sie an ein zur Sonne wohlgelegenes Fenster, welches bey Nacht und rauhem Wetter verschlossen bleibt, bey warmer Witterung und Sonnenschein hingegen aufgemacht werden muß, gestellet werden.

So bald zu Anfange des Mays warme Witterung einfällt, ist die Versetzung vorzunehmen; in deren Ermangelung aber warte man noch einige Zeit. Wenn jede Pflanze in einem Topf allein steht, so schadet ihr ein solcher Verzug, der nur nicht zu lange währt, weniger, als wenn viele bey einander wären, denn einmal hat sie auf wenige Zeit Nahrung genug darin

und

und zweytens dürfen die Wurzeln bey dem Versetzen nicht von Erde entblößt werden, weil diese mit dem Ballen geschieht. Indessen säume man nicht ohne Noth seine Pflanzen an einem sonnenreichen Tage, ohne ihnen vor der Sonne Schutz zu geben, in das Land zu bringen, weil sie sonst leicht verbutten könnten. Es wird zu dem Ende der Topf dergestalt umgestürzt, daß der Ballen ganz bleibt.

In die schon vorher gemachte Grube wird etwas recht feine Erde gestreut, der Ballen so darauf gesetzt, daß er nirgends hohl steht, und mit eben so lockerer Erde umschüttet. Ist diese ganz trocken, so kann etwas laulichtes Wasser, ohne Berührung der Pflanzen, um solche gegossen werden; widrigenfalls aber warte man so lange damit, bis die Pflanze durch ihr etwas welkes Ansehen es selbst verlanget. Oft wird das Begießen den ganzen Sommer nicht nöthig seyn, weil sich hier die Feuchtigkeit ohnedieß länger erhält, als in der lockern Erde eines Mistbeetes, zumahl wenn dieses schon alt ist, und die feuchte Ausdünstung des Mistes aufgehöret hat.

4) Melonen gedeihen in einer zu nahen Nachbarschaft nicht, weil sie sich einestheils die Nahrung nehmen, anderntheils und hauptsächlich aber darum, weil ihre sich weit ausbreitenden Ranken sonst über einander herwachsen und den Früchten den Sonnenschein auch oft entziehen würden. Es ist zu dem Ende ein vier Schuh weiter Abstand von einer Pflanze zu der andern erforderlich. In dieser Entfernung sind sie sich selbst nicht nur nicht hinderlich, sondern die fernere nothwendige Beschäftigung mit ihnen, kann

auch solchergestalt desto leichter vorgenommen werden *).

5) Es sind die Melonen zuverlässig zartere Gewächse, als die Gurken; sie erfordern auch mehreren Schutz vor der Kälte und zwar um so viel mehr, weil wir sie eher als jene in das Land bringen müssen, wenn wir brauchbare Früchte von ihnen erhalten wollen. Es ist ihnen also wenigstens durch den ganzen May eine Bedeckung bey Nacht nöthig, welche anfänglich ein des Abends darauf gestürzter Blumentopf seyn kann; weil dieser aber, wenn die Pflanzen größer werden, hierzu nicht mehr brauchbar wäre, so ist es gut, wenn das ganze Beet mit Brettern, wie die Mistbeetkasten, eingefaßt wird. Diese können des Nachts mit Rohr- oder Strohdecken zugedeckt werden. Damit sie nun aber nicht auf die Pflanzen fallen, so müssen verschiedene Stangen über den Kasten quer herüber gelegt werden.

Diese Bedeckung, es mögen Töpfe oder Decken seyn, wird des Morgens, so bald es nur warm ist, wieder abgenommen, damit die Pflanzen des Sonnenscheins, so lange als möglich, genießen können. Je länger dieser Nachtschutz währet, desto besser ist es. Wenn aber im Junius die Nächte warm werden, so ist er so nöthig nicht mehr; denn nun sind doch Reife und kleine Fröste so gewöhnlich nicht, als im May, und die Pflanzen sind auch schon dauerhafter, und einer kühlen Luft mehr gewohnt, als in ihrer zarten Jugend.

Von

*) Für die kleine Orangenmelone, welche sehr auslaufen soll, würde ein Raum von 2 bis 2½ Schuhen hinreichend seyn.

Von der übrigen Behandlung, als dem Beschneiden der Ranken und dem Warten der Früchte, darf ich hier nichts mehr sagen, da dieses im Vorhergehenden zur Genüge gezeiget worden ist. —

Die Römer glaubten ein Mittel zu besitzen, die Melonen wohlschmeckender und gewürzhafter zu machen. Dieses bestand darin, daß man die Kerne lange Zeit zwischen trocknen Rosenblättern aufbewahrte, und sie alsdann mit denselben in die Erde legte. Eben so hat man auch geglaubt, daß, wenn man sie drey Tage vor dem Legen in Milch oder Meth weichte, so würden die Früchte davon viel süßer und zarter. Es ist aber bekannt, daß alles dieses wenigen oder gar keinen Einfluß auf die Verbesserung der Früchte hat, sondern sogar öfters schädlich ist.

Neuerlich hat man in Frankreich einen andern Versuch der Art vorgeschlagen, welcher sich auf die Erfahrung gründet, daß die untere Fläche der Pflanzenblätter überaus geschickt ist, die Feuchtigkeiten der Erde einzusaugen, und dadurch zur Ernährung der ganzen Pflanze merklich beyzutragen. Man sollte also um die Zeit, wenn die Melonen reif zu werden beginnen, eine Anzahl Blätter mit ihren untern Flächen über aromatische Infusionen, z. B. Muscat-, Rosen- oder Orangenblüthwasser anzubringen suchen, und erwarten, daß sich etwas vom Geiste derselben in sie hinein zöge und weiterhin den Säften der Früchte mit beymischte. Versuche der Art, wie sie Herr Bonnet bereits mit andern Pflanzen angestellt hat, würden allerdings interessant seyn, die Erwartung würde nicht ohne allen Erfolg bleiben, und man könnte vielleicht auch auf die-

sem Wege zu einiger nähern Kenntniß der Pflanzenökonomie gelangen.

Von der Beschaffenheit der Melonen in verschiedenen Weltgegenden.

Nach Bauhin [1]) sind die Melonen in Italien, Spanien, und dem mittäglichen Frankreich, in Oesterreich und Ungarn sehr schön, aber im nördlichen Frankreich, in England, Holland ꝛc. erreichen sie nicht ihre völlige Reife, und behalten also einen faden und wässerichten Geschmack. Sie erfordern eine gemäßigte Wärme, in heißen Climaten arten sie dagegen aus, in Indien sind sie unschmackhaft. Von Linschoten zieht die spanischen Melonen den ostindischen vor, letztere können nicht ohne Zucker gegessen werden [2]). Nur einige Große in Indostan können gute Melonen haben; sie lassen sich Kerne von einer trefflichen Art aus Persien kommen, und besorgen die Pflege derselben mit außerordentlicher Sorgfalt. Doch hilft diese sorgsame Wartung nur im ersten Jahre; denn das widrige Clima macht, daß sie bald ausarten. Auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung behalten die Melonen ihre Güte nicht länger als ein oder zwey Jahre nachher, wenn sie aus Europa hinüber gebracht worden, im dritten arten sie aus. Auf Amboina sind die Melonen elend und wässericht [3]). In Rio da Janeiro schmecken sie mehlicht und fade [4]).

Doch

1) Bauhin hist. plant. T. II. p. 845.
2) I. T. et I. I. de Bry Ind. Orient. P. IV. p. 25.
3) Valentin oud en nieuw Oost Ind. D. III. A. I. p. 254.
4) Hawkesworth relation des voyages dans l'hemisphere merid. T. II. p. 254.

Doch ist es bekannt, daß in einem sehr heißen Clima, in Surinam, unsere Melonen ausserordentlich groß, wohlschmeckend und vortrefflich sind. Der Boden ist dazu daselbst sehr feucht, und man pflegt bey trockner Witterung die Melonen allemal zu wässern. Auf den amerikanischen Inseln, wo die Seeluft so ungemein feucht ist, kann man, nach Labats Bericht [1]), unter 50 Melonen so sehr nach einer schlechten suchen, als in Europa nach einer guten; er fand sie von sehr feinem Geschmack, von lieblichem Geruch, und dem Magen bekommen sie ungemein wohl. Oldendorp bezeugt, daß auf den dänischen Antillen die Melonen sehr süß und wohlschmeckend sind. In Louisiana übertreffen die Melonen alle europäischen Arten [2]).

Die von Valencia werden allen spanischen vorgezogen. Höst meinte, die Zuckermelonen in Cadiz überträfen die morokkanischen, die er doch auch sehr rühmt. Shaw fand die Melonen in Alger weit lieblicher von Geschmack als die englandischen, und das konnte auch wohl nicht anders seyn. Pattin bemerkte einen Unterschied zwischen den welschen und österreichischen Melonen, doch hielt er dafür, daß beyde Arten sich sehr nahe kommen [3]). Die Melonen, die Tournefort in einem armenischen Kloster fand, übertrafen, nach seinem Urtheil, nicht allein alle levantischen, sondern auch die besten pariser [4]). Auch mußten die Melonen, die Wheeler auf

der

1) Voyages aux Isles de l'Amerique T. I. p. 372.

2) Jeffery's natural and civil history of the french dominions in North- and South-Amer. T. I. p. 155.

3) Relat. des voyag. en Allemagne, Angleterre, Hollande etc. p. 27.

4) Voyage du Levant. T. III. p. 193.

der Insel Zante im griechischen Archipel fand, besonders die weißen, die nach Ambra rochen, ihm bey weitem wohlschmeckender vorkommen, als alle europäischen.

In der Türkey läßt man die Melonen überreif werden, und ißt sie alsdann mit Löffeln [1]). Die türkischen Melonen soll man in Italien sehr schätzen, ungeachtet Plati sagt, daß sie mit den vortrefflichen Arten, die in der Lombardey fortkommen, nicht dürfen verglichen werden [2]). Otter rühmt die Melonen in Diarbekir ganz ungemein, ungeachtet man sich dort mit ihrer Cultur weiter keine Mühe giebt, als daß die Kerne an das Ufer des Flusses gelegt, und mit Taubendreck vermischt werden, nachdem das Wasser etwas abgelaufen.

Auf den Inseln des ägäischen Meeres sollen die schönsten Melonenarten wachsen. Die besten fand Tournefort auf der Insel Milo. Troilo rühmt die cyprischen [3]). In Athen sind sie unvergleichlich [4]). Auf der Insel Malta glaubte du Mont die schönsten Melonen von der Welt zu finden, da sie zuckersüß waren und im Munde schmolzen [5]). Ungeachtet de la Lande vortreffliche Melonen in Languedoc aß, so fand er doch die von Bologna noch besser: man ißt sie dort mit einer Art Wurst, die man Mortadelli von Bologna nennt [6]). In Rom legt man mehr Werth auf die Melonen, die in Perugia angebaut werden, als auf alle übrigen Melonen

1) Thevenot Verfolg der morgenländischen Reise, S. 76.
2) Voyag. en différens pays de l'Europe. T. II. p. 199.
3) Orientalische Reisebeschreibung, S. 38.
4) Chandlers Reisen in Griechenland, S. 130.
5) Nouv. voyag. du Levant. p. 150.
6) Voyages d'un François en Italie T. II. p. 118.

Melonen in Italien [1]). Pilati behauptet zwar, daß er in ganz Neapel keine gute Melonen gesehen habe. Indessen vergleicht d'Arvieux die herrlichen Melonen auf dem Berge Carmel mit denen, die in Neapel und Amerika wachsen [2]). Carreri sagt, daß viele die Parabiten-Melonen in Neapel zu den besten Arten zählen, ungeachtet er, nach seinem Geschmack, die persischen, besonders die grünschaligen, unter dem Nahmen Puost-sabs, bey weitem vorzieht [3]). Er ist aber auch nicht der einzige, der die persischen Melonen so wohlschmeckend findet; Tavernier bezeugt, daß die Melonen im obern Persien, besonders in Chorasan, und den Provinzen, die nahe an die Bukharey gränzen, alle andern weit übertreffen [4]). Chappe d'Auteroche zieht die Melonen in Kasan vor [5]). Wer weiß, ob diese nicht alle von einem Mutterstamme herkommen, der in der Bukharey gefunden wird? Dieses Land ist deswegen bekannt, daß es die schönsten Melonen hat, und das glückliche Clima desselben trägt eher dazu bey, dieselben zu veredeln, als daß es die Ausartung befördern sollte.

Wenn die Melonen in einem günstigen Clima gezogen werden, wo sie gut gerathen, und wenn es vorzügliche Arten sind: so gehören sie unstreitig zu den ersten unter allen Leckerbissen. Daher hielt auch Cavazzi die vortrefflichen Melonen in Italien für das leckerhafteste, was er je gegessen, ehe er Nizesso in Angola geschmeckt hatte [1]).

1) Keyßlers neueste Reisen nach Deutschland, Böhmen ꝛc. Th. I. S. 466.
2) Merkwürd. Nachrichten Th. II. S. 287.
3) Churchill T. IV. p. 154.
4) Tavernier T. I. p. 419.
5) Voyag. en Siberie T. II. p. 544.

hatte [1]). Browne sagt, daß die Melonen in Jamaika so vortrefflich seyn, daß sie zu den größten Delicen aus dem Gewächsreiche in jenen Gegenden gerechnet werden könnten [2]). Man hat sogar gefunden, daß die Melonen nahrhaft sind: und Höst berichtet unter andern, daß diese Frucht den größten Theil der Nahrungsmittel des gemeinen Mannes in Marokos ausmache. In den heißen Klimaten können überhaupt die Melonen ohne Schaden in großer Menge genossen werden; dies kann in nördlichen Gegenden nicht geschehen [3]).

Es ist zwar im Allgemeinen nicht auszumachen, ob die großen oder die kleinen Melonen die besten sind, indessen kann ich Plinius Nachricht doch nicht mit Stillschweigen übergehen, der uns erzählt, daß in dem alten Rom, wo man sich doch sehr gut auf Leckereyen verstand, die kleinen Melonen hauptsächlich gesucht wurden; die großen habe man den Provinzen überlassen [4]). Auch in Paris legt man mehr Werth auf die sogenannten Sucrins und verschiedene auserlesene kleine Arten, als auf die großen Marechés. Besonders liebt man fast allgemein die kleine Varietät, die man in Florenz Cantalupi nennt, wovon oben ausführlich gehandelt worden ist; diese wird

1) Relat. de l'Ethiop. occident. T. I. p. 141.

2) Civil and natur. history of Jamaica p. 353.

3) „Im südlichen Rußlande," sagt Forster, „sind die Melonen in großer Menge und äußerst wohlfeil; denn man kauft bis 7 oder 8 Stück für 5 Kopeyken. Es kommen täglich im Julius und August ganz ansehnliche Böte voll, den Wolgastrom von Astrakan und Zaritzin und den dazwischen liegenden Stanitzen der Kosaken, herab. Jedermann ist sie in großer Menge. Doch hält man die Arbusen oder Wassermelonen für gesunder, als die gewöhnlichen Melonen, welche völlig wie Gurken aussehen."

4) Hist. natur. L. XIX. c. 5.

wird in Schweden auch am meisten gesucht, da sie am wenigsten fade und wässericht wird. Pislati fand diese Cantalupi in Holland so vortrefflich, daß er dagegen alle große neapolitanische Melonen verachtete.

In der Ecole du jardin potag. werden vier Arten von Melon de Florence oder Cantalupi angegeben, nämlich eine grüne mit rothem Fleische, eine braungelbe, eine weiße, eine schwarze oder dunkelgrüne, die, wegen ihres süßen und weinartigen Geschmacks, für die beste unter allen gilt, und in Italien il melone del Lanti genannt wird. (S. oben, S. 215.) Skippon fand die erste von diesen vier Spielarten, die er in Florenz unter dem Nahmen il melone di mele aß, am angenehmsten [1]). Ueberhaupt hält Bauhin [2]) unter andern die Sucrins für die schönsten Melonen, und beschreibt sie, daß sie ein so festes Fleisch hätten und so süß wären, als ob sie mit Zucker eingemacht seyn. Die kleinen Melonen werden auch mehrentheils früher reif, und ertragen den kalten Sommer und die Herbstwitterung bey uns, ohne ihren Geschmack zu verlieren. Bauhins Muscatell-Melonen sind die kleinen Sucrins, die so groß wie eine Pomeranze, und sehr lieblich von Geschmack und Geruch sind [3]). Eben diese rühmen Penna und Lobel wegen ihres vortrefflichen Geschmacks, und weil sie den Geruch von Bisam haben [4]). In China findet man eine sehr kleine Art Melonen, die man mit der Schale, wie einen Apfel, essen kann [1]).

1) Churchill T. VI. p. 64.
2) L. c. p. 242.
3) L. c. p. 244.
4) Adverl. stirp. p. 286.

kann [1]). Eine andere Gattung von der Größe eines Enteneyes, ist in Persien nicht sowohl wegen ihres Geschmacks, der gar nicht beträchtlich seyn soll, als vielmehr wegen des ausserordentlichen Geruchs sehr beliebt. Die Perser kennen fast keinen angenehmern Geruch [2]). Linné macht eine eigene Art Cucumis Dudaim daraus; in Persien heißt sie Schamame [3]). Man trägt sie beständig in Händen, um immer daran zu riechen. Zu eben dem Zwecke hat man diese Frucht in Deutschland, England und Italien verschiedentlich gezogen, und Herard fand sie in Rom vor den Fenstern verschiedener Kardinäle [4]).

Doch ist zu glauben, daß einige von den größern Arten eben so wohlschmeckend seyn können, da man siehe, daß verschiedene Reisende dergleichen große Melonen sehr angenehm gefunden haben.

In Paris hält man es für allgemein nachtheilig, daß die Gärtner, die sich mit dem Melonenbau abgeben, mehr darauf bedacht sind, um ihres Gewinnstes willen, recht große Melonen zu ziehen, und sie zu dem Ende übermäßig wässern, als daß sie den feinen Geschmack derselben befördern sollen [5]). Wer diese Melonen oft genießt, wird bald diese Frucht nicht mehr für etwas Leckerhaftes halten. Indessen giebt es doch gewisse Arten von Melonen, die sehr groß werden, und doch wohlschmeckend sind, wenn nähmlich der

1) du Halde Beschreibung des chinesischen Reiches und der großen Tatarey, Th. II. S 170.
2) Celsii hierobotan. T. I. p. 13.
3) Dies Wort bedeutet einen höchst angenehmen Geruch.
4) Raji hist. plant. T. III. p. 333.
5) Ecole du jardin. potag. p. 220, 228.

der Boden und das Klima ihnen günstig sind. Unter den köstlichen Melonen auf den amerikanischen Inseln sahe Labat so große, daß er in der Folge nirgends dergleichen wieder antraf, ausgenommen in Terni in Italien [1]). Bossu fand sie in Louisiana ungewöhnlich groß und doch wohlschmeckend [2]). Jürgen Andersen sahe große und süße Melonen in Mosul [3]) und auf der Insel Zante sahe sie Chandler ebenfalls sehr groß und wohlschmeckend. In Aleppo waren sie, nach Thevenots Bericht ungemein lang und zuckersüß. Radzivill erinnerte sich nirgends größere Melonen gesehen zu haben, als auf der Insel Cypern, wo sie fast drey Viertel Ellen lang waren und vortrefflich schmeckten. Bauhin sahe eine Melone aus Montbeliard, die eine Elle lang und krumm wie ein Horn war, dabey aber süß und lieblich schmeckte. Indessen ist dies doch nichts gegen die Größe der Melonen, die Busbeq in Mingrelien fand, und die, wenn man seinen Berichten Glauben beymessen darf, eine Länge von 3 Schuh hatten, und sehr wohlschmeckend waren [4]). Olearius bekam in Moskwa eine Melone zum Geschenk, die 40 deutsche Pfund wog, und sehr süß und gut war. Wahrscheinlich war diese große Melone die Wassermelone, welche die Rußen Arbusen nennen. Im Morgenlande heißt diese Art Karbus. In Ispahan erlangen die Melonen oft eine Größe von 20 deutschen Pfunden: auch halten sie sich ein ganzes Jahr hindurch, wenn sie in wohl ver-

1) Voyage en Espagne et en Italie T. VII. p. 87.
2) Voyage aux Indes occident P. II. p. 19.
3) Orientalische Reisebeschreibung, S. 170.
4) Busbequii legation. turcic. epist. III. p. m. 162.

verschlossene Fässer gepackt und mit Schnee bedeckt werden [1]).

Wie groß die Melonen in der Bukharey sind, und ob es mehrere Arten davon giebt, ist nicht bekannt, aber sie müssen zu den köstlichsten in der Welt gerechnet werden, da allenthalben ihrentwegen Nachfrage geschieht. — Hasselquist sagt von den gewöhnlichen ägyptischen Melonen, daß sie welker von Fleisch seyn und bey weitem nicht den lieblichen Geschmack haben, als die, die in Schweden aus sibirischen Kernen gezogen werden [2]). Diese Bemerkung scheint dem sibirischen Klima eine außerordentliche Wärme beyzulegen, da die Melonen dort zu einer so vorzüglichen Güte kommen sollen. Indessen will Hasselquist damit unstreitig nur sagen, daß die Melonenkerne über Sibirien nach Schweden kommen. Nach Sibirien kommen sie unstreitig aus der Bukharey: denn Perry sagt von einigen vortrefflichen Melonensorten, die er in Moskwa aß, und deren Geschmack er so herrlich fand, daß er glaubte, nichts Leckerhafteres essen zu können, die Russen ließen sie sich aus der Bukharey über Sibirien kommen [3]). Dies stimmt auch mit der Nachricht überein, die wir oben von dem Eifer gaben, womit in Chorasan, einer an die Bukharey gränzenden Provinz Persiens, der Melonenbau betrieben wird. Die Einwohner von Bukharey treiben mit ihren Melonen auch starken Handel nach Indostan [4]).

Ber-

1) Le Brun voyage par la Moscovie en Perse et aux Indes orient p. 229.
2) Iter Palaest. p. 491.
3) Perry état présent de la grande Russie p. 120.
4) Schreiben an Herrn Colbert, von der Größe des Reichs Indostan, S. 8.

Bernier sahe auf dem Obstmarkte zu Delhy eine große Menge der herrlichsten Melonen, die sich den Winter über hielten. Die Omrahs und Großen in Indostan kauften sie sehr begierig und zu ungemein hohen Preisen auf, weil es dort schwer hält, gute Melonen zu ziehen. An einem andern Orte erzählt er, daß die Gesandten der Usbekischen Tataren und der Bukharischen Nation dem großen Mogul unter andern Geschenken auch verschiedene Kameel-Ladungen von den ausgesuchtesten Früchten, und unter andern vortreffliche Melonen mitgebracht hätten, und daß dem Mogol der letztere Artikel besonders willkommen gewesen sey. Du Halde spricht von einer Art Melonen, die aus Hami [1]) in der großen Tatarey komme, einen unvergleichlichen Geschmack habe, sich den Winter über halte, und auf den Tisch des chinesischen Kaisers komme. An einem andern Orte [2]) bestätigt er dies, und fügt hinzu, der Kaiser von Sina pflege, als außerordentliche Gnadenzeichen, diese Melonen zu verschenken. — Unstreitig war es eine von diesen Melonen, die der russische Resident Lange, nebst andern Früchten in Peking vom Kaiser erhielt, und die er ganz außerordentlich wohlschmeckend fand [3]).

Auch Schwarz sagt, da er von den Melonen spricht, die der chinesische Kaiser dem russischen

1) Hami oder Chami heißt auch Kamul, Khamul Kamil, Hamil, und Cameçu. Siehe Forsters Geschichte der Entdeckungen im Norden, wo mehrere Nachrichten von dieser Stadt und Landschaft stehen, die zu der Provinz Tangut vor diesem gehörte. S. auch Prevost hist. générale des voyages, T. VI. p. 456

2) Epitre aux Iesuites de France vor den Lettres édifiant. T. XVIII. p. 35.

3) Journal der Reise nach China im veränderten Rußland, S. 85.

fischen Gesandten verehrte, in dessen Gefolge er war, daß diese Frucht aus der Bucharey komme und in China für eine große Seltenheit gelte.

Wir kennen aber die Spielarten der Melonen bey weitem nicht gehörig, und es mag immer wahr seyn, was Cäsalpin behauptet, daß die Abarten derselben unzählig seyen [1]). Auch hat kein Botanist, seit Cäsalpins Zeiten, unternommen, ein Verzeichniß dieser Abarten zu geben. Le Brun behauptet, daß es in Ispahan 25 und mehr bestimmte und nahmhafte Sorten gebe, wovon die meisten vortrefflich seyen. Gmelin [2]) beschreibt 15 Arten, die er an einem Orte in Gilan verkaufen sahe, von denen er auch Zeichnungen giebt. Unter diesen zeichnen sich vorzüglich zwey aus, nähmlich Adschiselami und Kalagork. Die erstere ist länglicht, hellgrün, mit einem weißlichten Netze, rothem Fleische und einem balsamischen Geruch und vortrefflichen Geschmack. Die andere ist rund, mit tiefen Furchen versehen, und hat rothes Fleisch und einen trefflichen Geschmack.

Man findet bey andern Schriftstellern noch verschiedene merkwürdige Spielarten genannt. Die sogenannte Kischmisch in Persien, ohne Kerne, ist sowohl frisch als gedörrt vortrefflich [3]). Tavernier erwähnt einer angenehmen Melone, die so festes Fleisch hatte, als eine Renette, und die er in Yezd in Persien fand; de Maillet einer kugelrunden Art, mit grünem Fleisch, die er in Aegypten fand, und die ganz herrlich von

Ge-

1) De plantis L. IV. c. 5.
2) Reise durch Rußland, Th. III. S. 388.
3) Della Valle Reisebeschreibung in unterschiedliche Theile der Welt, Th. II. S. 46.

Geschmack war [1]). In Frankreich hält man die sogenannte Melon d'Avignon oder St. Nicolas, die ein rothes, saftiges, zuckersüßes und weinartiges Fleisch hat, für die feinste Gattung [2]). Richelet fand eine sogenannte brodirte Melone so außerordentlich lecker, daß er sie un bon, un excellent, un divin Melon nannte [3]).

Cäsalpins Grundsatz, daß die Melonenarten sich noch immerfort vervielfältigen, erhält auch dadurch Bestätigung, daß wir wissen, wie sehr sie ausarten, wenn sie in ein unschickliches Clima verpflanzt werden. — Vor mehreren Jahren wurde in Frankreich eine neue Erfahrung gemacht, die diesen Grundsatz ebenfalls mit beweisen hilft. Mallet erzählt [4]), daß die Blüthe eines Kantaluppe mit dem Blumenstaube einer nahe dabey stehenden Wassermelone befruchtet worden, es sey eine neue Abart daraus entstanden, die gelbes Fleisch, carminrothe Kerne hatte, und an vortrefflichem Geschmack alle Melonen übertraf, die Mallet in Amerika gegessen hatte. Das merkwürdigste dabey ist, daß die Kerne dieser neuen Melone wieder Früchte von derselben Art hervorbrachten.

Ueberhaupt giebt es, wie es oben schon bemerkt wurde, keine Frucht, die sich so ungleich ist, und in ihrem Aeußern so wenig übereinkommt. Auf einer und derselben Pflanze wachsen öfters Früchte, die ganz ungleich aussehen, und wenn sie auch ein völlig ähnliches Ansehen haben, dennoch sehr verschieden von Geschmacke

 sind.

1) Descript. de l'Egypte, T. II. p. 101.
2) Ecole du jardin. potag. p. 221, 222.
3) Dictionnaire de la langue franç.
4) Journal de Paris. 1780. n. 288.

sind. Ein französischer Dichter, der die Unzuverlässigkeit der Freunde in unsern Tagen schildern wollte, konnte wirklich kein treffenderes Gleichniß wählen, als das, was er von den Melonen entlehnte:

Les amis de l'heure présente
sont du naturel du melon:
il en faut goûter plus de trente,
avant que d'en trouver un bon.

Von der Berechnung der Melonen für die Tafel.

Die für eine Tafel nöthige Anzahl der Melonen läßt sich nicht so, wie etwa bey dem Obste, berechnen. Denn wenn man sie auch nach der Zahl nehmen wollte, so sind sie sich doch in der Größe sehr ungleich. Man kann aber dabey auch auf die Classen der Speisenden Bedacht nehmen, da einige geringe, andere mittelmäßige, noch andere starke Melonenesser sind.

Wo die mehresten Melonenarten in dem eigenen Garten des Hauses gebauet werden, oder in großen Städten, wo man ohne Weitläuftigkeit die Sorten finden, oder die erforderliche Zahl der Früchte bald zur Stelle haben kann: da läßt sich am ersten ein Zahlenmaß zuwege bringen, und ausfinden, wie viele Melonen man auf dem Nachtische haben müsse. Wenn man sich aber die Früchte von andern Orten muß zusenden oder holen lassen, so wird die Proportion für die Tischgenossen immer weniger genau herauszubringen seyn, indem man die Früchte nicht überliegen lassen darf, damit sie nicht abschmekkend und überreif werden.

Wenn die ersten Melonen noch sehr selten sind, so wird man freylich sehr sparsam damit um-

umgehen müssen. In diesem Falle pfleget der Vorschneider, oder die Vorschneiderinn, die Melonen in so viele Schnitte abzutheilen, daß jedem Tischgenossen davon präsentiret werden könne.

Ist man weiter im Jahre, und die Melonen sind nun häufig vorhanden, so kommt es vorzüglich auf die Sorte und Größe der Frucht an. Sind es Netzmelonen, so kann man solche etwa halb durchschneiden, und jedem Tischgenossen die Hälfte, die nicht abgeschälet und von Kernen befreyet worden, zueignen; so daß noch ganze Melonen übrig bleiben, um denen, die mehr essen wollen, annoch nachgeben zu können.

Hätte man aber Kantaluppen in Menge, so könnte man jeder Person eine ganze Frucht überreichen, und zwar so, daß gleichfalls welche übrig bleiben, um davon starken Melonenessern noch nachzugeben. Die Kantaluppen haben ohnedem, ihrer Schale wegen, weniger eßbares Fleisch, als die andern Sorten. Die geriefelten Melonen haben auch weniger Fleisch, als die Netzmelonen.

In der allerletzten Melonenzeit werden die Früchte eben so rar und schätzbar, wie die allererstен des Jahres, und dann behandelt man sie natürlich mit eben der Sparsamkeit, wie die ersten Früchte *).

Die Melonen erfordern aber, gleich den Gurken, kraftvolle Verdauungsorgane, und viel innerliche Wärme, wenn sie ohne Nachtheil genossen werden sollen, weil sie sehr stark kühlen, deshalb den Grad des Reizes, der zu einer guten Verdauung nothwendig ist, zu sehr

*) S. Germershausen's Hausmutter Th. III. S. 272 ff.

herabstimmen, und dadurch Veranlassung zu Blähungen, Kolik, Magenkrampf, Durchfall, Wechselfieber ꝛc. geben können. Zur Verhütung dieser üblen Folgen pflegen die Franzosen, sehr zweckmäßig, Rettig nach den Melonen zu essen; zu ähnlichem Zwecke würzt man sie mit Salz und Pfeffer und trinkt dabey guten Wein. Ueberhaupt paßt der Genuß der Melone nur für die heißesten Himmelsstriche, wo der Körper überflüßig mit Wärmestoff erfüllt wird; in unserm Klima nur für Menschen, die durch hitzige Getränke und Gewürze zu viel Reiz in ihrem Körper erregt haben, oder wo durch Krankheiten ein ähnlicher Zustand entstanden ist.

Melonen auf verschiedene Weise zum Genusse zuzurichten.

Melonen zu candiren. Man schneidet die Melonen in Viertel, nimmt alles Inwendige heraus, und thut so viel dünnen, aus zerlassenem weissen Zucker gekochten Syrupp hinein, als nöthig ist, die inneren Wände der Melone zu bedecken. Man lässet sie darauf im Syrupp sieden, bis sie ganz weich sind, und setzet sie dann im Syrupp zwey bis drey Tage bey Seite, sorget aber dafür, daß sie vom Syrupp über und über bedeckt seyen, damit er sie völlig durchdringen könne. Alsdann nimmt man den Syrupp heraus und siedet ihn zur Candir-Höhe, tunket die Viertel hinein, und leget sie in einem Siebe zum Abtrocknen entweder vors Fenster oder in einen mäßig geheizten Ofen.

Melonen zu backen. Man schält dieselben, macht die Kerne nebst dem Inwendigen heraus, schneidet sie in längliche Striemchen, nach

der

der Länge der Melonen, und bestreut sie mit Zucker. Wenn sie eine Weile damit durchzogen sind, so bereitet man einen guten Teig oder Klare, wie man sonst zu gebackenen Aepfeln, Birnen, u. s. w. zu brauchen pflegt, tunkt die Melonenschnittchen darein, und bäckt sie hernach in Butter aus, beym Anrichten aber streut man Zucker und Zimmt darauf.

Melonen-Confitüre. Die Melonen werden geschält und geschnitten, und wenn auch nicht in Salzlake eingelegt, doch mit Salz eingesprengt, nach einigen Tagen aber wieder eingewässert und abgetrocknet. Nachher werden sie in Zucker weich gesotten, und wenn man sie wieder heraus genommen hat, so läßt man den Zucker zu seiner gehörigen Dicke einsieden, und wenn er wieder kalt ist, so gießt man ihn über die Melonen in die Zuckergläser.

Melonen einzumachen. Dieses geschieht auf dreyerley Art: sauer, süß und trocken.

1) **Sauer eingemachte.** Die Melonen werden erst sauber geschält, in beliebige Schnittchen geschnitten, und acht Tage in Essig gelegt. Alsdann aber werden sie mit halb Wasser und halb Weinessig weich gesotten, wobey ein Strohhalm die Probe davon ist. Hernach werden sie mit einem Schaumlöffel ausgehoben, in ein Zuckerglas gelegt, mit Muskatenblüthen, Zimmt und Nelken bestreut, und endlich wieder so viel Weinessig darauf gegossen, daß sie damit bedeckt sind. Dann wird das Glas mit Blase verbunden und in die Sonne gesetzt.

2) süß eingemachte. Die Melonen dürfen nicht völlig reif seyn. Man schält sie nur sauber ab und schneidet sie in längliche Stücke, legt sie alsdann drey bis vier Tage in eine Salzsohle oder Lake, gießt dieselbe wieder davon ab, und füllt frische darauf.

Nach einigen Tagen aber nimmt man sie wieder heraus, wässert sie eben so lange in frischem Wasser aus, und läßt sie endlich in reinem Wasser weich sieden. Alsdenn legt man sie auf ein Tuch und trocknet sie darauf ab; siedet indessen Zucker und läutert ihn, thut die Melonen darein, läßt sie darin gar sieden, und legt sie alsdenn in Einmachegläser. Wird aber der Zucker darauf nach und nach dünne, so muß er wie ein anderes Eingemachtes wieder aufgesotten werden.

3) trocken eingemachte. Man nimmt die vorher in Zucker gesottenen und darein gelegten Melonen wieder heraus und trocknet sie so wie andere Früchte am warmen Ofen. Sie können aber auch noch auf folgende Art trocken eingemacht werden.

Man schneidet ebenfalls nicht ganz reife Melonen in Scheiben, legt sie in starken Weinessig, läßt sie einige Tage darin liegen, gießt denselben alsdann wieder ab, und füllt frischen darauf, und läßt sie darin wieder einige Tage stehen.

Endlich werden sie auf ein Tuch gebracht, abgetrocknet und in geläutertem Zucker so lange gesotten, bis sie weich sind, das heißt, bis man sie mit einem Strohhalm durchstechen kann. Dann werden die Melonenscheiben herausgenommen, in Einmachegläser gelegt, der Zucker zu der

Dicke

Dicke eines Syrupps eingesotten, und wenn er kalt ist, wieder auf die Melonen gegossen.

Melonen-Mengo oder Atsjar. Man bedient sich desselben um den Brühen und Saucen einen starken und angenehmen Geschmack zu geben, und bereitet es auf folgende Art zu:

Man reibt nur halb ausgewachsene Melonen mit einem Tuche sauber ab, und legt sie in ein Gefäß. Dann macht man eine starke Salzsohle, daß sie ein Ey trägt, läßt sie siedend heiß werden, gießt sie über die eingelegten Melonen, und deckt sie fest zu; gießt alsdenn neun Tage hinter einander die Sohle täglich ab, macht sie heiß und füllt sie wieder darauf.

Nachher macht man von acht Loth Senfsamen, Ingwer, langem Pfeffer und englischem Gewürz, von jedem vier Loth klein gestoßen und mit Weinessig einen Teig an, schneidet die Melonen auf, macht die Kerne und das Inwendige heraus, und füllt an dessen Stelle einen Löffel von dem Teige und ein paar Knoblauchzehen hinein, bindet die Melonen zu, legt sie in einen steinernen Topf fest ein, und gießt kochenden Essig darüber, daß sie damit ganz bedeckt sind; wenn nun alles erkaltet ist, so bindet man den Topf mit einer Blase zu. Wenn man die Saucen damit schärfen will, schneidet man von diesen Melonen etwas ab, thut es daran, so erhält sie dadurch einen scharfen pikanten Geschmack.

Melonenmus. Man darf die gleich zu beschreibende Suppe nur etwas dicker machen, so hat man ein recht wohlschmeckendes Mus.

Melonensuppe. Man schneidet von einer recht reifen und geschälten Melone das gute Fleisch ab, und läßt es in Würfel geschnitten in

seinem

seinem eignen Safte gar schwitzen. Man füllt alsdann Kalbfleisch-Brühe darauf, streicht es endlich durch ein Haarsieb, zieht es mit Eyerdottern ab, und richtet es über Semmelrinden an.

Anstatt des Bouillons aber kann man auch süße Sahne nehmen, doch wird alsdann Butter, Zucker und Zimmt, nebst einigen Körnern Salz dazu gethan, übrigens aber eben so zubereitet, wie die vorhergehende. Man kann aber noch einen Löffel Melonen herausnehmen, ehe man die Sahne darauf füllt, und denselben beym Anrichten mitten in die Suppen-Terrine legen.

Dergleichen noch andere. Man läßt die Melonen nicht blos in ihrer eigenen Brühe gar kochen, sondern man drückt noch den Saft von einigen Citronen darauf, thut etwas Zucker dazu, läßt sie damit durchschwitzen, und thut einige Löffel beym Anrichten besonders daran.

Anstatt der Sahne oder der Brühe nimmt man drey Viertelquart Rheinwein, und würzt es mit Zucker, Zimmt und abgeriebenen Citronschalen, streicht es alsdann durch ein Haartuch und zieht es mit Eyerdottern ab. Beym Anrichten giebt man sie nach Belieben außer der würflich geschnittenen zurückbehaltenen Melone über Bisquit, Macronen, geröstetes Franzbrod u. dgl. Wenn man sie aber nicht zu süß haben will, so kann man noch den Saft von einer Citrone darein drücken.

Melonentorte. Man schält eine recht große reife Melone, kernt sie aus und schneidet sie in Stücke, und kocht von weißem Wein, Zucker und Zimmt ein Mus davon. Wenn es zusammen recht klar gerührt ist, so mischt man noch so viel Zwieback dazu, als zur gehörigen Dicke nöthig ist. Ist diese Fülle fertig, so be-

reitet

reitet man zur Torte einen feinen Blättertelg, füllt sie mit dem Melonenmus aus, nnd glacirt sie mit Zucker und Orangenwasser.

Ebendieselbe, noch anders. Man macht zu dieser Torte einen Butterteig, schneidet sodann die Melonen zur Fülle in längliche Scheiben, beitzt sie eine gute Weile mit Zucker und Zimmt, oder noch besser, man kocht weißen Wein mit Zucker und Zimmt so lange ein, bis er wie ein Syrupp wird, gießt ihn alsdann über die Melone und läßt sie etliche Stunden durchziehen.

Alsdann formt man von dem Teige ein Unterblatt, setzt einen gebogenen oder umgerollten Rand daran, bestreicht ihn mit Eyerdottern, und füllt ihn alsdann mit der präparirten Melone, und streut nach Belieben fein gestoßene Nelken darauf; zuletzt garnirt man sie noch mit Zucker und Zimmt; diese Torte aber verträgt beym Backen gar keine obere Hitze.

Eine künstliche Melone von Blanc-Manger in Gallerte. Man färbet ein Nößel Blanc-Manger blaßgrün mit ausgepreßtem Spinatsafte, thut es in eine Melonenform, und wenn es kalt ist, schüttet man es aus. Man nimmt sodann eine tiefe Form, und thut ein wenig kalte Gallerte auf den Boden, setzet die Melone hinein, thut etwas Gallerte blutwarm hinzu und lässet sie kalt werden. Darauf füllet man die Form mit blutwarmer Gallerte an, lässet sie die Nacht über stehen, und richtet sie des folgenden Morgens auf ein beliebiges Geschirr an, garnirt sie mit Zuckerwerk, mit Blumen, oder womit man sonst will.

Melonenzäpfchen, ein Mittel gegen entzündete Hämorrhoiden.

Ein geschwindes und angenehmes Mittel ge-

gen

gen schmerzhafte und entzündete Hämorrhoiden, wobey lange so viele Gefahr nicht ist, als bey so manchen zurücktreibenden und aus Bley bestehenden Salben, sind die Zäpfchen, die man aus einem Stücke Melonen schneidet, und sie wie ein anderes Stuhlzäpfchen beybringt. Dieses Mittel ist in Spanien sehr im Gebrauch, und in Deutschland hat unter andern Unzer es zur großen Erleichterung vieler Kranken und ohne Nachtheil davon zu bemerken versucht *).

Von der Anwendung der Melonenkerne.

Die Melonenkerne gehören nebst den Kernen von Gurken, Kürbissen und Angurien zu den vier kühlenden Samen in den Apotheken. Man verfertigt daraus einen Teig, um daraus auf Reisen oder in Krankheiten in der Geschwindigkeit eine kühlende Mandelmilch oder Orgeat zu machen, auf folgende Weise: Nehmet von diesen vier kühlenden Samen von jedem ein halb Pfund, waschet sie und trocknet sie wieder ab; thut dazu zwölf Loth süße und vier Loth bittre Mandeln, nachdem solche in warmen Wasser geweicht und geschälet worden. Stoßt alles wohl in einem steinernen Mörser mit etwas Wasser. Gebt dazu zwey Pfund Zucker, nachdem solcher auf einer Citrone abgerieben worden; reibt ihn mit jener Masse unter einander, und drückt es fest in ein steinern oder blechern Gefäß bis zum Gebrauch. Alsdenn nimmt man zu einem Quartier Wasser ohngefähr eines Eyes groß von diesem Teige; zerreibt es wohl, seihet es durch ein Haartuch, gießt es in eine Flasche, thut einige Tropfen Orangenwasser hinzu, und läßt es vorher kühl werden.

Andere

*) S. Unzer's Arzt, VI. Th. S. 171.

Andere geben dazu, unter dem Nahmen einer Melonen-Lactade oder Lattade folgende Vorschrift. Wenn man eine hinlängliche Quantität Melonenkerne beysammen hat, so werden sie in einem Mörser mit abgezogenen Mandeln recht fein gestoßen. Man rechnet aber auf zwey Loth Melonenkerne sechs Loth Mandeln, mischt noch ein Loth Zucker darunter, und gießt während des Stoßens nach und nach ein Quartier Wasser dazu.

Alsdann seihet man es durch ein Tuch oder Haarsieb, stößt es von neuem mit Wasser, bis alles recht klein zerstoßen und ein Quart Wasser darauf gefüllt ist. Soll aber diese Lactade nicht als eine Medizin, sondern blos zur Delikatesse getrunken werden: so kann man noch einen oder ein Paar Löffel Pommeranzenwasser darunter mischen. Wird sie aber für Kranke besonders zubereitet, so nimmt man in Gerste abgesottenes Wasser dazu.

Außer den im vorstehenden schon angeführten Schriften sind über Melonen, deren Eigenschaften, Wartung ꝛc. noch folgende nachzusehen:

Dan. Rhagoreus, in s. Pflanzgarten. Basel, 1669, 8. II. B. S. 113 — 124.

De melonibus, eorumque viribus, vid. Jo. Raji hist. Plant.

Jo. Jac. Mangeti Bibl. pharm. med. To. II. Geney. 1703. f. p. 227.

An Extract of Mr. de la Quintiny's Letter, written to the Publisher in french sometime ago, concerning his way of ordering Melons; now communicated in English for the satisfaction of several curious Melonists in England. C. fig. aen. In Philos. Transact. Vol. IV. for. A. 1669, No. 45. p 901 — 903 Extract of a Letter of Mr. de la Quintinie, giving some further directions and observations about Melons; promised in

a manner in the number next foregoing, Ibid. No. 46. p. 913 f.

Joh. Heinrich Gottlobs von Juſti Anweiſung von Melonen: ſteht in Nr. 51 der Götting. Polizey-Amts-Nachrichten, von J. 1757.

Extract of a Letter from the late Roger Gale to Mr. Peter Collinſon, dated Scruton in Yorkſhire, Jan. 14. 1744. concerning the Vegetation of Melon-Seeds, 33 years old. — In Philoſ. Transactions Vol. XLIII, No 475. for the Months of Jan. Feb. and March 1745. p. 265.

A Letter from Martin Triewald to C. Mortimer, dated Stockholm, Nov. 16. 1741. concerning the Vegetation of Melon-Seeds forty-two years old. — In Philoſ. Transact. Vol. XLII No 464. for May, June and July 1742. p. 115. f.

Beſchreibung der Melone, ihrer unterſchiedenen Gattungen, ihrer Eigenſchaften, ihrer Wartung, u. ſ. f. ſteht im vollſtändigen Unterrichte von den Küchengewächſen. Leipz. 1756. 8. S. 501—552.

Von Melonen, ſ. No. 40 des Berlin. Intellig. Blattes v. Jahre 1785. S. 314 f. ſteht auch im 71. St. des Hannov. Magaz. vom Jahr 1785.

Eine beſondere Art (des engliſchen Gärtners Reynold) Melonen zu ziehen, ſt. in No. 180 des Berl. Intell. Bl. vom Jahre 1785. S. 1437 ff.

Traité de la Culure du Melon. Par Mr. l'Abbé Vilin. Amiens. 1774. 12

Vilin's Abhandlung vom Melonenbaue. Leipz. 1776. 8.

Neuenhahn's Annalen der Gärtnerey. I. 37.

Gothaiſches Taſchenbuch. 1793. S. 33.

Miller's Gärtner-Lexicon. III. 121.

Bengt Bergius über die Leckereyen. I. Theil, Halle, 1792. S. 61—76. (S. den Abſchnitt von der Beſchaffenheit der Melonen in verſchiedenen Weltgegenden, oben, S. 282. ff.)

Germershauſen's Hausvater IV. B. 1 Th.

Schleſiſche Provianzialblätter, May 1789. S. 510.

Braunſchweigiſches Magazin, 1788. Col. 349.

Rund's landwirthſchaftliches Magaz. 1788. 3 Quart. S. 180.

Journal für die Gärtnerey, XIV. S. 240.

Hirſchfeld's Gartenkalender, 1783. S. 258. 1784. S. 331.

Borows.

Borowsky's Almanach 1783. S. 247.
Lichtenberg's Magazin, I. B. 2 St. S. 74.
Feuereisen's feine Gärtnerey, S. 154.
Leipzig. Intell. Bl. 1779, S. 106.
Busch Almanach der Fortschritte ꝛc. in Wissenschaften, Künsten, Manufacturen ꝛc. VI. Jahrg. Erfurt, 1802. S. 527 fl. (S. den Abschnitt, Melonen mit Dampf zu treiben, oben, S. 262 fl.)

*

Von den Wassermelonen, eigentlich **Wasserkürbissen**, Cucurbita *Citrullus* Linn.

Diese Pflanze gehört zu der Gattung der Kürbisse, ist aber im Art. **Kürbiß**, Th. 56, S. 687 flg. nicht beschrieben worden. Bey den Botanisten führt sie folgende Nahmen: Cucurbita *Citrullus*, foliis multipartitis. Linn. Kerner's Abbild. Taf. 301. Cucurbita seminum margine dilatato. Hort. Cliff. 452. Anguria. Miller Dict. No. 1. Anguria indica. Rumph. Amb. V. p. 400. t. 146. Blackwell t. 157. Anguria Citrullus dicta. C. Bauh. pin. 312. Citrullus folio colocynthidis secto, semine nigro. J. Bauh. hist. II. p. 235. Anguria Cucumis, Citrullus. Dod. pempt. 664. Citrullus officinarum. Lob. Ic. 640. Franz. le Melon d'eau ou Pasteque.

Sie ist gleich allen Arten dieser Gattung ein Sommergewächs, das in Sicilien, Unteritalien, und den Morgenländern, bis nach China hin und anderwärts wild wächst, in Indien aber, Aegypten und Astracan häufig gebauet wird. Bey uns kann man sie nur mit vieler Mühe auf dem Mistbeete zur Vollkommenheit bringen.

Die Blumenkrone ist nicht so breit und nicht so gelb, als bey dem Kürbiß. Die Frucht

ist mehrentheils rundlich, doch auch länglich, hat rothes Fleisch und schwarzen Samen. Die Blätter sind lappig, ausgeschweift, oberhalb mehr schwarzgrün, als bey den Kürbißarten, und rauh anzufühlen. Die Wurzel ist spindelförmig und etwas faserig. Die Ranken sind walzenförmig, kriechend und rebenartig, die Blumen sitzen in den Achseln der Blätter.

Die Früchte dieser Kürbißart werden im französischen Citrouilles, nach dem lateinischen Citrullus (welches Wort wahrscheinlich von Citrus abgeleitet werden kann, sowohl der Farbe als des häufigen darin enthaltenen Saftes wegen) genannt. Im englischen heißen sie Citruls und im deutschen Citrullen oder Angurien, nach dem lateinischen Anguria, welches aus dem Arabischen herstammt, und so viel als rund anzeiget. Vielleicht ist die Abatichim der Hebräer gegenwärtige Art, oder der Araber Batech wie Hasselquist meldet? In Ostindien nennt man sie nach Rumph nach dem arabischen Battich, Batteca.

Die Frucht ist fast kugelrund und wird durch die Wartung sehr groß, so daß sie oft drey Schuh im langen und zwey Schuh im breiten Durchmesser wird. Sie wird oft dreyßig Pfund schwer, ja zuweilen wird sie so groß, daß sie kaum ein Mann tragen kann. Unter ihrer Rinde sitzt ein weiches röthliches Fleisch, das so saftig ist, daß beym Essen der Saft häufig umher fließt, auch sich sogleich in eine in demselben gemachte Höhle sammlet. Sie schmeckt angenehm süß und hat vortreffliche kühlende und durstlöschende Eigenschaften. In ihrem Vaterlande und wo sie gebauet wird, dient sie statt des Getränkes und wie Arzeney. Man ißt sie auch roh mit Brot. Zu häufig genossen, beson-

ders

ders wenn man sich erhitzt hat, erregt sie, wegen ihrer großen kühlenden Eigenschaft, leicht Durchfälle, geflichte Bauchflüsse, Kolik und ähnliche Krankheiten, hingegen ist sie in den heißen Ländern auch eine wahre Erquickung. Nur ist zu beklagen, daß sie sobald faul wird. Die kurze Zeit hindurch, in der sie da ist, wird sie wider das hitzige Fieber gebraucht, gemeiniglich, wenigstens in Aegypten, daß man den, in einer in ihr gemachten Höhle zusammengeflossenen Saft, mit Rosenwasser und Zucker vermischt, nehmen läßt. Wider faule Fieber wird sie nie von den chinesischen Aerzten gegeben. Man soll sie auch wider die von genommenem Mohnsafte entstandenen Zufälle gebrauchen.

Ihr Same ist eyrund, zusammengedruckt, und schließt in einer schwarzen Schale einen weissen Kern ein. Wegen seines Oels nimmt man ihn zu Emulsionen. Trocken genießen ihn die Chineser, wenn sie auf den Straßen spatzieren gehen, zum Zeitvertreibe und als ein abkühlendes Mittel. Von den Aerzten wird er mit zu den vier großen kühlenden Samen genommen.

Es giebt Wassermelonen mit weissem und rothem Fleische: letzteres hat in heissen Ländern oft eine wahre Scharlachröthe. Gewöhnlich sind sie kugelrund, indessen giebt es auch eine länglichte Spielart, die Valentyn auf dem Kap, zwey bis dritthalb Fuß lang sahe *). Rumphius fand sie in Ostindien oft so groß, daß an zwey derselben ein Mensch genug zu tragen hatte; er sah einige mit rothem, andere mit weissem Fleische, und schmalen hellbraunen Ker-

*) Oud en Nieuw Oost Ind. D. III. Afd. 1. p. 252.

nen [1]). Gumilla sahe am Oronoko Wassermelonen von vortrefflichem, honigsüßen Geschmacke, die eine härtere Schale als die gewöhnlichen, und runde Kerne von der Größe und Schärfe des Pfeffers hatten. Wenn diese nicht eine besondere Art ausmachen, so sind sie doch eine besondere Spielart

Als Shaw aus England in die Barbarey gekommen war, und dort die vortrefflichen Wassermelonen gesehen hatte, meinte er, sie könnten in Nordländern keine sonderliche Güte erlangen. In Frankreich, wenigstens im nördlichen Theile, sind sie auch eben nicht vorzüglich [2]). De la Caille fand diese Frucht auf dem Cap bloß erträglich. Wenn Jemand nur die schlechtern Arten von Wassermelonen gekostet hat, aus denen man sich nicht viel machen kann, so wird er leicht ein solches Vorurtheil gegen diese Frucht fassen, daß er auch die besten Arten verwirft; daher konnte Labat sich nur mit Mühe an die Wassermelonen auf Martinique gewöhnen [3]). Skippon fand die Wasserlonen in Florenz wässericht und widerstehend, wenn man nicht daran gewöhnt sey: sie mußten indessen nicht so übel seyn, da selbst Frauenzimmer sie mit Begierde aßen, und griechischen Wein dazu tranken [4]).

Man findet eine besondere Einhelligkeit bey Reisenden, in Rücksicht des Ruhmes, den diese Frucht in wärmern Ländern erlangt hat. Wir wollen sehen, wie sich einige darüber äußern. In Indien, sagt Rumphius, werden die Wassermelonen

1) Herbar. Amboin. T. V. p. 400.
2) Davis history of the Caribby Islands p. 66.
3) Voyag. aux Isles de l'Amerique T. 1. p. 87.
4) Churchill T. VI. p. 654.

melonen für besser gehalten, die ein hochrothes Fleisch haben, als die mit einem weißen Fleische; jene sind daher die gemeinsten, ihr Fleisch ist süß und wässericht, von einem sehr angenehmen Geschmacke [1]). In Amadabat fand Ovington sehr große und wohlschmeckende; auf Zeylan haben sie einen Muskatengeschmack, und man ißt sie wie Aepfel [2]). Tavernier bekam vom Könige in Bantam ganz zuckersüße und inwendig scharlachrothe Melonen [3]). Auf der Insel Formosa (oder Tayovan) sind sie süß und schön, doch mit denen nicht zu vergleichen, die man in Fernamburo in Brasilien findet [4]). In Rio de Janeiro sind sie vortrefflich und etwas angenehm säuerlich [5]). In Gerege in Afrika fand sie Brue inwendig hochroth, ganz zuckersüß, erfrischend und unschädlich [6]). Am Gambia halten sie 50 bis 60 deutsche Pfunde am Gewicht, haben ein glänzend rothes Fleisch und einen ungemein zuckersüßen Geschmack. Die Wassermelonen in Marokos schienen Höst noch die amerikanischen an Süßigkeit und vortrefflichem Geschmack zu übertreffen. In Minorka sind sie so kühlend und wohlschmeckend, daß man sie nicht genug empfehlen kann. Dabey beschweren sie den Magen gar nicht, wenn man gleich viel davon ißt [7]), die Spanier geben sie selbst Kindern,

1) L. c. p. 400.
2) Bierbila's Reise nach der Malabarischen Küste, S. 112.
3) Voyag. en Turquie T. I. p. 536.
4) Lettres édifiant. T. XIV. p. 26.
5) Hawkesworth l. c.
6) Labat relat. de l'Afrique occident. T. V. p. 24.
7) „In Rußland, sagt Forster, sind die Wassermelonen oder Arbusen vortrefflich. Die größesten sind 10 bis 15 Pfund schwer. Die Art mit rothem Fleische schien mir die angenehmste zu seyn. Ich habe mit meinem Bruder zuweilen

die das Fieber haben [1]). Auf Maltha [2]) und in Kahirah [3]) sind sie vortrefflich. In Smyrna sind sie höchst lecker und so unschädlich, daß sie in hitzigen Krankheiten empfohlen werden [4]). In Constantinopel sind sie ebenfalls äußerst angenehm und unschädlich. Auf dem Felde Saron wachsen sie bis zu 10 Pfund am Gewicht, sie sind ohne Widerrede die schönsten in ganz Palästina [5]). In Aleppo haben sie ein hochrothes und zartes Fleisch, das sich in ein sehr süßes Wasser, von einer ungemein kühlenden Eigenschaft, auflöst [6]). Sie erlangen eben dort eine vorzügliche Güte [7]). In Armenien sind sie so saftig, daß die Hälfte verlohren geht, wenn man, wie in einen Apfel, hinein beißt [8]). In Kaurestan haben sie ein hochrothes, zuckersüßes Fleisch, und sind die schönsten in ganz Persien [9]). Die allerleckersten Arbusen oder Wassermelonen sollen in der großen Bukharey oder Khuaresm gefunden werden; sie haben ein festeres Fleisch und einen angenehmern Geschmack als die Melonen

zuweilen 7 bis 8 Stück in einem Tage verzehrt, ohne die geringsten übeln Folgen davon zu verspüren. Die Wassermelonen auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, auf Madeira und in den Azotischen Inseln schienen mir nicht so gut zu seyn wie die Astrakanischen. Eben so schienen mir die Kapischen Melonen von keinem sonderlichen Werthe zu seyn; jedoch die Melonen in Madeira waren erträglich."

1) Armstrong history of the Island Minorca p. 180.
2) Du Mont voyage du Levant p. 150.
3) C. D. S. M. Nouv. voy. de Grèce, d'Egypte p. 102.
4) Chandlers Reisen in Kleinasien, S. 96.
5) Mémoires des Jesuit. dans le Levant T. V. p. 29.
6) D'Arvieux Merkwürdige Nachrichten, Theil VI. S. 357.
7) Russel's natural history of Aleppo p. 25.
8) Tournefort l. c. T. III. p. 193.
9) Tavernier l. c. T. I. p. 782.

lonen [1]). Nach Bells Urtheil aber sollen in Astrakan die schönsten Melonen zu Hause seyn. Hanway verglich sie mit den portugiesischen [2]). Aber Perry hielt dafür, daß sie die europäischen an Güte übertreffen. Le Brun fand sie außerordentlich schön und besser als alle persischen Melonen [3]). An einem andern Orte heißen sie bons par excellence [4]). Strahlenberg behauptet [5]), daß die Wassermelonen in Astrakan, Azow und Kiew ungemein saftreich sind und im Munde schmelzen, ohne daß man sie kaut, daß sie eine sehr liebliche Süße haben und gesund sind. Chappe fand sie in Kasan eben so vortrefflich.

Wie sehr diese Frucht den Durst löscht, sieht man unter andern daraus, daß d'Arvieux unter den Beduinen fast einen ganzen Monat zubrachte, ohne einen Tropfen Wasser zu kosten, da dort ein Ueberfluß von vortrefflichen Wassermelonen war [6]). Man kann diese Frucht als Getränk ansehen, wenn man ein Loch hinein schneidet, und den Saft auslaufen läßt. So bedient man sich in Aegypten der Wassermelonen nicht allein zur Löschung des Durstes, sondern sie machen auch den größten Theil der Nahrungsmittel aus [7]). Auch die Kerne werden gegessen [8]).

1) Abulgasis hist. générale des Tatares p. 632.
2) Beschreibung seiner Reisen durch Rußland und Persien, Th. I. S. 87.
3) Voyage par la Moscovie en Perse T. I. p. 94.
4) Voyage au Nord T. X. p. 246.
5) Nord- und östlicher Theil von Europa und Asien, S. 318.
6) Voyage dans la Palestine, publ. par de la Roque p. 47.
7) Hasselquist p. 439.
8) Rumph l. c.

Die Vorsehung scheint diese Frucht allein für heiße Länder bestimmt zu haben, und es ist wahrscheinlich, daß sie aus denselben herstammt, und sich nachher nur weiter ausgebreitet hat. Auch nennen sie die Perser Hinduanen [1]).

Auch in Syrien werden die Wassermelonen unter allen Früchten am meisten geschätzt, besonders die mit rothem Fleische, die sich auch den Winter durch halten sollen [2]). Bosmann versichert, daß sie in Guinea leckerer sind, als Ananas [3]).

Will man die Wassermelonen bey uns pflanzen, so muß man sie eben so, wie die Melonen behandeln, nur wollen sie nicht beschnitten seyn und mehr Platz haben. Es darf also unter ein Fenster nur eine Pflanze gesetzt werden, und wenn sie unter dem Rahmen keinen Platz mehr hat, muß man ihn heben, und die Ranken unten weglaufen lassen, ihnen auch umher frische Erde geben. Einige Gärtner pflegen die Früchte, wenn sie bald ihre Größe erlangt haben, ganz in die Erde zu scharren, in der Meinung, daß sie davon noch größer werden sollen; es scheint aber schädlich zu seyn, indem man dadurch die Sonnenstrahlen und den Einfluß der Luft ganz abhält. Die Reife der Früchte kann man fast nicht anders als durch den Klang erkennen; sie halten sich aber viel länger als die Melonen.

Da ihnen unsere Witterung eigentlich aber schon zu kalt ist, und sie nicht einmahl in England zu ihrer Vollkommenheit gelangen, so verdienen

1) Selbst die Araber nannten in den ältern Zeiten die Angurien indianische Melonen.
2) Rauwolfs Reise in die Morgenländer, S. 73.
3) Voyage de Guinée p. 317.

dienen sie es nicht, daß man ihnen auf den Mistbeeten den besser zu Melonen zu benutzenden Platz einräume.

Otto von Münchhausen's Hausvater III. S. 820—21.

Bengt Bergius über die Leckereyen I. Th. S. 80—86.

Houttuyn Linn. Pflanzen-System. X. Th. S. 242 ff.

Melone (angeschlagene), s. oben, S. 244.

— (astracanische), s. oben, S. 222.

— (dickstielige), s. oben, S. 201, 205.

— (dünnstielige), s. oben, S. 201, 205.

— (eingemachte), s. oben, S. 297.

— (frühe), s. oben, S. 221.

— (gebackene), s. oben, S. 296.

— (gedörrte), s. oben, S. 285.

— (geriefelte), s. oben, S. 220.

— (gezeichnete), s. oben, S. 244.

— (harte), s. oben, S. 244.

— (Kantalupp-), s. oben, S. 215.

— (kleine Orangen-), s. oben, S. 223.

— (Muscatell-), s. oben, S. 287.

— (Netz-), s. oben, S. 200, 204, 220.

— (Orangen-), s. oben, S. 223.

— (Parabiten-), s. oben, S. 285.

— (persische), so wird Cucumis Dudaim Linn. genannt. S. oben, S. 223.

— (rothe), s. oben, S. 222.

— (Wasser-), s. oben, S. 305.

— (weiße), s. oben, S. 221.

— (Winter-), s. oben, S. 223.

Melonenapfel, auch Flaschenapfel, der Nahme einer Art Aepfel aus der Familie der Calvillen, mit sehr weißem zarten Fleische.

Melonenauge, Apfelauge, lat. Malum, Franz. Melon, ist diejenige Art des Vorfalls eines Au-

genſterns, da die Traubenhaut dermaßen ſtark ausgetreten iſt, daß ſie eine große und dicke, einem kleinen Apfel ähnliche Geſchwulſt formirt. S. Vorfall des Augenſterns.

Melonenbaum, Carica Papaya Linn., ſ. Papaya-Baum.

Melonenbeet, ein Miſtbeet zum Melonenbaue, ſ. oben, S. 225 fl. 247 fl. Ein Melonenbeet von Lohe, ſ. oben, S. 261 fl. Ein Melonenbeet, das mit Dampf getrieben wird, ſ. oben, S. 262 fl. Ein Melonenbeet im freyen Lande, ſ. oben, S. 271 fl.

Melonenbirn, eine Art Birnen, ſ. unter Birnbaum, Th. 5, S. 440.

Melonenbohrer, Gurkenbohrer, oder Heber, iſt ein Werkzeug von verzinntem Bleche, welches gebraucht wird, um Melonen-, Gurken- und andern Pflanzen und Blumen zu verſetzen, ohne daß die Erde von den Wurzeln fällt. Es iſt 6 Zoll weit und 7 Zoll hoch, dabey wie eine hohle Walze geſtaltet, aber vorn der Länge nach offen, ſo daß man es nur vermittelſt eines Drahtes, welcher durch die daſelbſt angebrachten Löcher geht, zumachen kann. Man drücket bey dem Gebrauche den zugemachten Bohrer in die Erde des Miſtbeetes, ſo daß die Pflanze in der Mitte zu ſtehen kommt, beuget denſelben ſammt der Erde ein wenig auf die Seite, und hebet ſolche nebſt der Pflanze heraus. Man ſetzt hierauf den Bohrer in ein vorher auf dem andern Beete gemachtes Loch, und ſcharret die Erde rings herum an das Blech an. Alsdann zieht man den hinein geſteckten Draht heraus, ſo giebt ſich das Blech ein wenig von einander, und man kann den Bohrer ganz bequem heraus ziehen.

Manche bedienen sich, wiewohl mit einiger Unbequemlichkeit und Unsicherheit, statt eines solchen Bohrers einer Maurerkelle.

Jakobsson beschreibt den Melonenbohrer oder Heber auf folgende Weise:

Dieses Instrument bestehet aus zwey egalen Halbzirkeln, die aus starkem weißem Blech verfertigt werden. Diese Halbzirkel oder die beyden gebogenen Theile müssen auf beyden Seiten mit Charniers versehn, und mit einem starken Drahte zusammen gezogen seyn. Die vordern Charniere bleiben geöffnet, damit ein Draht beym Gebrauch leicht ein- und ausgeschoben werden kann; solchergestalt läßt sich ein solches Instrument leicht auf- und zumachen. Oben muß der Rand, zu mehrerer Steifigkeit, um einen starken Drath gebogen, und auf jeder Seite mit einem starken Griffe versehn seyn.

Reichhart's Land- und Gartenschatz. IV. S. 158. Mit einem Kupf.

Feuereisen's feine Gärtnerey. S. 319. Mit einem Kupf.

Melonen-Confitüre, s. oben, S. 297.

Melonendistel, der Nahme einiger Arten des Facteldistels, Cactus mammillaris und Cactus Melo-Cactus Linn.

Melonenfeld, s. Melonerie.

Melonenheber, s. Melonenbohrer.

Melonenkerne. Deren Gebrauch s. oben, S. 302.

Melonenkürbiß, Cucurbita Melopepo Linn., s. unter Kürbiß, Th. 56, S. 742 n. 4.

Melonen-Lactade, s. oben, S. 303.

Melonen-Mengo, s. oben, S. 245 und S. 299.

Melonenmus, s. oben, S. 299.

Melonenpfebe, Cucurbita Melopepo Linn., s. unter Kürbiß, Th. 56, S. 742 n. 4.

Melonensaft. Herr Dr. Rückert verdickte den Saft der Melonen und fand, daß er alle Dienste des besten Zuckersyrupps leistete. Da nun in Niederungarn das Pfund Melonensyrupp kaum

7 bis 8 Kreutzer kostet: so hat man vorgeschlagen, diese Entdeckung zur Zuckergewinnung weiter zu benutzen.

Busch Almanach der Fortschritte in Wissenschaften, Künsten ꝛc. I. B. neue Aufl. Erfurt 1799. S. 39.

Crell's chemische Annalen, 1795. 1 St. S. 17.

Melonensuppe, s. oben, S. 299.

Melonentorte, s. oben, S. 300.

Melonenzäpfchen, s. oben, S. 300.

Melonenzucker, s. unter Melonensaft.

Melonerie, Melonenfeld, Franz. Mélonnière, ist in den etwas wärmeren Ländern, wo man die Melonen mehrentheils unter freyem Himmel bauen kann, derjenige Platz, welcher zu den Melonenbeeten bestimmt ist.

Ein solches Stück Landes muß offen seyn, und die Sonne von Südosten haben, hingegen muß es durch Mauern, Zäune oder Hecken gegen die Westnordwest- und Nordostwinde verwahret werden; auch muß es in einem trockenen Boden liegen, weil diesen Pflanzen nichts schädlicher ist, als zu viele Nässe. Im Frühlinge fällt gar oft sehr nasses Wetter ein; ist nun auch der Boden an und für sich schon naß, so kann man die Melonenhügel oder Beete erst spät machen. Man muß es auch so einrichten, daß es so nahe bey dem Dung angeleget werde, als möglich ist, dadurch ersparet man, wegen Zuführung des Mists, einen großen Theil der Arbeit. Kann es seyn, so sollte man die Melonerie so anlegen, daß man in der Nähe einen Teich hätte welches bey sehr trockenem Wetter sehr bequem seyn wird, die Melonen zu begießen.

Was die Größe des Feldes anlanget, so muß sie nach der Anzahl der Beete, die man anzu-

anzulegen willens ist, proportionirt seyn; sie läßt sich aber leicht ausmachen, wenn man für jede Reihe neunthalb-Schuh rechnet, und die Löcher etwa drey Schuh weit von einander gräbt. Am besten aber ist es, einen hinlänglich geräumigen Platz dazu zu nehmen, wenn man nicht gezwungen ist, das Gegentheil zu thun.

Dieses Feld schließt man hernach mit einem Zaun von Rohr ein, und behält, so lange als die Melonen noch wachsen, ein beständig wachsames Auge darüber; denn wenn jedermann, der im Garten spatzieret, dazu kann, da öfters die meisten neugierig sind die Ranken zu betasten, und nach der Frucht zu sehen: so möchte solches üble Folgen haben, indem diesen Pflanzen nichts schädlicher ist, als das öftere Berühren und aus einander ziehen ihrer Blätter.

Insgemein pflegt man in den meisten Gärten ein Stück Feld, entweder mit einer Mauer, oder einem Zaun einzuschließen, und solches für beständig zur Melonerie zu gebrauchen; allein dieses ist gar keine gute Art; denn selten thut solches länger als zwey Jahr an einem Platze gut, wenn man nicht den Boden erneuert, und frische Erde hineinbringet, welches sehr kostbar ist. Daher ist es besser, sich mit einer hinlänglichen Menge von Rohrwänden zu versehen, welche man jährlich von einem Platze zum andern bringen kann, so daß man die Melonenbeete nur ein Jahr lang an einem Platze lassen darf. Und ist das Feld groß genug, solches in vier dergleichen Plätze abzutheilen, so kann man mit dem Zaun alle Jahre weiter rücken, bis alles gebraucht worden. Hernach kann man wieder mit dem Stücke anfangen, welches man zuerst gebraucht hat, und dieses wird während der Zeit wieder so gut ge-

worden

werden seyn, als frisches Erdreich. Auf diese Weise aber kann man alle Jahre ohne viele Mühe ändern; denn da allezeit eine Seite stehen bleibt, wenn man den Zaun weiter fortrückt, so hat man nicht so viele Mühe, als wenn man ihn ganz wegnimmt, und an einen entlegenern Ort setzet; über dieses sind auch diese Rohrzäune den Mauern oder andern Zäunen in dieser Absicht weit vorzuziehen.

Melongena, s. Eyerpflanze, Th. 11, S. 785 fl.

Mélonière, s. Melonerie.

Melopepo, Cucurbita Melopepo Linn., s. unter Kürbiß, Th. 56, S. 742. n. 4.

Melophyllum, ein Nahme der Schafgarbe, s. Achillea, Th. 1. S. 275.

Melosis, bedeutet bey den Wundärzten die Untersuchung mit der Sonde.

Meloten-Klee, s. Meliloten-Klee, oben, S. 152.

Meloten-Pflaster, s. Meliloten-Pflaster, oben, S. 152.

Meloten-Pflaume, s. unter Pflaume.

Melothria pendula, Linn., rankender Kümmerling, s. unter Gurke, Th. 10. S. 363, n. 6. die schwarze Gurke.

Melpomene, eine der neun Musen, in der griechischen und römischen Mythologie, welcher man die Erfindung der Singekunst und in spätern Zeiten auch des Trauerspiels zuschrieb. S. unter Muse.

Melte, s. Melde, oben, S. 132.

Meltinger Bad, bey dem Dorfe Meltingen, in der Vogtey Gilgenberg in der Schweitz, führt nach Scheuchzer Kupfervitriol, Alaun und Schwefel, und dient bey schwachen Gliedern, Hüftweh ꝛc.

Moly

Melychryſos, ſ. Mellichryſos, oben, S. 191.
Mem, ein Gewicht, ſ. Man, Th. 83. S. 512.
Memaecylon, ſ. Memecylon.
Mémarchûre, eine Verſtauchung bey den Pferden. S. im Art. Auskörhen, Th. 3, S. 232.
Membrane, Membrana, ſ. Haut, Pergament ꝛc.
Membre, Franz. Lat. Membrum, ſ. Glied, Gliedmaß.
Membrillhos, der ſpaniſche Nahme der Quitte, Pyrus Cydonia Linn.
Membrum, ſ. Membre.
Membrure, ſ. unter Bret, Th. 6, S. 635.
Memceda, ein Maß flüßiger Dinge, deſſen man ſich zu Mekka in Arabien bedient. Es hält 5 Chopinen nach franzöſiſchem, oder 3 Pinten nach engliſchem Maß. 40 Memcedas machen 1 Leman.
Memecylon, ſ. Kurbeerſtrauch, Th. 56, S. 681.
Memel, die, im gemeinen Leben einiger Gegenden, beſonders Niederſachſens, ein Nahme der Mehlmilben, welche an andern Orten Memerix heißen.
Memeliſcher Flachs, ſ. unter Lein, Th. 76, S. 249.
Memeliſcher Geſundbrunnen, eine mineraliſche Quelle bey der Stadt Memel. Am 4ten April 1789 wurde nahe an der Stadt nordwärts, etwa 1000 Schritt vom Haf am hohen lehmigen Ufer eines unbedeutenden Bachs eine Quelle entdeckt, die einen ſtarken Alaungeſchmack und einen ſchwachen Schwefellebergeruch hatte. Bald bediente man ſich dieſes Brunnens zum Trinken und Baden, obgleich ſeine Beſtandtheile noch unbekannt waren. Ein Freund der Naturlehre ſtellte einige unvollkommene Verſuche mit dem Waſſer an, deren Reſultate folgende ſind: Gall-

äpfel-Tinktur gab dem Wasser eine Farbe zwischen dunkelroth und violett; durch das Kochen entstand ein gelber Präcipitat, der durch Galläpfel-Tinktur schön goldgelb wurde. Im natürlichen Bodensatz des Wassers glaubte man Eisenocher und Magnesie deutlich zu bemerken. Ein Glas frisch gefüllt und in das heisse Wasser gesetzt, schäumte und gab sogleich einen Niederschlag. Fest gepfropfte Flaschen wurden nicht selten zersprengt. Auch in verschlossenen Flaschen zeigte sich nach 24 Stunden ein Niederschlag (zum Beweise, daß die Luftsäure fort war). Ungeachtet der großen Dürre des Sommers war der Zufluß doch immer stark, etwa 150 Schritte vom Ausfluß kommt die Quelle perpendiculair aus der Erde, es wäre daher leicht, sie von wildem Wasser ganz zu reinigen. Gleich nach dem Trinken erregt das Wasser Aufstoßen, bey einigen würkte es auf den Urin, bey andern ohne merkliche Beschwerde auf den Stuhlgang. Leute, die den Tag vorher Punsch oder Branntwein getrunken hatten, bekamen von dem Wasser starkes Kopfweh. Entzündete Augen, oft mit diesem Wasser gewaschen, wurden geheilt. Ein Schlossermeister, der seit einiger Zeit keine Festigkeit in den Gliedern hatte, besonders früh nach dem Aufstehen sich ohne Hülfe nicht bewegen konnte, ist durch den Gebrauch dieses Brunnens ganz von seinem Uebel befreyet worden. Ein gemeiner Pohle, der gänzlich mit dem weißen Aussatze bedeckt war, badete sich mehreremale 14 Tage und gieng gereinigt nach Hause. Es verdient also dieses Mineralwbsser alle Aufmerksamkeit.

Preussische Monatsschrift, August. 1789. No. I. S. 357 und September No. VIII.

Memeli-

Memelischer Leinsame, s. unter Leinsame, Th. 76, S. 418.

Memelsenscher Gesundbrunnen, eine mineralische Quelle zu Memelsen im Hochstift Fulda.

Dieses Wasser enthält nach Herrn Weikard weniger Luftsäure als das Johannisberger, 2) eine sehr feine Vitriolsäure, da ein Gallapfelaufguß granatfarben gefärbt wurde; ein Aufguß von Granatapfelschalen dunkelbraun; ein Aufguß von Rosenblättern braungelb. 3) Alkali, denn a) von der Auflösung des Sublimats wurde das Wasser milchicht, b) der Veilchensaft färbte sich blaßgrün, c) von der Auflösung des Sublimats wurde das Wasser milchicht, und am folgenden Tage entstand ein gelber Niederschlag, d) die Auflösung des Kupfervitriols und des Eisenvitriols wurde zersetzt. 4) Kochsalz, da zerflossenes Weinsteinsalz, Salmiakgeist, Hirschhorngeist eine milchichte Farbe und Niederschlag bewürkten.

In 1 Pfund zu 16 Unzen sind enthalten:
Kochsalz $2\frac{12}{18}$ Gran, Selenit $\frac{8}{9}$ Gran, luftsaure Bittererde $15\frac{2}{3}$ Gran, luftsaure Kalcherde $15\frac{2}{3}$ Gran;
in 18 Pfund:
Kochsalz 49 Gr., luftsaure Kalcherde $\frac{1}{2}$ Unze und 42 Gr., luftsaure Bittererde $\frac{1}{2}$ Unze und 42 Gr., Alkali 24 Gr., Gyps 16 Gran.

M. A. Weikard Observ. medicae Francof. 1775. p. 171 — 174.

Daß dieses Mineralwasser schon gebraucht worden, finden wir keine Spuren.

Memerian bacala, der Congoische Nahme des Guineischen Schafes, Ovis guineensis Linn.

Meminna, eine auf Ceylon einheimische Art der Moschusthiere, Moschus Meminna Linn., welche sehr gut zu essen seyn soll.

Memme, s. Mämme, Th. 83, S. 503.

Memnon, ein Nahme, den in der Mythologie der Griechen einer von den Helden führt, der mit

seinem Heere den Trojanern zu Hülfe kam, und für einen Sohn der Morgenröthe ausgegeben wurde. Was von diesem Memnon alles erzählt wurde, findet man unter andern in Nitsch Neuem mythologischen Wörterbuche, Leipzig 1793 Col. 1339 fl. mit den nöthigen literärischen Nachweisungen zusammen gestellt.

Memnon war aber auch noch ein älteres und zwar ein ägyptischer Mythos, worunter die aufgehende Sonne vorgestellt wurde, und welcher in Aegypten Amenophis, Amunno-phi oder Pha-menopha hieß. Die Sache ist durch Fabeln und Widersprüche zu sehr verwickelt, als daß sich etwas bestimmtes darüber sagen ließe. Hier ist indessen auch nicht der Ort, mich darauf einzulassen, sondern ich führe diesen Nahmen nur an, um dabey der diesem Memnon zu Ehren in Aegypten errichteten Statue zu erwähnen. Diese Statue hatte das besondere, daß sie beym Aufgange der Sonne einen Laut von sich gab, der dem glich, wenn auf einer Laute eine Saite springt *). Philostrat erzählt, die Bildsäule sey von schwarzem Marmor gewesen, und habe beym Aufgange der Sonne einen fröhlichen, bey ihrem Untergange einen traurigen Klang von sich hören lassen. Strabo versichert **), er habe den Laut gehört, er wisse aber nicht, ob er aus dem Fußgestelle, aus der Bildsäule oder von dem umstehenden Volke hergekommen sey. Pocock ***) fand neben den beyden kolossalischen Bildsäulen

des

*) Pausanias I. 42. Philostrat. v. Apollon. 6. 4. Heroic. 4.

**) Strab. XVII. p. 816.

***) Descript. of the East. T. I. p. 101 und Inscript. ant. graec p. 89 fl. p. 91 fl. S. auch Jablonski de Memnone Graec. et Aegypt. Synt. III. 1753. 4. Von manchen andern Behauptungen sehe man auch Tacz. Cap. 6. 64 und Lucian Philopseud. p. 349.

des Memnons, die jetzt noch aus porösem harten Granite vorhanden sind, auch noch die Ueberbleibsel von zwey aus schwarzem Granit gehauenen Bildsäulen, deren eine er für die ertönende Memnons-Säule hält.

Herr von St. Pierre hat im 4ten Bande der Etudes de la nature folgende Erklärung des Lautes, welcher mit Aufgang der Sonne unten aus der Statue des Memnons kam, gegeben. Es können die Aegyptier, meint der Verfasser, die Wirkung der Metalle, besonders des Eisens, welches durch die Kälte verkürzt und durch die Wärme verlängert wird, gekannt haben; und so dürften sie nur eine lange eiserne Spiral-Ruthe angebracht haben, die bey abwechselnder Kälte und Wärme einer Zusammenziehung und Ausdehnung fähig war. Dieses Mittel war, nach dem Urtheile des Verfassers, hinreichend, einer metallenen Glocke dadurch einen Ton abzugewinnen. Der Stein habe wohl selbst von einer sich zusammen ziehenden und ausdehnenden Art seyn können.

Siehe auch noch: Wiegleb's natürliche Magie, IV. S. 220.

Hißmann's Welt- und Menschengeschichte, im VIten Theile.

Von Breitenbauch's Begebenheiten. S. 16.

Vermischte Blätter, von W. G. Becker. 1. B. Dresden 1790. 8.

Mémoire, la, Latein. Memoria, heißt Gedächtniß, Andenken, Erinnerung. Le Mémoire, ein schriftlicher Aufsatz, Entwurf Belehrungsschrift ꝛc.

Memorial, das Lat. Memoriale, heißt ein Aufsatz, der zur Erinnerung an etwas bestimmt ist; ein Vormerkschreiben; ein Gedenkbuch. In dem letztern Sinne ist es besonders bey Kaufleuten üblich, welche ihr Manual, oder Handbuch,

worein alle Handelsgeschäfte, die in der Prima Nota schon vorläufig in die Kladde geschrieben sind, mit Genauigkeit ins Reine geschrieben werden, vorzüglich so zu nennen pflegen *). In dieses Buch werden die Geschäfte, so wie sie sich täglich ereigneten, aus der Prima Nota mit der größten Simplicität im Ausdrucke und mit dem nöthigen Detail in den Berechnungen eingetragen, und aus demselben nachher die Posten im Journale formirt, worin nun das gedachte Detail der Berechnungen nicht weiter wiederholt werden darf. Jeder Posten muß mit allen Umständen, die sich beym Kaufe und Verkaufe ereigneten, im Memoriale beschrieben werden, z. B. bey dem Verkaufe einer Waare die Zahlungszeit, wofern solche auf Credit gegeben worden ist, die Zahl der Tonnen oder Fässer, der Säcke, der Stücke mit ihren Zeichen und Nummern, das Brutto- und Netto-Gewicht, die Tara, der Rabatt und Disconto, die Nahmen der Mäkler, Sensale u. s. w., und eben so muß bey Einkäufen in ähnlicher Art kein Punkt ausgelassen werden, der in der Folge zu irgend einer Unverständlichkeit oder zu verkehrten Auslegungen Anlaß geben könnte. Jeder Posten wird von dem andern durch eine horizontale Linie abgesondert, in deren Mitte das Datum erscheint. Auf jede Seite zur linken Hand kann neben den Posten das Folium des Journals angemerkt werden.

Einige Buchhalter notiren nur blos den inländischen Handel in das Memorial, und den ausländischen tragen sie sogleich in das Journal über

*) Einige begreifen indessen auch die Prima Nota, wovon in H. ein mehreres vorkommen wird, mit unter dem Nahmen Memorial.

über, welches aber keine gute Methode zu seyn scheint; denn das Memorial soll, wie gesagt, die chronologische, ins Reine gebrachte Darstellung aller und jeder Geschäfte eines Handlungshauses seyn, damit nöthig n Falls ein mit der Buchhalterey unbekannter Richter den Hergang derselben einsehen und begreifen könne. Noch andere tragen jeden Memorial-Posten bald auf italienische Art und so ein, daß sie dem Debitor sogleich seinen Creditor beyfügen, um sich dadurch die Mühe zu ersparen, den letztern erst aufsuchen zu müssen, indem sie die Posten des Memorials in das Journal übertragen. Allein, auch diese Form gehört nicht für das Memorial, sondern nur für das Journal, denn sie ist eines der Kennzeichen, durch die letzteres sich von dem ersten unterscheidet. Allenfalls könnten die Cassa-Posten, weil sie ohnehin sogleich in das Cassa-Buch gehören, um der Kürze willen, von dem Memoriale getrennt und darin mit Stillschweigen übergangen werden.

Die zweckmäßigste Einrichtung eines solchen Memorials wird man aus nachfolgendem Schema ersehen, das der Herr J. C. Sinapius in seinen Mercantilischen Blättern. V. B. II. Heft. Sorau und Leipzig, 1801. 8. hinten im Anhange gegeben hat.

Breslau, Monat November, 1800.

Datum					
1ten	Johann Friedrich Biedermann soll haben für die baar entrichtete Hälfte des Belaufs eines im verflossenen Monate auf gemeinschaftlichen Gewinn und Verlust mit dem Hrn. Christian Redlich erkauften halben Lotterie-Looses zur 13ten Ziehung der Berliner Classen-Lotterie sub Nr. rtbl. . vide Frima-Nota Fol. — Debitor: Lotterie-Conto. notirt Journal Fol. —		6	—	—
1	Christian Redlich soll haben für gleiche baare Einzahlung seines Antheils zu der obengedachten gemeinschaftlichen Speculation, laut P. N. Fol. — Deb. Lotterie-Conto Journ. Fol. —		6	—	—

Breslau, Monat November, 1800.

Datum					
10ten		Johann Friedrich Biedermann soll			
		an seine Hälfte des in Gemeinschaft mit dem Herrn C. Redlich auf das Lotterie-Billet sub Nr. — mit 15000 rthlr. in Friedr. d'or gefallenen und von hiesigem Herrn General Lotterie Inspector Wentzel baar erhaltenen Gewinnstes nach Abzug des darauf gerechneten Rabatts			
		ꝛc. laut P. N. Fol. — rthl.		7350	— —
		Cred. Lotterie-Conto Journ. Fol. —			
		Christian Redlich soll			
10		an die andere Hälfte des in vorstehender Post ihm zugefallenen Gewinnstes laut P. N. Fol. — rthlr.		7350	— —
		Cred. Lotterie-Conto. Journ. Fol. —			

Breslau, Monat November, 1800.

Datum					
11ten		Capital Conto soll haben			
		für den reinen Belauf des, der unter der Firma: Biedermann & Redlich etablirten Handlung zugehörigen und zu gemeinschaftlichen Geschäften bestimmten Capitals . rthlr.	14688	—	—
		Deb. Lotterie-Conto Journ. Fol. —			
12		Johann Friedrich Biedermann soll haben			
		brachte derselbe baar zur Cassa laut P. N. Fol. — : rthlr.	7350	—	—
		Christian Redlich soll haben			
		zahlte desgleichen baar, laut P. N. Fol. : . . rthlr.	7350 / 14700	— / —	— / —
		Deb. Cassa-Conto. Journ. Fol. —			

Breslau, Monat November, 1800.

Datum					
		Cassa Conto soll haben			
12ten		für nachstehende baar bezahlte Utensilien:			
20	1	Comptoir-Tisch . rthlr.	10	—	—
	1	Wage-Balken nebst Gewichten und Zubehör .	35	10	—
	1	eiserne Cosse . .	40	—	—
	3	Pulte nebst 2 Tischen .	8	20	—
	1	Papierscheere . .	—	10	—
		rthlr.	94	10	—
		v. P. N. Fol. —			
		Deb. Utensilien-Conto.			
		Journ. Fol. —			
		Cassa Conto soll haben			
		für folgende in diesem Monate erkaufte Wechselbriefe:			
13.		Von den Herren Schivalius et Comp. durch den Sensal Liedel			
		Fl. 3256 . 30 kr. Wiener Correnta 86 pCt . rthlr.	1867	1	9
15		ferner, von den Herren Hoffmann et Dubensky durch den Sensal Nautze			
		Banco Mark 2500 a 152⅔ pCt rthlr.	1269	13	—
		rthlr.	3136	14	9
		v. P. N. Fol. —			
		Deb Wechsel-Conto			
		Journ. Fol. —			

Breslau, Monat November, 1800.

Datum					
		Cassa Conto soll haben			
		für noch erkaufte Wechselbriefe			
16ten		Pfund Sterling 133 = 15 Schill. von Gebrüder Kuh durch den Mäkler Feitel a 5⅞ rthl. = rthl.	785	23	6
17		Banco Mark 1355 — von Hrn. Hoffmann & Dubensky durch den Sensal Nautze a 152¼ pCt	687	20	—
		rthlr.	1473	13	6
		v. P. N. Fol. — Deb. Wechsel-Conto. Journ. Fol. —			
		Nachstehende auswärtige Freunde sollen für folgende an sie geschehene Remessen:			
14		Joseph von Müller in Wien übernachten ihm dato mit unserm Schreiben Fl. 1000 } 6 Wochen Dato vom = 800 } 30ten Ult. auf Och = 700 } Geymiller & Comp. = 756 = 30 kr. von gleichen Do. auf Fries & Comp.			
		Fl. 3250 = 30 kr. — W. Corr. a 96 pCt. =	1867	1	9
27		Lorent am Ende & Comp in Hamb. remittirten an sie zu unserer künftigen Disposition Banco Mark 1355 = — 2 Monat v. 20. Oct. auf Gebr. Benecke in Hamburg a 152¼ = =	687	20	—
		rthlr.	2554	21	9
		v. P. N. Fol. — Cred. Wechsel-Conto. Journ. Fol. —			

Breslau, Monat November, 1800.

Datum					
		Folgende Correspondenten sollen			
		für an sie cedirte Wechselbriefe			
25		Selby & Comp. in London übermachten an sie zur künftigen Disposition Pfund Sterling 133 : 15 Schill. 2 Mo. vom 16ten dieses auf Samuel Golding a 5⅞ tthl. rthlr.	785	23	6
25		Reich & Comp. in Hamburg remittirten ihnen desgleichen Banco Mark 2500 — 6 Wochen Dato vom 15ten dieses auf George Smith a 151⅜	1269	13	—
		rthlr.	2055	6	6
		v. P. N. Fol. Cred. Wechsel-Conto Journ. Fol. —			
		Cassa Conto soll haben			
30		zahlten folgende Unkosten:			
		dem Christoph für Wocherlohn rthlr.	8	—	—
		6 Rieß Papier " "	20	—	—
		100 Stück Federposen "	2	—	—
		2 Pfund Siegellack " "	3	15	—
		rt. lr.	33	15	—
		v. P. N. Fol. —			
		Deb. Handlungs-Unkosten-Conto.			
		Journ. Fol. —			

Breslau, Monat December, 1800.

Datum					
		Cassa Conto . soll haben			
		erkauften in diesem Monat fol gende Wechselbriefe:			
1ten		bey den Hrn. von Wolf & Comp durch den Sensal Beer			
		Fl. 3100: Wiener Corrent a 85¾ pCt. " " " rthlr.	1772	5	—
8		Durch den Sensal Klein bey den Hrn. Schreiber & Comp.			
		F. 4200 holl. Cour. a 140½ pCt.	2360	12	—
		v. P. N. Fol. — rthlr.	4132	17	—
		Deb Wechsel-Conto Journ F.—			
		Folgende Correspondenten sollen für nachstehende an sie remittirte Wechselbriefe:			
3		Johann George von Scheidlin in Wien übermachten ihnen zur künftigen Disposition			
		Fl. 1600			
		= 1500			
		Fl. 3100 = — Wr. Corrent 4 Wochen vom 1ten dieses auf Anton v. Fuchs in Wien a 86 pCt. " "	1772	5	—
10		Gebrüder Ofermann in Amsterdam remittirten an sie zu unserer weitern Verfügung			
		Fl. 2150			
		= 2050			
		Fl. 4200 holl. Cour. 6 Wochen Dato auf Elias Modder mann a 140½ pCt. =	2360	12	—
		rthlr.	4132	17	—
		v. P. N. Fol. —			
		Cred. Wechs. Conto Journ. F.—			

Breslau, Monat December, 1800.

Datum					
	Cassa Conto soll haben				
	erkauften und bezahlten baar nachstehende weiße Tücher				
	von Meister Pohl.				
4ten	10 Stück mf. a 20 rthlr.	rthlr.	200	—	—
	von Meister Weiß.				
	12 Stück ganz feine a 32 rtl.		384	—	—
	7 " mittlere a 26 "		182	—	—
	20 " mf. a 22 "		440	—	—
5	von Meister Engel.				
	8 Stück a 28 rthlr.	" "	224	—	—
	3 " a 24 " " " "		72	—	—
	18 " a 16 " " " "		288	—	—
	von Meister Hoffmann.				
	9 Stück a 24 rthlr.	" "	216	—	—
	34 " a 20 " " " "		680	—	—
	von Meister Arlt.				
	5 Stück a 23 rthlr.	" "	115	—	—
	24 " a 17¼ " " " "		414	—	—
	An Trinkgeld " " " "		1	—	—
	150 Stück weiße 32er Tücher	rthlr.	3216	—	—
	v. P. N. Fol. —				
	Deb. Tuch-Conto.				
	Journ. Fol. —				

Breslau, Monat December, 1800.

Datum					
		Cassa Conto soll haben			
11ten		für folgende baar erkaufte Röte			
		von Christoph Sander			
		12 Stein Keim-Röte in 2 Säcken a 4½ rthlr.	54	—	—
		von Ernst Kilian.			
		5½ Stein dergl. in 1 Sack a 4½ rtl.	24	22	6
		von Hans Großer.			
		18½ Stein detto in 3 do. a 4½ rthl.	83	7	6
13		von Andreas Seidel.			
		24 Stein detto in 4 do. a 4½ rthlr.	108	—	—
		von David Keller.			
		19 Stein Herbst-Röte in 3 do. a 3⅓ rthlr.	63	10	—
		von Andreas Stiller.			
		31 Stein dergl. in 5 do. a 3⅕ rtl.	103	10	—
		von Peter Florian.			
		25 Stein dergl. in 4 do. a 3⅛ rtl.	83	10	—
		von Daniel Gutbier.			
		20 Stein detto in 3 do a 3⅓ rtl.	66	0	—
		155 Stein Röte rthlr.	586	20	—
		nämlich: 60 Stein Keim-Röte in 10 Säcken.			
		95 = Herbst do. in 15 detto.			
		v. P. N. Fol. —			
		Deb. Röte-Cont.			
		Journ. Fol. —			

Breslau, Monat December, 1800.

Datum					
		Cassa Conto soll haben			
14ten		bezahlten für Farbe- und Appreturkosten dem Färber Samuel Klose laut seiner specificirten Rechnung » rthlr.	416	—	—
		desgleichen dem Tuchscherer David Engemann für das Appretiren laut seiner Nota » » »	110	—	—
15		ferner erkauften zu Tuchkappen 50 Schock weiße Leinwand a 6 rthlr.	300	—	—
		rthlr.	826	—	—
		v. P. N. Fol. —			
		Deb. Tuch-Conto			
		Journ. Fol. —			
17		Cassa Conto soll haben			
		für nachstehende baar erkaufte Geräthschaften für das Comptoir;			
		6 gepolsterte Stühle rthlr.	18	—	—
		2 Dreh-Stühle » »	5	—	—
		2 Spiegel » » »	12	—	—
		6 Federmesser, 4 Liniale und andere Kleinigkeiten »	6	—	—
		rthlr.	41	—	
		v. P. N. Fol. —			
		Deb. Utensilien-Conto.			
		Journ. Fol. —			

Breslau, Monat December, 1800.

Datum					
		Cassa Conto soll haben			
		empfingen folgende:			
19ten		Johann Friedrich Biedermann			
		erhielt baar aus der Casse rtl.	75	—	—
20		Christian Redlich			
		desgleichen baar	75	—	—
		rthlr.	150	—	—
		v. P. N. Fol. — Deb. sind: J. F. Biedermann C. Redlich Journ. Fol. —			
		Cassa Conto soll haben			
21		vergüteten an die obengenannten acht Röte-Bauern für einen durch Irrthum entstandenen Unterschied des Preises auf die von ihnen erkaufte Waare rthlr.	21	—	—
		für verschiedene dabey gehabte Nebenumstände	4	10	—
		rthlr.	25	10	—
		v. P. N. Fol. — Deb. Röte-Conto Journ. Fol. —			

Breslau, Monat December, 1800.

Datum					
		Cassa Conto soll haben			
23ten		für folgende baar bezahlte Unkosten:			
		Sensarie an Liedel von rthlr. 1867 a 1 p. ml.		1	26 —
		detto an Nutze v. rtl. 1957 do. —		1	28 —
		detto an Feitel " " 785 do. —		—	23 —
		detto an Beer " " 1772 do. —		1	23 —
		detto an Klein " " 2360 do. —		2	10 —
		dem Tuchmäkler John für Courtage " " " " " "		16	— —
		diverses Briefporto " " "		15	10 —
		Packleinwand, Strick, Stroh, und dergl. " " " " "		11	15 —
		2 Fässer zur Röhte " " "		5	— —
		Packerlohn " " " " " "		2	— —
		dem Christoph an Wochenlohn		8	— —
		für verschiedene Weyhnachtsgeschenke überhaupt " " "		22	— —
			rthlr.	88	15 —
		v. P. N. Fol. —			
		Deb. Handl. Unkosten-Conto			
		Journ. Fol. —			
		Christian Rösler in Danzig soll			
24		sandten an ihn laut Factura-Buch Fol. — in 6 Ballen 120 Stück gefärbte Tücher rthlr.		2947	10 —
		v. P. N. Fol. —			
		Cred. Tuch-Conto			
		Journ. Fol. —			

Memphit, Lat. Memphites, mit diesem Nahmen werden diejenigen Chalcedone belegt, welche braune oder rothe baumähnliche Zeichnungen haben. Sie heißen auch **Mokka-Steine**. S. unter **Chalcedone**, Th. 8, S. 6.

Nach andern ist **Memphit** eine Art des **Opals**, wiewohl sie in der näheren Bestimmung uneinig sind.

Man findet in den mineralogischen Schriften noch mehrere verschiedene Meinungen über den Memphit, welche hier aber übergangen werden können. Schröter hat sie in seinem Lithologischen Real- und Verbal Lexicon, IV. B. S. 151 fl. gesammelt.

Menacanit, ein Nahme des **Titan-Sandes**. S. unter **Titan**.

Ménage, aus dem Franz. Ménage, heißt Haushaltung, Wirthschaft, Sparsamkeit, Schonung.

Ménage-Geld, so nennen die Soldaten dasjenige Geld, welches mehrere, die in einem Hause wohnen, zusammen legen, und davon einer, an dem die Reihe ist, den Einkauf für ihren gemeinschaftlichen Tisch besorgen muß.

Ménage-Herd, ist ein Küchenherd, der so eingerichtet ist, daß man mit Ersparung des Holzes, und bey einem geringen Feuer, zugleich kochen, braten und backen kann, welches bey den gewöhnlichen Küchenherden nicht angeht. S. im Art. **Küche**, Th. 54 S. 269.

Ménagerie, Franz. Ménagerie, 1. ein Gebäude, oder ein Ort bey einem Landgute, wo Rind-, Federvieh ꝛc. gemästet wird. 2. Ein Thierhaus, oder ein Ort bey fürstlichen Höfen, wo fremde und seltene Thiere gehalten werden. Eine solche Anlage besteht aus Höfen und freyen Plätzen, welche rings herum mit den Behältnissen umgeben

ben sind, worin die Thiere theils für immer, theils nur des Nachts verwahrt werden. Jede Art der Thiere muß besondere Behältnisse haben, und besonders müssen diejenigen, die sich mit einander nicht vertragen, oder die reißenden Thiere von den andern abgesondert werden. Die großen reißenden Thiere, als Löwen, Tieger, Leoparden, Bären und dergleichen, verwahrt man in gewölbten, stark vergitterten Höhlen, die rings um einen Hof angelegt sind; oder in wohl verschlossenen und mit hohen Mauern umgebenen Höfen, so daß sie nicht herausbrechen, und doch zugleich warm und bedeckt liegen können. Die kleinen unschädlichen Thiere werden in Kammern, Ställen oder in freyen Höfen, wie es ihre Eigenschaften und Lebensarten erfordern, aufbehalten. Die Wasservögel verlangen Teiche, die mit Hütten und mit schwimmenden Häusern versehen sind, und freye grüne mit Pflanzen besetzte Plätze. Die großen Vögel, die nicht recht fliegen können, oder an trockenen Orten zu bleiben gewohnt sind, bekommen besondere Höfe; die Sangvögel Vogelhäuser. Ueberdieß müssen bey einer solchen Anlage noch die Wohnungen für die Thierwärter angebracht seyn.

Das beste Muster einer Menagerie ist ohne Zweifel zu Versailles anzutreffen, welches an Größe, Bauart und vortrefflicher Einrichtung alle andere übertrift. Ihr Umfang bildet ein Vieleck, in dessen Mitte ein prächtiges Lustgebäude steht, das mit einer Kuppel bedeckt ist. Vor diesem Gebäude stehen zu beyden Seiten, bis an die äußerste Mauer, drey Pavillons, von ungleicher und stufenweise aufsteigender Höhe, zwischen welchen man durch einen doppelten Hof zu dem gedachten innern Gebäude geht. Der

übrige Raum ist in eine Menge der schönsten, theils durch Mauern, theils durch Gatterwerk von einander abgesonderten Höfe abgetheilt, worin die Thiere verwahrt werden; diese Höfe sind mit Teichen, Brunnen, Graeplätzen, Ställen und anderem Zubehör versehen, außer denjenigen, die am nächsten um das Lustgebäude liegen, und zum Spatzierenfahren oder zum Ein- und Ausfahren bestimmt sind. In dem einen haben auch die Thierwärter ihre Wohnung.

Sonst sind auch die Menagerien bey den Lustschlössern des ehemaligen Erbstatthalters in den Niederlanden, als klein Loo (s. Th. 80, S. 646) Hondslaerdyk, inaleichen die Gärten zu Sorgvliet und St. Annenland wegen ihrer guten Einrichtungen berühmt gewesen.

Mehrere Nachrichten von Menagerien dieser Art findet man in L. C. Sturm's vollständiger Anweisung großer Herren Palläste zu bauen ꝛc. p. m. 62. Man sehe auch

Reinhold's Architectura forens. I. 463.
Bischof's physikal. technolog. Handbuch, I. 121.
Tournefort's Reise nach der Levante, II. S. 270. (Menagerie des Großherrn.)

Gemeinhin wird Menagerie auch nur eine solche kleine Anlage genannt, wo allerley nutzbares Geflügel oder vierfüßige Thiere unterhalten werden. Davon mögen nachfolgende Beyspiele zur Erläuterung dienen.

1. Eine Menagerie in einer englischen Partie. Fig. 5101 a) und 5101 b). Ohne Belebung von Wasser und Hofgeflügel ist die schönste Gartenanlage öde. Nichts ist daher lieblicher und unterhaltender, als eine Menagerie von zahmen Geflügel, als Phasanen, Perlhühnern, Tauben ꝛc., wozu hier ein Muster folgt. Das obere Stockwerk der Fig. 5101 a) im Aufriß

und

und Fig. 5101 b) im Grundrisse abgebildeten Menagerie ist für das Landgeflügel bestimmt, und es hängt von der Willkühr des Eigenthümers ab, wie er die innern Gemächer vertheilen will. Das Erdgeschoß bietet durch seine überwölbte Lage über dem Wasser den Wasservögeln, Schwänen, Kapgänsen ꝛc. ein hinlängliches Obdach dar.

S. Magazin für Freunde des guten Geschmacks. IV. B. VII. Heft. Leipzig bey Lee. 1798. in gr. 4. Taf. 39 *).

2. Eine Seidenhasen-Menagerie, in einem sehr einfachen Style, mit einem englischen Dachfenster und einem Balkon. S. Fig. 5102 a) und 5102 b). Der auf dem Grundrisse Fig. 5102 b) angegebene freye Platz um das Gebäude ist mit Drahtgittern umzogen. Im Grundrisse selbst ist

a ein kleiner Sahl, der die Aussicht in den Garten hat.

bb sind coupierte Ecken mit Tapetenthüren, worin man Kaffee- und Tischgeräthschaften verwahren kann.

c Behältniß für die Weibchen der Seidenhasen.

dd Futterkrippen.

eeee Löcher oder Höhlen.

fff Ausgänge für die Weibchen, welche wie Kellerlöcher auf dem Fußboden angebracht werden müssen.

gg der schon oben erwähnte freye Platz, in welchem sich die Hasen im Sommer bey gutem Wetter aufhalten. Er muß tief mit Sande ausgefüllt seyn, und unter dem Sande ein gutes Pflaster von Flußsteinen oder Ziegeln haben.

h Behältniß für die jungen Hasen.

i Futterkrippen.

*) Es ist Schade, daß es dem Herrn Verfasser dieses Werks nicht gefallen hat, diese schöne Anlage näher zu erklären.

kkkk Höhlen für die Jungen.
l kleine hölzerne Treppe auf den Boden und Balkon.
mmm Ausgänge ins Freye für die Jungen.
n Behältniß für die Männchen.
oo Futterkrippen.
pp Höhlen, und
q Ausgang für die Männchen auf den freyen Platz.

Ideenmagazin für Liebhaber von Gärten, englischen Anlagen ꝛc. Nr. XXII oder des zweyten Bandes zehntes Stück. Leipzig bey Baumgärtner, (1798) in gr. 4. Taf. VII.

3. Ein Tauben- Hühner- und Vogelhaus. (s. Fig. 5103 a) und 5103 b) das vermöge seiner leichten und gefälligen Composition und seiner Bestimmung, wenn es nicht in dem Bezirk eines Meierhofes aufgenommen wird, eine Scene von freundlichem Charakter erfordert. Sanft verbundene Gruppen von Bäumen und Gesträuchen, ein kleiner See in der Nähe, eine schöne grüne Wiese, und von einer Seite wenigstens eine Aussicht auf Kornfelder, werden eine für dieses Gebäudchen angemessene Landschaft bilden. Zunächst um das Haus herum zieht sich ein kleiner Hof, mit leichtem Gatterwerk umschränkt, worin die Hühner ihre freyen Spiele treiben können. Aus dem untersten Steckwerk, worin sich die Hühner ꝛc. befinden, führt eine Leiter durch eine Fallthüre in das oben befindliche Behältniß der Tauben. Die vier halbrunden englischen Fenster können mit schwarz angestrichenen Tafeln ausgesetzt werden, in welche, so wie unter diesen Fenstern, Taubenlöcher eingeschnitten sind.

Das Gebäude selbst kann von Ziegeln aufgeführt werden, und entweder an jeder, oder nur an einer Seite eine Thüre erhalten.

Ideenmagazin ꝛc. Nr. XV. oder zweyten Bandes drittes Stück. Taf. 1.

Menais, Menais topiaria Linn., der Nahme eines westindischen Strauches, der dort zu Lande zu Hecken und lebendigen Zäunen dient, sonst aber nichts merkwürdiges an sich hat.

Menakanit, s. Menacanit.

Menalippe, s. Melarippe, oben, S. 131.

Mencault, oder **Maucault**, ein Getreidemaß, dessen man sich an einigen Orten in Flandern, unter andern zu Landrecy, le Quesnoi, Castrau ꝛc. bediente und vielleicht noch bedient. Zu Landrecy wiegt der Mencault Weizen 97, Mangkorn 94, Roggen 90, und Hafer 72 Pfund nach dem Markgewicht. Etwas ganz besonders ist es, daß daselbst sieben Monat lang im Jahr, nähmlich vom Anfange des Augusts an, bis zu Ende des Februars, der Hafer nach diesem Maße gehäuft gemessen wird, daher in diesen Monaten der Mencault Hafer $7\frac{1}{3}$ Boisseaux nach dem pariser Maß, oder 11 Rationen, wie die Proviant-Officiere zu rechnen pflegen, ausmacht; da hingegen in den übrigen 5 Monathen der Hafer mit diesem Maß gestrichen wird, da dann der Mencault nur $6\frac{2}{3}$ Boisseaux nach dem pariser Maß oder 10 Rationen giebt. Zu St. Quentin hält der Septier 4 Boisseaux nach dem pariser Maß, 2 Mencaults machen 1 Septier, und also ist daselbst der Mencault so viel als 2 Boisseaux zu Paris.

Menderle, Eranthemum Linn., der Nahme einer Pflanzengattung, deren vier bis jetzt bekannte Arten in Afrika wachsen, für uns aber von zu geringem Interesse sind, als daß ich sonst etwas von ihnen anführen dürfte.

Mendians, oder Quatre Mendians, die vier Bettelorden. S. unter **Orden**.

Mendoni, ein Nahme der rankenblättrigen Prachtlilie, Gloriosa superba Linn. S. in P.

Menerle, die, im gemeinrn Leben einiger Gegenden, ein Nahme der Maserle, Acer campestre Linn., aus welchem Worte Menerle vermuthlich verderbt ist. In andern Gegenden sagt man dafür Mewerle. S. unter Acer, Th. 1, S. 240 und 245.

Menescher oder Menoscher, der Nahme eines gelbrothen ungarischen Weins, welcher mit dem Kapwein viele Aehnlichkeit hat.

Meng, der, im gemeinen Leben einiger Gegenden für Mennig.

Menge, die, ein Collectivum, eine Vielheit oder große Anzahl mehrerer Dinge einer Art zu bezeichnen. Die Menge des Wassers war unglaublich. Eine Menge Geldes. Arbeit die Menge haben. Eine Menge von Leuten. Wir müssen den Verstand gewöhnen, sich nicht von den Grundsätzen der Menge verführen zu lassen.

Bey dem Kero Managi, bey dem Ottfried Menigi, bey dem Notker Manigi, bey dem Willeram Menige.

Mengefutter, eine vermischte Aussaat von Getreidearten, oder Futterkräutern, in sofern man sie nicht zum Körnerertrage, sondern zur Futterung des Viehes bestimmt. Geschieht das erstere so heißt ein solches vermischtes Getreide gewöhnlich Mengekorn, in Ober- und Niedersachsen Mangkorn, Gemangkorn, (von dem alten Niederd. Mank, die Vermengung) im Oberdeutschen Mischkorn, Mischelkorn, Mischgetreide, wiewohl diese Ausdrücke sehr häufig auch das eigentliche Mengefutter bezeichnen. In Meklenburg z. B. wird das Mengefutter immer Mangkorn genannt.

Zum

Zum vortheilhaften Baue des Mengefutters gehört mehr, als die Samen von den ersten den besten Pflanzen, die einem einfallen in willkührlichen Verhältnissen unter einander zu mischen und auszusäen, Da das Mengefutter unter die Sommersaat gehört, so ist die erste Eigenschaft desselben diese: daß es aus lauter jährigen Pflanzen bestehen muß. Und da ferner die Absicht, die man bey der Wahl des Mengefutters hat und haben kann, verschieden ist, so müssen sich auch zweytens: die Pflanzen, die man dazu wählt, nach diesem Unterschiede richten.

Man kann sich des Mengefutters auf eine doppelte Art bedienen, einmahl: wenn man entweder gar kein anderes Futter für das Vieh, oder wenigstens nicht dasselbe in zureichender Menge hat; fürs zweyte: um dem Vieh eine Abwechselung mit dem Futter zu verschaffen.

Findet der erste Fall statt, und man sieht sich genöthigt, das Mengefutter des Sommers grün zu verfüttern, so muß man fette und saftvolle Pflanzen, und will man damit dem Mangel des Futters im Winter abhelfen und also dasselbe zu Heu machen, so muß man wegen der Leichtigkeit des Trocknens magere Pflanzen dazu wählen.

Findet der zweyte Fall statt, so müssen andere Pflanzen dazu genommen werden, als diejenigen sind, mit welchen man das Vieh gewöhnlicher Weise unterhält.

Man muß mit dem Futter des Viehes eben so abwechseln, wie wir Menschen mit den Speisen abzuwechseln pflegen; denn so wie wir uns eine Speise, die wir täglich genießen, endlich zum Ekel essen, so geschieht es auch bey den Thieren.

Es ist aber die Thiere bey Appetit zu erhalten nicht der einzige Grund, warum man mit dem Futter wechseln soll, sondern es verlangt es auch ihre Gesundheit. Der thierische Körper kann sich unmöglich lange gesund erhalten, wenn er immer einerley Dinge zum Futter bekommt, denn da zur Verdauung eines Nahrungsmittels besondere Kräfte erfordert werden, so werden endlich diejenigen Kräfte des Körpers, welche zur Verdauung desselben gehören, dergestalt erschöpft, daß endlich der Körper dieses Nahrungsmittel gar nicht mehr verdauet.

Uebrigens müssen in beyden Fällen

1) die Pflanzen einerley Boden lieben,

2) zu gleicher Zeit blühen;

3) so viel wie möglich gleich hoch wachsen und

4) in dem genauesten Verhältnisse unter einander gewählt werden, denn es ist bekannt, daß die eine Pflanze viel, die andere weniger Raum einnimmt, eine steigt, eine andere auf der Erde wegkriecht und aus ihren Stängeln wieder Wurzeln in die Erde schlägt ꝛc.

Als vortheilhafte Mischungen zum Mengefutter für die Pferde so wie auch für das Rindvieh, kann man besonders nachfolgende anrühmen. An vielen Orten in der Pfalz säet man halb Hafer und halb Wicken, an einigen Orten wohl auch $\frac{1}{3}$ Hafer, $\frac{1}{3}$ Wicken und $\frac{1}{3}$ Gerste. Dieses wird meistens grün verfüttert, und zu der Zeit gemähet, wenn die Wicken in Schoten getreten sind. Für das Rindvieh hingegen wird es gemähet, wenn alles in voller Blüthe stehet, und für eben dasselbe setzen einige auch noch das vierte Zugemenge, nähmlich Buchweitzen, — von welchem einige aber ganz irrig behaupten, daß die Kühe davon verkalben sollen, — hinzu; und wer

wer Spergelgrassamen hat, mengt auch davon noch etwas weniges, weil er kleinkörnig ist, darunter.

Zum trocknen Futter für die Pferde muß alles reif werden; und die Garben, die man davon an lustigen Orten über der Scheuntenne auf Stangen und gut getrocknet aufhebt, werden von Zeit zu Zeit zu Häcksel geschnitten.

Bey der Zeit zum Mähen dieses zum Häcksel bestimmten Mengefutters muß man wohl Acht haben, daß nur die Gerste und der Hafer welcher letzte Früh- oder Späthafer seyn kann, gehörig reif werde. Die Gerste fällt deswegen, wenn sie auf des Hafers oder der Wicken Reife warten muß, nicht ab, denn sie wird von diesen beyden gehalten und von den Wicken umwunden. Allein bey den Wicken muß die Reife nur so weit gelangen, daß die Schoten vollkommen, aber noch nicht gelb sind, weil solche, wenn sie zu reif werden, aufspringen und zum größten Theile verlohren gehen.

Um gewiß zu seyn, wie viel man auf ein Pferd füttern solle, ist es rathsam, in jedem Jahre, weil das Gemenge nicht in allen Jahren gleich viel scheffelt, einige Garben zur Probe auszudreschen, wornach man denn seine weitere Eintheilung machen kann. Man füttert gemeinhin von Gemengekörnern nur halb so viel, als vom Hafer. Wenn man also zum Beyspiele einem Pferde täglich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Metzen Hafer reichen läßt, so berechnet man, in wie viel Bünden des Mengefutters man den halben Theil dergleichen Körner vermuthen darf. So viel sich nun nach dem Probedreschen ausfinden lässet, kann täglich zu Häcksel geschnitten, und den Knechten zum Futter übergeben werden.

Der

Der Acker zu diesem Gemenge kann ein gewöhnlicher Haferacker seyn: nicht zu trocken, nicht zu naß, ist dessen liebste Erde. Die Art der Bestellung hingegen wird von der Aernte bestimmt, wie auch beym Hafersäen. Ein zweymahl gepflügter oder gehakter Acker liefert ungleich mehr in Stroh als der einmahl gepflügte.

Das Mengefutter ist überhaupt genommen viel kraftreicher als Hafer, wenn es auch nur zur Hälfte so viel gegen Hafer gefüttert wird. Auf einem Felde, wo von 1 Scheffel Hafer nur 3—4 Scheffel geärntet werden, kann man von 1 Scheffel Mischfrucht wohl 6—9 Scheffel bauen. Der Vortheil ist also augenscheinlich auf der Seite des Mischfutters.

In Schlesien säete ein Landwirth ein Gemenge von $\frac{5}{10}$tel Frühhafer, $\frac{4}{10}$tel Gerste und $\frac{1}{10}$tel Wicken, und zwar ins Brachfeld. Er sagt darüber in den schlesischen ökonom. Nachrichten v. J. 1775. S. 165 folgendes: „Der Nutzen den dieses Mengegetreide bringt, es mag nun grün, oder reif eingeärntet zur Pferdefütterung gebraucht werden, ist ungemein beträchtlich, und verdiente wohl mehrere Aufmerksamkeit, mehr und allgemeiner angewendet zu werden, als gegenwärtig noch nicht von den Landwirthen geschieht.“ *)

Ein anderes Verhältniß in der Mischung der Getreidearten zum Mengefutter hat Herr Förster bekannt gemacht, **) und er giebt dazu folgende Anleitung:

Meine

*) S. Riem's monatliche practisch-ökonomische Encyklopädie. II. B. S. 208 ff.
**) S. desselben Werks III. B. II. Th. S. 52 ff.

„Meine Fütterungsart gehet nicht auf Haberfütterung in ganzen Körnern, wie man bald ersehen wird; denn dafür bin ich nicht, zumal als uns viele Erfahrungen lehren, daß die Haberärnte in manchen Wirthschaften entweder genau und kärglich zulanget, oder dergleichen Wirthe vielen Hafer zu erkaufen genöthiget worden sind; wozu auch kommt, daß häufige und hinlängliche Erfahrungen darwider sprechen, indem man dadurch behaupten kann, daß die Fütterung mit Roggen, Gerste, Hafer, Erbsen, Wicken und in andern Körnern, welche hier und dort theils aus Noth, theils durch Betrug und die bisherige Entwendung der Dienstbothen geschehen ist und noch täglich vorkommt, weder der Landwirthschaft nutzbar, noch für das Zugvieh vortheilhaft sey. Eben diesen Streit haben viele erfahrne Landwirthe zu dämpfen gesucht, und schon einigemahl eine Menge-Getreyde von Hafer, Wicken und Gerste zu säen in Vorschlag gebracht, z. B. in den Schles. ökon. Nachrichten, im Leipz. Intell Bl. und in der Riemischen ökon. pratk. Encyclopädie. Da aber bis zu jetziger Zeit über den Vortheil dieser Fütterung, obgleich dieselbe doch gewiß aller Haferfütterung den Rang streitig macht und einen wichtigen Vortheil für sich hat, noch wenige gründliche Erfahrungen außer den schon gedachten eingegangen sind, so muß ich es doch bewundern, daß diese Fütterung nicht mehrere Liebhaber zur Probe aufmuntert. Dieses ist es also wovon ich schreiben will, indem eine Probe mich zur weitern Nachahmung leitete, zumal auch meine Haferärnte zur Fütterung nie zulänglich war, um meine Pferde ein ganzes Jahr mit dieser Fütterung durchzubringen. Mit dieser Menge-Getreide-Fütterung stellte ich folgende Untersuchung und zwar aus Gründen an, die ich gleich beyfügen werde: und ich befinde mich recht wohl dabey.

Meine vier Pferde verlangten von mir alle Jahre wenigstens, hundert und zwey Dresdner Scheffel Hafer; dieses betrug mir eine Aussaat von ohngefähr 30 Scheffeln. Weil mir nun die Fütterung mit Hafer zu theuer zu stehen kam, so beschloß ich, die Probe mit Menge-Getreyde zu machen. Ich setzte mir nach meinen Gedanken einen eigenen Maaßstab in der Mischung fest, und nahm 4 Scheffel

fel Hafer und 3 Scheffel Gerste, mischte dieses unter einander, und säete es in die andere Frucht; d. i. in die zweyte Düngertracht. Die Wicken ließ ich mit gutem Vorbedachte weg, weil sie zu spät reifen, und ich so schon befürchtete, die Gerste würde durch ihre zeitige Reife viele Körner verlieren, mithin der Vortheil mir also durch diesen Verlust entgehen mögte.

Von diesen 7 Scheffeln Mengegetreyde erhielt ich 19 Schock in sehr starken Gebünden; davon das Probeschock über 5 Scheffel Ausdrusch gab. Bey der Reife schien es zwar, als wollte die Gerste vor dem Hafer einen Vorzug haben, aber nein; sie erwartete die völlige Reife des Hafers. Hier muß ich gestehen, daß ich das Gebünd, weil ich meinen Pferden im Futter bey ihrer täglichen und schweren Arbeit nicht Abgang zuziehen wollte, bey der Aernte ein Theil größer machte, als es sonst gewöhnlich ist.

Den Boden zu dieser Aussaat muß man eher ein Bischen naß, als trocken wählen. Im Herbste ließ ich ihn stürzen, und im Frühjahr gut eineggen und auf die Wendefurche säen. Kann man Frühhafer haben, so ist derselbe zu dieser Aussaat, wegen der zeitigen Reife, am vortheilhaftesten. Es ist bekannt, daß dieses Sommerstroh schwer trocknet, und gern alle Feuchtigkeiten an sich zieht; demnach muß man die Behutsamkeit und die Vorsicht anzuwenden niemals aus der Acht lassen, daß dieses Mengegetreyde auf dem Felde gut getrocknet, und in den Scheunen in die Höhe auf den Stangen und nicht in die Banken geleget werde; außerdem es sonst bald dumpfig und den Pferden zur Fütterung schädlich wird. Von obiger erwähnter Einärnte des Mengegetreydes gebe ich die Woche hindurch meinen vier Pferden 18 Garben ungedroschen, und vier Schitten Roggenstroh. Dieses theile ich wöchentlich in zwey Theile; des Mittwochs lasse ich 8 Garben Gemenge und 2 Schitten Rogenstroh ungedroschen samt denen darin befindlichen Körnern schneiden. Diese Abtheilung geschiehet deswegen, damit die Knechte sich bessere Eintheilung machen können, und nicht vieles Futter in dem Kasten dumpfig werde.

Ohne große Lobeserhebung von dieser Fütterung zu machen, so wird sich der Nutzen gar deutlich zeigen; denn zu dieser jährlichen Fütterung meiner 4 Pferde

Pferde habe ich nicht mehr als 15½ Schock Garben vonnöthen; von diesen erspare ich mir die Zeit zum Dreschen, und zugleich davon die Hebgebühr der Drescher. Die Geigerheit wird auch den Knechten benommen, das bestimmte Futter den Pferden zu entwenden und zu verkaufen, und die Körner werden durch das Schneiden recht geschroten und zur Verdauung derselben den Pferden weit gedeihlicher. Ueberhaupt ist hier eine Metz Gemenge, zwey Metzen Haber vorzuziehen, und die Pferde befinden sich bey aller schweren Arbeit gesund, gut, dauerhaft und wohl. Um das Gemenge aber gut, besser und leichter schneiden zu können, so laß ich allemal eine Handvoll Rockenstroh in die Siedebank unten einlegen, und hernach das Gemenge oben darauf, dann schneidet es sich sehr leicht, und die Pferde fressen die Siede sehr gern. Ueber dieses muß der Siedeschneider alles Stroh vorher gut schütteln, ehe er es zum Schneiden in die Bank leget; damit, wenn sich ja vom Felde etwas von Steinen oder klämpelchen Erde bey der Aernte eingebunden hätte, es durch dies Ausschütteln vorher heraus falle.

Hierdurch soll wohl manchem Landwirthe die Beschwerde gehoben seyn, daß die Pferde theurer zu unterhalten, als die Ochsen sind. Bey dieser ökonomischen Einrichtung des Pferdefutters lebe ich nunmehr ganz ruhig und sehr zufrieden, und bin überzeuget, nach mehr unternommenen Proben wird es viele Nachahmer erhalten: ja ich hoffe, der Nutzen des Mengegetreides, sowohl zur grüner, als auch zur dürren Fütterung für die Pferde und auch für das Rindvieh, wird jedem Landwirthe in der Folge noch beträchtlicher werden, und sich auch mehrere Aufmerksamkeit erwerben, wenn es allgemeiner als es bisher von Landwirthen, im Betrachte, daß es etwas unbeträchtliches sey, geschehen ist, wird angewendet werden.

Von dem Mengefutter, in so ferne der Klee einen Theil desselben ausmacht, ist im Artikel Klee, Th. 39, S. 417, 438, 448, 461 und anderwärts schon mehreres gesagt worden. Ich bemerke hier deshalb nur noch folgendes. Man bestellet den Acker nicht selten mit einem Mengsel,

sel, welches zur einen Hälfte aus Gerste, zur andern aus Hafer besteht, und säet acht längstens 14 Tage hernach den Kleesamen darüber. Dieses giebt, wenn man es bloß als Futtergewächse benutzen will, in eben dem Jahr 3 Aernten, in der Menge und Güte, daß man von zwey Morgen drey Stück großes Vieh den Sommer über davon füttern und erhalten kann. Die Kleeärnte des zweyten Jahres ist eben so reichlich und gut, als wenn man die Gerste im ersten Jahre hätte zur Reife kommen lassen; im dritten Jahre aber geringer und unzuverlässig.

Das Gemenge von Gerste und Hafer säet man jedoch gern dick und voll. Dem Klee schadet es nicht; er kommt beym ersten Schnitte erst aus der Erde, beym zweyten wird das Getreide schon dünner, und beym dritten verliert es sich noch mehr. Es würde also zum erstenmahl nur wenig Futter geben, wenn man nicht dicker, als gewöhnlich säen wollte. Hafer nimmt man darum, weil er öfterer nachwächst, während die Gerste geschwinder kommt, sich aber schon im zweyten Schnitte gutentheils, und im dritten fast völlig verliert.

Einige setzen zu dem Mengsel aus halb Hafer und halb Gerste, worüber denn weißer Klee und Grassamen gesäet wird, auch etwas wilde Wicken, worunter man in der Landwirthschaft einige im Artikel Linse, Th. 79, S. 357 und 358 beschriebene Pflanzen und ähnliche aus der Familie der Hülsengewächse versteht, hinzu, und haben dann 3 bis 4 grüne Aernten davon. Kein grünes Futter und kaum die Esparcette, kommt diesem gleich. Nicht so blähend, wie der rothe Klee, giebt es den Kühen mehr und fettere Milch,

und

und nicht so kostbar wie Haser ist es den Pferden eben so angenehm als nahrhaft.

Bey dem Mengefutter von dieser Art ist noch zu bemerken, daß Haser und Gerste geschwinder wachsen, als die damit gesäeten Kräuter. Man darf sie indessen nicht so weit wachsen lassen, daß sie in Aehren schießen. Der Stamm würde sich entkräften, und zum ferneren Treiben nicht Stärke genug behalten, woran es im Gegentheile nicht fehlet. Man muß also früh mähen, bevor sich die Aehrenbälge zeigen, und hat dann freylich noch wenige oder gar keine Kräuter; im zweyten Schnitte halten schon die Kräuter dem wieder nachgewachsenen Getreide das Gleichgewicht; und im dritten übertreffen sie es. In eben dem Maße, wie die Kräuter sich vermehren, vermindern sich die Getreidepflanzen.

Dieses Mengsel von Getreide und Kräutern darf aber nicht ohne Vorsicht verfüttert werden. Der erste Schnitt, fast in lauter jungen Gersten- und Haferpflanzen bestehend, ist der gewöhnlichen Schröpfe von Weitzenspitzen gleich; er laxirt das Vieh, und man darf es nicht allein damit erhalten. Eben die Wirkung hat das nachgewachsene Getreide auch im zweyten Schnitte, wozu noch der mehr blähende junge Klee kommt. Dieses würde man also noch weniger ohne irgend einen Zusatz von solidern Nahrungsmitteln geben dürfen. Nur im dritten und gemeiniglich letzten Schnitt, wenn der Nachwuchs des Getreides weniger kräftig ist, und die Wirkung des Klees schon mildert, kann man unbesorgter seyn, jedoch muß der Klee, obwohl er noch nicht blühet, auch nicht allzu jung seyn.

Wenn man das Vieh mit diesem Mengsel allein erhalten will, mischt man dem im Häckfel

zu gebendeu ersten und zweyten Schnitt mehr oder weniger Stroh bey, je nachdem der Vorrath der Anzahl des Viehes weniger oder mehr angemessen ist; jedoch darf auch dieser Strohzusatz nicht viel mehr als den zehnten Theil — dem Maße, nicht dem Gewichte nach — betragen, wenn die Fütterung nahrhaft genug bleiben soll; sonst wird die nährende Kraft, und folglich auch der Nutzen vermindert. — Der langen Fütterung, die gerathener, dem Vieh angenehmer, und vortheilhafter ist, werden gemeine Wiesen- oder andere wenig nährende Gräser beygemischt, von welchen man denn auch mehr als von dem dürren Stroh nehmen kann.

Wenn man es jedoch, im Fall daß die gewöhnlichen Kräuter nicht reichen, oder man sie heuen, oder sonst Abgang in der Fütternng haben sollte, nur nebenher geben will: so ist aller Zusatz von Stroh oder Gras, auch das Schroteiden unnöthig. Eine mäßige Portion zu jeder Tageszeit, schadet ihm so wenig, daß vielmehr diese Abwechselung im Futter seinen Appetit, und auf unserer Seite den Nutzen im Molkenwerke vermehret.

S. Joh. Christ. Bergen's Anleitung zur Viehzucht; neu herausgegeben von Thaer. Berlin, 1800. 8. §. 59. 80. 95. und 220.

Leipz. Intell. Blatt. 1771, S. 31, 134. 1776. S. 383. 1785. S. 14.

Oekonom. Nachrichten der patriotischen Gesellsch. in Schlesien. 1775, S. 165. 1776, S. 246, 251. 1780, S. 19 ff.

Wittenberger Wochenblatt. 1778, S. 309.

Neue Sammlung physikalisch-ökonom. Schriften der ökonom. Gesellschaft in Bern. I. Band, S. 212.

Ortmann's Mischekorn oder Gemangkorn. Eisenach, 1781. 8.

Prak-

Pratje's ökonom. Magazin. 1r. Jahrgang. S. 358.
Sprenger's Kalender. 1785. S. 25.
Oekonomische Weisheit und Thorheit IV. S. 108.
Hedwig in den Anzeigen der Leipziger ökonom. Societät. Michael. Messe 1791, S. 79.
Löwe und Brager's Magazin für Oekonomie. I. S. 30.
Gemeinnütziges Handbuch der Landwirthschaft für alle Stände. I. Band. Berlin, 1796. 8. S. 220, 488 ff.
Neue Berliner Beyträge zur Landwirthschaftswissenschaft. I. B. S. 217 ff.

Mengefutter bedeutet übrigens auch eine Mischung von mehreren Arten der Getreidekörner, welche man zum Futter für das Vieh und besonders für die Pferde bestimmt. Der Hafer ist überhaupt zwar das gesundeste Futter für die Stallpferde; den Wirthschaftspferden, die schwere Arbeit thun müssen, würde er indessen nicht genug Kräfte geben, wenn man ihn nicht in großer Menge verfutterte. Aus diesem Grunde haben die mehresten Hauswirthe die Gewohnheit, diesen ein festeres, mehr nährendes Futter zu geben, welches sie aus mehreren Getreidearten, besonders aus Rocken, Gerste, Hafer und Wicken oder Erbsen mischen.

Zug- und Ackerpferde, welche die meiste Zeit nur zu Hause arbeiten, haben von diesem Mengefutter täglich an zwey Metzen genug. Diejenigen aber, die bey der Feldarbeit auch zugleich viele und weite Reisen thun müssen, können unter drey Metzen nicht wohl bestehen.

Berliner Beyträge zur Landwirthschaftswissenschaft, III. B. S. 230 ff.

Mengekasten, ist bey den Blaufarbenwerken ein Kasten von $\frac{1}{2}$ Fuß Weite, $2\frac{1}{2}$ Fuß Höhe und 8 Fuß Länge, welcher dazu dient, um den zu

schmelzenden Kobalt mit seinen Zusätzen (Zuschlägen) recht genau vermischen zu können.

Mengeklee, s. im Art. Mengefutter, oben, S. 351 fl.

Mengekorn, am gewöhnlichsten versteht man darunter das Mengefutter, wovon oben die Rede gewesen ist. Zuweilen auch ein gemischtes Getreide, welches zum Mahlen bestimmt ist, worüber im Art. Mehl, Th. 87, S. 377 und 408 fl. nachzusehen ist.

Mengel, das, ein nur in einigen Gegenden, z. B. in Bremen, übliches Maß flüßiger Dinge, welches der vierte Theil eines Quartes oder der 16te Theil eines Stübchens ist, und 10 ehemahlige Pariser Cubic-Zoll enthält. Es scheint zu dem Geschlechte der Wörter Mand oder Mande, ein Korb, Mund ꝛc. zu gehören, oder auch zu dem Lat. Manus, Manipulus. Im mittlern Lat. ist Manna eine Handvoll.

Mengeln, ein regul. Verb. Act., welches das Diminutivum oder auch Interativum von dem Zeitworte **mengen** ist, aber nur im gemeinen Leben einiger Gegenden, besonders im verächtlichen Verstande, gehöret wird, so wie man von mischen in ähnlichem Verstande auch **mischeln** sagt. In andern Gegenden ist **mengeln**, so wie **mengen**, im Kleinen verkaufen, höken, Ital. mescolare, im mittlern Lat. mangonare. **Fische mengeln** oder **mengen**, mit Fischen im Kleinen handeln. Wo denn **Menger**, **Mengeler**, **Mengling** auch einen solchen Höken bedeutet, Ital. Mescolatore.

Mengelwurz, ein Nahme verschiedener, ihrer Wurzeln wegen brauchbarer Pflanzen. 1. Der gemeinen **Grindwurz**, Rumex acutus Linn., welche auch **wilder Ampfer** und **Mangold** genannt

genannt wird, aus welchem letztern Namen Mengelwurz seiner ersten Hälfte nach herstammt. S. Grundwurzel, Th. 20, S. 63 fl. 2. Bey einigen führet auch der Sauerampfer Rumex Acetosa Linn., dessen trockne Wurzel roth färbet, den Nahmen der Mengelwurz. S. Acetosa, Th. 1, S. 256.

Mengen, ein regul. Verb. Act. mehrere Dinge verschiedener Art unter einander thun.

1. Eigentlich, wo es von trocknen Dingen am üblichsten ist, sie ohne Ordnung unter einander thun, ohne doch, daß sich ihre Bestandtheile mit einander verbinden. Gerste unter den Rocken, Mäusedreck unter den Pfeffer mengen. Das Hundertste in das Tausendste mengen. Gemengtes Getreide, in der Landwirthschaft, wo mehrere Arten unter einander gebauet werden. Dem Pferde das Futter mengen, das Korn oder den Hafer unter den Häckfel mengen. Sich unter das Volk mengen, der körperlichen Gegenwart nach.

Wenn mit der Mengung zugleich die Vereinigung der Bestandtheile verbunden ist, so ist das Zeitwort mischen üblicher, daher man dieses lieber von der Vermengung flüßiger Körper gebraucht, obgleich es bey ältern Schriftstellern so genau nicht genommen wird. Wohl aber läßt sich mengen brauchen, wenn ein trockner Körper mit einem nassen verbunden wird. Eile und menge drey Maß Semmelmehl, knete und backe Kuchen, 1. Mos. 18, 6. Ungesäuerte Kuchen mit Oehle gemengt, 2. Mos. 29, 2. Den Teig einmengen ist daher in der Hauswirthschaft, das zu Teige bestimmte Mehl mit Wasser vermischen. S. Mischen.

2. Figürlich. Sich in alles mengen, an allem einigen Antheil haben wollen. Sich in jemandes Gespräch mengen. Sich in fremde Händel mengen, mit dem Nebenbegriffe der Unbefugtheit, des Vorwitzes. Menge dich nicht in fremde Sachen, Sir. 11, 9. Siehe auch Mischen, welches auf ähnliche Art gebraucht wird.

Schon in dem Isidor mengan, im Angels. mengean, im Nieders. mank, im Dän. mange, im Engl. mingle, im Griech. μιγνυμι. Es scheint nicht unmittelbar von Menge abzustammen, sondern zu dem Nieders. mank, darunter, zu gehören, und durch den eingeschalteten Nasenlaut von machen, verbinden, abzustammen.

Mengenmaß, das, ein Maß, die Menge der Körper damit zu messen, auch das Körpermaß oder das körperliche Maß, zum Unterschiede von dem Längen- und Flächenmaße. S. den Art. Maß und Gewicht, Th. 85, S. 264 fl. und verschiedene andere Artikel, die von besondern Arten des Mengenmaßes handeln, wohin unter andern die Art. Weinmaß, Biermaß, Kornmaß ꝛc. und Scheffel, Pott, Quart ꝛc. gehören.

Mengepresse, die, auf der Messinghütte zu Goslar, eine Art des Messings, welches aus einem Pfunde Lauterberger Kupfers und zwey Pfund Galmey verfertiget, aber nicht allein verkauft, sondern zum Zusatze des Tafelmessinges genommen wird; zum Unterschiede von diesem Tafelmessinge und dem Stückmessinge. Die Benennung ist der zweyten Hälfte nach dunkel. S. unter Messing.

Menger, s. unter Mengeln.

Mengeschäferey, oder Setzschäferey, bedeutet eine Schäferey, wo der Schäfer von seinem eigenen

genen und seiner Knechte Vieh einen gewissen Theil, oder an Gelde nach einer gewissen Taxe zu des Herrn Herde menget oder setzet, und dann von dem aus der Wolle gelöseten Gelde einen bestimmten Antheil erhält. S. den Art. Schäferey.

Mengsel, das, mehrere unter einander gemengte Dinge, als ein Ganzes betrachtet; im verächtlichen Verstande ein Mischmasch. Im Nieders. Mengels.

Meniana, ein Wort beym Vitruv, das einige von den Erkern an einem Hause, andere hingegen von den Balcons oder Geländergängen erklären. Das letztere ist wohl das richtigste, indem dieses Wort von dem Nahmen Menius, welches ein römischer Rathsherr war, abgeleitet wird, welcher sich bey dem Verkaufe seines Hauses einen Geländergang um eine Säule vorbehielt.

Menianthes, s. Menyanthes.

Menidia, der Nahme einer Art der im 44 Th. S. 751 beschriebenen Kornährenfische, Atherina Menidia. Brown.

Menil, auch Oger, der Nahme einer guten Art Champagner-Weins.

Menilles, s. Manillen, Th. 83, S. 720.

Menin, ein Wort, welches die Franzosen aus dem Spanischen entlehnt haben, um diejenigen Kinder von Standespersonen zu bezeichnen, die mit des Königs Kindern gleichsam erzogen, oder stets um und bey ihnen gehalten wurden, um ihnen zur Gesellschaft zu dienen.

Meningophylax, Gehirnbeschützer, ist ein chirurgisches Instrument, das vorn einen linsenartigen Knopf hat, und welches beym Trepaniren gebraucht wird.

Meniſcus, Meniſcus, ein Glas oder ein anderer durchſichtiger Körper, der an der einen Seite hohl, an der andern aber erhaben iſt. S. im Art. **Licht**, Th. 77, S. 764 fl.

Meniſpermum, der Nahme einer Linneiſchen Pflanzengattung. S. **Mondſame**.

Menk, der pommeriſche und mecklenburgiſche Nahme des kleinen **Sumpfotters**. Lutra minor Linn. Schwed. **Mänk**. S. unter **Otter**.

Menkar, der Nahme eines Sterns von der zweyten Größe, bey dem Maule des Wallfiſches.

Menkauld, ſ. **Mencault**, oben, S. 343.

Mennie, die, iſt ſo viel als der **Mennig**. S. das folgende.

Mennig, der, ein ſehr lebhaft pomeranzenrother Farbenkörper, welcher eigentlich eine rothe Bleyaſche iſt, und durch eine ſtarke Calcination aus dem Bleye oder Bleyweiße erhalten wird. Im Niederſ. **Mennje**, daher auch einige Hochdeutſche dieſes Wort im weiblichen Geſchlechte gebrauchen, die **Mennige**, und nach einer verſtümmelten Ausſprache die **Mennie**, im Schwed. Mönja, im Dän. **Mönne**, **Minie**, im Franz. Mine, Mine de plomb; alle aus dem Latein. Minium, welches vermuthlich zu dem Worte Minera gehört, und eigentlich einen jeden gegrabenen Farbenkörper bedeutet haben kann. Wenigſtens wird der Bergzinnober noch bey einigen **Mennigfarbe** genannt.

Die Alten haben wahrſcheinlich auch ſchon unſern Mennig gekannt, denn Vitruv und Plinius erzählen, daß man zu ihrer Zeit zu Rhodus Bleyweiß und Grünſpan, ungefähr auf dieſelbe Art, wie heut zu Tage, bereitet habe. Sie ſetzen ſogar beyde hinzu, daß wenn man das

Bley-

Bleyweiß in den Ofen bringe; es durch das Feuer eine rothe Farbe erhalte, und den künstlichen Sandarach liefere, der weit besser als der natürliche Sandarach von Zinnoberfarbe sey, den man in den Bergwerken finde. Letzterer ist nichts anders als unser rother Arsenik, und der Sandarach der Alten war unser Mennig.

Heut zu Tage wird am mehrsten Mennig in Chesterfield und Wirksworth in England gemacht, und von da über Hull ausgeführt. Nicht so viele aber von größerer Güte wird in Rollhofen, einem 5 Stunden von Nürnberg gelegenen Bayerischen Dorfe, auf Betrieb der Herrn Förster und Bielitz in Nürnberg verfertigt, deren Familien die hier befindliche Mennigbrennerey schon seit vielen Jahren zugehöret hat. In Frankreich hat man erst in den letzteren Jahren angefangen Mennig zu brennen, wie es aus d'Arcet's Bericht über die Bereitung des Mennigs, im ersten Bande des Neuen polytechnischen Magazins ꝛc. Winterthur 1798. 8. S. 334 fl. erhellet. Ob man in Holland, wie man es sonst behauptete, je Mennig gebrannt habe, ist noch Zweifeln unterworfen.

Da der Mennig außer zur Farbe auch zum Glasmachen und sonst noch zu verschiedenen anderen Zwecken gebraucht wird, die wahre Verfertigungsart aber so lange gewissermaßen ein Geheimniß gewesen ist: so wird hier nachfolgende Beschreibung des Verfahrens bey dem Mennigbrennen nöthig seyn, wobey ich mich besonders auf die deutsche Methode einschränke, da nach dieser der beste Mennig geliefert wird. Der Dr. C. W. Rose hat hierüber die beste

Abhandlung *) geschrieben, welcher ich hier vorzüglich folge.

Beschreibung der deutschen Mennigbrennerey.

Der Prozeß des Mennigbrennens überhaupt läßt sich füglich in drey Operationen theilen. In der ersten wird das Bley geschmolzen, und bis zur graugelben, etwas grünlichen Farbe, wenn man will, zu Massicot (s. Th. 85, S. 357.) verkalket. Durch die zweyte wird dieser Kalk von den Metallkörnern, die noch dabey befindlich sind, gereinigt, und überhaupt zur dritten vorbereitet; in welcher man den gelben Kalk zu einem lebhaften Gelbroth erhöht.

Erste Arbeit.

Die erste Operation geschieht in einem länglicht viereckten, von Backsteinen aufgemauerten, nach Willkühr und Bequemlichkeit hohen, sehr einfachen Reverberir-Ofen, den man zum Unterschiede von dem andern, den Massicot-Ofen nennen könnte. S. Fig. 5104 und 5105. Der innere Raum desselben ist unten flach, oder horizontal, bis auf eine kleine Einschränkung, von der nachher die Rede seyn wird. Vermittelst zweyer kleinen Separations-Mauern wird er in gleiche Theile getheilt; von denen der mittlere den Feuerherd, die beyden andern die Bleyherde ausmachen. Aschenherde und Anzüchten hat weder dieser Ofen, noch der andere, den ich bey der dritten Operation beschreiben werde, so wenig, wie der Englische. Obenher ist dieser Raum gewölbt,

*) Dr. Carl Wilh. Rose Abhandlung vom Mennigbrennen, besonders in Deutschland. Mit Kupf. Nürnberg bey Lochner, 1779. 124 S. 8.

wölbt, und nach der Hinter- oder Rückwand des Ofens zu mit zwey kleinen Zuglöchern versehen. Von außen, vorn, hat der Ofen drey Oefnungen (embouchures) die mit den innern Abtheilungen correspondiren. Die mittlere, oder das Heißloch, ist der Bequemlichkeit des Feuers wegen besonders, die höchste und breitste. Von jeder der beyden andern Oefnungen, die mit ziemlich starken Eisenblechen ausgefüttert sind, ohne jedoch, so wenig wie die mittlere, die auch nicht mit Eisen beschlagen ist, Thüren zu haben, damit, wie Jars *) richtig anmerkt, die freye Luft beständig über das Metall hinwegspielen, und die Verkalkung desto eher und besser befördern möge, — geht der sonst horizontale, mit Backsteinen gepflasterte Herd des Ofens auf einen Schuh weit hinein etwas schräg oder abschüssig: entweder, damit das geschmolzene Bley, besonders des steten Umrührens wegen, das anfänglich dabey nöthig ist, nicht so leicht herausfließe; oder wahrscheinlicher bloß wegen der in dieser Brennerey angebrachten Vorkehrung, vermöge welcher die Rührhaken durch ein umgetriebenes Wasserrad bewegt werden. Wenigstens ist dieser Umstand nicht wesentlich. Jars bestimmt den Herd der Englischen Oefen als durchaus horizontal (parfaitement de niveau). Das Ausfließen des geschmolzenen Bleyes wird überdem nicht allezeit durch die Abschüssigkeit verhindert. Man setzt in solchen Fällen einige Backsteine vor die Oefnung. In England nimmt man

*) Procédé des Anglois pour convertir le plomb en Minium; in Memoires de l'Acad. de Paris pour l'année 1770. Prémiere Partie pag. 369 — 379. Nach der Octav Ausgabe.

man dazu, nach Jars Aussage, die größten Afterstücke, von denen ich nachher reden werde. Das möchte auch wohl für sich genommen das Vortheilhafteste seyn, weil man Aster immer vorräthig hat, und bey der Gelegenheit etwas wenigstens davon besser verkalkt wird, als es vorher war. Herr Prof. Ferber *) sagt, man belege zu diesem Behuf die Oeffnung mit weichem Letten.

In jeden der beyden Bleyherde setzt man ein Stück Mollenbley, zu hundert und achtzig Pfund schwer, ein. Denn so viel faßt der deutsche Ofen. Sonst ist die Menge willkührlich. In der Mitte des Ofens, nicht auf beyden Seiten, wie in England, feuert man. Man legt nähmlich Schelte Holz, die der Länge des Ofens angemessen sind, durch die Oeffnung hinein, und zündet sie an. Die Flamme, die keinen Ausgang hat, und wegen des niedrigen Gewölbes nicht in die Höhe steigen kann, breitet sich alsdenn über das auf den Seitenherden befindliche Bley aus, und bringt es in Fluß. Eben diesen Weg nimmt auch der Rauch, der während dieser ganzen Operation über das Bley, wenn es gleich schon verkalkt ist, hinstreichen muß. Er findet endlich seinen Weg, nach der Struktur des Ofens, bey den Oeffnungen der Bleyherde.

Sobald das Bley fließt, wird es mit eisernen Rührhaken beständig umgerührt. Dies ist zur schnellern Verkalkung nothwendig. Denn bekanntermaßen entsteht auf der Oberfläche des fließenden Bleyes jederzeit ein Ueberzug, oder eine

*) Bereitung der rothen Mennige, im Versuch einer Oryctographie von Derbyshire in England. Mietau, 1776. 8. S. 86—87.

eine Haut, die nichts anders als ein Bleykalk ist, der, wenn er die Oberfläche des Metalls deckt, dasselbe vor weiterm Verkalkung einigermaßen schützt. Dieses Umrühren geschieht so lange bis das Bley verkalkt ist. Man scheint darauf ohngefähr acht Stunden zu rechnen. Jars sagt zwar, daß man in England, um funfzehn Centner (quintaux) Bley zu verkalken, nie mehr als vier bis fünf Stunden brauche. Allein außerdem, daß es bey ihm zweifelhaft bleibt, ob diese Quantität auf einmahl in den Ofen kommt, oder nur nach und nach eingetragen wird: — denn in der einen Brennerey sagte man jenes, in der andern dieses, und gab hiervon den Grund an, daß sonst die Arbeit aufgehalten würde: — ausser diesem, sage ich, giebt Herr Ferber zur Calcinirung eines Tonn oder 2240 Pfund Bley, dann so viel wird ihm zufolge mit einmahle eingesetzt, doch auch sechs bis sieben Stunden zur Verkalkungszeit an. Ueberhaupt sieht man leicht, daß es hierbey theils auf die Menge des Bleys ankomme, das zu Kalk werden soll, theils und besonders aber auf den Grad des Feuers, der bey solchen Verrichtungen nicht allezeit völlig gleich seyn kann, es auch nicht darf; anderer Umstände bey der Manipulation zu geschweigen.

Nach der Verkalkung bleibt die Masse noch ohngefähr 16 Stunden im Ofen, um sie, wie es der in der Mennigfabrike zu Rollhofen angestellte Brenner nannte, gehörig zu trocknen. Jars sagt, gegen 24 Stunden. Doch kann dies verhört, und von der ganzen Arbeit zu verstehen seyn. Unter dieser Zeit wird der Kalk nur zuweilen, mit dem vorgedachten Rührhaken, aber nur von der Hand eines Arbeiters umgerührt,

rührt, theils um die Oberfläche gehörig zu verändern, den Kalk gleichförmig zu brennen, und einige noch nicht völlig verkalkte Stücke der Flamme mehr auszusetzen; theils aber auch, zu verhindern, daß sich die Masse nicht zusammen balle, oder wieder schmelze. Das Feuer, daß vom Anfang stark seyn muß, wird bey diesem trocknen vermindert.

Genau läßt sich der Grad des Feuers und die Menge des Holzes, das man zuschürt, nicht wohl bestimmen. Jars sagt, daß die Masse dabey nur sehr dunkel kirschroth glühe. Eigne Erfahrung kann dies am besten, und gleich beym ersten Versuch lehren. Auch ist es Jedem, der die Verkalkung des Bleys im Kleinen angestellt hat, leicht gelungen, das Bley bis zur gelben Farbe zu calciniren.

Noch einige Anmerkungen bey dieser Gelegenheit von Jars, die hier am besten angebracht zu seyn scheinen. Wie sich das Bley verkalke, so schiebe es der Arbeiter auf die Seite, und lasse das, was noch flüssig ist, stets zusammen. — Die Vertiefung der deutschen Herde erleichtert dies. — Auch ziehe man diejenigen Bleyklumpen oder Stücke, die sich nicht gehörig verkalkt haben, und dergleichen fallen wirklich allezeit vor, sobald man sie wahrnehme, heraus, und hebe sie zu einer künftigen Arbeit auf. Doch kann dies nur von den großen Stücken gelten, wie auch der Erfolg von Jars Beschreibung selbst lehrt. In der deutschen Fabrik ist die Menge des eingesetzten Bleys geringer, der Bau des Ofens vortheilhafter, die Anstalten zum Umrühren des Metalls sind besser: mithin geschieht die Calcinirung gleichförmiger.

Der

Der Bleykalk geht nun bey diesem trocknen durch die Nüancen von schwarz oder grau, bis zu grauzelb; von Bleyasche zu Massicot über. Jars führt an, daß die Farbe des auf diese Art verkalkten Bleys, wenn es noch heiß ist, der Glätte sehr ähnlich sey; erkaltet aber sey sie schmutzig gelb.

Die zweyte Operation

fängt damit an, daß man die im Ofen erkaltete Materie herauszieht, und stark angefeuchtet, denn dessen kann man nicht zu viel thun, auf eine Mühle bringt. Wie Jars erzählt: so zieht man in England die Materie noch heiß auf den mit Steinen gepflasterten Boden der Brennerey, und gießt so viel kaltes Wasser hinzu, als sie einziehen kann, und zur Erkaltung nöthig ist. Nachher, wenn sie auf die Mühle (durch eine Oeffnung, die in der Mitte der obern Mühle befindlich ist) gebracht werde, gieße man noch mehr Wasser hinzu. Wesentlich ist diese Verschiedenheit gewiß nicht. Die Engländer können oder wollen nur nicht die langsamere Erkältung von selbst, ohne Wasser, erwarten.

Zur Ursache des Anfeuchtens gaben die engländischen Mennigbrenner an, daß die Masse dadurch schwerer würde (pour lui donner du poids), der Deutsche redete kunstloser und richtiger, wenn er sagte, es geschähe, die Masse schlüpfriger zu machen. Denn, wie Jars auch richtig anmerkt, die wahre Ursache ist, den Kalk, der sich zusammengeballt hat, zu zertheilen; ihn zerreiblicher zu machen, damit er besser gemalen werden könne.

Die Mühle, die Jars mit den Bleyweißmühlen vergleicht, besteht aus zwey kleinen horizontal

zontal auf einander liegenden Steinen, die, wie natürlich, von einem harten und feinen Korn seyn müssen. Sie befinden sich in einem hölzernen Futter, damit der flüssig gemachte, gewässerte Kalk nicht heraus laufen kann. Der obere Stein ist, wie gewöhnlich, beweglich und an einem Drillinge befestigt, in welchen die Zähne eines Kammrades fassen, das an der verlängerte Achse eines vom Wasser getriebenen Mühlrades angebracht ist, und davon umgetrieben wird. Wenn der Kalk zwischen den Steinen klein genug gemalen ist, Erfahrung und Augenschein lehren das, so öffnet man den an der einen Seite des vorerwähnten hölzernen Futters oder Kübels, in welchem die Steine gehen, befindlichen hölzernen Stöpsel, und nimmt die Materie, die alsdenn durch eine an diesem Futter befestigte Rinne läuft, in einem vorgesetzten hölzernen Handkübel auf. Schon hierin setzen sich die noch unverkalkt gebliebenen Bleymassen oder Klümpchen ihrer Schwere wegen zu Boden. Man gießt daher das Flüssige in ein nebenbey stehendes größeres Gefäß, das ebenfalls von Holz ist, und thut das Schwere, Unverkalkte bey Seite *). Nun wird das, was man in den großen Kübel gethan hat, wenn derselbe hinlänglich angefüllt ist, fleissig umgerührt, weil sonst außer den wirklich unverkalkten Bleytheilen, die noch übrig sind, und sich theils auf den Boden, theils an die Seitenwände des Gefäßes ansetzen, auch noch eine Menge vom wahren Kalk zu Boden fallen würde.

So

*) Alle Gefäße, die zu dieser Arbeit gebraucht werden, wie auch die Mühle, und der gemahlene Kalk sehen grauweiß aus, nicht, wie man denken möchte, gelb oder gelblich.

So schöpft man es denn aus, und trocknet den Satz auf einer länglich viereckten, mit Backsteinen eingefaßten, eisernen Platte, die von unten her erwärmet wird.

Jars beschreibt das Schlämmen etwas anders. Wenn das Ganze hinlänglich gemalen ist, sagt er, so läuft es in einen großen Kübel, der neben und unten an der Mühle steht. Aus diesem füllt man ein kupfernes Becken (balline), das ein Arbeiter in beyde Hände nimmt, bis auf die Hälfte an, trägt es in eine nebenstehende Tonne, die voll Wasser ist, und bewegt darin das Becken so, daß das Pulver, welches am feinsten gemahlen ist, sich mit allem Wasser in der Tonne vermischt, und nach und nach zu Boden sinkt; da hingegen das Schwerere, welches aus Mangel der gehörigen Verkalkung, nicht zart genug zerrieben werden konnte, auf dem Boden der Schale zurückbleibt. Auf die Art fährt man fort, bis alles, was von der Mühle kam, geschlämmt ist. Von dem Satz in der Tonne decantirt man alsdenn das Wasser. —

Vom Trocknen und den Anstalten dazu, erwähnen Jars und Ferber nichts. Die ganze Beschreibung des letztern von dieser Arbeit heißt so: Das durch die Calcination entstandene graugelbe, etwas grünliche Pulver oder Glätte wird mit Wasser vermengt, und mit einem kleinen horizontalen Mühlsteine, der durch ein kleines Mühlrad bewegt wird, zu einem feinen Brey gemahlen, welchen man mit Wasser noch mehr verdünnt, durch ein Sieb laufen, und sich in einem Fasse zu Boden setzen läßt.

Die noch nicht hinlänglich verkalkten Bleytheile, die durch das Schlämmen von dem andern Kalk abgesondert werden, und von denen

zuvor die Rede war, nennt man in Deutschland After. Es sieht grau, etwas glänzend, oder metallschwarz aus, und besteht, außer kleinen Bleykörnern, mehrentheils aus dünnen Plättchen, die nur alsdenn und in so fern noch zusammenhangen, wenn und in wie fern sie noch feucht sind.

Dieses After schüttet man zusammen auf ein unten am Boden der Vorderseite des Ofens befindliches Pflaster, das mit Backsteinen eingefaßt ist (Fig. 5104. e.) und sammelt es, bis man eine hinlängliche Menge davon hat, um es von neuem zu calciniren. Es braucht vorher nicht getrocknet zu werden. Wenn die Arbeit gehäuft ist, so kommt es zuweilen feucht in den Ofen; sonst aber läßt man es zuvor an der Luft auf dem gedachten Pflaster trocknen. Die Calcination desselben, wobey man es, aus leicht einzusehenden Gründen, gern in die Mitte des Ofens einzutragen pflegt, geschieht allemahl allein. Man setzt nie frisches Bley zugleich ein, weil das die Arbeit aufhalten würde, indem das After seiner Bestimmung zu Mennige schon um einen Grad näher ist, als das Bley für sich. Mit der Verkalkung, dem Mahlen und Schlämmen des Afters fährt man so lang fort, bis alles in Kalk verwandelt ist.

Dritte Operation.

Das geschlämmte und getrocknete Massicot kommt nunmehr in einen, von dem vorigen ganz verschiedenen Mennig- oder Farbenofen. Hierdurch besonders unterscheidet sich die deutsche Brennerey von der englischen. Denn Jars sowohl, als Herr Ferber sagen, daß die weitere Verkalkung des Bleys bis zur Röthe in einem

Ofen

Ofen geschähe, der dem ersten völlig gleich ist *). In Rollhofen sind solcher Oefen drey, gegen einen Massicot-Ofen; oder sechs, wenn man will, da jeder derselben als aus zweyen zusammengesetzt angesehen werden kann, die eine gemeinschaftliche Rück- oder Seitenwand haben. Ueberhaupt ist in ihrer Struktur und Anzahl viel Willkührliches, wie man aus der Beschreibung sehen wird.

Der Farbeofen (Fig. 5107 und 5108.) ist ebenfalls ein länglichtes Viereck, von Mauer- oder Backsteinen aufgebauet, das nach oben zu etwas schmahler zuläuft, um die Flamme besser zu concentriren. Wenigstens ist das eine Hauptursache dieser Struktur. Seine Basis ist, wie bey dem Massicot-Ofen, willkührlich hoch. Vermittelst einer ziemlich dicken Mauer, die durch dessen Mitte, der ganzen Höhe und Länge nach, hinläuft, wenn man die Heitzlöcher als die vordere Seite des Ofens ansieht, wird er in zwey gleiche, gänzlich von einander abgesonderte Theile getheilt. Etwas höher als in der Mitte des innern leeren Raums sind auf jeder Seite drey horizontal liegende irdene Töpfe, in einer gewissen Entfernung von einander, befindlich, in welchen der Bleykalk bis zur Röthe gebraunt wird. Mit einem Ende, oder dem Boden liegen sie auf der eben gedachten Mauer auf; mit dem andern offenen aber ruhen sie auf der Seiten- oder auswendigen Mauer des Ofens. Ihre Größe und übrige Befestigung werde ich bey der Erklärung der Kupfertafeln angeben. Hier merke ich

*) In der Fabrik bey Chesterfield hat man zwey ähnliche (semblabes) Oefen: in der Wirkswerther bedient man sich des nähmlichen Ofens zu beyden Verkalkungen.

nur an, daß sie sonst von allen Seiten frey liegen, und die Flamme ganz um sie her schlagen kann. Denn die Decke des Ofens, die nach der Rückwand zwey eben solche Zugröcher hat, als der Massicot-Ofen, ist noch in einiger Entfernung davon. Der unter den Töpfen befindliche leere Raum des innern Ofens dient zum Feuern. Die Heitzlöcher aber haben Thüren, mit denen sie geschlossen werden können.

In jeden dieser Töpfe (Retorten nannte sie der Brenner in der Fabrik zu Rollhofen) thut man ein dazu bestimmtes Maß voll von dem trocknen Massicot, ungefähr 32 Pfund am Gewicht; denn auf etwas mehr oder weniger kommt es nicht an. Sie werden davon ungefähr etwas mehr, als zum vierten Theile voll. Man breitet die Masse in denselben gleichförmig aus, bedeckt ihre Oeffnung mit einem vorgesetzten Stück von Ziegelsteine, damit die Hitze nicht heraus gehe, und feuert abermals mit Scheiten Holz, die so lang als der innere Raum des Ofens selbst sind, damit die Flamme auch auf den entferntesten Topf spielen kann. Weil man in der Gegend, wo diese Brennerey liegt, nur kurzes Holz schlägt: so kann man nicht mehr als die angegebene Zahl von Töpfen anbringen; sie ist sonst willkührlich.

Die Scheite in Rollhofen, deren man sich zum Farbenbrennen bedient, haben die Dicke eines mäßigen Arms; oft sind sie auch noch dünner. In jenem Falle legt man zwey, in diesem drey Stücke ein, die, um desto besser zu brennen, weil der Ofen keinen Rost oder Aschenherd hat, mit ihrem äußern Ende an dem Schürloch, erforderlichen Falls, etwas erhöht auf zwey vorgesetzten Backsteinen liegen. (M. s. die Fig. 510.)

Das

Das Holz muß eine ſtarke Flamme geben, um die Töpfe zu berühren. Auf einen ſtets gleichmäßigen Grad des Feuers die ganze Operation hindurch ſcheint es wenigſtens nicht ſehr anzukommen; zwar zu ſtark darf es nie werden, aber ſchwächer, unter dem gehörigen Punkt, kann es zuweilen immer ſeyn. Auch iſt die Arbeit, den Zeitverluſt abgerechnet, deswegen nicht vergeblich und darf nicht aufs neue angefangen werden, wenn etwa aus Verſehen das Feuer einmal ausgeht. In kurzen Nächten ſchüret man Feuer an, hänget alsdenn Thüren vor die Heizlöcher, ſperret ſie damit zu, und geht davon; des andern Morgens früh findet man alsdenn noch Feuer genug, um von neuem Holz nachlegen, und die Arbeit ungehindert fortſetzen zu können.

Bey ſolchem Feuer bleibt der Kalk in langen Tagen zwey Tage und eine Nacht, in kurzen Tagen aber zwey Tage und zwey Nächte, mithin an zweymal vier und zwanzig Stunden in dem Ofen, bis es guter Mennig wird. — Dem Jars ſagte man in der einen Fabrik, der Bleykalk bliebe 36 bis 40 Stunden im Feuer; in der andern gab man 48 Stunden an. Dieſer Unterſchied macht keine Schwierigkeit. — Dabey wird die immer röther werdende Maſſe in den Töpfen jede kleine halbe Stunde ungefähr, etwa ſo oft man friſches Holz nachſchürt — fleißig und genau umgerührt Dies geſchieht mit einem kleinen ſpeerähnlichen, an der Zweyſchneide ziemlich ſcharfen, eiſernen Spatel (Fig. 5111.), die der Tiefe des Topfs gemäß iſt. Man bewegt ſie von der Oeffnung des Topfs an bis nach deſſen Boden zu, in Spiral-Linien, ſo nähmlich, daß man dabey ſtets die innere Wand des Topfs berührt, und auf gewiſſe Art

schabt. Widrigenfalls setzen sich kleine kalkähnliche Scheiben, wie zerbrochene Eyerschalen, der Dicke, nicht der Farbe nach, die eine Art von Bleyglas oder Glätte sind, an die Töpfe an. Doch können sie, alles Umrührens ungeachtet, nie ganz vermieden werden, wie ich nachher anführen will. Die Hitze wird auch gegen das Ende der Arbeit so groß, daß der untere Theil der Töpfe hell, jener eiserne Rührspatel aber roth glüht. Dies letzte geschieht aber wohl erst in der Folge, wenn nähmlich zwey oder alle drey Oefen im Gange sind, und die Masse in jedem Topfe, mithin 12 oder 18 mahl hinter einander mit dem nähmlichen Spatel umgerührt wird.

Diesen ganzen Proceß beschreibt Jars mit wenigen Worten so: den geschlämmten gelben Kalk trägt man in den (Massicot-) Ofen auf einen Haufen, der oben flach gemacht (applati) und mit Furchen bezogen wird (sur la surface on fait des raies ou sillons). Man rührt ihn selten um, nur um zu verhindern, daß er nicht zusammenbacke.

Nach Verlauf der angegebenen Zeit ist nun der ordinäre Mennig fertig. Er hat, wenn er noch heiß ist, eine dunkle ockerrothe Farbe (ocre rouge très-foncé), wie Jars sagt; welches aber nicht allgemein gilt, denn je länger man das Bley calcinirt, desto schöner wird die Farbe.

Die erkaltete Farbe wird mit einem eisernen Löffel, der in die Oeffnung der Töpfe paßt (Fig. 5112.), heraus genommen und gesiebt. Jars führt an, daß man sie noch heiß aus dem Ofen in ein großes hölzernes Leckfaß (sebille) thue, und darin erkalten lasse. Wenn die Arbeit stark geht, so mag man es in der deutschen Fabrik vielleicht auch so machen.

Das

Das Sieben, das man allenfalls die vierte Operation nennen könnte, geschieht, um die Unbequemlichkeit des Staubs und den damit verknüpften Verlust zu verhüten, in einem viereckigen Kasten, mit dem es folgende Bewandniß hat. In der Mitte desselben sind zwey parallel und horizontal laufende Querstäbe in solcher Entfernung von einander angebracht, daß sie in dem Falz, den man hinein geschnitten hat, das feine Drahtsieb, durch welches die Farbe durchgeschlagen werden soll, aufnehmen, und man dasselbe zwischen oder auf diesen Querstäben hin und her bewegen kann. Von dem Siebe selbst geht ein Stiel aus der einen Seite des Kastens hinaus, der an dem einen Arme einer nahe bey dem Kasten befindlichen Perpendikulär-Stange befestigt werden kann. Dieser äußerst einfache Apparat kann auf die nähmliche Art und zu gleicher Zeit bewegt werden, wie die Rührhaken, von denen zuvor die Rede war. Das Sieb wird also davon hin und her gerüttelt. Was fein genug ist, fällt durch; das Grobe bleibt zurück. Denn alles Umrührens ungeachtet fällt bey der Verkalkung stets etwas Halbverglastes mit vor, was auch nur zum Theil im Siebe bleibt, da die feinen Plättchen doch mit durchgehen. Man sieht sie als schwärzliche, etwas glänzende Scheibchen oder Punkte selbst in dem besten Mennige; am deutlichsten, wenn man die Oberfläche einer Partie Farbe mit den Fingern oder sonst auf eine Art platt drückt.

Die kleinen Schalen, die im Siebe zurückbleiben, und welche aber den Farben, in welche jede Glätte spielt, mehrentheils hellbraunröthlich scheinen, werden zu dem Aster auf dem Pflaster am Massicot-Ofen geschüttet, mit selbigem aufs

neue verkalkt, u. s. f. auf die beschriebene Art behandelt. Der Kasten wird bey dem Sieben mit seinem Deckel bedeckt, und durch eine kleine, ebenfalls mit einem Schieber versehene Oeffnung in dem Deckel kann man sehen, ob das Sieb leer sey, ob der Staub sich gesetzt habe, und denn neue Masse zum Durchsieben eingeschüttet. Die Art, wie Jars dieses Sieben in England beschreibt, (Herr Ferber übergeht diesen Umstand ganz) kommt mit der deutschen Einrichtung überein, nur wird der von dem Siebe aus dem Kasten herausgehende eiserne Stab (baguette de fer) von einem Arbeiter in Bewegung gesetzt. Man sieht hier wieder eine Bestätigung von dem, was ich gleich anfangs über die Bequemlichkeit der deutschen Vorkehrungen sagte; denn durch Hülfe Eines Wasserrades kann zugleich das Bley gerührt, der Kalk gemahlen, und der Mennig gesiebt werden. Der gesiebte Mennig ist nun zum Verkauf tüchtig.

Was die kleinen Zuglöcher anbetrifft, die in der Decke sowohl des Massicot- als Mennig Ofens befindlich sind, und von denen bey der Beschreibung der englischen Oefen keine Meldung geschieht: so dienen sie in dem ersten Ofen zum Theil vielleicht zum bessern Zuge der Flamme, die sonst minder hell lodern würde; vornehmlich aber, und besonders ist dies der Fall bey den Farböfen, das Feuer damit zu regieren. Denn je nachdem man sie mit dem zu diesem Endzweck dabey liegenden Backsteine bedeckt; je nachdem disponirt man den Zug des Feuers. Läßt man sie ganz offen, so wird das Feuer hinten stark; die Flamme wird wegen des Luftzugs mehr nach dem hintern Theil des Ofens gezogen, bedeckt man sie halb, so verstärkt sich die Hitze in der

Mitte;

Mitte; würden sie ganz zugemacht, welches doch wohl nie nöthig ist, so möchte das Feuer vorn am stärksten werden.

An dem Rande der Zuglöcher des Massicot-Ofens von außen nimmt man einen Beschlag von weißgelben Blumen wahr, die man für die nähmlichen mit denen halten kann, welche Geoffroy der Jüngere *) aus dem Bley erhielt, und welche, wiewohl äußerst wenig, Arsenik in sich hatten. Der Beschlag ist gemeinhin aber zu dünn und unberächtlich, als daß man ihn abschaben und untersuchen könnte.

Alle diese Oefen und Vorkehrungen stehen in Rolhofen bey Nürnberg frey in einer großen, geräumigen und sehr hohen Hütte. Kamine und Rauchfänge giebt es hier nicht, wie bey den englischen Oefen (Fig. 5113 und 5115.). Das untere Dach dieser Hütte ist blos einen oder anderthalb Fuß hoch von dem obern entfernt, ungefähr so, wie man es bey den Trockenböden der Papiermühlen zu haben pflegt; so daß der Rauch hinaus- und die Luft durchziehen kann. Man konnte es hier, der Unkosten wegen, nicht wohl

*) In Mem. de l'Acad. de Paris. Année 1753. in Analyse chymique du bismuth, de laquelle il reluite une analogie entre le Plomb et ce sémi-metal. S. 466. u. f. f. (nach der 8. Ausg.) En operant sur le plomb traité par le moyen de la coupelle, comme j'avois fait sur le bismuth, pour en sublimer des fleurs, j'ai eu de même des fleurs de plomb d'un blanc un peu jaunâtre, ou d'une couleur citrine, extremement claire. Ces fleurs sont fixes, comme celles du bismuth; mais elles different de ces dernieres, en ce qu'elles contiennent une portion d'arsenic, très-petite à la verité, mais cependant assez sensible pour blanchir légèrement de cuivre rouge, et pour donner au soufre sublimé des pyrites une petite teinte de rouge. — Herr D. Börner in Allgem. Begr. d. Chem Th. 1. S. 565, will doch, bey einer vollkommenen Calcination des Wismuths (so wie beym Zinn) ebenfalls einen arsenikalischen Geruch empfunden haben.

anders einrichten, weil vier Oefen in der Hütte sind. Der Rauch fällt freylich dabey zuweilen dem Arbeiter beschwerlich. — Einen besondern Anflug an den Wänden der Hütte, oder Blumen hat man nicht bemerken können. Bey der Größe des Raums läßt sich das auch nicht erwarten.

Anmerkungen über das Mennigbrennen überhaupt.

Ueber das Mineral, Metall oder Metall-Präparat, aus welchem eine rothe Farbe gebrannt werden kann, und dessen Zunahme.

Die Angaben über das, was man vom Bley eigentlich verkalke, sind sehr verschieden. In einigen Büchern redet man vom Bleyglanz oder Bleyerz. Mancher, wie z. B. Boerhaave schlagen es nur schlechtweg vor; andere hingegen, wie Pomet [1]) und aus diesem Valentin [2]) erklären es sogar für einen Irrthum, wenn man glaube, der Mennig entstehe aus dem Bley selbst. Die Gründe, die dieser für die Bereitung dieser Farbe aus Bleyerz (Alquifour nennt er es) anführt, sind: der wohlfeile Preis, um welchen man sie aus England bekommt; und weil das Mollenbley vom Feuer niemals so sehr roth werde, als das Bleyerz, wenn man gleich noch so starkes Feuer gebe [3]). Bohn sagt ebenfalls, daß der Mennig aus Bleyerz, besonders aus Glanzerz bereitet werde. Herr von Justi

1) Aufrichtiger Materialist und Specereyhändler, a. d. Franz. Leipzig 1717, Fol. Th. 3. S. 713. Cap. 72.
2) Schaubühne aller Materialien und Specereyen, u. s. w. 2te Ausg. Frkft. am Mayn 1714. Fol. Buch 1. S. 81.
3) A. a. O. S. 552.

Justi behauptet an einem Orte [1]) daß der Bleyganz das einzige Material zu dem Mennige sey. Dies wisse er theils aus zuverlässigen Nachrichten von den Holländischen Fabriken, theils auch aus eigenen Versuchen. Seinen Erfahrungen gemäß gebe der Bleyglanz ohne allen Zusatz wirklichen Mennig, besonders der grobspeisige, und derjenige, in welchem zarter, allenfalls auch häufiger Kies eingesprengt, also zugleich viel Schwefel befindlich sey ꝛc. So zuverlässig indessen von Justi hier von der Sache redet, so ganz entgegen gesetzter Meynung ist er doch an einem andern Orte [2]). Er verwirft nähmlich daselbst den Bleyglanz völlig. Derselbe sey wegen seines großen Schwefelgehalts und öfters dabey befindlichen andern fremdartigen Theilen zum Mennigbrennen ganz und gar nicht geschickt, bevor dieselben nicht durchs Rösten daraus verflüchtigt wären, welches eine sehr langwierige und unnöthige Arbeit seyn würde.

Das ist auch richtig und eine Hauptursache, warum man zu Arbeiten im Großen kein Bleyerz nimmt. Wenigstens in England und Deutschland nimmt man Bley; ausgeschmelztes Bley, wie es Herr Ferber nennt. Jars liefert detaillirtere Nachrichten. Er sagt: zu Einer Operation braucht man zehn Stück, Blöcke oder Barren von Bley (lingots, barres ou saumons de plomb,) von denen jedes 150 Pfund wiegt. Neun davon kommen aus der Schmelze im Reverberir-

1) In gesammelten chymischen Schriften, 3ter Bd. (Berlin 1771. 8. S. 123 in der Abhandl. Von Verfertigung der rothen Mennige und Anlegung einer Fabrike davon. S. 119—131.

2) In Abhandlung von den Manufacturen und Fabriken. Kopenhagen 1761. 8. 2ter Th. S. 523.

verberir Ofen, das zehnte ist Schlackenbley (provenant de la fonte des crasses, dans une espèce de fourneau à manche — plomb des crasses ou scories, qui proviennent de la fonte du mineral dans le fourneau de reverbère a l'Angloise). Dies deswegen, weil man vorgiebt, keinen so schönen Mennig zu erhalten, wenn man blos Mollenbley nimmt, weil es zu zäh (?) (trop chaud) ist, und sich nicht in Pulver verwandeln läßt.

In Rollhofen brennt man, wie gesagt, die Farbe aus Mollenbley. Je besser das Bley ist, desto besser wird der Mennig, und desto größer der Zuwachs am Gewicht. Die Sache ist begreiflich. Je schlechter das Bley ist, mit desto mehr fremden Substanzen oder Metallen ist es vermischt. Ein Theil davon kann verflüchtigt werden, und der andere, der zurückbleibt, hat die Eigenschaft wenigstens in so hohem Grade, und bey solchem Feuer nicht, vermittelst der Calcination am Gewicht zu, und eine mennigrothe Farbe anzunehmen, als das Bley, von dem schon Joh. Schröder [1]) mit Gewißheit behauptet, daß es auch dann schon schwerer werde, wenn es nur eine lange Zeit an der Luft liege.

Noch redet Stahl von Bleyasche, Glätte und Bleyweiß, als Materialien zum Mennige; von dem ersten und letzten Neumann; von den beyden letzten Wallerius [2]). Mit dem ersten hat es, wie man leicht sieht, seine völlige Richtigkeit. Daß man aus Glätte Mennig

1) Apotheke oder Arzneyschatz; nebst Dr. Friedr. Hoffmanns Anmerkungen; — von Dr. G. D. Koschwitz. 2te Ausg. Frankf. u. Leipz. 1709. Fol. S. 594.
2) Phys. Chem. Th. 2. Abtheil. 3 u. 4. S. 388. Nr. 7.

nig brennen könne leugnet von Justi in gesammelten chymischen Schriften. Man sey vermuthlich durch die goldgelbe Farbe mancher Glätte, die durch das zu heiße Treiben entstehe, auf die Meinung gefallen. Er habe selbst durch verschiedene, (nicht angegebene, vielleicht mehr nachtheilige als nützliche) Zusätze, die sonst wohl zur Hervorbringung einer rothen Farbe brauchbar wären, nicht das Geringste von einer mennigähnlichen Substanz daraus darstellen können. In der Abhandlung von den Manufacturen u. s. f. hingegen sagt er, daß diejenigen, welche glauben, der Mennig aus der Glätte werde nicht so gut, als der vom Bley, keinen vernünftigen Grund davon anzugeben wüßten. Es werde weiter nichts erfordert, als daß das Bley, das zu dieser Arbeit genommen werden soll, in genugsam kleine Theilchen zertheilt sey, und in diesem Zustande befinde sich die Glätte, als eine Art von Bleykalk oder Bleyschlacke, die an sich selbst aus reinem Bley bestehe, ohne daß sie mit fremdartigen Theilen verunreinigt sey. Denn wenn sie auch einen geringen Antheil vom Kupfer in sich enthalte: so würde dies die Absicht des Mennigs gar nicht schaden, da das Kupfer selbst in der Calcination eine rothe Farbe annehme. Es sey auch gewiß, daß fast aller Mennig aus nichts als Glätte gemacht werde. — Bohn giebt es als etwas sehr Leichtes an, aus Glätte Mennig zu brennen; doch sey es eine verfälschte, harte und unreine Farbe, weil die Glätte einen rohen, irdischen Zusatz von andern Metallen habe. — So viel ist gewiß: die Glätte ist wirklich schon um einige Grade tiefer, als der Mennig. Indessen ohne weitere Versuche läßt sich nichts entscheiden.

Ueber die Erhöhung des Bleyweißes zur Röthe ist noch etwas anzuführen. Valentin [1]) sagt Folgendes darüber:

„Aus dem Bleyweis entsteht das sogenannte Sandix, (einige schreiben es anders) welches ein rothes Pulver, und nichts anders als ein calcinirtes Bleyweiß ist, das in Farbe und Gebrauch mit dem Minio sehr übereinkommt: (nur daß der Sandix etwas feiner ist, wie Gmelin sagt) [2]) daher es auch kommen mag, daß Einige dafür gehalten, es wäre die Menning aus dem Bleyweiß per Calcinationem präparirt, welche doch weit fehlen, indem das Bleyweis aus Holland (auch aus Venedig) das Minium aber aus England kömmt; dieses auch immer viel wohlfeiler ist, als das Bleyweis, weswegen denn auch das Sandix gar selten gebraucht wird, indem das Minium eben das prästirt. Treibt man das Feuer stärker, (die Rede ist von der Verkalkung des Bleyweisses zu Massicot) so bekömmt es eine goldgelbe Farbe, davon es auch den Namen hat. Und auf solche Art könnte man noch die vierte Art Massicot zu Wege bringen, wenn man das Bleyweiß so lange im Feuer calcinirte, bis es ganz roth würde, welches doch nichts anders als das obige Sandix oder gemeine Vermillon wäre."

Bohn redet bey Gelegenheit des Massicots auch vom Sandix, weil er ihn zum Bleygelb rechnet. Die besten Arten erhalte man aus Holland.

Die französische Encyclopaedie method. [3]) giebt das Bleyweiß als ein zweytes Material zum Mennigbrennen an; — das erste ist das Bley selbst. — Man solle jenes nehmlich in einem Reverberir-Ofen unter stetem Umrühren anfänglich bey einem sehr mäßigen Feuer brennen; darauf plötzlich ein starkes Feuer geben, und endlich,

1) a. a. O. S. 82 §§ 10 und 11.
2) In Allgem. Geschichte der mineral. Gifte. S. 190.
3) Th. 10. S. 508. (3te Ausg. Livorno. 1773.)

lich, wenn das Bleyweiß in ein graues Pulver verwandelt sey, bis zum Ende der Arbeit die Hitze so stark erhalten, daß der Bleykalk ganz nahe beym Schmelzen sey. Bey nähern Versuchen darüber würde das Bleyweiß in Lamellen, das sogenannte **Schieferweiß**, den Vorzug verdienen, weil das in Pulver mit Kreide verfälscht zu seyn pflegt. So viel ist gewiß, wie es einige Versuche im Kleinen beweisen, daß sich Bleyweiß in kürzerer Zeit zu Mennig brennen lasse, als Bley.

Was die **Zunahme an Gewicht** betrift, welche das Bley bey dem Brennen zu Mennig erfährt, so lassen sich einige Schriftsteller darüber nicht in Erklärungen ein, sondern geben nur das Factum überhaupt an. Meistens aber redet man von 10 Pfund Zuwachs auf hundert Pfund Bley. Von Justi [1]) rechnet ihn allemal auf den zehnten, zuweilen auf den fünften Theil des in die Arbeit genommenen Bleykalks. Nach Herrn Prof. Spielmanns [2]) Angabe, da eine Unze Bley nach der Verkalkung um einen Scrupel schwerer wird, würde der Zuwachs im Centner zwischen 4 bis 5 Pfund ausmachen, wenn man hier mit Sicherheit vom Kleinen aufs Große schließen darf. Valmont de Bomare [3]) schätzt den Zuwachs auf 15 Pfund. Wallerius [4]) zufolge steigt er von 10 bis auf 20 Pfund. Wasserberg [5]) erhielt nach

einer

1) Manufakt. und Fabr. S. 522.
2) Institut. chem. S. 274.
3) Dictionnaire raisonné universel de l'hist. natur. etc. à Paris 1775. gr. 4. Art. Bley.
4) Phys. Chem. Th. 2. Abtheil. 3 u. 4. S. 384. Anmerk. 1.
5) Institut. Chem. P. I. § 693. S. 391.

einer neunstündigen Calcination des Bleys in einem großen Reverberir-Ofen, aus 10 Pfund, beynahe 2 Pfund (Preussisch Gewicht) Zuwachs. Der Farbenbrenner in Rollhofen gab die Zunahme auf einen Centner zu 4 Pfund an. Doch wird er vermuthlich wie Herr Rose dafür hält, diese Aussage nur auf das Verhältniß des Bleys, das er einsetzte, mit dem Gewicht des Mennigs, den er daraus erhielt, schlechtweg gegründet, und dabey nicht das Aster gerechnet haben, was bey jeder Calcination vorfällt. Wenigstens läßt sich hier die gehörige Genauigkeit bey ihm nicht erwarten. Auch konnte Herr Rose eben deswegen nicht in Erfahrung bringen, ob, wie es scheint, und in welchem Verhältnisse der Kalk schwerer werde, wenn er in dem zweyten Ofen roth gebrannt wird.

Die Ursachen dieser verschiedenen Angaben von der Gewichtvermehrung [1]) lassen sich leicht einsehen. Eine beruht auf der verschiedenen Güte des Bleys, das man nahm; eine andere, und vielleicht die wichtigste, bestimmt sich durch das Verfahren bey der Calcination. Denn sehr gut und richtig merkt Herr von Wasserberg aus eigner Erfahrung an, daß der Zuwachs desto beträchtlicher sey, je vollkommener und langsamer die Verkalkung geschähe. Noch eine andere läßt sich in dem außerordentlich verschiedenen Gehalt der Gewichte selbst, beydes, Pfund und Centner, suchen, die die Chemisten oder Abschreiber

1) Bey der Reduction der Mennige findet man auch verschiedene Meynungen. So z. B giebt sie Schröder a. a. O. ohne Verlust an. 110 Pfund Mennig nehmlich gäben wieder 100 Pfund Metall. Bomare hingegen rechnet 5 Pfund Verlust: also nur 95 Pfund. — Man sieht leicht, welche von beyden Aussagen die wahre ist.

schreiber bey ihren Aussagen im Sinn hatten, u. s. f. Jeder kann in seiner Art Recht haben, wie es so oft geht.

Da bisher unter den Chemisten dieser Punkt, wie viel das Bley bey der Mennigbereitung am Gewichte zunehme, noch nicht berichtiget worden, so suchte Herr Wigleb, da ihm der Calcinationsweg selbst, wegen eines unbestimmbaren Verlustes am Bley, durch Verrauchung, zu unsicher schien, den wahren metallischen Bleygehalt des Mennigs durch die vollkommenste Reduction desselben auszumitteln. Er erreichte diesen Endzweck dadurch, daß er 480 Grane heißgetrockneten englischen Mennig mit 30 Granen Schwefel und anderthalb Unzen gereinigten kohlensauern Gewächsalkalis vermischte, und in einem Schmelztiegel, mit Kochsalz bedeckt, in Fluß brachte, wovon er, nach Erkaltung des Tiegels, unter einer schneeweißen Salzschlacke, die nicht den geringsten Bleykalk zu erkennen gab, ein Bleykorn 400 Grane schwer erhielt. Er schließt daraus mit größter Wahrscheinlichkeit, daß jede 100 Pfunde zu Mennig verkalktes Bley wirklich 20 Pfunde Zuwachs am Gewichte erlangen, und also 120 Pfunde Mennig gewähren. [1])

Die den älteren Chemikern so schwer zu beantwortende Frage, woher das Bley beym Verkalken am Gewichte zunehme, ist nach der Entdeckung der verschiedenen Luftarten kein unverbares Geheimniß mehr. Es ist jetzt nähmlich bekannt, daß die Metalle beym Verkalken gewisse Theile aus der Luft an sich nehmen, welche ihre Verkal-

1) Chem. Annalen 1797, B. 1. S. 213 ff.

Verkalkung bewirken und wodurch sie schwerer werden. Diese Theile sind das Sauerstoff-Gas oder Lebensluft, und etwas Kohlensäure oder fixe Luft. Als Priestley deshalb den Mennig aus einer Retorte für sich allein bey Glühefeuer destillirte, so erhielte er Lebensluft und der Mennig floß dabey endlich zu Glas. Gewöhnlich liefert er beym Destilliren auch etwas Kohlensäure. Der Mennig ist also Bleykalk mit einem Uebermaß an Basis der Lebensluft.

Das übrige von dieser Materie sehe man im Art. Metallkalk.

Ueber das Brennmaterial bey der Verkalkung des Bleyes in den Englischen und Deutschen Fabriken.

In den Englischen Brennereyen bedient man sich, wie Jars und Ferber lehren, bloß der Steinkohlen, die in solcher Größe genommen werden, daß sie über die Scheidemauern des Massicot-Ofens hervorragen (deborder). Sie verlieren ihr Erdharz langsam. Man bewegt oder rührt sie nicht um, weil der Ofen keinen Rost hat: auch kann nicht viel Asche vorfallen, da man sie, sobald sie keine Flamme mehr geben, herauszieht, und frische Kohlen einlegt. Nicht alle Steinkohlen sollen, nach Jars Bericht, besonders zu der letztern Arbeit tauglich seyn. Von den zweyerley Sorten, die man in der Gegend, wo diese Fabriken sind, haben kann, und von denen die eine den gewöhnlichen Steinkohlen aus Newcastle, die andere, die weniger bituminös ist, den Schottischen Steinkohlen stark ähnlichet, giebt man der ersten den Vorzug. Die Ursache hiervon scheint in der höhern Flamme zu liegen, die jene geben.

Herr

Herr von Taube [1]) unter andern sagt: „Man reinigt die Steinkohlen durch ein gelindes Feuer von ihrem Harz und Schwefel, wodurch sie zwey Drittel am Gewichte, aber wenig in der Größe verlieren, und brennbar bleiben; alsden müssen sie in den Schmelz-, Glas- und Ziegelhütten, wie auch in den Eisen- und Salzwerken, in den Schmieden, Zuckersiedereyen, Brauhäusern Malzdarren u. a. m. den Mangel des Holzes ersetzen. — Ob man bey den Mennigbrennereyen auch dergleichen Kohlen braucht?"

Die Engländer behaupten, worüber sich Jars mit Recht nicht wenig wundert, daß man bey Holzfeuer keinen Mennig brennen könne; man habe sogar Versuche darüber angestellt, aber ohne Erfolg. Nichts desto weniger lehrten wiederholte Erfahrungen auch den Herrn von Wasserberg [2]) daß die Steinkohlen zu dieser Arbeit keinesweges wesentlich nothwendig seyen, und in der Deutschen Brennerey braucht man zuverlässig einzig und allein Holz. In Roilhofen nimmt man Erlenholz, weil man das buchene, ob es gleich besser wäre, nicht haben kann. Das Eichenholz ist weniger tauglich; theils wegen der zu jähen Hitze, die es giebt, theils auch, weil es spritzt, und durch die davon abfliegenden kleinen Kohlen der Bleykalk, auf den sie fielen, stets wieder reducirt werden würde. Daraus erklärt sich auch Jars die mislungenen Versuche der Engländer. — Bey beyden deutschen Oefen sieht man es gern, wenn das Holz

1) Abschilderung der Engländischen Manufacturen, u. s. w. 2te Ausg. Wien 1778. 2. Th. 1. S. 149.
2) A. a. O. § 692.

eine ſtarke, richtiger vielleicht, eine groſse oder hohe Flamme giebt, um in der erſten Arbeit beſſer aufs Bley, in der letzten beſſer um die Töpfe ſpielen zu können. Man zieht daher auch ſtets das trockene Holz dem feuchten in allen Fällen vor.

Ueber den Preis des Mennigs, die Gegenden, wo er bereitet wird, welchen man für den beſten halte, über ſeine Verfälſchung, Gebrauch und Farbe.

In England koſtete der Centner Mennig, zu 112 Pfund gerechnet, vor etlichen und zwanzig Jahren 14 bis 15 Schilling, wie man dem Jars ſagte; doch ſey das nichts Feſtgeſetztes, weil es von dem Preiſe des Bleys abhange. Herr Ferber giebt den Verkauf von einem Tonn oder 2240 Pfund bey der Fabrike in Derby zu 16 Pfund Sterling an, wofür es frey in die Schiffe in den Hafen zu Hull geliefert wird; denn der meiſte Mennig geht nach Holland. — Die groſse Menge der Bleygruben und der wohlfeile Preis der Steinkohlen in Derbyſhire machen die Hauptvortheile dieſer Manufaktur aus.

Der Rollhofener Mennig, von dem man nur eine Sorte macht, wurde zu eben der Zeit, ein Centner zu 100 Pfund für 20 Gulden Reichsgeld verkauft. Der Centner Bley koſtete damahls 8 Gulden. Drey Gulden erhielt der Brenner für jeden Centner fertigen Mennigs. Dafür aber mußte er das Holz liefern. Die Bau- Reparaturkoſten und dergleichen trugen die Unternehmer. Man verfertigte hier jährlich nur 100 bis 150 Centner Mennig, da man, aus Mangel an gröſserm Abſatz, die Arbeit nicht ununterbrochen fortdauern ließ. Sonſt getraute

ſich

sich der Farbenbrenner wohl 5 bis sechshundert Centner in dieser Zeit zu liefern.

Was die Länder anbetrift, in welchen der Mennig gemacht wird, so ist das von England und Deutschland schon lange ausgemacht gewesen [1]). Daß Holland vor allen andern dies Bley-Präparat liefere, sagt fast Jedermann. Einige behaupten sogar, daß es das einzige Vaterland dieser Farbe sey, wie z. B. Macquer, Monnet und andere. Dagegen finden aber erhebliche Zweifel statt, und wenn man alles erwäget, was Hr. Rose S. 53. flg in seiner oben angeführten Abhandlung über diesen Punct sagt, so muß man mit ihm überzeugt werden, daß in Holland nie Mennig gemacht, sondern der englische Mennig daselbst nur etwas anders zubereitet oder vielleicht verfälscht, und so für holländischen Mennig verkauft worden ist. Es ging ja mit so vielen Dingen so, die man ehedem für holländisch hielt, weil sie nur durch die Hände der Holländer in den größeren Handel gebracht wurden.

Auch in Venedig soll man Mennig verfertigt haben. Ein dasiger Kaufmann schrieb vor etlichen und zwanzig Jahren darüber, daß daselbst wirklich dreyerley Sorten aus Bleyweiß oder Bleyglanz, (die Worte waren con le spume della Biacca, o sia Galena Plumbi) verfertigt würden. Von dem ordinären, die er Mittelsorte nannte, koste der Centner schwer Gewicht

1) Marx, Valentin, von Jussi, die Onomatologia Medica (oder Medic. Lexicon von einer Gesellsch gel. A. mit einer Vorrede von Hr. v. Haller. Ulm, Fft. u. Leipz. 1755. 8. S. 1015. u. f. Bohn u. s. f. benennen die deutsche Farbe stets von Nürnberg, weil sie von da aus verkauft und versandt wird.

(das sind ohngefähr 100 Pfund Augspurgisch) 8½ Ducati (zu 1¼ fl. Reichsgeld beyläufig gerechnet, also gegen 13 fl.) der feine 9 Ducati; der so genannte suprafeine koste eilf Ducati ein Centner, aber nur leicht Gewicht (mithin 62 Pfund Augspurgisch). — Von den Mennigbrennereyen in Frankreich und Rußland s. unten.

Noch redet man vom türkischen Mennige, was man am wenigsten hätte denken sollen. Es ist aber nach allen Umständen wahrscheinlich, daß der türkische Mennig nichts anders als ächter deutscher Mennig, aus der Fabrike zu Rollhofen ist, worüber man Rose a. a. O. S. 59 fl. nachlesen kann.

Der deutsche Mennig, eigentlich der vorhin erwähnte Rollhofener, welcher über Nürnberg verführet wird, wird im Handel für den besten gehalten, wenn man ihn nur kennt. Schon Marx und Valentin ließen das drucken, und nach ihnen nach länger als einem halben Jahrhundert, fast mit den nähmlichen Worten Bohn. Ich will die Stelle aus diesem anführen, weil man dadurch zugleich mit der Verfälschung und dem Gebrauche bekannt wird: „Die rothe Mennige wird nirgends zarter und schöner gemacht als zu Nürnberg. Es wird auch welche in England bereitet, die aber sehr grob ist. Sie wird von den Mahlern zur (groben) Farbe, von den Töpfern zu Glasuren, und in Apotheken zu einigen Pflastern gebraucht, (in den Glashütten zu feinen Gläsern; zu den schlechten rothen Oblaten, die daher giftig seyn sollen [1]), zuweilen auch zum Austreiben des flüchtigen Laugensalzes aus

1) Percival in Gmelins von den mineralischen Giften. S. 191.

aus dem Salmiak [1]). Einige Betrüger mischen auch wohl unter die Mennige gestoßenen Röthelstein (röthen Ocher nennt es Doßie) [2]) oder hochroth Ziegelmehl; allein der Pinsel mit ein wenig Oel macht es offenbar. Denn die rechte Mennige ist subtil im Reiben auf dem Stein, die andere hingegen hart und häßlich." Am sichersten entdeckt man den Betrug durch die Reduction, wie auch Doßie anmerkt. — Valentin warnt noch vor dem gewaschenen Mennig, den man an der weißlichen Farbe kenne, und wenn er in kleinen Ballen geschickt werde.

Die Farbe des Mennigs kann man eigentlich nur ein hohes Gelbroth nennen. Stahl, Justi [3]) Macquer [4]), Bomare und andre beschreiben sie eben so. Auch Doßie [5]) giebt den Abfall der hohen Pomeranzenfarbe, sehr richtig, als ein Kennzeichen an, durch welches man den mit rothem Ocher verfälschten Mennig von dem ächten unterscheiden könne.

Viele andere Schriftsteller hingegen, unter

1) Bey Bestimmung der Quantität des Bleykalks gegen die Menge des Salmiaks muß man darauf Rücksicht nehmen, ob der Mennig alt sey oder schon lange gelegen habe oder nicht, wie Herr Wenzel lehrt, in Lehre von Verwandschaft der Körper. Dresd. 1777. 8. S. 287 — 289.

2) Im Neugeöfneten Laboratorio, a. d. Engl. von Königsdörfer. Altenb. 1760. 8. S. 311.

3) a. a. O. S. 122 und Manufact. S. 522. Er sagt unter andern: Wenn man sie nicht mit Zinnober oder einem andern Roth versetzt: so ist sie in der That mehr gelb- als roth.

4) Im Allgem. Begr. der Chem. nach Börners Uebers. Th. 2. S. 221.

5) a. a. O. S. 311 verglichen mit S. 222, wo er von der Verfälschung des Zinnobers mit dem Mennig redet und sagt, daß jener durch diesen etwas pommeranzenfarbig werde.

denen auch Jars und Ferber sind, nennen den Mennig ein vollkommenes, schönes Roth.

Da es kein leerer Wortstreit ist, sondern wirklich von Nutzen seyn kann, wenn man über diesen Punkt Gewißheit hat: so werde ich den Grund dieser Verschiedenheiten etwas genauer untersuchen dürfen.

Der Mennig, einzeln betrachtet, scheint oft schön roth und feurig, da er blaß und matt werden kann, wenn man andere Sorten daneben stellt. Ja im Gegentheile, eine sonst schlechte Farbe, je nachdem man sie unter verändrten Winkeln, in sehr kleinen oder größern Partien, auf einem weißen oder gefärbten Grunde betrachten, kann uns bald bis zu Carmin erhöht, bald wieder zur schlechtern Farbe, als sie wirklich ist, herabgesetzt, vorkommen. Endlich gewöhnt sich auch das Auge, wenn wir scharf sehen, so sehr an die beobachtete Farbe, daß wir für solche Augenblicke zu genauen Urtheilen unfähig sind. Man muß daher die Farben noch außer der Vergleichung zu wiederholtenmahlen, unter verschiedenen Lagen, Winkeln und Partien, wie auch bey verändertem Lichte ansehen.

Auch ändert der Grad der Feuchtigkeit oder Trockenheit, welchen der Mennig bey Verschiedenheit der Temperatur der Luft annimmt, das Ansehen der Farbe sehr. Der feuchtere Mennig ist feuriger, höher gelbroth, als der trockene, der zwar etwas blasser, aber heller oder reiner roth erscheint, obgleich alles von einer und derselben Sorte ist.

Aus diesem kann man den Grund der getheilten Meinungen über die eigentliche Farbe dieses Bleykalks einsehen. Es kommt nun darauf an, zu zeigen, welches die wahre sey. Doch

rede

rede ich hier nur von der gewöhnlichen kaufbaren Farbe; denn in wie weit, und ob sich der Bleykalk wirklich zur vollkommenen Röthe erhöhen lasse, ist erst durch Versuche auszumachen, in denen man die Verkalkung bis auf den höchsten Grad getrieben hat. Leugnen läßt sich die Möglichkeit einer solchen Erhöhung keinesweges. Daß aber der gewöhnliche Mennig wirklich noch ins Gelbe spielen könne, vielleicht müsse, macht seine Entstehung aus der gelben Farbe glaublich; und daß er es wirklich thue, sieht man auch daraus, weil aller Mennig, auch der beste nicht ausgenommen, wenn man ihn, auch ganz trocken, nur ein wenig, nicht sehr stark und lange, auf feinem Papier reibt, sogleich vollkommen gelb wird.

Wenn man den Mennig in einem Mörser, besonders wenn dieser etwas geräumig ist, stößt, so geschieht dieses nicht so bald. Der sich reibenden Punkte sind weniger, sie werden dem Drucke nicht so lange und oft ausgesetzt, mithin bleiben ihre Oberflächen auf eine längere Zeit ungestört.

Der beste und theuerste Mennig, der sich am weichsten, fast wie ein Haarpuder anfühlen läßt, welches, beyläufig gesagt, ein Merkmal seiner Güte ist, bey dem am wenigsten harte Theile zwischen den Fingern zurück bleiben, und der überhaupt am wenigsten fremde Theile führt, ist daher wirklich nichts mehr als hoch gelbroth. Schlechtere und verfälschte Sorten fallen dagegen etwas mehr ins mattrothe, sogar ins rothbraune.

So lange man nun die nothwendige Vergleichung aus der Acht läßt, und die hellrothe Farbe für diejenige hält, die das am besten verkalkte Bley haben soll, so lange wird man Ge-

fahr laufen, schlechten für guten zu wählen, und das kann dem Apotheker und Maler so wenig, als dem Glasschmelzer und Töpfer gleichgültig seyn.

Aus diesen Bemerkungen über die Farbe kann man auch vorläufig den Werth bestimmen, den der Mennig, den man aus kiesigem Bleyglanze macht, haben kann. Er wird freylich röther seyn, als der andere, wie man auch hin und wieder liest, aber deswegen doch nicht besser, vielmehr schlechter, da ihn die Natur schon verfälscht hat. Denn die Ursache dieser Verschiedenheit kann wohl in nichts anderm liegen, als in den dem Bleyglanze beygemischten, durch Schwefel vererzten Eisentheilen, die, wenn der Schwefel verbrennt, als braunrother Ocher zurückbleiben, und die Bleyfarbe satürirter machen.

Man hört einstimmig, der englische Mennig sey viel schlechter und bey weitem nicht so dauerhaft, als der deutsche. Man giebt dem schlechtern Bley Schuld, doch scheint das nicht die einzige Ursache zu seyn. Der Umstand, daß in England die Calcination nur in einem Ofen verrichtet wird, trägt wirklich auch viel dazu bey. Denn in einem Massicot-Ofen, besonders bey einer so großen Menge Bley, als man daselbst einsetzt, und bey der Art, wie man es rührt, so lange es fließt, ist eine gleichförmige Calcination, wie in den deutschen Töpfen, nicht wohl möglich; das Feuer kann nicht so gut regiert werden, wirkt überhaupt, für die Dauer der Arbeit, nicht gleichmäßig genug auf die Masse, u. s. w. Man sieht dies deutlich an dem Massicot. Ob gleich dasselbe 24 Stunden calcinirt wurde, so ist doch eine Menge After, bloße Folge der ungleichen Hitze, stets darunter. — Das Steinkohlenfeuer

muß

muß ferner für die Bleyverkalkung zuweilen wirklich zu heftig werden; dies scheinen unter andern auch die großen Afterstücke zu beweisen, die Jars sahe, und die häufige Glätte in dem schon fertigen Mennige. Endlich kann auch der Mangel an gehöriger Sorgfalt beym Sieben das seinige zu der mindern Güte der englischen Farbe mit beytragen; und jenes läßt sich bey der Größe der Fabriken und der gewissen Abnahme leicht vermuthen. — Die häufigen Glättetheilchen bey diesem Mennige lassen freylich keine große Dauerhaftigkeit der Farbe erwarten, denn auf die Dauer soll die englische auch nicht seyn; doch wird auch der beste, so gut schwarz als der Wismuthkalk, wenn er brennbaren Dämpfen ausgesetzt wird. Man liest davon hin und wieder merkwürdige Beyspiele.

Erklärung der Kupfertafeln.

Fig. 5104 bis 5112., welche die Oefen zu Rollhofen bey Nürnberg mit den übrigen Geräthschaften vorstellen. S. Rose, a. a. O. S. 109 flg.

Nach dem kleinen Maßstabe sind die Figuren aufgetragen; nach dem größern, der vier Nürnberger Zoll, also den dritten eines gewöhnlichen Werkschuhs hält, sind die Oefen ausgemessen worden.

Fig. 5104. der Massicot-Oefen von außen.

Die Höhe ist 4 Schuh 9 Zoll. Sie ist willkührlich, und hängt von der Bequemlichkeit ab.

Die Breite 8 S. 9 Z.

Die Tiefe oder Länge 7 S. 6½ Z. Man richtet sie nach der Länge des Holzes ein, das in der Gegend der Fabrike geschlagen wird.

Die Hinter- oder Rückmauer ist 1 Schuh 4 Zoll dick.

Die Vordermauer 5 Z.

Die

Die Seitenmauer 10 Z.

aa. Die Oeffnungen, durch die das Bley eingesetzt wird. Sie ist 1 S. 2 Z. breit, und 6½ Z. hoch, und, wie gesagt, mit Eisenblechen eingefaßt, die die Dicke eines halben Zolls haben mögen.

b. Das Schür- oder Heißloch, 1 S. 3 Z. breit, und 1 S. hoch. Die größere Breite kommt daher, weil diese Oeffnung nicht mit Blechen ausgefüttert ist. Der Mauer nach sind alle drey Oeffnungen gleich stark. Die größere Höhe hat ihren Grund in der Bequemlichkeit des Feuerns.

cc. Eine von Backsteinen gemauerte halbrunde Wulst, die deswegen da zu seyn scheint, damit man den Bleykalk beym Herausziehen, ohne daß etwas auf die Erde falle, in das untergesetzte oder untergehaltene Gefäß aufnehmen könne.

dd. Die Zuglöcher, 4 Zoll lang, und 3½ Zoll breit. Sie sind dicht an der Rückmauer (vom Ende des Ofens also 1 S. 4 Z.), von der Seitenmauer aber (inclusive) 1 Schuh 10 Zoll entfernt.

e. Der ohngefähr gezeichnete Herd für das After.

Fig. 5105. der nähmliche Ofen, inwendig, wie wenn man die obere Decke und Vordermauer weggenommen hätte.

aa. aa. Die Separationsmauern, 3 Z. hoch, und 6 Z. breit oder dick.

b. Der Herd zum Feuern, 2 S. breit, wie

c. c. die beyden Bley- oder Verkalkungs-Herde.

d. d. Die Vertiefung dieser Herde, die vom Anfange des Ofens angeht, aber nur bis 1 S. weit (f. d.) hineinläuft; der perpendikulären Tiefe nach beläuft sich diese Abschüssigkeit ohngefähr auf 1 Z. — Bey der Erklärung der folgenden Fig. hiervon mehr.

e. e. Die innere Wölbung der Decke des Ofens, an der Rückmauer gezeichnet. Sie geht nicht gleich von dem Boden oder Grund des Herdes an, von welchem sie, nach der größten Perpendikularhöhe, 1 S. hoch entfernt ist; sondern ruhet auf der bis in g hinaufgemauerten Seitenwand, fängt also erst in g an. gf ist 6¼ Z hoch.

Diese Bauart muß ihren Grund haben. Einer kann in dem Raum liegen, den man zu den Bleyherden

herden haben muß; ein anderer darin, daß das Feuer sonst zu sehr gedämpft werde. Aber die Flamme berührt auch dabey das Bley nicht, wenigstens so sehr nicht, als es im andern Falle geschehen würde. Bey den englischen Oefen, wie sie Jars zeichnet, ist diese Einrichtung eben so; nur bleibt die Flamme dabey noch weiter von dem Bley entfernt; sie spielt nähmlich gegen den höchsten Theil des Gewölbes zu, weil man von den Seiten feuert. — In dem deutschen Ofen wird auch noch die wirksamere Spitze der Flamme allenfalls, wenn sie nähmlich so weit reichen sollte, an dem Winkel, den die Seitenmauer mit dem Gewölbe macht, gebrochen, zertheilt, und gleichförmiger ausgebreitet. Man ist daher, vielleicht auch von dieser Seite, vor einer zu großen Hitze und ihren Folgen sichrer.

Fig. 5106. Ohngefähre Zeichnung der Anstalt zur Bewegung der Rührhaken in eben diesem Ofen.

a. b. Die Krücke oder der Rührhaken; beyläufig 6 bis 7 S. lang: vorn, von a bis c, eisern: von c bis b von Holz.

d. d. Der bewegliche Querbalken, der in der Entfernung von ohngefähr 4 bis 5 Fuß vor dem Ofen, in einer Höhe, die verhindert, daß man nicht daran stößt, hergeht.

e. e. Die daran befestigten Gabeln, in deren Zwischenraum die Rührhaken aufgenommen werden. Man befestigt diese darin mit einem Pflock, der durch die an ihrem hölzernen Griffe, und in den Gabeln selbst befindlichen Löcher durchgesteckt wird.

f. f*. Eine in dem Balken befestigte Stange, die von den vier Querspr-ssen, welche an der einen Seite des nähml'chen Kammrades befestigt sind, von dem bey der Beschreibung der Mühle gesagt wurde, daß es mit den Zähnen an der andern Seite in den Drilling fasse, von diesen Querspr-ssen also, wenn das Rad umläuft, gestreift, und bis in g zurückgetrieben werde, alsdenn wieder nach f vorspringe, u. s. f. Die Gabeln ee müssen alsdenn auch nach h zurück; sie ziehen die Rührhaken, deren Krücke in den Bleyherden befindlich ist, nach sich, springen, gleich der Stange,

wieder

wieder vor, und bewegen also diese Krücken hin und her. Wenn demnach Bley im Ofen ist, so überhebt diese Anstalt dem Brenner die Mühe, das Bley, so lange es fließt, selbst zu bewegen. — Die verschiedenen Modificationen, wenn nämlich die Haken schneller oder langsamer bewegt werden, mehr oder weniger tief in den Ofen hineingehen sollen, kann man sich leicht hinzudenken. Auch habe ich nicht nöthig anzumerken, daß die Gabeln so weit von einander entfernt seyn müssen, als es die Oeffnungen der Bleyherde vorn an dem Ofen sind, und daß bey der wirklichen Arbeit jede Gabel eine Krücke faßt. Aber über die Ursache der Vertiefung in den Bleyherden darf hier folgendes stehen.

Die Querstange sowohl als die Gabeln mußten über Mannslänge von der Erde erhöht seyn, wenn man nicht immer daran stossen wollte. Allein dadurch wurde ebenfalls das Ende der Rührhaken höher, als die Krücke vorn; mithin hätten sie bey dieser Richtung bergan bewegt werden müssen, wenn der Herd horizontal (wie α β in der Figur) gewesen wäre; er würde mit ihrer Richtung einen Winkel gemacht, und dadurch die Bewegung erschwert haben. Ließ man aber den Herd, so weit die Krücken reichten, etwas abschüßig gehen, so wurde er mit den Rührhaken, wo nicht völlig, doch mehrentheils parallellaufend: er bekam die Richtung γ δ, und man konnten auch die Krücken leichter bewegt werden. — Diese Vorkehrung hatte noch den Nebenvortheil, daß dabey das geschmolzene Metall sich mehr in die Senkung sammelte, und die Haken nicht so tief in den Ofen hinein gehen durften, ohne deswegen ihre Verrichtung weniger gut zu erfüllen.

Fig. 5107. Ein Mennig- oder Farbenofen von außen.

Die perpendikuläre Höhe desselben ist 4 Schuh 3 Zoll. Die Breite unten an der Erde (aa) 5 S. Eben so lang oder tief ist er auch. Oben (cc) ist er nur 3 S. 7 Z. breit. An dem ersten Absatz (bb) wird er um 4 Z. schmäler.

Dies alles ist willkührlich, hat wenigstens auf die Arbeit selbst keinen Einfluß. Der untere Absatz oder Mauerwerk ist blos deswegen, damit der Ofen et-

was

was höher, und dadurch die Arbeit bequemer werde. Die Breite richtet sich nach der Länge der Töpfe; die Tiefe oder Länge nach ihrer Anzahl.

d d. Die Heitzlöcher, beynahe 1 Schuh breit, und 10 Zoll hoch; mit den Haken, in welche eine Thür eingehängt werden kann, und den Backsteinen, die man vorn hinlegt, um das eine Ende der Scheite Holz darauf zu legen, sie zu lüften, wenn sie nicht gut brennen wollen.

e. e. e. Die Oeffnungen der drey horizontal liegenden Töpfe — Bey dieser Gelegenheit kann ich anmerken, daß man den Ofen von hieraus, seitwärts also, nicht die Decke oder das Obertheil desselben aufreißt, wenn etwa ein Topf Ritzen bekommen sollte, und auf die Art einen andern hineinschiebt.

f f. Die Zuglöcher, 3 Zoll breit, und fünf einen halben Zoll lang.

g g. Die Wand, an welcher der Ofen steht.

Fig. 5108. Der nähmliche Ofen inwendig; ohne Decke oder Obertheil.

Diese Figur ist, des Raums wegen, kürzer als die vorige, und nach einem andern Augenpunkte gezeichnet. Bey dieser und der vorhergehenden Fig. ist das vorhin angegebene Maß nicht genau beobachtet.

a a Die Scheidemauer, 9 Zoll breit oder dick, die quer durch den ganzen Ofen geht, ihn durchaus in zwey Theile theilt, und den Böden der Töpfe ihren Ruhepunkt giebt.

b b b, b b b. Die horizontal liegenden Töpfe, auf jeder Seite drey. Daß diese Anzahl willkührlich sey, sieht man leicht. Sie liegen mit ihren beyden Enden 4 Zoll auf der Seiten- und Scheidemauer auf und sind einer von dem andern 6 Zoll entfernt. Auf etwas mehr oder weniger kommt es indessen nicht an. Eine zu große Entfernung von einander würde aber unnöthiges Holzverbrennen verursachen. — Die Entfernung des ersten von der Vordermauer (inclusive) ist ein Schuh.

Fig. 5109. Ein aufrecht stehender Topf zum Mennigbrennen.

Seine perpendikuläre Höhe ist ein Schuh, und sieben starke Zoll.

a b. Durchmesser der Mündung 5 Zoll gut.

c d. Durchmesser, wo der Topf am dicksten ist, etwas höher nähmlich als die Mitte desselben, zehn Zoll.

e f. Durchmesser des Bodens von außen 8 Zoll stark. — Die Dicke der Töpfe ist ohngefähr $\frac{1}{4}$ Zoll.

Fig. 5110. Eben ein solcher Topf, mit Eisen beschlagen, wie er in den Ofen gelegt wird.

a a. Starke, dicke Eisenbleche, ohngefähr $\frac{1}{2}$ Hand lang, der äußern Convexität des Topfs angemessen. Sie treten auf die Mauern auf, auf welchen der Topf mit jedem Ende ruht.

b b. Zwey andere dünnere Eisenbleche, die rund um den Bauch des Topfs gehen, und vermittelst

c c zweyer andern Bleche mit einander verbunden werden, die dem Topfe unten, wo die Flamme anspielt, Haltung geben.

Fig. 5111. Ein eiserner speerähnlicher Spatel, mit hölzernem Griffe, womit der Bleykalk in den Töpfen umgerührt wird.

Fig. 5112. Der Vollständigkeit wegen. — Ein eisenblecherner Löffel, der Mündung der Töpfe angemessen, mit dem man das Massicot einträgt. Ein anderer, diesem völlig gleich, dient dazu, den fertigen Mennig heraus zu nehmen.

Diese beyden Figuren sind nicht ganz nach verjüngtem Maßstabe gezeichnet, weil sie sonst gar zu klein ausgefallen seyn würden.

Erklärung der Fig. 5113—5119.

Die ersten vier Figuren sind verkleinert die nämlichen, die Jars in den Pariser Abhandlungen von dem englischen Ofen giebt. Für sie allein gilt der neben diesen Figuren befindliche Maßstab. Die drey andern sind aus Herrn Prof. Ferbers Oryctographie von Derbyshire genommen.

Fig. 5113. Aufriß des Englischen Ofens von außen.

Jars

Jars vergleicht ihn mit einem gewöhnlichen Backofen, in den man zwey Heitzlöcher ohne Rost und Aschenherd angebracht habe. Er bestimmt seine Länge oder Tiefe beyläufig zu 8 bis 9 Fuß.

a. Die Oeffnung (embouchure) des Herdes, die ohngefähr 18 Zoll breit und 15 Zoll hoch sey.
b b. Die Oeffnungen der Heitzlöcher.
c. Ein großes, vor dem Ofen befindliches Gewölbe, für
d. den Camin oder Rauchfang.
e. Das Gewölbe unter dem Herde des Ofens.

Fig. 5114. Grundriß des Ofens.

a. Der Herd, auf welchem das Bley verkalkt wird. Jars schätzt ihn gegen 9 bis 10 Schuh breit.
b b. Die Feuerstätten (chauffes), worin die Steinkohlen brennen. Sie scheinen 15 Zoll breit zu seyn, und gehen durch die Länge des Ofens.
c. Oeffnungen des Bleyherdes.
d d. Mündung der Feuerstätten.

Fig. 5115. Durchschnitt des Ofens, nach dem Aufriß oder der Linie γ δ in der vorhergehenden Figur.

a. Die innere Wölbung des Ofens.
b. Scheidemauer für die Feuerstätte. Sie sey 10 bis 12 Zoll hoch.
c. Mündung des Herdes.
d. Der Rauchfang.
e. Das Gewölbe, unter dem Bleyherde.

Fig. 5116. Durchschnitt des Ofens nach der Linie α β in der 5114ten Figur.

a. Innere Wölbung des Ofens.
b b. Feuerstätten.
c c. Scheidemauern der Heitzlöcher.
d. Das untere Gewölbe (e in der 5113 und 5115ten Figur) dessen Absicht ist, wie Jars sagt, die Feuchtigkeit abzuhalten (pour preserver de l'humidite.)

Fig. 5117. Der englische Ofen von außen.

a a. Die Heitzlöcher, die hier, aus Versehen, breiter, als im Original gezeichnet sind.
b. Oeffnung oder Eingang des Bleyherdes.

c. Haken und Kette, an welcher
d der Rührhaken hängt, womit das Bley umgerührt wird, in der Stellung, worin er im Ofen liegt.

Fig. 5118. Der Rührhaken selbst.

Fig. 5119. Der Ofen von innen.

a. Der Calcinir-Ofen oder Herd, worin das Bley eingesetzt wird.
b. b. Die Feuerstätte, worin Steinkohlen brennen, deren Flamme zwischen
dddd dem Gewölbe, und
c c den Zwischenmauern oder Schwibbogen in den Ofen a) hineinschlägt, und an der vordern Seite des Ofens (b in der 5117ten Figur) herausgeht.

Von dem Mennigbrennen in Frankreich theile ich hier folgende Nachricht mit, welche im Neuen polytechnischen Magazin, I. B. Winterthur 1798. 8. S. 346 fl. enthalten ist.

Seit einiger Zeit hat der Bürger Olivier in der Gegend von Berci eine Mennigfabrik angelegt; als aber nachher einiges Vieh in der Nachbarschaft starb, so schrieb man diese Zufälle dem Dampf des Bleyes zu, von welchem man wußte, daß der Mennig bereitet wurde. Dieser Umstand machte die Köpfe unruhig, einige fürchteten ihr Vieh einzubüssen, andere waren neidisch über die neue Einrichtung, man wandte sich an die konstituirten Autoritäten, und brachte es dahin, daß der Bürger Olivier seine neue Einrichtung wieder eingehen ließ.

Glücklicherweise hat er sie seit kurzem in seinem eigenen Hause in der Roquetten-Straße wieder erneuert, erweitert, und glückliche Veränderungen angebracht, die ihn künftig vor dergleichen Unfällen schützen können.

Die erste Arbeit, die er mit dem Bley vornimmt, ist die der Verkalchung; wenn nun dasselbe gänzlich verkalcht, und in eine Art Glätte oder Masticot gebracht worden, der mehr oder weniger pomeranzengelb ist, so bringt man die Materie auf die Mühle, wo dieser Kalk mit Wasser abgerieben wird. Hier scheidet sich alles Körnigte, das heißt,

alles

alles noch nicht verkalchte Bley davon, und fällt zu Boden, während der sehr zertheilte Kalch im Wasser schwimmen bleibt, und mittelst der Bewegung der Mühle durch einen Kanal in einen daneben stehenden Kübel abgeleitet wird.

Dieser an sich sehr schwere Kalch, fällt schnell nieder, und wird auf dem Boden des Gefäßes gesammelt, und dann auf nicht tiefen Tafeln von Eisenblech vertheilt, die man in einen in Stockwerke vertheilten Ofen bringt, um ihn vollkommen zu trocknen.

Nachdem dieser Kalch vollkommen getrocknet, so bringt man ihn auf eine zweite Art Mühle, wo er zu einem sehr feinen Pulver zerrieben wird. Dies Pulver kommt dann in einen Reverberir- oder Kalzinir-Ofen, wo es seine letzte Bereitung erhält und in wahren Mennig verkehrt wird.

In großen Schmelzöfen, wo das Silber auf der Kapelle gereinigt wird, bemerkt man mit Erstaunen, wie viel verkalktes Bley durch die Flamme und den Wind der Blasebälge fortgetrieben wird, und sich in Gestalt eines sehr feinen Massicots oder Bleigelds, an der äußern Wand der Ofenthüre, die dem Feuerherd gegenüber steht, ansetzt.

Diese flüchtige gelbe Materie war es, die man an dem Dach der Werkstatt, und sogar auf den Pflanzen eines kleinen Gartens nahe bey der Fabrik zu Berci angeflogen zu sehen glaubte, und wodurch die ganze Nachbarschaft bewogen wurde, sich dem fernern Arbeiten zu widersetzen.

Die Veränderungen, die nachher B. Olivier an seinem Ofen angebracht hat, um diese Verflüchtigung zu verhindern, scheinen uns sehr gut ausgedacht, und dem Gegenstand entsprechend, denn alle Dämpfe werden dadurch gezwungen durch fortlaufende Kanäle zu ziehen, die immer mit Wasser in Dämpfen angefüllt sind, so daß man in dem letztern kaum noch einige Spur vom Bley bemerkt.

B. Olivier treibt dies Geschäft ins Große, und hat bereits mehrere Oefen zum Verkalchen des Bleyes bauen lassen, wovon zwei in vollem Gange sind, um den Kalch zu reverberiren, und ihn in Mennig zu verkehren, ohne die Trocknungsöfen zu rechnen. Jeder solcher Reverberir-Ofen enthält 12 Centner Bleykalch, so daß er täglich diese Quantität

in den Handel bringen kann. Seine Mühle ist so groß, daß sie zu einer größern Menge hinreichen würde.

Der Mennig, der hier bereitet wird, ist sehr schön und von glänzender Farbe, wie mehrere berühmte Mahler bezeugen, deren Urtheil wir uns erbeten haben. Er ist dem englischen Mennig nicht nur gleich, sondern noch besser, indem B. Olivier über die Bereitung derselben wie über seine eigene Entdeckung wacht, und weil er als ein talentvoller rechtschaffener Mann mehr auf den Ruhm als auf den Geldgewinn sieht. —

Auch in Rußland giebt es eine Mennigfabrike, und zwar in Rostow, einer ansehnlichen Kreisstadt der Pereslawlschen Provinz. Die Fabrik liegt in der Vorstadt, welche die Spaskische Slobode genannt wird, und gehörte, als Georgi seine Reise im Russischen Reiche machte, einem dem Fürsten Orlow unterthänigen Bauer, Nahmens Menkin *).

Zum Mennige (welcher dort Surik heißt), wird das Bley in eisernen Grapen in Asche verwandelt. Man nimmt jedesmal ein Pud in einen flachen Grapen, und erhält unter beständigem Rühren über Holzfeuer 41 Pfund Asche oder Bleykalk. Zum Glühen sind zwey parallele, gewölbte Oefen, jeder eine Klafter lang und $2\frac{1}{2}$ Fuß breit. An jeder äußern Seite derselben ist ein schmaler Feuerofen mit Rosten, durch deren Zuglöcher die Flamme von trocknem Kienholz in den Glühofen spielt. Man setzt in jeden dieser Oefen auf einer flachen eisernen Pfanne, die den ganzen Herd bedeckt, 20 bis 24 Pud Bleyasche. Die erste Glühung dauert nur 6 Stunden, in welchen man die Asche fleißig rühret, die sich aber

*) S. Georgi's Reisen im Russischen Reiche. II. S. 900 ff.

aber doch klümpert, und daher zerstossen und gesiebt werden muß. Die zweyte Glühung des Bleykalks, die ebenfalls fleißiges Rühren erfordert, dauert zwey auch drey Tage, denn nicht immer erfolgt die schöne rothe Farbe gleich bald. Nach abermaligem Zerpulvern und Sieben ist denn der Bleykalk Mennig und Kaufmannsgut. Außer dem Abgange an Staube beym Rühren und Zerpulvern hat doch jedes Pud noch ½ bis 1 Pfund am Gewichte zugenommen. Zum Einschieben und Hervorziehen der schweren Pfannen steht vor jedem Ofen eine Walze seiger, an derselben ist ein Strick mit einem Haken. Wenn derselbe in die Handhabe der Pfanne gehangen, und die Walze mittelst eines Schwengels herum gedrehet wird, zieht sie die Pfanne hervor, so wie eine entgegen gesetzte Wirkung, nähmlich das Einschieben der Pfanne in den Ofen erfolgt, wenn man eine Stange gegen die Pfanne stützt und den Strick darüber hängt. Das Zerpulvern geschieht in hölzernen Mörseln durch ein kleines Pochwerk mit 4 Stampfen, die ein Pferd, welches zur Ersparung des Raumes auf einer Scheibe geht, und dadurch die Scheibe unter seinen Füßen zurück schiebt, bewegt. Das Sieben geschieht in Kasten mit Deckeln, in welchen die am Rande mit zwey Paar gegenüber stehenden Zapfen versehenen Siebe an einem durch das Seitenbret des Kastens stehenden Stock so hin und her geschoben werden, daß sie zur Vermehrung der Erschütterung ein wenig an die Seitenbreter des Kastens stossen.

Dieser betriebsame Fabrikant legte seine Werkstäte etwa 1760 an, und verwandelt jährlich bis 1200 Pud Bley in Bleyweiß, und bis 800 Pud in Mennig. Seine Werkstätten haben weder

Rauchfänge noch Luftzüge, eine besondere Einrichtung mit den Arbeitern aber hindert, daß der Schade, den die Gesundheit leidet, sehr merklich werde; er hat nähmlich mit einigen zwanzig Bauern eines nahen Dorfs einen Contract geschlossen, nach welchem in jedem Laboratorio beständig drey arbeiten, die für jedes Pud Bleyweiß und Mennig 30 Kopeken Arbeitslohn erhalten. Die Bauern aber lösen sich monathlich ab, und arbeiten sich in der Zwischenzeit auf dem Lande wieder gesund. —

Zum Schlusse will ich hier noch einiger Resultate erwähnen, die sich bey verschiedenen chemischen Versuchen mit dem Mennige ergeben haben.

Wenn man den Mennig glühet, so daß sich die Lebensluft aus demselben entbindet, so verliert sich die Röthe desselben sehr schnell, und geht ins hellgelbe über. Geringere Hitze verändert seine Farbe nicht.

Merkwürdig ist es, daß Priestley aus dem mit Phosphorsäure behandelten Mennige, welcher hierbey fast schwarz wurde, eine entzündbare Luft erhielt. Salzsäure nimmt, wenn sie über Mennig gegossen wird, eine gelbe Farbe an, der Mennig verliert dadurch aber alle Röthe. Er wird weiß (Hornbley) und giebt nun bey der Erhitzung weniger fixe Luft, aber noch immer viel Lebensluft von sich.

Für sich sowohl in eisernen als in gläsernen Gefäßen geglühet vertauscht der reine Mennig seine Farbe anfangs mit einer fast schwarzen dunklern Farbe, aus welcher er jedoch bey dem Erkalten, auch ohne Zutritt der freyen Luft, wieder in seine schöne Röthe übergehet; bey längerem Brennen aber wird er, so wie auch in offe-

nem

nen Gefäßen, und zwar wenn die Hitze den 285sten Grad der Wärme nach Fahrenheit übersteigt, gelb. Bey dieser Veränderung schien selbiger dem Hrn. Priestley nun wenig oder gar keine Art von Luft mehr zu enthalten.

Die mit vielem Mennige angefüllte gelbe Auflösung des Mennigs in der Salzsäure gab Herrn Priestley Lebensluft mit weniger fixen Luft vermischt; hingegen die Auflösung des durch Salzsäure weiß gemachten Mennigs in Salzsäure, vom Anfange der Operation bis zu Ende ganz und gar keine Luft; ja die in der Retorte enthaltene atmosphärische Luft wurde hierdurch in nichts verändert.

Salpetersaure Dämpfe machen den Mennig ebenfalls weiß; gemeine Salpetersäure hingegen dunkelroth und beynahe schwarz.

In der Vitriolsäure wird der Mennig so gar mit Digerir-Hitze nur schwach aufgelöset, aber in ein dunkelbraunes Pulver verwandelt. Häufiger löset sich der Mennig in der Salpeter- und Salzsäure, ingleichen in dem Königswasser auf. Mit Essigsäure kann man aus ihm Bleyzucker und Salchow's Mennig-Tinctur erhalten. Er löset sich übrigens leicht in fetten Oehlen durch Kochen auf, scheidet aus dem reinen Salmiak einen ätzenden meistens gasleeren flüchtigen alkalischen Geist aus, und wird dabey in eine Art von Hornbley verwandelt, das bey Bereitung des Phosphors aus dem schmelzbaren Harnsalze nach Marggraf's Art, ingleichen zur Erlangung desselben aus altem Käse mit Nutzen gebraucht werden kann.

Für sich schmelzt der Mennig in starkem Feuer zu Glätte und endlich zu Bleyglase. Mit Substanzen, welche Brennbares enthalten, sogar

mit einem dergleichen Thone, mit Schwefel, mit Zinnober, mit Eisenfeilspänen geschmolzen, wird der Mennig, nach Verhältniß der Menge des Brennbaren, ganz oder zum Theil zu Bley wieder hergestellt.

Wenn Mennig mit Röthelstein oder rothem Eisenocher verfälscht ist, läßt sich dieser mit Königswasser ausziehen; und es verräth sich die Gegenwart des Eisens, wenn man die Gallapfel-Tinctur, die mit dem Farbestoff des Berlinerblaues geschwängerte alkalische Lauge, oder das auf ähnliche Weise geschwängerte Kalkwasser hinzugießt.

Der Mennig wird außer dem, was oben schon gelegentlich bemerkt worden ist, auch zu schlechten Arten des Siegellacks, doch in Verbindung des Zinnobers, angewendet, welcher, so wie der rothe Quecksilberniederschlag öfters damit verfälscht wird. Wenn man den Mennig zur Bereitung des letzteren mit anwendet, so hält er den überflüssigen Schwefel zurück, und der Niederschlag fällt etwas schöner aus, wiewohl er nicht ganz rein ist. Auch dient der Mennig zur Bereitung des Firnisses für Wachstapeten und Wachsleinwand; zur Bereitung des rothen Wachses; zu der rothen Masse zu anatomischen Einspritzungen, und zu einigen Arten von gelber Glasur.

Von allem diesem kommt indessen in der Encyklopädie das nöthige vor, so daß ich hier nichts mehr davon sagen darf. Doch muß ich noch folgendes hinzusetzen, welches eine neue nützliche Erfindung, die allgemeiner bekannt zu werden verdient, betrifft. Der Kollegienrath Hildebrand in Moskau hat nähmlich die Erfindung gemacht, das Russische Sohlleder auf eine leichte und wohlfeile Art so dauerhaft als

das

das Englische und wasserdicht zu machen. In 20 Pfund Hanf- oder Leinöl sollen 1½ Mennig durch Kochen aufgelöst, und mit diesem Firniß das Leder auf der Fleischseite so oft bestrichen und an der Sonne oder am Ofen getrocknet werden, bis es völlig damit gesättigt ist. Auch fertige Sachen, z. B. Schuhe, an denen die Narbenseite nach innen gekehrt seyn muß, können dadurch dauerhafter gemacht werden. — Dieser Vorschlag ist auf kaiserlichen Befehl untersucht und als bewährt erfunden allgemein bekannt gemacht worden.

In der Mahlerey schickt sich der Mennig vorzüglich zu Wasserfarben, und giebt bey Decorationen die Brand- und Feuerfarbe. Er wird indessen auch mit Oehl abgerieben und gebraucht, um eine schöne rothe und Zinnoberfarbe zu erhalten.

Außer den oben verschiedentlich angeführten Schriften von Rose, Jars, Ferber ꝛc. über den Mennig sind noch folgende zu bemerken:

P. J. Macquer's Chymisches Wörterbuch ꝛc. IV Th. Leipzig 1789. S. 172. fl. besonders die daselbst befindlichen Anmerkungen von Leonhardi.
Der Laborant im Großen, von Demachy. II. S. 173.
Baumé Experimental-Chimie. II. 571. 596.
Gren's Systematisches Handbuch der gesammten Chemie. III Th. 2te Aufl. Halle, 1995. S. 261 fl.
Von Crell's chemische Annalen. 1784. I. S. 401 – 5.
Priestley über Naturlehre ꝛc. I. S. 72. 109. 324. 326.
Desselben Abhandlung über die Luft ꝛc. II. S. 56. 57.
Maret über die Luft aus der Mennige. S. Crell's Annalen, 1786. 9 St. S. 263.
Gatterer's technologisches Magazin. I. S. 516.

Mennig zum Probieren zu gebrauchen. S. Cramer's Metallurgie. Fol. im Regiſter zum 2ten Theile.

Ein natürlicher Mennig. S. Erell's Annalen. 1792. 1 St. S. 62.

Talbot's Beſchreibung eines ſchwediſchen Steins, der Schwefel, Vitriol und Mennig giebt. Erell's chemiſches Archiv. 1. S. 9.

Vom Gebrauche zur Mahlerey. S. d'Apligny Abhandlung von den Farben. S. 5.

Mennigbrennerey, ſ. oben, S. 361.

Mennighütte, ſ. oben, S. 370 ff. und die dazu gehörigen Figuren

Mennigpflaſter, Emplaſtrum de Minio, ein rothes Pflaſter, welches in den Apotheken bereitet wird, und bey gewiſſen Wunden gebraucht wird. Man nimmt Olivenöhl 4 Unzen; gelbes Wachs 1 Pf.; Terpentin 2 Unzen; dieſes läßt man bey gelindem Feuer zuſammen ſchmelzen, und ſetzt 2 Pfund Mennig hinzu.

Mennig-Tinctur, iſt eine, dem Bley-Extracte ähnliche Flüſſigkeit aus dem Mennig.

Mennig-Trochisken, ſ. unter Trochisken.

Menningophylax, ſ. Meningophylax, oben, S. 359.

Mennoniſten, auch **Mennoniten**, eine Secte von Wiedertäufern, die ihren Nahmen von einem Friesländer, Menno Simonis, bekommen und ſich vorzüglich in Holland ausgebreitet hat. Sie verwerfen das alte Teſtament, und geben vor, das neue ſey die einzige Regel des chriſtlichen Glaubens. Ferner lehren ſie, man ſolle die Wörter **Dreyfaltigkeit** und **Perſon** nicht gebrauchen, wenn man von dem Vater, Sohne und heil. Geiſte redet. Es ſey den Chriſten weder erlaubt einen Eid zu thun, noch ein obrigkeitliches Amt zu verwalten, viel weniger jemand am Leben zu ſtrafen, noch Krieg zu führen. Sie

ſagen,

ſagen, daß den Kindern die Taufe nicht nöthig ſey. Das Abendmahl nehmen ſie des Jahrs nur zweymahl. — Sie heißen auch Galeniſten, von einem Arzt in Amſterdam, Geleu; und Collegiaten, weil ſie ihre eigenen Verſammlungen haben, darin ein jeder die Schrift auslegen darf.

Dieſe Secte iſt aus den Wiedertäufern entſtanden. Als dieſe Partey nähmlich in den Jahren 1534 — 36 nach Münſter gekommen war und daſelbſt ſo manche abſcheuliche Auftritte veranlaßte, daß ſie darüber ganz in Verwirrung gerieth, fand ſie an dem vorhin genannten Menno Simonis, einem katholiſchen Prieſter, der aber 1536 ſein Amt niederlegte, und die Stelle eines Lehrers bey den Wiedertäufern übernahm, einen neuen Wiederherſteller und neuen Stifter. Menno reiſete unter vielen Beſchwerlichkeiten und Gefahren in den Niederlanden, in Weſtphalen und in den Ländern an der Oſtſee herum, machte Proſelyten, und brachte dieſe Religionspartey, die nun nach ihm den Nahmen führt, in beſſere Verfaſſung, milderte die ſonſt herrſchenden Vorſtellungen und Sätze, welche für die bürgerliche Ruhe gefährlich waren, und entfernte die Neigung, ſich durch angebliche göttliche Offenbarungen, Träume ꝛc. täuſchen zu laſſen. Inzwiſchen war er doch nicht vermögend, eine gänzliche Gleichheit der Geſinnung bey ſeinen Glaubensbrüdern zu bewirken, und ſie theilten ſich bald in zwey Hauptſecten, die feinen und die groben Mennoniſten. Die feinen hielten ſtrenge über die alten Glaubens- und Sittenlehren, und eine bis zur Grauſamkeit gehende Kirchenzucht; die groben näherten ſich mehr den refor-

reformirten Proteſtanten, und ihnen traten nach und nach viele von den andern bey.

Man nennt dieſe Religions-Secte übrigens auch die waterländiſchen Taufgeſinnten, weil die erſten von ihrer Art in dem Waterlande in Nordholland anzutreffen waren. In Holland fand die eine Zeitlang mit übertriebener Härte, und ohne allen Unterſchied verfolgte Religion der Wiedertäufer nach dem geläuterten Syſtem des Menno zuerſt einen ſichern und ruhigen Aufenthalt durch Vorſchub der Prinzen von Oranien Wilhelm und Moritz, welche dabey von Seite der Magiſtrate und Geiſtlichkeit ſtarken Widerſpruch fanden, bis endlich ihre Duldung im Jahre 1626 auf eine ſichere Art gegründet wurde. Außer den Niederlanden haben die Mennoniſten ſich auch an einigen Orten Deutſchlands, in Preußen, in der Schweitz, in England, und in den vereinigten nordamerikaniſchen Staaten, vorzüglich in denen, die ſonſt unter dem Nahmen Neuengland begriffen wurden, feſtgeſetzt und erhalten. Sie leben ruhig, ſehr einfach, treiben Ackerbau, Handwerke und Handelſchaft; manche ſtudieren auch, welches ſonſt bey ihnen für etwas eitles und unnützes gehalten wurde. Sie ſind jetzt überhaupt den Wiedertäufern, die zur Zeit der Reformation in Münſter ein neues Königreich ſtiften wollten, nicht ähnlich. Doch machen ihnen einige den Vorwurf, daß ſie bey wahrer oder vermeinter Schmälerung der politiſchen Freyheit, oder bey ſich äußernden Gährungen in einem Staate, es eifrig mit denen halten, welche ſich als Verfechter der Freyheit darſtellen. Man will ſolches mit ihrem Verhalten in Neuengland, während des Aufſtandes gegen Großbritannien, und mit ihren Handlungen in Holland bey den

letzten

letzten wider den Erbſtatthalter ausgebrochenen Unruhen beweiſen. Es iſt vielleicht aber zu übereilt, nach dem Verhalten dieſer Secte an dem einen oder andern Orte, ſie überhaupt beurtheilen zu wollen, wenn ihre religiöſen Grundſätze hierzu nicht eine nähere Veranlaſſung geben.

Da die Mennoniſten ſich weigern, einige Pflichten zu erfüllen, die ſonſt jedem Staatsbürger obliegen: ſo iſt es natürlich, daß ihrentwegen in den Ländern, wo ſie ſich aufhalten, immer einige beſondere Verfügungen ſtatt finden müſſen, um Ordnung und Ruhe zu erhalten. Was in den Königlich Preußiſchen Landen deshalb für Anordnungen und Geſetze beſtehen, wird man am beſten aus dem nachfolgenden Königlichen Edicte erſehen können *).

Edict, die künftige Einrichtung des Mennoniſten-Weſens in ſämmtlichen Provinzen excl. Schleſien betreffend. De Dato Berlin, den 30. July 1789.

Wir Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden, König von Preußen ꝛc. Thun kund und fügen hierdurch zu wiſſen, daß Wir Uns ſehr wohl erinnern, den in Unſern Landen wohnenden Mennoniſten Unſern Landesherrlichen Schutz und die ungeſtörte Ausübung ihrer Religions-Grundſätze beſtätiget und verſichert zu haben.

So ſehr wir nun geneigt ſind, von der Gewiſſensfreyheit Unſrer Unterthanen allen Zwang zu entfernen, ſo ſehr erfordert es jedoch das Wohl Unſerer Staaten, daß die Bekenner ſolcher Religions-Meinungen, welche eine der vorzüglichſten Pflichten getreuer Unterthanen, die Vertheidigung des Vaterlandes, verſagen, nicht nur nicht alle bürgerliche Vorzüge Unſerer andern, dieſe Pflicht gern und willig übernehmenden Unterthanen genießen, ſondern

*) S. Edicten-Sammlung von 1789. No. 46. Col. 2541 — 2548.

ſich vielmehr Verbindlichkeiten unterwerfen, welche einigen, wenn gleich geringen Erſatz für die Befreyung von jener weſentlichen Pflicht eines Staatsbürgers zu leiſten im Stande ſind.

Nach dieſen Bedingungen werden Unſere jüdiſche Unterthanen behandelt, und die Mennoniſten dürfen ähnliche Einrichtungen um ſo weniger als Gewiſſenszwang anſehen, da ſolche auf Religions-Meinungen und gottesdienſtliche Handlungen keinen Bezug haben, ſondern ſie blos als bürgerliche Mitglieder des Staats betreffen, zu deſſen Vertheidigung und Cultur ſie ſogar weniger beyzutragen geneigt ſind, als die jüdiſchen Unterthanen.

Wir wollen, ordnen und befehlen dahero:

§ 1.

Daß, da den Oſt-Weſtpreußiſch und Litthauiſchen Mennoniſten in dem von Uns beſtätigten Patent von 29. März 1780. gegen eine jährliche Abgabe von 5000 Rthlr. zum Culmiſchen Cadetten-Hauſe, die Enrollements-Freyheit verſichert worden, es ferner ſein Bewenden haben ſoll, obgleich die jetzige Anzahl der männlichen Köpfe, diejenige bey weiten überſteiget, auf welche die Anlage der 5000 Rthlr. beruhet.

Damit aber dieſe Begünſtigung nicht ferner ihre Grenze überſteige, und die Mennoniſten nicht leicht mehr im Stande ſeyn mögen, die bequemſten und nahrhafteſten Beſitzungen anderer Unſerer dem Kriegesdienſt unterworfener Unterthanen an ſich zu bringen, wozu ſie theils durch außerordentliche hohe Kaufs-Preiſe, theils durch Entziehung derjenigen Laſten, die ſie ſonſt gemeinſchaftlich getragen, bisher mancherley Gelegenheit genommen haben; ſo ſollen

§. 2.

alle in Unſern Landen mit Grundſtücken angeſeſſene, oder ſich in Zukunft anſäßig machende Mennoniſten, und beſonders diejenigen, welche ſich in den Marienburgiſchen Werdern niedergelaſſen haben, zur Unterhaltung der proteſtantiſchen Kirchen, Prediger- und Pfarr-Gebäude, ingleichen der Schullehrer- und Schul-Gebäude, nach dem Verhältniß ihrer Grundſtücke, eben dasjenige beytragen, was ein proteſtantiſches Mitglied von ſeinen Beſitzungen zu leiſten verbunden iſt.

§. 3.

§. 3.

Eben ſo ſollen alle und jede in Oſt-Weſtpreuſſen und Litthauen wohnhafte Mennoniten, ſie mögen angeſeſſen ſeyn oder nicht, in allen Fällen, wo ein proteſtantiſcher Einwohner bey Geburten, Verheyrathungen oder Sterbefällen, Stol-Gebühren zu entrichten hat, eben dieſe Gebühren, nach Verhältniß des Standes und Gewerbes, und nach den, in den vorgeſchriebenen Tax-Ordnungen beſtimmten Sätzen, der Kirche und Geiſtlichkeit desjenigen Orts oder Bezirks, in welchem ein jeder wohnhaft iſt, zu entrichten ſchuldig ſeyn. Auch ſoll in Anſehung der Calende, wo ſolche üblich, eine gleiche Verbindlichkeit zu deren Entrichtung, wie bey den proteſtantiſchen Einwohnern deſſelben Orts oder Bezirks und von eben der Claſſe, auch in Anſehung ſolcher Mennoniſten ſtatt finden.

Da hiernächſt

§. 4.

verſchiedene Mennoniſten-Gemeinden ſich bisher einer Befreyung von vorſtehend erwehnten Parochial-Koſten, Abgaben und Gebühren angemaßet, auch wohl, beſonders in Weſtpreußen, beyfällige Erkenntniſſe darüber erſtritten haben, und dieſe Erkenntniſſe in der Vorausſetzung ſich gründen: als ob dieſe ihnen geſetzlichen Vorſchriften, wornach die proteſtantiſchen Einwohner von den Pfarr-Abgaben an die catholiſche Geiſtlichkeit, und eben ſo die catholiſchen Einwohner in Anſehung der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit befreyet worden, auch auf die Mennoniſten angewendet werden müſſen; ſothane Vorausſetzung aber ganz irrig iſt, indem bereits durch die unterm 17ten Auguſt 1775. und 24ten December 1777. an die Weſtpreußiſche Regierung und Cammer ergangenen Cabinets-Ordres feſtgeſetzet worden, daß jene allgemeinen Geſetze auf die Mennoniſten keinesweges ausgedehnet werden ſollen; ſo erwarten Wir zwar, daß diejenigen Mennoniſten, welche dergleichen Judicata für ſich haben, wenn ihnen gehörig bedeutet wird, daß dieſelben auf einer irrigen Vorausſetzung beruhen, den Vorſchriften des gegenwärtigen Edicts ohne fernere prozeſſualiſche Weiterungen ſich unterwerfen werden. Wenn inzwiſchen gleichwohl einer oder der andere derſelben auf ſeiner vermeintlichen durch dieſe Erkenntniſſe erlangten Befreyung beſtehen, und auf rech-

rechtliches Gehör und Erkenntniß darüber antragen ſollte; ſo ſoll ihm ſolches zwar geſtattet, alsdenn aber auch die proteſtantiſche Geiſtlichkeit durch Unſern Fiſcum vertreten, und bey der rechtlichen Entſcheidung eines ſolchen Prozeſſes, auf die vorangeführte authentiſche Declarationen vom 17ten Auguſt 1775. und 24. December 1777 die erforderliche Rückſicht genommen werden.

§. 5.

Da die Mennoniſten, ſo viel Uns wiſſend iſt, ſich bishero nur in proteſtantiſchen Kirchſpielen anſäßig gemacht haben; ſo haben Wir dieſe Verordnungen auf catholiſche Kirchſpiele mitzurichten, nicht nöthig gefunden. Weil es aber bey dieſem Unſern Geſetz gar nicht auf den Unterſchied der Religionen, ſondern lediglich darauf ankömmt, daß das Contonweſen in Unſern Staaten nicht geſchwächet werde; ſo folget auch, daß, wenn die Mennoniſten ſich künftig in catholiſchen Kirchſpielen anſäſſig machen, ſie dort gleiche Verbindlichkeiten, als in den proteſtantiſchen Kirchſpielen übernehmen müſſen.

§. 6.

Weil der Beytrag zu dieſen Kirchſpiels-Laſten lediglich die Abſicht hat, daß die übrigen, dem Kriegs-Dienſt unterworfenen Unterthanenn nicht zu ſehr gedrücket und ihre Beſitzungen an Mennoniſten zu veräußern genöthiget werden; ſo verſtehet ſich auch dagegen, daß die Mennoniſten an die gottesdienſtlichen Verrichtungen, und an den Heyraths- und Begräbniß-Gebräuchen der übrigen Kirchſpiels-Mitglieder, Theil zu nehmen nicht gezwungen ſind, ſondern vielmehr nach ihren Grundſätzen und Gebräuchen zu leben, ferner ungeſtöhrt berechtiget ſeyn ſollen.

§. 7.

Diejenigen Mennoniſten, welche in unurbaren Gegenden mit Unſerm Erlaubniß neue Colonien und Etabliſſements anlegen, ſind von dieſen Abgaben frey, weil daſelbſt keine Kirchſpiele anderer Unterthanen vorhanden ſind. Eben dahero dürfen auch diejenigen Mennoniſten in den Marienburgſchen Werdern, welche in ſolchen Gegenden etablirt ſind, wo zur Zeit ihrer Niederlaſſung noch keine Kirchſpiele vorhanden waren, weder zu den Abgaben an die jetzt

daſelbſt

daſelbſt befindlichen Kirchen und Schulen beytragen, noch Stollgebühren daſelbſt entrichten.

§. 8

Die Enrollements-Verbindlichkeit ausgenommen, müſſen die ſämtlich angeſeſſenen Mennoniſten alle übrige öffentliche Gemeinheits- und ſogenannte Nachbars-Laſten und Verbindlichkeiten gleich den übrigen Unterthanen übernehmen.

§. 9.

In Oſt- Weſtpreuſſen und Litthauen ſoll den Mennoniſten nur erlaubet ſeyn, unter folgenden Bedingungen, Grundſtücke von andern Unterthanen an ſich zu bringen:

1) Wenn der verkaufende Proteſtant oder Catholik einen zu ſeinem und ſeiner Familie Unterhalt hinreichenden Theil des Grundſtücks behält, und daher die alte kriegesdienſtfähige Familie angeſeſſen bleibt.

2) Wenn der in Schulden verſunkene Verkäufer ſich durch einen ſehr vortheilhaften Verkauf nicht nur dadurch ganz von ſeinen Schulden loßmachen, ſondern auch ein nothdürftiges Etabliſſement wieder anfangen kann, dazu aber ſo wenig ſelbſt, als durch Hülfe ſeiner Gläubiger einen andern eben ſo vortheilhaften Käufer anzuſchaffen im Stande iſt. Dieſe Umſtände müſſen von den Kammern des Oſt- und Weſtpreuſſiſchen, auch litthauiſchen Departements unterſuchet, und Unſerm General-Directorio zur Prüfung und Ertheilung der Conceſſionen gegen die ſonſt üblich geweſenen Koſten vorgeleget werden. Ohne eine ſolche Original-Conceſſion ſollen die Hypotheken-Regiſtraturen kein Beſitz-Recht eines Mennoniſten in die Hypothekenbücher eintragen; wenn aber ſolches dennoch geſchiehet, ſoll die ſchuldige Hypotheken-Regiſtratur mit dem doppelten Betrage der Gebühren, welche ſie bey der Zuſchreibung des Guths an den unbefugten Beſitzer, erhalten hat, fiscaliſch beſtrafet und das Grundſtück, der Mennoniſt mag ſein Beſitz-Recht haben eintragen laſſen oder nicht, auf ſeine Gefahr und Koſten dem Meiſtbietenden öffentlich verkaufet, auch wenn bey einem ſolchen Verkauf ein Mehreres, als wofür der Mennoniſt das Grundſtück ſelbſt an ſich gebracht

bracht hat, geboten werden ſollte, ein ſolcher Ueberſchuß ohne Abzug der jedesmahl von dem Mennoniſten zu tragenden Subhaſtationskoſten dem Fiſco zugeſchlagen werden. Wenn ein Gutsbeſitzer oder einer Unſerer Beamten ohne eine ſolche Conceſſion einen ſolchen Mennoniſten auf ein ſogenanntes Laß-Schaarwerks- oder ſolches Ruſtical-Gut, welches dem Beſitzer nicht eigentlich zuſtehet, angeſetzet hat, ſo ſoll der Mennoniſt nach Ablauf eines Jahres, welches jedoch von Johannis zu Johannis zu rechnen, das Guth räumen, und außerdem, wenn er des Vermögens iſt, in Funfzig Rthlr. fiscaliſche Strafe verfallen ſeyn, der Gutsherr oder unſer Beamter ſoll aber Einhundert Rthr. Strafe erlegen, und dem abziehenden Mennoniſten alle würkliche vorhandene Meliorationen nach der gerichtlich aufgenommenen Taxe ſachverſtändiger Leute erſetzen.

§. 10.

Nach den Grundſätzen der wahren Toleranz ſoll zwar jedem Unſerer Unterthanen der Uebertritt zum Mennoniſtiſchen Glauben unverwehrt bleiben. Wenn aber der Uebertretende zu derjenigen Claſſe von Einwohnern gehöret, welche nach der Staats- und Landesverfaſſung zu Kriegesdienſten verbindlich ſind, und derſelbe ſich dieſer Verbindlichkeit unter dem Vorwande ſeiner Religions-Aenderung entziehen will, ſo ſoll er einen andern tauglichen, keinem Canton unterworfenen Mann, auf ſeine Koſten zu ſtellen und ſo lange die Obligation des Mennoniſten zu den Kriegesdienſten dauert, auch bey einer erfolgten Deſertion einen andern zu ſiſtiren angehalten werden. Ein gleiches ſoll in Anſehung aller männlichen Nachkommen ſolcher zum Mennoniſtiſchen Glauben übergetretener Cantonspflichtiger Unterthanen ſtatt finden. Was aber die Kinder betrift, die aus vermiſchten Ehen eines Mennoniſten oder einer Mennoniſtin mit andern Religionsverwandten erzeuget worden: ſo ſollen dieſelben, da ſie nach den eigenen Grundſätzen der meiſten Mennoniſtiſchen Lehrer, zur Mennoniſtiſchen Gemeine nicht gehören, in der Religion desjenigen ihrer Eltern, welches dieſem Glaubensbekenntniß nicht zugethan iſt, erzogen werden.

§. 11.

§. 11.

In Oſt- Weſtpreuſſen und Litthauen ſollen keine fremde, auch keine bereits ausgewanderte Mennoniſten wieder angenommen werden.

§. 12.

Wenn jedoch ein ſolcher Mennoniſt ein Vermögen von Zwey Tauſend Reichsthalern ins Land bringet: ſo ſoll ihm verſtattet werden ſich in andern Provinzien, beſonders da, wo zur Viehzucht gute Gelegenheit iſt, niederzulaſſen und anzukaufen, jedoch muß derſelbe

1) dazu ebenfalls den Conſens Unſeres General-Directorii erhalten.
2) Sich den Verbindlichkeiten der §. §. 2. 3. 4. 5. und 8. unterwerfen.
3) Wegen der Enrollements-Freiheit muß derſelbe und ſeine männlichen Deſcendenten, in ſo fern ſie vermöge ihrer Größe und Geſundheit zum Kriegesdienſt oder zu Fuhrknechten brauchbar ſind, von 20 bis 45 Jahre, jährlich einen Reichsthaler hieſiges Courant zur General-Invaliden-Caſſe entrichten, weshalb von denen ſich künftig in Unſern andern Provinzien außer Oſt- Weſtpreuſſen und Litthauen anzuſetzenden Mennoniſten dem Militair-Departement, jedesmahl Nachricht gegeben werden muß.

§. 13.

Dagegen bleiben die in den übrigen Provinzien bereits anſäſſigen wenigen Mennoniſten von dieſem Beytrage zur General-Invaliden-Caſſe befreyet; alle übrige in dem 12ten §pho enthaltene Vorſchriften haben aber auf ſie gleiche Anwendung.

§. 14.

In Unſerm Herzogthum Schleſien behalten Wir Uns vor, nach Befinden der Umſtände, dieſerhalb das erforderliche beſonders zu verordnen.

§. 15.

Wir befehlen übrigens allen Unſern hohen und niedern Dicaſteriis und Landes-Collegiis, Geiſtlichen Civil- und Militair-Behörden, dem Officio Fiſci und überhaupt Jedermann ſich hiernach allerunterthänigſt zu achten, zu welchem Ende dieſes Edict durch den Druck öffentlich bekannt gemacht werden ſoll.

Urkundlich unter Unſerer Allerhöchſten eigenen

Unterſchrift und beygedrucktem Königl. Inſiegel. Gegeben zu Berlin, den 30. July 1789.

Friedrich Wilhelm.
(L. S.)

Gr. v. Finkenſtein. Gr. v. Herzberg. Gr. v. Blumenthal. v. Carmer. v. Gaudi. Frhr. v. Heinitz. v. Werder. v. Rauſchwitz. v. Reck. Gr. v. d. Schulenburg. v. Wöllner.

Den jetzigen Zuſtand der Mennoniſten in Holland lernt man aus der kurzen Nachricht kennen, welche Grabner in ſeinen Briefen über die vereinigten Niederlande *) gegeben hat. Er ſagt daſelbſt:

Nach und nach hat dieſe Sekte ihre Lehre von allen myſtiſchen Lehren geſichtet, und die heutigen Wiedertaufer oder ſogenannten Mennoniten glauben durchaus an keine Begeiſterung, lächeln über eine vollkommene Gleichheit der Stände und Güter, und gehorchen den Befehlen der Obrigkeit unbedingt. Sie theilen ſich, wie die Remonſtranten, in zwey verſchiedene Sekten. Die vorzüglichſte derſelben ſchließt ſich in ihren Religionsbegriffen dicht an die aufgeklärteren Remonſtranten an, verwirft alle ſymboliſchen Bücher und Glaubensbekenntniſſe, nimmt die Bibel als die einzige Norm in Religionsſachen an, und hält alle Chriſten für ihre Bruder; daher werden auch in ihrer Kirche Katholiken, Lutheraner, Reformirte ohne Bedenken zum Abendmahl gelaſſen. Nur darin unterſcheiden ſie ſich urſprünglich von den Remonſtranten, daß ſie keinen Eid thun, die Taufe nur an Erwachſenen verrichten, und weder öffentliche Aemter annehmen, noch Militairdienſte verrichten. Von dem letztern Punkt ſind jedoch mehrere, angeſehene Mennoniſten in den jüngſten Trubeln abgewichen, und haben ſich unter der Bürger-Miliz enrolliren laſſen. Was die Taufe betrift: ſo hat ſie bey ihnen in der That etwas ſehr Ehrwürdiges und Rührendes. Ich wohnte in Haarlem

*) Gotha bey Ettinger, 1792. 1. S. 476. ff.

lem einem ihrer Taufakte bey, wo acht ſechzehnjährige Jünglinge und eben ſo viel blühende Mädchen zu Gliedern der Kirche angenommen wurden. Der Prediger hielt eine vortrefliche Rede über den Zweck der Lehre Jeſu, trat hierauf in den Kreis der knienden Täuflinge, verrichtete die Taufe, ging ſodann zu einem jeden insbeſondere und ergrif ihn mit den Worten bey der Hand; ſtehe auf, geliebter Sohn, (geliebte Tochter) und ſey willkommen in der Gemeinde der Chriſten.

Die Hauptſitze dieſer toleranten Mennoniſten ſind zu Amſterdam, Rotterdam, Haarlem, Leyden, Utrecht, Zaandam und Harlingen, wo ſie mehrere Kirchen haben.

Die orthodoxen Wiedertäufer, wozu die meiſten mennonitiſchen Gemeinden in Friesland gehören, ſtimmen zwar in der Lehre von der Taufe, den Eidſchwüren, den Aemtern und der Soldatendienſte mit ihren eben beſchriebenen Brüdern überein, binden ſich aber an ein gewiſſes Glaubensbekenntniß und nähern ſich in mehrern Punkten der reformirten Kirche. Man rechnet, daß ſich in allen 190 größere und kleinere mennonitiſche Gemeinden in der Republik befinden. Eine kleine Zahl; die aber dagegen größtentheils aus helldenkenden, reichen, wohlthätigen, induſtriöſen und achtungswerthen Menſchen beſteht. Von ihrer alten Simplicität in der Kleidung, wodurch ſie ſich ehedem ſogleich kennbar machten, ſind ſie zwar abgewichen; ſie tragen ſich gegenwärtig ſo modiſch, wie andere Leute; zeichnen ſich aber doch im geſellſchaftlichen Umgange durch ihren Abſcheu vor Schwören und Fluchen aus. Selbſt vor Gerichte thun ſie keinen Eid; ſondern befeſtigen ihre Ausſagen blos durch ein feyerliches Ja. Die Toleranz der Regierungen iſt damit zufrieden und überzeugt, daß ſie ihr feyerlich gegebenes Wort ſo gut halten, als andere Religionsverwandten den heiligſten Schwur. Ich habe während meines ſiebenjährigen Aufenthaltes nur wenige Beyſpiele von einer unedlen Handlung, einem Bankerut, und noch viel weniger von groben Verbrechen eines Mennoniten gegen die Landesgeſetze gehört.

Bernouilli's Reiſen. XIII. S. 238.
Volkmann's Reiſen durch die vereinigten Niederlande.

Mennoniſten-Waſſer, ſ. Danziger Aquavite, Th. 8. S. 740.

Meno forte, und Meno piano ſind italieniſche Ausdrücke, welche in der Muſik gebraucht werden, und bedeutet erſteres weniger ſtark als vorher, und das andere weniger ſchwach. Beydes wird blos durch einzelne Buchſtaben angezeigt, als: mf. und mp.

Menola, der italieniſche Nahme des Laxierfiſches Sparus Maena Linn.

Menologium, ein Heiligenkalender.

Menoniſten, ſ. Mennoniſten, oben, S. 410.

Menophites, ſ. Memphit, oben, S. 338.

Menorrhagia, Blutgang, Blutfluß, bey dem andern Geſchlechte, beſonders in ſo fern er eine unordentliche Beſchaffenheit hat. S. Monathliche Reinigung.

Menoſcher, ſ. Meneſcher, oben, S. 344.

Mens, ſ. Seele, Verſtand, Naturell.

Menſa, ſ. Tiſch, Tafel ꝛc.

Menſch, der *), ein Individuum des menſchlichen Geſchlechts, d. i. ein mit einer vernünftigen Seele begabtes Thier.

1. Ueberhaupt und im weiteſten Verſtande. Alle Menſchen ſind ſterblich. Es iſt kein Menſch zu Hauſe, niemand.

Mit dem beſtimmten Artikel wird es oft im Singular für ein Menſch, oder auch collective für

*) Schon bey dem Kero als ein Hauptwort Mennisch. bey dem Ottfried Monnisco, Mennisg. bey dem Notker Mennischo, im Niederſächſ. Minsk, im Dän. Menniske, im Schwed. Människa, im Isländ. Manneska, im Angelſ. Mennisc, und ſchon bey den alten Aegyptiern Manoſch. Es iſt ein zuſammen geſetztes Wort von Mann, welches ehedem auch einen Menſchen bedeutete, wie noch im Iſidor Manno und im Engl. Man, und dem Suffixo —iſch.

für Menschen gebraucht. Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest, Ps. 8, 5.

2. In engerer Bedeutung mit einigen Nebenbegriffen.

(1) In Absicht auf dessen veränderliche Umstände.

α) In Ansehung des eingeschränkten Zustandes, der anklebenden Schwachheiten. Wir sind alle Menschen, d. i. eingeschränkte, schwache, den Fehlern und Irrthümern unterworfene Menschen.

β) In Ansehung des gesellschaftlichen Lebens gesitteter Menschen und der darin gegründeten Pflichten; im Gegensatze des Unmenschen. Erinnere dich, daß du ein Mensch bist. S. Menschlich, welches in diesem Verstande noch üblicher ist.

γ) In Ansehung der Vernunft, durch welche sich der Mensch von allen übrigen sichtbaren Geschöpfen unterscheidet.

(2) Der ganze Gemüthszustand des Menschen, doch nur in der biblischen Schreibart und ohne Plural. Der alte Mensch, das natürliche Verderben, im Gegensatze des neuen Menschen, oder der in der Wiedergeburt hervor gebrachten neuen Fertigkeit; beydes, weil sie sich über alle Fähigkeiten des Menschen erstrecken. Der innere Mensch, bey den Mystikern, das Gemüth, im Gegensatze des äußern Menschen, oder des Körpers. — Die Uebereinstimmung in dem Laute in dem Lat. Mens ist hier blos zufällig, indem dieses zu dem Zeitworte meinen gehört.

(3) Eine Person männlichen Geschlechts, wo es doch nur im verächtlichen Verstande üblich ist, wenigstens nur von solchen Personen gebraucht

braucht wird, von welchen man ohne besondere Achtung sprechen zu können glaubt. Mit Achtung braucht man dafür das Wort **Mann**, und mit Ehrerbietung das Wort **Herr**. Im Plural hat es in dieser Bedeutung nicht Menschen, sondern **Leute**. **Ein artiger junger Mensch, Ein böser, liederlicher, ruchloser Mensch. Es ist ein guter ehrlicher Mensch, Ein armer Mensch.** Im weiblichen Geschlechte lautet es in einer ähnlichen Bedeutung das **Mensch**.

Das Mensch, des, — es, und im Plur. die Menscher, ist das vorige Wort, nur mit verändertem Geschlechte und in eingeschränkter Bedeutung.

1. Eine Person männlichen Geschlechts, besonders in der letzten Bedeutung des vorigen Wortes; eine im Hochdeutschen ungewöhnliche Bedeutung. Im Schwabenspiegel wird daz Mensche und der Mensch, ohne Unterschied, von einer männlichen Person gebraucht.

2. Eine Person weiblichen Geschlechtes.

(1) Ueberhaupt und ohne allen verächtlichen Nebenbegriff; eine im Hochdeutschen gleichfalls veraltete Bedeutung, welche noch bey dem **Opitz**, besonders von einer jungen unverheyratheten Person, mehrmahls vorkommt. **Ein reiches Mensch**, ein reiches Mädchen, eine reiche Jungfer.

Diß Mensch soll solche Noth, soll solche große Noth
Mir seilen auf den Hals?
Opitz von seiner Geliebten.

Kein Kluger liebt ein Mensch von ihrer Kleidung wegen,
Die sonsten gräulich ist. Ebend.

Hier liegt der zugebracht sein Leben hat mit Lieben

Zu lieben dieses Mensch, das allzeit ihn geplagt.
Evind.

Nur in den niedrigen Sprecharten kommt es noch zuweilen in dem Verstande vor.

(2) In engerer Bedeutung, eine geringe Person weiblichen Geschlechtes im verächtlichen Verstande. Ein armes Mensch. Ein böses zanksüchtiges Mensch. Ein Frauenzimmersch, Weibsmensch. Besonders eine zu geringen Diensten verpflichtete weibliche Person, eine Magd, Ital. Massara; doch auch nur in der harten und verächtlichen Sprechart. Ein Dienstmensch, Küchenmensch, Kindermensch, Stubenmensch. Im Salzburgischen und andern Gegenden des südlichen Deutschlands findet kein verächtlicher Nebenbegriff bey diesem Worte statt. Kuchelmensch und Kindsmensch zum Beyspiele ist, nach der dortigen Art zu sprechen, mit Köchinn und Kindermädchen völlig gleichbedeutend. — An den Höfen, besonders Oberdeutschlands, sind die Kammermenscher geringere Kammerbedienten, welche unmittelbar auf die Kammerdienerinnen folgen, und ihres geringen und verächtlichen Titels ungeachtet oft Figur genug machen. Die Kehrmenscher sind eben daselbst geringere weibliche Personen, welche die Zimmer auskehren.

In noch verächtlicherem Verstande pflegt man eine Hure in manchen Gegenden nur ein Mensch zu nennen, wo es zugleich ein Schimpfwort ist, welches auf Anbringen des Klägers gerichtlich geahndet wird. Engl. Wench, eine Hure.

Von dem Unterschiede zwischen dem Menschen und den übrigen Thieren.

So leicht es in jedem vorkommenden Falle auch ist, einen Menschen von einem Thiere zu unterscheiden, so schwer haben es die ältern Naturforscher, und selbst Linné, doch gefunden, specifische Merkmahle anzugeben, die den Menschen von dem Affen trennen. Linné wagte es deshalb nicht, einen generischen und specifischen Character für den Menschen festzusetzen, sondern rechnete ihn mit dem langhändigen Affen (Linné's Homo Lar, Gibbon) zu einer Art. Die neueren Naturforscher und insonderheit der Herr Hofrath Blumenbach *), sind hierin aber glücklicher gewesen, und haben solche äußere und innere Merkmahle aufgefunden, die den Menschen auch von dem menschenähnlichsten Affen überflüssig unterscheiden.

I. Was die unterscheidenden Merkzeichen in der äußeren Bildung betrifft: so sind hierher auch einige zu ziehen, welche zwar in eine Zusammenstellung des Skelets gehören, allein sich doch in der äußeren, von jener abhangenden Beschaffenheit des Körpers zeigen, wo denn folgende, zumal wenn man sie zusammengestellt betrachtet, eine vollständige Erklärung von der menschlichen Art (species) zu enthalten scheinen:

A) Aufrechte Stellung.
B) Breites, flaches Becken.
C) Zwey Hände.
D) Zähne in glatter Ordnung an einander gereiht,

*) Man sehe vorzüglich desselben Abhandlung über die natürlichen Verschiedenheiten im Menschengeschlechte. Nach der dritten lat. Ausg. ins Deutsche übersetzt von Dr. J. G. Gruber. Mit Kupfern. Leipzig, 1798. 291 S. in 8.

gereiht, und aufrecht stehende Unterschneidezähne.

Hierauf wird man, als auf seine Hauptstücke, alles übrige, was die Beschaffenheit des menschlichen Körpers besonders hat, füglich beziehen können *).

A) Aufrechte Stellung.

Hier müssen besonders zwey Punkte bewiesen werden: daß nähmlich

1) die aufrechte Stellung zur Natur des Menschen passe; und

2) daß sie dem Menschen eigenthümlich sey.

Dieses wird unten erhellen. Jenes bestätigt a priori der Bau des menschlichen Körpers selbst, und a posteriori die einmüthige Uebereinstimmung aller uns bekannten Völker jedes Zeitalters. Um bey der Sache nicht lange zu verweilen, bedarf man keines weiteren Beweises als dessen, welchen man für das Gegentheil anzuführen, und von den Beyspielen vierfüßiger, unter Thieren aufgewachsener Kinder, herzunehmen pflegt. Denn wer dieser Sache ernstlicher nachdenkt, sieht leicht, daß man sich keinen andern Zustand des Menschen denken könne, worin er weiter von dem ihm von der Natur bestimmten abwiche, als eben diesen, worin wir die unglücklichen Kinder gesehen haben; denn mit eben demselben Rechte könnte man jede Mißgeburt für die ideale Norm der menschlichen Bildung halten, als man das Beyspiel solcher wilden Kinder mißbraucht, um die dem Menschen natürliche Art

*) S. Blumenbach a. a. O. S. 19 f.

Art zu gehen und zu leben, daraus zu beweisen. Und dennoch darf man nur diese Nachrichten von den wilden Kindern etwas genauer beseitigen, so erhellt aus den ächtesten, der Ungewißheit und dem Zweifel wirklich nicht ausgesetzten Beyspielen darunter, als des Peters von Hameln *) (Peter the wild boy, Juvenis Hannoveranus, Linn.); des Mädchens aus Champagne **); des pyrenäischen Mannes ***) und anderer, klar, daß diese Unglücklichen aufrecht gegangen sind; in der Geschichte der übrigen aber, welche man gemeiniglich für vierfüßige gehalten hat, als des irländischen Jünglings unter den Schaafen Linn. stößt man auf verschiedenes, was sie sehr zweifelhaft macht; ja jener wilde Mensch des Linné (homo sapiens ferus, S. N. Ausg. 12. 1ster Th. S. 28.) scheint in der That mit nicht größerem Rechte vierfüßig als behaart benannt werden zu können.

Zwar wäre es ganz unnöthig, eine an sich klare und einleuchtende Sache mit langen Beweisen zu unterstützen; allein sie gänzlich unberührt zu lassen, verbieten ein paar berühmte Männer, der Italiener P. Mascati nähmlich, und der Holländer A. Schrage †), die paradoxen Begünstiger der entgegen gesetzten Meinung. Indessen

*) Man vergleiche Voigts Magazin für Physik und Naturgeschichte 4ter Theil, 3ter Abschn. S. 91. Und (Monboddos) antient metaphysics, 3ter Theil, Lond. 1784. 4. S. 57 und 367.

**) (de la Condamine) histoire d'une jeune fille sauvage. Paris 1761. 12.

***) Vergl. Leroy sur l'exploitation de la Mâture dans les Pyrenées. Lond. 1776. 4. S. 8.

†) S. dessen Verhandeling over de Longteering in dem Handbuche, welches den Titel hat: Genees-Natuuren Huishud-kundige Jaarboeken, 3ter Theil, 1ster Abschnitt S. 32.

dessen wird es hinreichen, nur weniges aus dem sehr vielen heraus zu heben.

Daß also der Mensch von Natur zum aufrechten Gange bestimmt sey, bezeugt gleich auf den ersten Anblick die Länge der Schenkel im Verhältniß des Rumpfes und der Arme. Denn kann man schon dem Daubenton nicht beystimmen, wenn er meint, daß kein Thier, außer dem Menschen, so große Hinterfüße habe *), deren Länge gleich wäre der Länge des Kopfes und Rumpfes; welches die Beyspiele verschiedener Säugthiere, als des Gibbon (Simia lar) und des kapschen Springers (Jerboa Capensis) widerlegen: so ist doch jedem klar, daß der also gebaute Mensch auf keine Weise wie die vierfüssigen Thiere gehen könne; da selbst die Kinder nicht anders, als mit den Knien aufgestemmt, kriechen können, obschon ihre Schenkel in diesem zarten Alter in dem schon benannten Maße kürzer sind, als bey Erwachsenen.

Allein nicht blos die Größe, sondern auch die besondere Stärke der Schenkel, mit den schwächern Armen verglichen, zeigen deutlich, daß diese einzig von der Natur zur Stütze des Körpers bereitet sind; was hauptsächlich durch einen aus der Osteogonie entlehnten Beweis dargethan wird, wo man nähmlich weiß, daß bey einem jüngstgebornen Kinde die Knochen des Vorderfußes, und zwar hauptsächlich die Ferse weit geschwinder hart werden und zur Vollkommenheit gedeihen, als die Knochen in der Hand, und das, wie es die Natur der Sache mit sich bringt, da die zarten

*) S. Memoires de l'acad. des sciences de Paris 1764. S. 569.

zarten Händchen in den ersten Lebensjahren kaum einige Kraftäußerung nöthig haben, die Füße aber schon beym Verlauf des ersten Jahres zur Stütze des Körpers und zum aufrechten Gange geschickt seyn müssen.

Ferner lehrt die ganze Zusammenfügung der Brust, daß der Mensch auf keinen Fall wie die Thiere gehen könne. Denn wenn diese langfüssig sind, ist ihre Brust an den Seiten gleichsam zusammen gedrückt, vorwärts aber gebogen, und die Schlüsselbeine mangeln ihnen, damit die Füße von beyden Seiten einander besser ausweichen, und mithin die Last des Körpers leichter und fester tragen können. Ueberdies haben die vierfüssigen Thiere entweder ein längeres Brustbein, oder mehrere Rippen, welche weiter an den Rand des Hüftbeines (Crista ilei) herabgehen, um die Eingeweide des Unterleibes in der Lage des horizontalen Rumpfes zu halten. Dies alles aber verhält sich anders bey dem zweyfüßigen Menschen. Seine Brust ist flacher, die Schultern durch die Schlüsselbeine weit von einander abgesondert, der Brustknochen kurz, der Unterleib mehr als bey den genannten Thieren der beinernen Stützen entblößt, und anderes der Art mehr, was keinem, der nur wenige Skelette vier- besonders langfüßiger Thiere, etwas aufmerksam mit dem menschlichen vergleicht, wird entgehen können, was denn alles zeigt, wie unpassend der Bau des Menschen zum Gange auf Vieren sey, daß er nicht anders als unsicher, schwankend, äußerst beschwerlich und ermüdend für ihn seyn könnte *).

B)

*) Mehreres hierüber siehe in Ger. Vrolik unter Geb. Just. Bruckmanns Präs. vertheidigter Dissert. de homine ad statum gressumque erectum per corporis fabricam disposito. Leiden 1795. 8.

B) Das menschliche Becken breit und flach.

Dem bisher Gesagten giebt die Betrachtung des menschlichen Beckens die größte Bekräftigung, dessen ganz besondere Bildung ebenfalls ein unterscheidendes Kennzeichen ist, wodurch sich der Mensch wunderbar weit von den Menschenähnlichen Affen, und im Allgemeinen von allen und jeden übrigen Säugthieren am weitesten und offenbarsten entfernt.

Die Behauptung, daß nur dem menschlichen Skelette ein wahres Becken beyzumessen sey, könnte, so paradox und affektirt sie auch scheinen dürfte, doch zu vertheidigen seyn. Wenn man nähmlich unter Becken versteht, eine solche Zusammenfügung der Hüft- mit dem heiligen und Kukusbeine (os coccygis;) welche der Gestalt eines Beckens nahe kommt: so weichen die länglichten Hüftbeine der übrigen Säugthiere von dieser Beckenbildung außerordentlich weit ab. Denn ob schon des Orangutang (simiae satyri) und des Elephanten Hüftblätter, etwas mehr Aehnlichkeit mit der Gestalt des menschlichen Beckens zu haben scheinen, als die der andern Säugthiere: so sind sie doch nichts desto weniger bey dem erstern länger als breiter, bey dem letztern aber ragt eine sehr verlängerte Verknorpelung des Schambeines hervor, und so fällt bey beyden offenbar die Aehnlichkeit des Beckens, von welcher wir reden, hinweg, welche sich also bloß bey dem Menschen, durch die Ebnung der Hüftknochen über dem Schloßbeine, ihrer zarten Verknorpelung, der Krümmung des heiligen Beines von der Erhebung an und der vorwärts gerichteten Schwanzbeinwirbel (os coccygis) äussert.

Die

Die hintere Seite des Beckens dient den Steißmuskeln zum Fundament, deren äußersten oder größten kein anderer Muskel des Körpers an Dicke gleich ist, und welche mit einer sehr starken Lage Fett bedeckt die Hinterbacken bilden, deren fleischige, gefügige, und gerundete Fülle, welche den After verbirgt, nicht minder klassische Schriftsteller der Naturgeschichte, wie Aristoteles [1]) und Büffon [2]) als die größten Physiologen, ein Galenus [3]) und Haller [4]) für das Hauptkennzeichen halten, durch welches der Mensch sich von den Affen, welche ganz ohne Gesäß sind, am meisten unterscheide.

Ferner hängt von der benannten Krümmung des Heiligen- und des Schambeines eine merkwürdige Richtung der innern weiblichen Geburtsglieder, und besonders der Mutterscheide ab, deren Achse sich weit mehr als bey den übrigen weiblichen Säugthieren von der sogenannten Achse des Beckens vorwärts neigt, was zwar die Geburt etwas zu erschweren pflegt, hingegen andern Unbequemlichkeiten, welchen die aufrecht gehende Frau, besonders bey dauernder Schwangerschaft, unterworfen seyn könnte, ungemein vorbeugt [5]).

Derselb.

1) Von den Theilen der Thiere. IV. 10.
2) Hist. nat. der Th. S. 541. „Hinterbacken sind bloß der menschlichen Gestalt eigen."
3) De usu partium. XV. 8
Den physiotheologischen Zweck dieses Vorzuges hat Spigel sehr scharfsinnig ausgedacht in seinem Werke: de humani corporis fabrica, S. 9.
„Einzig der Mensch kann unter allen Thieren bequem sitzen; denn er erhielt fleischige und große Hinterbacken, welche ihm statt Ruhebank, Kissen und gepolsterten Sopha dienen, damit er durch das Sitzen keine Beschwerlichkeit empfindend, den Geist besser beschäftigen könne, mit Nachdenken über göttliche Dinge."
4) De corp. hum. fundamentis. 1ster Th. S. 57. „Auch werden die Affen durch ein anderes Zeichen nicht leicht von den Menschen unterschieden."
5) S. mit mehrerem hierüber Sömmer über die Axe des weiblichen Beckens, Weissenfels 1797.

Derselben Richtung der Mutterscheide ist es beyzumessen, daß das andere Geschlecht in der menschlichen Gattung, nicht wie die Thierweibchen den Urin hintenaus läßt; und das um so weniger, da bey diesen, (so viel bis jetzt bekannt ist) die Oeffnung der Harnröhre nicht wie bey dem menschlichen Weibe zwischen den Schamlefzen ausgeht, sondern rückwärts in die Mutterscheide selbst tritt *).

Hier ist auch noch des Hymens zu erwähnen, welches Häutchen bisher bey keinem andern Thiere ist gefunden worden. Weder bey den Weibchen der gemeinen Affen, noch der Paviane sind irgend eine Spur davon, oder in Warzen verwandelte Ueberreste vorgekommen; eben so wenig als in dem weiblichen Elephanten.

In Ansehung der Nymphen und Clitoris scheint Linné ungewiß zu seyn, ob sie außer dem weiblichen Geschlechte der menschlichen Gattung auch andere Weibchen haben? Herr Hofrath Blumenbach und andere Zergliederer haben es aber zur Genüge erwiesen, daß keiner von diesen Theilen dem Menschen eigenthümlich sey.

C) Der Mensch, ein zweyhändiges Thier.

Aus dem, was über des Menschen Stellung bisher gesagt worden ist, ergiebt sich der größte Vorzug seiner äußern Bildung, nämlich der freyste Gebrauch zweyer sehr vollkommener Hände

*) Mehr hierüber sehe man in den hierher gehörigen Abschnitten aus den Anfangsgründen der Physiologie des Herrn Hofrath Blumenbach's.

de, durch deren Bildung er so weit über den übrigen Thieren steht, daß dadurch einige ältere Philosophen sogar bewogen wurden zu behaupten: „Der Mensch scheine deshalb am weisesten zu seyn, weil er mit Händen ausgestattet ist.“ Dies ist wirklich zu paradox; weniger scheint sich im Gegentheile die Behauptung des Aristoteles von der Wahrheit der Natur zu entfernen: „Der Mensch hat Hände, weil er das weiseste Thier seyn sollte;“ da selbst bey den menschenähnlichen Affen ein Haupttheil der Hände, der Daumen, nach Verhältniß kurz, fast abgekippt ist. —

Die Affen und andere Thiere, welche man insgemein Menschenähnliche nennt, von der Gattung der Paviane, Meerkatzen und Faulthier-Affen (Lemur) sind in der That weder zwey- noch vierfüßig, sondern vierhändig zu nennen. Denn ihre Hinterfüße haben ebenfalls einen ächten Daumen und keine Zehen, welche der zweyfüßige Mensch allein erhalten hat, daß sie demnach mit größerem Rechte als ihre Vorderfüße den Namen der Hände verdienen, da sie bekanntlich geschickter zum Greifen eingerichtet sind, als jene. Auch giebt es eine Art von Meerkatzen, (den Coaita, Paniscus, Waldteufel), welche an den Vorderhänden keinen Daumen hat, da man hingegen nirgends ein vierhändiges Thier dieser Gattung gesehen, welches an der Hinterhand desselben ermangelt hätte.

Daraus kann man leicht den Streit schlichten, der darüber geführt worden ist, ob nähmlich die Waldmenschen (sim. satyrus) und andere menschenähnliche Thiere ihrer Natur nach in den Wäldern auf Zweyen oder Vieren gehen. In der That keins von beyden. Denn da die Hände

nicht

nicht zum Gehen, sondern zum Greifen eingerichtet sind, so ist an sich klar, daß die Natur diese Thiere bestimmt habe, ihr Leben meist auf den Bäumen hinzubringen. Auf diese klettern sie, und suchen ihren Unterhalt darauf, wo ihnen denn das eine Paar Hände zum Anhalten, das andere zum Abreissen der Früchte und andern Verrichtungen dient; und zu diesem Behufe hat die Natur die mit unvollkommenen Händen versehenen Meerkatzen mit einem Wickelschwanze versorgt, mit welchem sie auf den Bäumen sich sicherer halten könnten. Und nun ist es kaum einer Erinnerung bedürftig, daß es das Werk erlernter Kunst sey, wenn man unterweilen aufrecht gehende Affen entdeckt hat, da schon aus genauen, nach dem Leben gezeichneten Abbildungen des Waldmenschen [2]) klar zu sehen ist, wie unbequem und widernatürlich erzwungen eine solche Stellung sey, wo man sich mit den Vorderhänden auf einen Stock stützt, indessen die hintern auf eine nicht paßliche Weise zu einer Faust verschlungen sind [3]). Und noch ist nirgends ein Beyspiel von einem Affen, oder einem andern Säugthiere außer dem Menschen bekannt geworden, welches wie dieser, auf beyden Füßen aufrecht stehend, das Gleichgewicht halten konnte.

Hieraus erhellet, daß die aufrechte Stellung nicht minder zur Natur des Menschen passe, wie

1) S. z. B. des berühmten Wasmaer Monographie.

2) Linné behauptet daher ohne gehörigen Grund: „daß es Affen gebe, welche eben so gut als der Mensch mit aufrechtem Körper, auf zwey Füßen gehen, und daß sie wegen des Gebrauchs, den sie von Händen und Füßen machen, zu der Menschengattung gehören.“ S. Herrn Hofrath Blumenbach's naturhistorische Abbildungen, Zweyter Heft, Taf. 12, Göttingen, 1797.

wir gesehen haben, als sie ihm eigenthümlich ist. Demnach „hebt allein das Menschengeschlecht das Haupt in die Höhe und stehet leicht auf geradem Körper."

D) Eigenthümlichkeiten der menschlichen Zähne.

Die Zähne sind bey dem Menschen mehr, als bey den übrigen Säugthieren in gleicher Ordnung an einander gereiht.

Die untern Schneidezähne gehen mehr aufwärts, was man unter die Hauptunterscheidungsmerkmale des menschlichen Körpers rechnen kann.

Die Hundszähne stehen weder heraus, noch weit ab, sondern sind in gleicher Ordnung mit den benachbarten verbunden.

Die Backenzähne haben besondere krumme stumpfe Spitzchen, wodurch sie sich von den Backenzähnen des Waldmenschen, des Gibbon, und aller Thierarten dieser Gattung am augenscheinlichsten unterscheiden.

Endlich zeichnet sich der menschliche Kinnbacken durch drey Merkmahle aus; nähmlich durch die ungemeine Kürze, durch das etwas hervorragende zu den aufrechten Schneidezähnen passende Kinn, am meisten aber durch die besondere Form der Knorren an dem Hinterkopfe, (Condyli) und ihre Richtung und Verbindung mit den Knochen der Schläfe, wodurch er sich von den Kinnbacken, wenigstens aller bekannten Säugthiere unterscheidet, und welches alles deutlich zeigt, daß der Mensch von der Natur bestimmt sey, alle Arten Nahrung zu verzehren, oder zu einem Allverzehrer.

Es giebt noch verschiedene andere, indessen minder wichtige Merkmahle, die man ebenfalls

zu

zu dem auszeichnend Charakteristischen des Menschen zu rechnen pflegt, als das Ohrläppchen, schwellende Lippen, besonders die Unterlippe, und anderes der Art mehr, welches hier aber übergangen werden kann.

Von der kahlen Glätte des menschlichen Köpers aber muß wenigstens etwas gesagt und untersucht werden, in wie fern sie zu den unterscheidenden Zeichen, durch welche der Mensch von den übrigen, ihm einigermaßen ähnlichen Säugthieren, sich trennt, können gerechnet werden. Nach Linnés Behauptung „giebt es zwar irgendwo Affen, welche unbehorter sind, als der Mensch" der Herr Hofrath Blumenbach gesteht aber, daß er bisher nach diesem irgendwo vergebens geforscht habe. Hingegen weiß man aus der einmüthigen Uebereinstimmung glaubwürdiger Reisebeschreiber, daß jene Menschenähnlichen, auf Angola und der Insel Borneo einheimischen Affen, welche man gewöhnlich unter dem gemeinsamen malayischen Nahmen Orangutan begreift, nicht minder als der Langarm ihrer Natur nach, weit behorter sind als der Mensch, und die Beyspiele jener hin und wieder in Europa gesehenen Thiere bestätigen es, welche, wiewohl noch nicht völlig ausgewachsen, und von schwächlicher Gesundheit, doch nichts desto weniger mehr Haare hatten, als der Mensch.

Das aber ist außer Zweifel gesetzt, daß man hin und wieder, und zwar hauptsächlich auf einigen Inseln des stillen Meeres, Einwohner bemerkt hat, welche durch behartere Körper sich ausgezeichnet haben, von denen jedoch bis jetzt noch eine Beschreibung mangelt.

Zuerst hat ihrer der durch seine Seefahrten berühmte Spangberg [1]) Meldung gethan, der von den Japanischen Küsten nach Kamtschatka zurückkehrend auf der südlichern von den kurilischen Inseln (im 43° 50′ der Breite) ein solches Volk gefunden zu haben erzählt [2]).

Der berühmte J. R. Forster [3]) hat unter den Einwohnern der Inseln Tanna, Malicolle und Neukaledonien nur zuweilen solche abweichende Individuen wahrgenommmen.

Man erzählt noch von einer ähnlichen Race auf Sumatra, welche im Innern der Insel wohnen soll, und Oranggugu genennet wird [4]).

Wiewohl nun aber im Allgemeinen die Haut des Menschen durch Glätte und Haarlosigkeit sich auszeichnet, so scheinen doch im Gegentheile einige besondere Theile des menschlichen Körpers haariger als bey den Thieren, z. B. die Scham und die Höhlung unter dem Arm, welche die Alten deshalb ebenfalls zu den dem Menschen eigenthümlichen Merkmalen gerechnet haben.

II. Merkwürdige Eigenheiten des menschlichen Körpers, in Ansehung der innern Einrichtung [5]).

Man

1) Müller's Sammlung russischer Geschichte. 3ter Th. S. 174.

2) Ohne Zweifel die Insel Nadigsda, von deren Einwohnern dieses, aber nur durch Sage der Gefährten des großen Cook, Jac. King, gehört hatte, in voyade to the northern hemisphere. 3ter Th. S. 377.

3) S. dessen Bemerkungen auf seiner Reise um die Welt. S. 918.

4) Der über diese Insel klassische Schriftsteller Marsden erzählt es nach Hörensagen History of Sumatra. S. 35. Note *).

5) S. Blumenbach a. a. O. Seite 35 ff.

Man wird diese Untersuchung auf zwey Hauptstücke zurückführen können, indem wir

A. das ausforschen, wessen entweder der Mensch allein, oder nächst ihm nur einige wenige Thiere, ermangeln; und

B. das, was im Gegentheile ihm eigenthümlich ist.

A. Die inneren, dem Menschen fehlenden Theile.

Diese Theile, welche man in den Säugthieren, hauptsächlich den zahmen, findet, wurden sonst, da die Gelegenheit, menschliche Kadaver zu zerlegen, seltner war, oder aus Liebe zur Zootomie vernachlässigt wurde, durchgängig alle auch dem Menschen zugeschrieben.

Hierher gehört z. B. das Fleischfell, oder der Hautmuskel, panniculus carnosus seu musculus subcutaneus, welcher von Galenus und dessen Anhängern, ja sogar von dem Reformator der menschlichen Zergliederungskunst, der sie von galenischen Irrthümern so streng reinigte, dem Vesalius, dem Menschen fälschlich beygelegt, von Nicolaus Steno aber abgesprochen, und einzig den unvernünftigen Thieren zugeschrieben wurde *).

Das wunderbare Netz (aus Blutadern bestehend hinter dem Gehirne) zählte Galenus unter die Theile des menschlichen Körpers, Vesalius aber zeigte nach Berengarius, einem Anhänger des Carpus, daß es der Mensch nicht habe.

*) Der Hautmuskel besteht aus einer muskulösen Haut zwischen dem Felle und Fette, vermittelst welcher die Thiere das Fell erschüttern und die Insecten verscheuchen.

Daß der Mensch keinen Aufhängemuskel des Auges oder Augapfels, oder siebenten Muskel habe, womit die vierfüßigen Säugthiere versehen sind, hat nach der natürlichen Wahrheit zuerst Fallopius gelehrt. Dieser Muskel dient den vierfüßigen Thieren dazu, das Auge zu erheben, wenn sie über sich blicken wollen, welchen der Mensch seiner aufrechten Stellung wegen entbehren kann. Dem Orangutang mangelt dieser Muskel auch.

Daß die menschliche Frucht in keine Harnhaut (allantois) eingewickelt sey, was bey den übrigen, nur nicht allen Säugthieren der Fall ist, hat man nur neuerlich erst dargethan.

Das Spannaderband des Halses, ligamentum suspensorium colli, fehlt dem Menschen und dem Affen. Dieser weiße und sehnige Theil, welcher unter dem Nahmen Haarwachs bekannt ist, dient den Quadrupeden dazu, daß sie Kopf und Hals aufrecht halten. Wiewohl es nun dem Menschen und Affen zugleich mangelt, so folgt doch keinesweges daraus, daß diese letztern auch aufrecht gehen müssen, da bey diesen eine sehr artige Structur der Halswirbel, bey dem Menschen aber blos der zweyfüßige Gang den Mangel dieses Bandes ersetzt. Alles beruht auf diesen Halswirbeln. Die menschlichen Halswirbel, wovon in der Fig. 5120 der fünfte und sechste abgebildet sind, sind parallel, flach, und discus-förmig, da sie hingegen bey dem Affen wie schuppichte Fortsätze abschüssig auf die ersteren herunter gehen, und dachziegelförmig auf einander liegen. S. Fig. 5121, wo die ganze Zusammenfügung der Halswirbel des Mandrils oder Maimons vorgestellt ist.

Das Zungenloch an den obern Vorderzähnen (foramen incisiuum) hat der Mensch zwar mit den vierfüßigen Thieren gemein, doch ist es nach Verhältniß kleiner bey ihm, und einfach, da es bey den meisten übrigen Säugthieren doppelt, und bey vielen ungeheuer groß ist.

Das Zwischenkinnladenbein müß aus mehr als einer Ursache einzeln abgehandelt werden. Denn die Knochen, welche in der obern Kinnlade bey dem Menschen zusammenstossen, und alle und jede Oberzähne fest in sich halten, sind bey den Thieren durch einen gewissen dritten vorwärts gehenden Knochen, der wie ein Pfahl zwischen ihnen steht, von einander getrennt worden, welchen Haller deshalb, weil die oberen Schneidezähne (wenn welche vorhanden sind) in ihm stehen, den Nahmen Schneideknochen gegeben hat. Allein da man ihn auch in jenen Säugthieren findet, welche diese Oberzähne nicht haben, wie die wiederkäuenden Thiere und der Elephant, und das afrikanische zweyhörnte Rhinozeros sind, oder in ganz zahnlosen, als dem Ameisenbär und Wallfisch: so hat Herr Hofrath Blumenbach ihn lieber den Zwischenkinnladenknochen genannt *). Bey einigen ist es ein einziger ungetheilter Knochen, bey vielen hingegen ist er in zwey Stücke getheilt, bey andern aber durch eigne Nähte von den benachbarten Knochen des Hinterhauptes gesondert, deren eine bey sehr vielen im Gesichte auf beyden Seiten nach der Nase, zu den äußersten Höhlen der

*) Bey den sehr berühmten Zootomikern Vicq d'Azyr heißt es das Unterkinnbackenbein, und bey Blair in der Osteographie des Elephanten, das Gaumenbein.

Schneidezähne, die andere im Gaumen von dieser Höhle gegen das vordere gewölbte Gaumenloch hinläuft. Da nun Camper den Mangel dieses Knochens zu den Hauptmerkmalen gerechnet hat, wodurch der Mensch von andern Säugthieren sich unterscheide, so entsteht freylich die doppelte Frage:

1) ob er dem Menschen wirklich mangele, und
2) ob er in allen übrigen Säugthieren sich finde?

Das erste hat vor drittehalb Jahrhunderten den Anatomikern der damaligen Zeit Stoff zu einem sehr heftigen Streite gegeben. Denn da Galenus die eben benannte Naht des Zwischenkinnladenbeins zu den übrigen des Hirnschädels rechnet, so bediente sich Vesalius nach so viel andern Zeugnissen auch dieses, zu beweisen, daß er sein, so lange für ein Kanon gehaltenes osteologisches Handbuch nicht nach dem menschlichen, sondern nach dem Skelett des Affen verfertigt habe. Nach den vergeblichen Versuchen des Jak. Sylvius aber, durch elende Vorwände seinen Galen zu retten *), hielt man diese ganze Untersuchung für so vollkommen beendigt, daß der neuerliche Versuch des berühmten Vicq d'Azyr, die Analogie zwischen der Einrichtung des Menschen und der Thiere, in Ansehung des Zwi-

*) Er quält sich dergestalt mit der Rettung seines göttlichen Galenus, daß er endlich auch zu der Entschuldigung sich herabläßt, daß die Menschen, wiewohl sie jezt keine Zwischenkinnladenbeine mehr hätten, doch zu Galens Zeiten allerdings dieselben gehabt haben, und daß man deshalb den Fürsten der Anatomiker nicht anzuklagen habe, — „sondern einige Verhinderungen der Natur, welche in unsern Zeiten die Folgen der Leckerey und einer unzeitigen und übermäßigen Liebe gewesen wären."

Zwischenkinnladenbeins, zu beweisen, in der That wider alles Vermuthen und alle Erwartung war *). Denn die einzige Spur einer Aehnlichkeit, worauf diese Analogie sich gründet, ist eine lücke im halben Bogen, welche man an den Kinnbackenbeinen der menschlichen Früchte und Kinder schräg über bey den Höhlen der Schneidezähne erblickt, und welche, wie allgemein bekannt, auch jezuweilen bey Erwachsenen noch übrig ist **). Daß aber diese Lücke unrichtig durch die Benennung Naht bezeichnet werde, hat schon vor zwey hundert Jahren und drüber weislich und nach der wahren Natur der scharfsinnige Fallopius angemerkt. Daß sich aber auf der Gesichtsoberfläche der Kinnladenknochen im menschlichen Schädel nicht einmal durch eine solche Spalte, geschweige eine Naht bemerkbar mache, welche bey dem Affen so sichtbar ist ***), verdient kaum eine Erinnerung.

Was aber die andere Frage betrifft, ob dem Menschen allein unter den Säugthieren der Zwischenkinnladenknochen mangle, so gesteht der Herr Hofrath Blumenbach, daß er ihn in mehreren Hirnschädeln vierhändiger Thiere vergebens gesucht habe.

Die Nähte, welche diesen Knochen umschränken, fehlen in dem Skelett der unzeitigen Meerkatze, welches in dem akademischen Museum zu Göttingen aufbewahret wird, an deren Hirnschädel sonst die übrigen Nähte ziemlich deutlich zu sehen

*) S. Memoires de l'academie des sciences de Paris, 1780.

**) Man sehe schon Vesalius und Cotters Abbildungen.

***) S. Eustathius Tab. anat. 46. 2te Fig.

sehen sind, so wie an andern untersuchten Hirnschädeln dieser Thiere.

In dem Skelett eines wirklich ungeheuer großen menschenähnlichen Affen von der Insel Borneo, welches Blumenbach in dem Naturalienkabinet des Fürsten von Oranien zu Haag sorgfältig und zu wiederholtenmalen untersuchte, hat er auch nicht die geringste Spur von jenen Nähten entdeckt. Dieses Skelett war von einem alten Thiere, und die meisten Hirnschädelnähte waren verwachsen.

Mit dem Hirnschädel eines jüngern menschenähnlichen Thieres, dessen Skeletts-Ueberreste er zu London im brittischen Museum entdeckte, verhält es aber anders. Dem alten noch daran hangenden Zettel zufolge, war es ein Orang-Utang, welchen der Schiffskapitain Aprix von der Insel Sumatra mitgebracht hatte. In diesem Hirnschädel war auch nicht ein Schatten von den Nähten des Zwischenkinnladenbeines, ob schon die übrigen insgesammt vorhanden waren.

Aber auch weder Ed. Tyson hat sie in seinem Troglodyten von Angola gefunden, noch sind sie sichtbar in Daubenton's Abbildung eines ähnlichen Hirnschädels von einem eben daselbst erzeugten Thiere.

Dem sey indessen wie ihm wolle, so ist doch dieses ausgemacht, was man ebenfalls zu den Merkzeichen des Menschen rechnen kann, daß die Kinnbacken in den Hirnschädeln der genannten Affen und übrigen Säugthiere bey weitem mehr vorwärts ragen *).

In

*) Mehr sehe man hierüber in des Herrn Hofrath Loder's anatomischen Handbuche I. B. S. 85 ff.

In Fig. 5122, welche den Schädel eines Mandrills vorstellt, ist bey aa dieser Zwischenkinnladenknochen der Thiere mit den Nähten b b zu sehen.

B. Die Unterschiede des Menschen von den andern Säugthieren in Ansehung einiger innern Theile.

Man sieht leicht ein, daß hier nur von wenigen; und zwar den besondersten Unterschieden der Art die Rede seyn könne.

Um also von dem Kopfe anzufangen, so hat der Mensch einiges minder Wichtige, ausgenommen, die größte Gehirnmasse, und nicht (welche Meinung seit Aristoteles Zeiten sich behauptet hatte) nach dem Verhältniß der ganzen Körpers, sondern nach des berühmten Sömmering schöner Beobachtung in Rücksicht der zarten Nerven, welche hier ihren Ursprung haben *). Wird nun das gesammte Nervensystem in physiologischer Hinsicht in zwey Theile getheilt, in den sogenannten Nerventheil, als welcher die Nerven selbst, und die Masse beyder Gehirne, und des ihrem Ursprunge am nächsten liegenden Rückenmarks enthält, und in den Empfindungstheil, welcher näheren Bezug hat auf das Band, durch welches die Verrichtungen der Nerven mit den Seelenvermögen verknüpft sind: so hat der Mensch die größte Masse jenes edleren Empfindungstheils erhalten.

Gleich

*) S. dessel. Abhandlung: De basi encephali. Goetting. 1778. S. 17.
Derselbe über die körperliche Verschiedenheit des Negers vom Europäer. S. 59.
Auch J. Gottfr Ebel observ. nevrol. ex anatom. comparata. Frankf. an der Oder 1788.

Gleich merkwürdig ist eine andere Entdeckung, ebenfalls des scharfsinnigen Forschers Sömmering, daß die, von andern zwar öfters bemerkten Steinchen der Zirbeldrüse, von dem vierzehnten Jahre an, so durchgängig in den menschlichen Hirnschädeln gefunden werden, daß sie gleichfalls zu den Eigenthümlichkeiten des Menschen gezählt zu werden verdienen *). Nur einmal hat er ähnliche Steinchen in der Zirbeldrüse des Damnhirsches gefunden. Und haben sie ja einmal in dem Gehirne eines erwachsenen Menschen gefehlt, so gehört dies in der That zu den seltensten Anomalien.

In der Brust müssen wir die Lage des Herzens dem Menschen eigenthümlich nennen, denn dieses Eingeweide liegt nicht, wie bey vierfüßigen Thieren, auf dem Brustknochen auf, sondern wie es die aufrechte Gestalt mit sich bringt, auf dem Zwergfelle. Auch ist die Grundfläche desselben nicht wie bey jenen, dem Kopfe, sondern den Brustwirbeln entgegen, so wie die Spitze der linken Brust, weshalb bey jenen rechtes und linkes Herz, was bey diesem im Gegentheile vorderes und hinteres ist. Auch stößt bey sehr wenigen andern Säugthieren, außer dem Menschen, der Herzbeutel mit dem Zwergfelle zusammen.

Die Speiseröhre ist vollkommen so, wie sie ein alles fressendes Thier haben mußte.

Man dürfte nähmlich sagen, daß sie gewissermaßen ähnlich sey der der fleischfressenden Thiere, in Ansehung des Baues des Magen, und der Kürze des Blinddarms;

Der

*) Sömmering de lapillis vel prope vel intra glandulam pinealem sitis. Mainz 1785.
Eine Abbildung hat er geliefert in der Dissert. de decussatione nervorum opticorum. das. 1786.

Der der Kräuterfressenden hingegen in der Länge der dünnen Därme, und dem auszeichnenden Unterschiede von den dicken; in dem faltigen Grimmdarm; dem Mangel der scharfen Drüsen, welche bey dem After den Reinigungssaft (Smegma) absondern; u. s. w.

Endlich findet man bey den Geburtsgliedern des Menschenweibes außer den oben benannten Stücken noch ein besonderes Mittelgefäß, die Gebärmutter (Uterus); und die Leibesfrucht zeichnet sich durch das Gewebe des Mutterkuchens (Nachgeburt), die Länge der Nabelschnur, und eine einzige Nabelblutader, aus.

Dem noch sehr zarten menschlichen Embrio aber ist, so viel ich weiß, das bisher räthselhafte Nabelbläschen eigen, welches allen menschlichen Früchten bis ohngefähr zum vierten Monat nach der Empfängniß gemein ist, und ihrer Natur gemäß zukommt *).

III. Eigenheiten des Menschen in Ansehung der Verrichtungen der animalischen Oekonomie.

Vorzüglich muß hier die ganz besondere Zartheit und nachgiebige Weichheit des schleimichten Gewebes (des insgemein sogenannten Zellgewebes) unter der menschlichen Haut erwähnt werden. Denn es ist die bekannteste Sache, daß in Hinsicht auf die Dichtigkeit dieses netzförmigen Schleimes unter den verschiedenen Thiergattungen und ihren Arten, ein auszeichnender Unterschied statt findet; bey der Schlange z. B. ist sie zähe, bey der Forelle weicher: und schon vorlängst

*) Siehe Blumenbach im 9ten Theile der Commentationum societatis Regiae scient. Götting. S. 316.

längst bemerkte auch Zinn, dieser so genaue Anatom, daß der Mensch vor den übrigen Säug- und andern Thieren das feinste und zarteste Schleimneß habe.

Die Weichheit dieses Mittelgefäßes (parenchyma) gehört zu den Hauptvorzügen des Menschen, durch welche er vor den übrigen Säugthieren sich auszeichnet. Denn da dieses Neß einerseits von der Haut an über den ganzen Körper bis zu dessen Innersten sich verbreitet, und gleichsam als gemeinsames Band, zwischen alle und jede Theile der ganzen Maschine, eingewebt ist; von der andern aber den Siß der allgemeinsten unter allen Lebenskräften, der Elasticität (contractibilitas) nähmlich, bestimmt, wovon Stahls Tonus (Spannung) *) scheint entstanden zu seyn: so ist es ausgemacht, daß der Mensch eben dieser nachgiebigen Weichheit des netzförmigen Schleimes es verdanke, daß er leichter, als irgend ein anderes Säugthier an jedes Klima sich gewöhnen, und unter jedem Himmelsstriche leben kann.

Wie also die Natur — was wir vorhin gesehen haben — den Menschen in Ansehung der Nahrung zu einem Allverzehrer gemacht hat: so hat sie auch gewollt, daß er in Ansehung des Aufenthalts jedem Boden und Klima angehöre, und ein παντοδαπος sey; und deshalb hat sie seinen Körper aus dem nachgiebigsten Schleimneße bereitet, damit er desto leichter nach den mannichfaltigen Einwirkungen der verschiedenen Klimate sich fügen und einrichten könne.

Die

*) E. Stahl de motu tonico vitali. Halle 1702. 4.

Dieser Gefügigkeit sich zu gewöhnen, kommt eine andere physiologische Eigenheit des Menschen ungemein zu statten, nähmlich langsames Wachsthum, lange Kindheit, späte Mannbarkeit. Bey keinem andern Säugthiere wächst die Hirnschale so spät zusammen, brechen so spät die Zähne hervor, kein, außer dem Menschen, lernt so spät erst auf den Füßen stehen, wächst so spät völlig aus, oder reift so spät zur Ausübung der Geschlechtsverrichtungen.

Hingegen giebt es von der andern Seite auch kein Säugthier, dem in Betracht der massigen Körpermasse die Natur ein so spätes Lebensende gesetzt hätte [1]).

Uebrigens ist dem Menschen keine besondere Jahreszeit zu dem Verlangen nach Beyschlaf bestimmt, wie den Thieren.

Den Männern ist der Vorzug nächtlicher Samenergießungen zu Theil geworden, welche man in so fern zu den natürlichen Absonderungen eines gesunden Menschen rechnen kann, als er durch sie, wenn es ihm nach Verhältniß des Temperaments und der Körperbeschaffenheit zuträglich ist, von einem beschwerlichen und sonst reizenden und überflüssigen Samen befreyet wird [2]).

1) Das natürliche Ende des menschlichen Lebens (welches man nähmlich für das gewöhnlichere und gleichsam festbestimmte Ziel des Greisesalters halten könnte) kann man kaum bestimmen. Doch ist es merkwürdig, was eine genaue Vergleichung mehrerer Mortalitätslisten lehrt, daß, nach Verhältniß, ziemlich viel europäische Greise das 84ste Jahr erreichen, wenige aber es überleben. Nun erhellt bey einer Berechnung des menschlichen Lebensalters, durch eine Vergleichung desselben mit dem Lebensalter anderer Säugthiere, leicht, welch ein großer Vorzug auch in diesem Betracht, oder wenigstens, welche Vergütung mit Wucher für die lange Kindheit dem Menschen ist zugestanden worden.

2) Mehreres hierüber sehe man in Chr. Rudolph Jänisch Dissert. de pollutione nocturna, Gött. 1775. 4.

Dagegen haben die Weiber nicht minder eigenthümlich, aber allgemeiner und alle insgesamt den monatlichen Blutfluß, so daß Plinius das Weib mit Recht das einzige monatliche Thier nennen konnte. Es haben zwar hin und wieder Schriftsteller einen solchen Fluß auch weiblichen Thieren, und hauptsächlich aus der Klasse der vierhändigen zugeeignet und gesagt, daß z. B. die Dianen (simia Diana) durch die Schwanzspitze die monatliche Reinigung halten, u. dgl. m. Aufmerksame Beobachter haben dagegen zwar unterweilen eines oder das andere Affenweibchen gesehen, welches einen Mutterblutfluß hatte, allein keins, wo er, nach der Aussage aufrichtiger Wärter, periodisch gewesen wäre; diese hingegen hielten ihn für die Wirkung einer Krankheit und widernatürlich, ja mehrere bekannten offenherzig, daß man ihn gemeiniglich für einen monatlichen Fluß ausgäbe, um die Bewunderung des Pöbels dadurch desto mehr zu erregen.

IV. Die Eigenthümlichkeiten des Menschen, in Ansehung der Seelenvermögen.

Hierher zählen alle mit einem Munde als den höchsten und größten Vorzug des Menschen den Gebrauch der Vernunft. Wenn man nun aber über die Bedeutung dieses Worts genau nachforscht; so muß man in der That über die himmelweit verschiedenen Erklärungen erstaunen, welche die vernünftigsten Philosophen von dem Begriffe der Vernunft geben. Nach einigen ist sie ein ganz besonderes, dem Menschen allein eigenes Seelenvermögen, nach andern wenigstens ein ungemeiner und vorzüglicher Grad desselben, von dem man in der thierischen Seele nur schwa-

che Spuren vorfinde. Nach diesen ist sie der Einigungspunkt aller höheren Vermögen des menschlichen Geistes, nach jenen eine besondere Richtung der geistigen Vermögen des Menschen, u. s. f.

Kürzer aber und sicherer kann man diese Untersuchung abthun, wenn man a posteriori, wie es heißt, diesen Vorzug des Menschen darein setzt, daß er ihn zum Herrscher und Herrn der übrigen Thiere macht. Daß er diese Herrschaft habe, liegt am Tage. Eben so offenbar aber ist es, daß die Ursache dieser Herrschaft nicht in der körperlichen Kraft des Menschen liege. Sie muß also einzig auf die Geistesgaben und deren Vorzüge bezogen werden. Und diese Gaben, durch welche nun der Mensch vor allen übrigen Thieren den Vorrang hat, mögen sie übrigens von welcherley Art und Natur seyn, wollen wir Vernunft nennen.

Die Natur hat den Menschen, wie wir gesehen haben, so eingerichtet, daß er alles essen und den ganzen Erdkreis bewohnen kann. Diese unbegrenzte Freyheit im Genuß der Nahrung, und in der Wohnung, bringt nach den unendlich verschiedenen Klimaten, Boden und andern Umständen eben so mannichfaltige Bedürfnisse in dem Menschen hervor, denen er auf einerley Art nicht abhelfen kann. Der Schöpfer steuerte ihm also mit Vernunft und Erfindungsgeist aus, durch welche er diesen Bedingungen gemäß sich einrichten kann.

Deshalb haben auch schon im höchsten Alterthume die weisesten Völker, diesem größten Herrschaftsgeber des Menschen, dem Erfindungsgeiste nähmlich, göttlichen Dienst erwiesen. Thoth

hieß er bey den Aegyptiern, Hermes bey den Griechen.

Denn so, um vieles in wenigem zu fassen, verfertigt sich der Mensch Werkzeuge, weshalb ihn Franklin scharfsinnig als ein Instrument machendes Thier beschreibt (a tool-making animal); so hat er Rüstung und Pfeile sich selbst verfertiget, so hat er die Arten Feuer hervorzulocken sich ausgedacht, und so hat er, damit einer sich des Beystandes und der Hülfe des andern bedienen könne, sich die Sprache erfunden, welche ebenfalls unter die Eigenthümlichkeiten des Menschen zu rechnen ist, da sie nicht wie die Stimme der Thiere ihm angeboren, sondern, was schon die willkührliche Verschiedenheit derselben zeigt, von ihm zum Gebrauche erdacht worden ist.

Außer der gedachten Geistesäußerung, der Sprache nähmlich, müssen wir nun noch zweyer anderer ewähnen, von welchen es weniger außer Zweifel gesetzt ist, ob sie, wie die Sprache, dem Menschen einzig zukommen, indem sie nicht von ihm erfunden, sondern ihm gleichsam angeboren sind, und nicht sowohl zum Vernunftgebrauch, als zu den Leidenschaften des Gemüths gehören; Lachen nähmlich, der Begleiter der Fröhlichkeit, und Weinen, dieser beste Theil unserer Empfindung.

Daß außer dem Menschen noch viele Thiere Thränen vergießen, ist etwas allbekanntes. Allein es fragt sich, ob sie auch aus Kummer weinen. Von einigen behaupten es zwar gültige Zeugen, als Steller [1]) von der Bärenrobbe (phoca ursina),

1) Nov. Comment. acad. scient. Petropolit. Theil 2. S. 351.

ursina), und der berühmte Pallas [1]) von den Kameelen. Ob aber die Thiere durch Lachen ihre Heiterkeit offenbaren, scheint zweifelhafter, wie wohl Schriftsteller hin und wieder Beyspiele davon aufgezeichnet haben. Le Cat z. B. behauptet, den Troglodyten von Angola lachen und weinen gesehen zu haben [2]).

* * *

Von den natürlichen Verschiedenheiten im Menschengeschlechte, welche durch Ausartungen entstanden sind.

I. Verschiedenheit der Hautfarbe [3]).

Es ist hiervon zwar schon im Artikel Leibesfarbe, Th. 71, S. 647 fl. gehandelt worden; gleichwohl wird folgendes zur genaueren Erklärung dieser merkwürdigen Erscheinung, nach dem Herrn Hofrath Blumenbach, hier nicht am unrechten Orte stehen.

Die Hautfarbe hängt vorzüglich von dem Schleimnetze, insgemein das Zellgewebe genannt, ab, von dessen sehr großer Wichtigkeit in der Oekonomie des menschlichen Körpers wir oben S. 447 geredet haben. Dieses dient nicht bloß der ganzen Maschine gleichsam zum Fundament, in wie fern es den übrigen nur nicht allen, ähnlichen Theilen bis zum Mark der Knochen eingewebt ist, sondern ist auch auf der äußern Oberfläche des Körpers in Verbindung gebracht mit der weißen und zähen allgemeinen Bedeckung, der eigentlichen Haut nähmlich, wel-

1) S. dessen Nachricht über die mongolischen Völkerschaften. Th. 1. S. 177.
2) S. dessen Traité de l'existence du fluide des nerfes. S. 35.
3) S. Blumenbach a. a. O. S. 91 fl.

che den übrigen Körper umfaßt und einschließt, und welche außer andern, besonders von einem großen Apparate von Hautnerven und lymphatischen Venen, endlich aber auch von sehr engverbundenen und feinen Netzen blutführender Gefäße angeschwellt ist.

Jene, die Nerven nämlich, ertheilen der Haut Empfindung, damit sie das Gefühlsorgan, und gleichsam Wächter des ganzen Körpers sey.

Die andern, die lymphatischen Venen nämlich, machen wieder die Haut zum Werkzeug des Ausdünstens und Einsaugens.

Diese aber, ich meine die blutführenden Gefäße, gehören zunächst zu gegenwärtiger Untersuchung, indem die allgemeinen Bedeckungen des Körpers, nebst der Lunge und dem Darmkanal einen großen Reinigungs- und chemischen Verarbeitungsplatz für die menschliche Maschine durch sie errichten, welcher, wie sich bald ergeben wird, bey Festsetzung der Hautfarbe sehr großen Antheil hat.

Das Fell ist mit einem sehr zarten Schleime überzogen, welchen man nach der irrigen Beschreibung des Erfinders das **Malpighische Netz** nennt. Es macht dieses gleichsam ein leimichtes Band aus, wodurch die äußerste Lage der Bedeckungen, das die Oberfläche des Körpers überziehende und zu oberst bedeckende, halb durchsichtige, und bey dem gebornen Menschen zunächst der atmosphärischen Luft ausgesetzte Fellhäutchen nähmlich, endlich mit der Haut zusammen hängt.

Netz und Fellhaut sind durch ihren ganz einfachen von Nerven und Gefäßen völlig entblößten Bau, von der Natur des Felles sehr weit

unter-

unterschieden, kommen aber in mehr als einem Stücke mit einander überein, so daß eine Verwandschaft dieser gleichartigen Theile, ja gewissermaßen das Entspringen der äußersten Haut aus diesem untergelegten Netze, sehr wahrscheinlich scheint.

Diese beyden verwandten Unterlagen bestimmen in so fern den Sitz der Farbe der Bedeckungen, daß sie bey den weißen Menschen, wo sie kein Pigment haben, die natürliche röthliche Weiße des Fells durchschimmern lassen; da bey den Oliven- oder anders farbigen hingegen das Hauptpigment der Haut auf dem malpighischen Netze haftet, und das, obschon blässere Fellhäutchen offenbar an dem Farbenanstrich desselben Theil nimmt; und daß, je schwärzer das Netz, es auch um desto dicker und der Gattung Membran, davon es eine Art ist, ähnlicher, je durchsichtiger hingegen es ist, um desto zarter wird, und nur die Beschaffenheit eines flüssigen Schleimes bekommt.

Wiewohl zwischen dem reinen Weiß der Europäerinn, und dem höchsten Schwarz der senegambischen Negerinn die Hautfarbe der Menschen in zahllosen Nüancen zu spielen scheint; und keine von diesen weder allen Menschen eines und desselben Volkes gemein, noch irgend einem Volke so eigen ist, daß man sie nicht auch bisweilen bey andern, übrigens von diesen sehr verschiedenen, antreffen sollte: so scheinen doch im Allgemeinen alle Nationalverschiedenheiten der Farbe sehr bequem auf folgende fünf Hauptklassen zurückgeführt werden zu können.

1) Die weiße Farbe, wie bey den meisten europäischen Völkern. Diese Varietät hat die

Röthe der Wangen eigenthümlich, welche man an den übrigen wenigstens seltner bemerkt.

2) Die gelbe (englisch yellow, olive tinge) welche gleichsam das Mittel hält zwischen der Farbe vom Weißen und gekochten Quitten, oder getrockneten Citronenschalen; bey den mongolischen Völkern gewöhnlich.

3) Kupferartige (engl. copper - colour, franz. bronzé) oder dunkel goldgelbe, und fast rostfarbige, dem Zimmt oder Lohfarbe nicht unähnlich; den Amerikanern fast eigenthümlich.

4) Die braune (badius, englisch tawny, franz. balané) oder Mittelfarbe zwischen neuem Mahagonyholze, und den Gewürznägelein oder Kastanien; der malayischen Race, und den Südseeinsulanern gemein.

5) Endlich die schwarze (englisch tawny-black), welche bey gewissen äthiopischen Völkerschaften pechschwarz (engl. iet - black) ist; doch ist diese Rußschwärze keinesweges den Aethiopiern eigenthümlich, sondern man trifft sie auch an andern sehr verschiedenen, und von einander weit entfernten Varietäten des menschlichen Geschlechts, in Mischung mit der Hauptfarbe der Haut an, wie bey den Brasiliern, Californiern, Indiern und Südseeinsulanern, wo die Neukaledonier z. B. einen in dieser Hinsicht unmerklichen Uebergang von der hellbraunen Farbe der Otaheiter durch die kastanienbraune der Bewohner der Insel Tongatabu u der schwarzen der Neuholländer machen.

Der Sitz der Hautfarbe ist zu unsern Zeiten außer allem Zweifel gesetzt. Allein die Ursachen dieser Verschiedenheit aufzusuchen — dies ist das Schwierige bey der Sache. Und zwar besonders haben die Schriftsteller mit der Erklä-

rung

rung der Negerfarbe sich gemartert, welche vor allen übrigen Nationalfarben schon in den ältesten Zeiten den Europäern auffallen, und die Köpfe zu Untersuchungen reitzen mußte. Kein Wunder denn, daß zu diesem Behuf mancherley Hypothesen erdacht wurden. Dem Klima z. B. schreiben das Meiste zu Büffon hiltoir. natur. Th. 3. S. 526. Zimmermann geogr. Geschichte des Menschen, u. s. w. Th. 1. S. 77. Der Abt Nauton im Journal de Physique. Th. 18. 1781. — Der Galle Peter Barrere in einer Diss. Sur la cause physique de la couleur des negres 1741. 12. — Dem Blute, außer so viel andern besonders, Th. Towns in den philosophical Transactions Th. 10. S. 398, welcher im Gegentheile an der Wirksamkeit der Sonne bey dem Färben der Haut der Neger zweifelte. — Den Kügelchen im Blute, welche an der Haut anschießen, der Verf. der mehr als einmal z. B. von des Moles im Jahr 1742 von Mounier 1775 vertheidigten Pariser medicinischen Untersuchung. — Einem Eisenüberflusse im Negerblute, welcher durch die Transpiration der Phosphorsäure auf dem Schleimnetze präcipitirt werde, Kant in Engels Philosophen für die Welt, Th. 2. S. 151 ꝛc.

Blumenbach glaubt, daß man die nächste Ursache der verbrannten oder schwarzen äußern Hautbedeckungen, in einem Uebermaße von Kohlenstoff (carbonaceum elementum) im menschlichen Körper suchen müsse, welcher mit dem Hydrogen durch das Fell ausgesondert, durch den Zutritt eines atmosphärischen Orygens aber präcipitirt, und an dem malpighischen Schleime angesetzt wird.

Es ist allgemein bekannt, daß selbst den Negern ihre Nationalfärbe nicht angeboren wird, sondern daß sie dieselbe nach der Geburt, wenn das Band, welches die Frucht mit der Mutter zusammengehalten hatte, getrennt ist, durch Hinzukunft der äußern Luft erhalten.

Ferner scheint zum Absondern und Ansetzen des Kohlenstoffes die Wirkung der blutführenden Gefäße des Fells erforderlich. Denn wird diese gestört, oder hört sie gar auf, so bekommen auch die Schwarzen und Neger zuweilen eine widernatürliche fehlerhafte Weiße der Haut. Dagegen hat man die Erfahrung gemacht, daß auf der weißen Haut, wenn jene Wirkung der Fellgefäße hervorgebracht worden, Sommersprossen und Flecken von schwarzer Farbe entstanden sind, ja daß sie fast eine Negerschwärze angenommen hat.

Jener Kohlenstoff scheint nun im Allgemeinen bey Schwarzgallichten am häufigsten zu seyn; denn zwischen der Verrichtung der Galle und der allgemeinen Bedeckungen (wozu auch die Haare gehören) ist eine offenbare Uebereinstimmung, indem beyde Organe, Leber nähmlich und Haut, zu den hauptsächlichsten und wechselseitig zusammen stimmenden Reinigungsörtern der Blutmasse gehören.

Dann aber ist die Einwirkung der Klimate auf das Geschäft der Leber überaus stark, welches durch die heftigere Sonnenhitze zwischen den Wendezirkeln außerordentlich aufgeregt und verstärkt wird. Deshalb giebt es zwischen den Wendekreisen mannichfaltige und endemische Gallenkrankheiten. Deshalb ferner ist das Temperament der meisten zwischen den Wendekreisen eingebornen Völker cholerisch und zum Zorn geneigt.

neigt. Deshalb ist auch, wie die Aerzte vorlängst beobachtet haben *), die Beschaffenheit und der Habitus derer in Indien lebenden Europäer, und hauptsächlich ihrer daselbst gebornen Kinder gallicht.

Kein ander Klima kann in Heftigkeit und Anhalten der Hitze, und den ganz besondern hievon abhängigen chemischen Eigenschaften der Atmosphäre, z. B. spezifischen Winden, Regen u. a. m. mit jenem heißen und brennenden Himmel verglichen werden, welcher über den nassen und sumpfigen Gegenden des östlichen und westlichen Afrika unter der heißen Zone hängt.

Die eingebornen Aethiopier sind am längsten und schon durch eine lange Reihe von Generationen hindurch, der Wirkung jenes Klima's ausgesetzt gewesen, indem sie ohne Zweifel unter die ältesten Völker der Erde zu zählen sind **). Deshalb ist es auch kein Wunder, wenn sie dieselbe Beschaffenheit, welche seit ihrem entfernten Ursprunge in ihren Vorältern so tiefe und feste Wurzeln geschlagen, auch unter fremden Himmelsstrichen auf die nächsten Zeugungen unverändert fortpflanzen. Andererseits aber scheint auch aus eben dieser bleibenden Anhänglichkeit des äthiopischen Habitus um so deutlicher zu erhellen, daß er nur in langen Reihen von Zeugungen habe anarten können, und daß es also

zu

*) S. v. Haen praelectiones in Boerhavii institut. pathologicas. Th. 2. S. 155.

**) Für wen diese Untersuchung Interesse hat, der sehe die Werke dreyer großer Gelehrten: Jac. Bryant new System of ancient mythology. Th. 1.
Jac. Bruce Reisen zur Entdeckung der Quellen des Nils. Th. 1.
Und Wilh. Jones Dissert. in den Asiatic Researches Th. 2 und 3.

zu den widernatürlichen Wundern gehören würde, wenn die Erzählung, welche wir hin und wieder lesen, wahr wäre, daß die heutigen Enkel im 15ten Jahrhundert nach Guinea gezogner, portugiesischer Kolonisten in einem so kurzen Zwischenraume von wenigen Jahrhunderten blos durch die Macht des Klima *) jenen äthiopischen Habitus schon angenommen hätten.

Was wir eben von den Ursachen der Hautfarbe als Resultat und in einzelnen Sätzen aufgestellt haben, wird bey einem genauern Forschen durch vielfache aber richtig mit einander überein kommende und aus Beobachtungen über die Natur des Menschen selbst hergenommene Beweise, ungemein bestätigt.

Daß der Kohlenstoff zu den Grundstoffen (radicalia elementa) des thierischen Körpers gehöre, und auch der Grund einer dunklern Farbe, gleich viel ob einer gelben, braunen oder schwarzen sey, hat die antiphlogistische Chemie der Franzosen gelehrt **).

Das Zusammenstimmen der Werkstätte der Galle, mit den gemeinschaftlichen Bedeckungen, erläutert, außer den schon erwähnten Erscheinungen, auch die Pathologie, welche, wie oft so auch hier

*) Daß man an dem Gambiafluß Schwarze findet, deren Vorältern Portugiesen waren, ist allgemein bekannt. Daß aber der Grund ihrer Schwärze in einer Verbindung der Väter mit eingebornen Negerinnen zu suchen sey, wird auch dadurch sehr wahrscheinlich, weil bekanntlich Europäerinnen, welche unmittelbar aus ihrem Vaterlande nach Guinea gebracht worden, nur sehr selten dort dauern konnten, indem die Macht des Klima sie zu starken monatlichen Reinigungen aussetzte, welche, wiewohl nicht immer, in kurzer Zeit in tödliche Mutterblutflüsse auszuarten pflegen.

**) S. Hrn. Girtanners Anfangsgründe der antiphlogistischen Chemie, S. 200. Aa).

hier, die Physiologie belehrt. Denn wiewohl man die Analogie zwischen der Gelbsucht und der Nationalfarbe der Farbe nicht zu weit treiben darf, so stößt man doch auf mancherley besondere, Aufmerksamkeit verdienende Erscheinungen, welche die Gelbsüchtigen und gefärbten Völker gemeinschaftlich haben, wohin z. B. die in den Augen gelbgetünchte weißliche Haut (albugo) gerechnet werden kann, welche die schwarzen Völker und namentlich die Indier [1]), Amerikaner [2]) und Aethiopier [3]) gewöhnlich haben.

Und auch daß die Gelbsüchtigen ihre nach der Verschiedenheit der Krankheit selbst mehr oder minder gefärbte, der farbigen Völker ihrer sehr ähnliche Haut, nach gehobener Krankheit nicht selten behalten [4]).

Aber

1) An denen diesseit des Ganges hat es Blumenbach beobachtet. Von denen jenseit des Ganges merkt es an: Laubere in Déscription du Royaume de Siam. Th. 1. S. 81. Th. 3. S. 151. Von den Nicobaren Nic. Fontana in Asiatik Researches. Th 3. S. 151. Von den Maynas, den Einwohnern vom südlichen Amerika am obern Maragnon s. Xav. Vetal in v. Muers Journal zur Kunstgeschichte. Th. 16. S. 115. „In ihren Augen ist das, was bey uns weiß ist, ein wenig gelb gefärbt"

2) Von den Karaiben s. Rochefort Histoire naturelle des Antilles. S. 383.

3) Sömmering über die körperl. Verschied. des Negers vom Europäer. S. 11.

4) S. z. B. Stracks observationes de febribus intermittentibus Buch 3. Kap. 2. de ictero ex febre intermittente.

„Ich habe gesehen, sagt er S. 194, daß die von einer Gelbsucht entstandene Oliverfarbe, wie sie die Asiaten haben, in der Folge geblieben ist.

„Einer wurde durch ein Fieber fast so schwarz als ein Indianer.

„Ein anderer behielt eine schwarze Haut am ganzen Körper, als wenn er von einem Indianer mit einer Europäerinn erzeugt worden wäre, und auf ähnliche Weise waren die flache Hand und die Fußsohlen weiß."

Aber auch davon hat man Beyspiele, daß bey schwarzgallichten Krankheiten sich unterweilen gleichsam durch eine kritische Verwandlung eine wahre Rußschwärze in die Haut festgesetzt habe [1]).

Aus der Verwandtschaft der Galle mit dem Fette [2]) ergiebt sich ferner ganz deutlich die an den schwarzen Völkern beobachtete [3]) Wachsstinctur desselben.

Hiervon muß der Grund hergeleitet werden, warum die Völker, welche häufig das Fette von den Thieren essen, nicht nur nach diesem Fette riechen, sondern auch eine schwarze Hautfarbe annehmen [4]); da hingegen die reinlicheren Otaheiter, die gern eine blosse Hautfarbe haben wollen, alljährlich einige Monate hindurch bloß von der Frucht des Brodbaums leben, welchem Nahrungsmittel sie eine große Wirkung auf das Bleichen der Haut zuschreiben [5]); ob schon ein Theil dieser Wirkung daraus herzuleiten ist, daß sie zugleich diese Zeit über zu Hause bleiben, und mit einer Menge Kleider angethan, sich nicht öffentlich sehen lassen.

Wieviel

1) Vergl. z. B. Lorry de melancholia Th 1. S. 273.
2) S. Fourcroy philosophie chimique. S. 111
3) An den Mohren bemerkte sie J. Fr. Meckel, s. Histoire de l'Académie de sciences de Berlin, Jahr 1753. S. 92. Und Sömmering a. a. O. S. 43.
4) Die schwarze Haut der Grönländer z. B., schreibt Cranz in seiner Historie von Grönland Th. 1. S. 178 hauptsächlich ihrer thranigen Speise zu.
Sloane berichtet, daß die Haut der Europäer in Westindien von dem häufigen Genuß der grünen Schildkröten (testudo mydas) gelblich werde. S. dessen voyage de Jamaica. Th. 1. Einl. S 18 und Th. 2, S. 331.
5) S. den Bericht des Wundarztes Anderson in Cooks voyage to the northern hemisphere, Th. 2, S. 247.

Wieviel ein solches Enthalten von freyer Luft und offnem Himmel dazu beyträgt, die Haut weiß zu erhalten, lehrt auch bey unsern Landsleuten die jährliche Erfahrung; im Frühlinge haben die den Winter hindurch eingezogner lebenden Frauenzimmer eine glänzendweiße Haut, welche aber bey denen, die für die Erhaltung dieser Schönheit weniger besorgt sind und sich nachher der Sommerluft und Sonne aussetzen, vor Anfang des nächsten Herbstes, jenen Frühlingsreiz verliert, und allmählig bräunt.

Aus der Menge von Zeugen, welche diese sehr bekannte Wirkung der Lebensart auch unter andern Erdgürteln beobachtet haben, will ich nur einen anführen. Poiret, welcher in voyage en Barbarie Th. 1. S. 31, von den Mohren spricht: „Die Mohren sind nicht von Natur schwarz, wie das Sprichwort sagt, und wie mehrere Schriftsteller glauben; sondern sie kommen weiß zur Welt und bleiben Lebenslang weiß, wenn ihre Arbeiten sie nicht der Sonnenhitze aussetzen. In den Städten sind die Weiber so glänzend weiß, daß sie die meisten unserer Europäerinnen verdunkeln würden; aber die mohrischen Bergbewohner, welche unaufhörlich von der Sonne gebraten werden und fast immer halb nackt gehen müssen, werden von Kindheit an so braun, daß sie beynahe russig aussehen."

Wenn nun verschiedene Jahreszeiten unter einem und demselben Himmelsstriche die Farbe der Haut ändern, was Wunder, wenn Klimate, von so wesentlicher Verschiedenheit als oben angeführt worden ist, eine sehr große und dauernde Macht auf die Nationalfarbe haben; welche zuweilen schon innerhalb weniger Grade geographi-

scher Breite. [1]), ja sogar, bey dem Zusammenflusse der oben genannten Ursachen [2]), auch unter einerley Breite sich an den Einwohnern offenbar verschieden zeigt.

Eine vortrefliche Erläuterung über die Macht des Klimas auf die Bereitung der Farben geben die (selbst von klassischen Schriftstellern hin und wieder fälschlich mit den Mulatten verwechselten) Kreolen, oder diejenigen Menschen, welche in Ost- und Westindien, von europäischen Aeltern geboren worden sind. Diese haben eine so unverkennbare, gleichsam Süden athmende Gesichtsbildung (vultus) und Farbe, auch besonders der Haare und der brennenden Augen, daß man die weißesten und schönsten Weiber durch diese Eigenheit leicht von andern, und selbst von ihren in Europa gebornen Blutsverwandten

1) Es wird genug seyn, von vielen Beyspielen nur einige auszuheben: Es ist bekannt, daß die Biskayerinnen glänzend weiß, die Granaderinnen hingegen schwärzlich sind, daß sogar Ol. Toree Reise nach Surate u. s. w. S. 9 beobachtet hat, daß man in dieser südlichern Provinz selbst die Bilder der Maria von eben dieser Nationalfarbe mahlt.

Von den Malabaren wird ausdrücklich gesagt, daß ihre schwarze Farbe sich immer mehr der braunen und gelben nähere, je weiter sie nach Mitternacht wohnen. In den tranquebarischen Missionsberichten 22ste Fortf. S. 296

Die Negern am nördlichen Ufer des Senegal sind braun, die am südlichen schwarz. S. außer andern Barbot in Churchill's Collection of voyages, Th. 5. S. 34.

2) So bemerkt z. B. Marsden die Wirkung der Seeluft auf die Hautfarbe in history of Sumatra, S. 43. und Wallis in Hawkesworth's Collection of voyages, Th. S. 260.

Der Waldluft, Hartsink Beschryving van Guiana, Th. 1. S. 9.

Der Bergluft, Bouguer figure de la terre, Einl. S. 101.

Der Erdhöhenluft, de Pinto in Robertsons history of America.

wandten unterscheiden kann. Ja dies gilt nicht bloß von den Europäern, sondern auch von Asiaten, welche in Ostindien von dahin gezogenen persischen oder mongolischen Aeltern gezeugt werden.

Merkwürdig ist ferner die bleibende Mittelschattirung der Hautfarbe, welche die Nachkommen von Aeltern verschiedener Farbe, gleichsam als Mischung von diesen beyden an sich haben. Denn wiewohl uns hin und wieder sonderbare Beyspiele von dergleichen Bastardkindern berichtet worden sind, welche aus einer solchen Verbindung verschiedener Raçen entsprossen waren und bloß die Farbe des Einen von den Aeltern hatten *); so ist jene gemischte Schattirung im Allgemeinen doch so fest und erblich, daß Jac. Bruce's Erzählung von den Negern in gewissen Gegenden des Königreichs Tigre, welche die schwarze Farbe unversehrt erhielten, auch wenn einer von ihren Aeltern eine andere gehabt hätte; und von den Arabern, welche mit Negerinnen weiße, bloß dem Vater ähnliche Kinder zeugten *), verdächtig scheint.

Solche Bastardgeburten von Aeltern verschiedener Farbe, werden mit besondern Nahmen bezeichnet, welche im Art. Leibesfarbe, Th. 71. S. 678, nachzusehen sind.

Dem, was wir oben S. 457 fl. über die Wirkung der blutführenden Gefäße des Fells zur Aussonderung des Kohlenstoffs, welcher nachher durch

1) Vergl. z. B. Jac. Parsons in den philosophical Transactions. Th. 55 S. 47.

2) Reisen nach den Quellen des Nils, Th. 3, S. 106. und Th. 4, S. 470. Vergl. zu dieser Stelle Herrn Tychsens Anmerkungen, Th. 4, S. 357.

durch Zutreten des Oxigens präcipitirt werden muß, gesagt haben, dem geben die Beyspiele schwarzfarbiger Menschen noch ein besonderes Gewicht, besonders derjenigen Negern, bey welchen sich die Haut und zwar fast immer, von der ersten zartesten Kindheit an *), durch weiße Flecke auszeichnet. (franz. Negres-pies, engl. piebald-Negroes.)

Blumenbach hat einen solchen Neger, Nahmens Joh. Richardson, zu London gesehen, welcher bey T. Clarke diente, welcher (in Exeter-change-house) lebendige ausländische Thiere sehen läßt und verkauft. Der junge Mensch war vollkommen schwarz bis an den Unterleib um die Oberbauch- und Nabelgegend, und in der Mitte beyder Füße, welche die Kniee mit den Gegenden des Oberschenkels und der Tibia einnimmt, war die Haut, wiewohl sie durch eine glänzende, man möchte sagen, Schneeweiße sich auszeichnete, wiederum mit einzelnen schwarzen Flecken, gleichsam pantherartig gesprenkelt. Sein Haar war ebenfalls zweyfarbig. Der mittlere Theil des Hinterhaupts nähmlich, welcher von dem Scheitel nach der Stirne in einen spitzigen Winkel zuläuft, war weiß, doch nicht so, wie die eben genannten Hautstellen schneeweiß, sondern fiel ein wenig mehr ins Gelblichte. Sonst war er wie die übrigen Haare, wie es bey den Negern gewöhnlich ist, kraus: und die Probe der Haare, die Blumenbach von beyderley Farbe von ihm kaufte, behält noch nach mehrern Jahren unversehrt ihre Krausheit.

Beyde

*) Ein Beyspiel von einem Negerknaben, an welchem die Flecke erst im vierten Jahre zum Vorschein gekommen waren, und mit Verlauf der Zeit an Umfang zugenommen hatten, erzählt W. Byrd, in Philosophical Transactions. Th. 19. S. 781.

Beyde Aeltern dieses Negers, wie man dieses auch von andern ähnlichen Beyspielen weiß, sind vollkommen schwarz gewesen, daß also Büffons Muthmaßung, der diese Geburten einer Verbindung der Neger mit weißen Negerinnen von krankhafter Beschaffenheit der Haut und Augen, wovon unten mehr, zuschreibt, auf schlechtem Grunde ruht.

Auch muß man sich im Allgemeinen sehr vorsehen, um diese Flecke, von welchen hier geredet wird, nicht mit einander zu verwechseln. Bey diesen bleibt das Fellhäutchen, und sie unterscheiden sich von der übrigen Haut bloß durch ein glänzendes Weiß, da hingegen jene andern, womit die Bedeckungen zuweilen behaftet sind, nicht bloß an der verschiedenen Farbe, sondern auch an einer verdorbenen, rauhen, gleichsam schuppichten Textur des Felles selbst erkannt werden. Diese Hautkrankheit haben die Schriftsteller, besonders bey den Malabaren *) und tschudymischen Tatarn **) beobachtet.

Allein jene weißen und weichen Flecke, welche nur bey einer veränderten Wirkung der kleinsten Fellgefäßchen erfolgen, kommen nicht bloß bey den Negern, sondern auch zuweilen in unsern Gegenden vor; und Blumenbach hat Ge-

*) Tranquebarische Missionsberichte. Fortsetzung 21, S. 741 heißt es: „es sey ein mit dem Aussatz verwandtes Uebel.“

**) v. Strahlenberg sagt, Nord- Östlich Europa und Asien, S. 166, es habe sonst eine einzige tatarische Horde der Art gegeben, welche Piegaja oder Pestraja Orda geheißen.

J. G. Gmelin schreibt sie einer Krankheit zu, Reise nach Sibirien, Vorr. Th. 2.

Und zwar einem scorbutischen Uebel. J. Bell Travels from St. Petersburg to diverse parts of Asia. Th. 1. S. 218.

legenheit gehabt, zwey solche Beyspiele an Teutschen, an einem jungen und einem sechzigjährigen Manne zu beobachten. Bey beyden war die schwärzliche Haut hin und wieder mit den weißesten Flecken von verschiedener Größe untermischt: keinem von beyden aber waren sie angebohren, sondern bey diesem in der Kindheit, bey jenem hingegen im Mannesalter nach und nach und von freyen Stücken entstanden.

Diese oben angeführten Beyspiele scheinen die Wirkung der kleinsten Fellgefäße auf die Bereitung der Hautfarbe zu beweisen; es kommen aber hin und wieder auch andere hieher gehörige Erscheinungen vor, welche die oben angeführte Vermuthung bestätigen, daß jene Farbe den nächsten Grund in einem auf dem malpighischen Schleime angesetzten Ueberflusse von Kohlenstoff habe.

Hierher gehört vor allen eine besondere, an Europäerinnen nicht seltene Veränderung der Haut *). Bey Frauenzimmern, welche sonst sehr weiß waren, färbten sich während der Schwangerschaft mehrere oder wenigere Theile des Körpers mit einer Kohlenschwärze; diese aber schwand allmählich nach der Entbindung, und die vorige frische Farbe des Körpers kam wieder. Eine Anwendung der neuern Chemie auf die Physiologie der Schwangerschaft wird dieses räthselhafte Problem uns auflösen. Bey der nicht schwangern Mutter nähmlich sondert sich die überflüssige Kohlenstoffmasse des eignen Körpers durch eine mäßige Ausdünstung der Haut,

*) „Bey vielen Weibern wird der Unterleib und die Ringe um die Brüste, so oft sie schwanger sind, ganz schwarz.“ Camper kleinere Schriften, Th. 1, Abschn. 1, S. 471.

Haut, bequem aus, bey der schwangern hingegen kommt zu jener eigenen Masse noch eine andere von dem Fötus hinzu, welche in dem Schafwasser (liquor amnii) enthalten ist und noch nicht ausdünstet. Das Blut der Mutter hat also jetzt einen zu großen Ueberfluß von Kohlenstoff; denn dieser ist aus zwey Körpern gleichsam in einen einzigen zusammen geführt worden. Natürlich kann sich also die ganze Masse desselben nicht wie gewöhnlich durch Ausdünstung absondern, sondern bleibt zum Theil präcipitirt auf dem malpighischen Schleime hangen, und färbt die Haut, bis nach der Entbindung das ehemalige Gleichgewicht zwischen dem Kohlenstoff des eignen Körpers, und den Ausdünstungsgefäßen der Haut wieder hergestellt ist, und das Oberhäutchen, welches sich mit seiner beständigen Schleimunterlage nach und nach abnutzt, und wieder neu hergestellt, seine natürliche Weisse wieder erlangt hat.

Dieselbe Bewandniß scheint es auch, nach den nöthigen Veränderungen, mit so viel andern Beyspielen von Europäern zu haben, an welchen einige Körpertheile widernatürlich mit einer Rußschwärze gefärbt waren. Es mag ebenfalls ein Zusammenfluß von Kohlenstoff statt gefunden haben. So hat man eine ähnliche Schwärze an Weibern bemerkt, die niemals einen Monatsfluß gehabt hatten *). Auch an andern Menschen **), besonders aus der niedrigsten Volksklasse, an Schwarzgallichten, und Cachektischen, Entkräfteten und Schmutzigen, zuweilen auch an Skorbutischen und andern

*) Vergleiche z. B. Jac. Young in philos. Transact. Bd. 26, S. 425.
**) S. im Art. Leibesfarbe, Th. 71, S. 712 f.

Dagegen hat die Erfahrung gelehrt, daß selbst die Schwärze der Neger zuweilen lichter, oder gar in die weiße Farbe verwandelt werden könne. Denn man hat allerdings Nachrichten, daß Neger, wenn sie in zarter Kindheit aus ihrem Vaterlande in gemäßigtere Zonen versetzt wurden, nach und nach gelblichter geworden sind. Ein Schuster von dieser Nation lebt zu Venedig, dessen Schwärze, durch den langen Zwischenraum von Jahren, (denn er kam als Knabe von dieser Küste) sich allmählig so vermindert hat, daß er blos eine gelinde Gelbsucht zu haben scheint *). Dasselbe pflegt, und zwar weit schneller, bey den Negern sich zu ereignen, welche schwere Krankheiten überstehen, und man hat ihrer so gebleichte gesehen, daß man sie kaum von einem schwächlichen Weißen unterscheiden konnte **).

Aber auch davon hat man sehr bekannte Beyspiele ***), daß sich ohne eine bedeutende Krankheit die angeborne Schwärze der Negerhaut von freyen Stücken allmählig in Weiß, wie das der Europäer ist, verwandelt hat.

Außer der Farbe legt man der Haut einiger Völker zuweilen auch noch andre Beschaffenheiten bey, welche wir wenigstens mit einigen Worten berühren wollen. Dahin ist zu rechnen die sammtne Glätte und Weichheit der Haut, welche

*) Caldani institutiones physiologicae, S. 157. Ausgabe 1786
Vergl. auch Pechlin de habitu et colore Aethiopum, S. 125.
Und Oldenburg Th. 1. S. 406.

**) Labat Relation d'Afrique occidentale. Th. 2 S. 260 Hh).

***) Vergl. z B. Jak. Bate in philosophical Transactions Band 51, St. 1, S. 175.

welche von Schriftstellern hin und wieder an verschiedenen Völkern, z. B. den Karaiben, Negern, Otaheiten, selbst an den Türken [1]) bemerkt worden ist. Es liegt am Tage, daß sie bey allen entweder von einem zartern Fellhäutchen, oder einer dickern Unterlage von malpighischem Schleim herrühren.

Einen andern und mehr auf die chemische Verwandschaft des Körpers und der Elemente der Atmosphäre zu beziehenden Grund scheint gegentheils die an manchen afrikanischen [2]) und ostindischen [3]) Völkern merkwürdige kältlich anzufühlende Haut zu haben.

Endlich gehört auch hierher die von Sanctorius zuerst mit Genauigkeit beobachtete Ausdünstungsmaterie, welche ebenfalls bey gewissen Nationen, z. B. den Karaiben [4]), Negern und andern einen besondern Geruch hat. Man bemerkt etwas ähnliches an gewissen Raßen von Hausthieren, wo unter den Hunden, z. B. der ägyptische, unter den Pferden die Rothschimmel bekanntlich auch eine specifische und ganz besondere Ausdünstung haben.

1) „In Asien (der Türkey) ist keine Frau eines Tagelöhners oder Bauers, deren Haut nicht so glatt wäre, daß sie sich nicht wie feiner Sammet anfühlte.“ Belon Observations, S. 198. LI).

2) Bruce's Reisen nach den Quellen des Nils. Th. 2. S. 552. Th. 4. S. 471 u. 489.

3) Von den Indianern s. Kant in Engels Philosoph für die Welt, Th. 2. S. 154.
Von den Sumatranen Marsden, S. 41 seines klassischen Werks.

4) „Sie haben alle einen starken und unangenehmen Geruch. Ich finde nichts ähnliches ihm zu vergleichen. Wenn man anderwärts einen ähnlichen Geruch findet, so nennt man ihn auf den Inseln (den Antillen) Karaibengeruch: welches die Schwierigkeit beweist, worin man ist, ihn zu bezeichnen.“ Thibault von Chanvalon voyage à la Martinique, S. 44. Na).

II. Uebereinstimmung des Haupthaars mit der Haut.

Da die Haare, und zwar hauptsächlich die Haupthaare von den allgemeinen Integumenten erzeugt und genährt werden, so treffen sie auch im Allgemeinen mit diesen sehr und vielfach überein. So haben aus diesem Grunde die gefleckten Neger, von welchen wir geredet haben, auch Haare von ungleicher Farbe, und die Menschen, deren weiße Haut Sommersprossen hat, rothes Haupthaar u. s. Ja die Haupthaare stehen sogar im Verhältniß mit der ganzen Constitution und Mischung des Körpers. Dies lehren selbst pathologische Erscheinungen; denn bey den Blonden brechen wegen des nachgiebigern Zellgewebes die Blattern und ähnliche Hautausschläge leichter aus; die schwarzhaarigen hingegen haben beynahe alle einen festern Habitus und schwarzgallichte Säftemischung, weshalb man auch in Toll- und Zuchthäusern bey weitem die meisten Menschen von sehr schwarzem Haare findet.

Der Nationalunterschied der Hauptfarbe scheint im Allgemeinen auf vier Hauptverschiedenheiten zurückgebracht werden zu können.

1) Schwärzliches oder nußbraunes (franz. cendré) einer Seits ins Gelbe und anderer Seits ins Schwarze spielendes Haar. Weich, lang und wellenförmig fliessend. Man trifft es häufig an den Nationen des gemäßigten Europa; sonst wurde es besonders an den alten Germaniern gerühmt *).

2)

*) Conring de habitus corporum Germanicorum antiqui ac novi causis. S. 85.

2) Schwarz, starrer, gerade und dünn, wie es gewöhnlich an den mongolischen Völkerschaften und den Amerikanern ist.

3) Schwarz, weicher, gelockt, dicht und reichlich, wie es die meisten Bewohner auf den Inseln des stillen Meeres haben.

4) Schwarz und kraus, welches man insgemein mit der Schafwolle vergleicht, haben es die Neger.

Eine solche Eintheilung wird im Allgemeinen statt finden und von Nutzen seyn können. Indeß bedarf es jetzt keiner Erinnerung mehr, daß sie von der Natur selbst nicht mehr als die andern Eintheilungen der Nationalverschiedenheiten im Menschengeschlecht beschränkt worden ist. Um jedoch dies, wiewohl es nicht eben nothwendig ist, durch ein oder das andere Beyspiel zu beweisen, so ist weder das Krause an den Negerhaaren, noch die Schwärze an den drey letztgenannten Verschiedenheiten allen gemein und eigenthümlich. Es giebt nähmlich Stämme von Negern, welche langes Haar *) und gegentheils kupferfarbige Völker, welche krauses Kopfhaar, wie die Neger, haben **). Es giebt andere, z. B. die Neuholländer, deren blondes Haar zwischen dem krausen Haar der Neger und dem lockigen der Bewohner der Inseln im stillen Meere, so vollkommen das Mittel halten, daß die

*) Vergl. z. B. von den Gallas Bruce Reisen nach den Quellen des Nils. Th. 2. S. 214.
Von den Einwohnern des Königreichs Borün proceedings of the African Association. S. 201.

**) Z. B. die Einwohner der Insel des Herzogs von York (the Duke of Yorks Island) unfern Neu-Irland im Südmeer. S. J. Hunters Historical Journal of the Transactions at Port Jackson, u. s. w. S. 233.

Reisebeschreibungen von dem ersten der Holländer aus dem 17ten Jahrhunderte bis zu dem neuesten der Engländer, äußerst uneinig darüber sind, ob man es eher zu der einen oder richtiger zu der andern Verschiedenheit der Haare rechnen solle.

In Betreff der verschiedenen Farbe der Körperhaare aber, welche auch bey denen Völkern vorkommt, deren Haupthaar mehrentheils schwarz ist, giebt es eine Menge gültige Zeugen, welche berichten, daß man in allerley Varietäten, außer der zuerst angeführten, sehr viel rothe gefunden habe.

III. Die Regenbogenhaut der Augen (Irides oculorum) kommt mit der Farbe der Haupthaare überein.

Daß die Haupthaare mit den gemeinsamen Bedeckungen des Körpers übereinkommen, haben wir gesehen. Daß aber die Farbe der Augen sich nach der Hautfarbe richte, daß die Weißfarbigen blauäugig, die Schwarzen schwarzäugig seyen, sah vorlängst Aristoteles *). So z. B. haben die neugebornen Kinder bey uns meist blaue Augen und bleiches Haar, welches sich bey denen, die nachher brünett werden, gleichsam in gleichem Schritte allmählig bräunt. So verliert gegentheils im Greisesalter, wenn die Haare grau werden, auch das Pigment des innern Auges viel von der sonstigen dunkelbraunen Farbe. Die weißen Neger endlich, deren Haupthaar von einer besonderen weißgelblichen Farbe ist, haben gar

*) Problemat. Abth. 10. S. 416. in Tasch. Ausg.

gar kein Pigment des Auges, und aus diesem Grunde ist die Iris blaßroth.

Auch ist im Allgemeinen merkwürdig, daß nur bey denen Thieren eine Verschiedenheit der Augen sich findet, bey welchen auch die Farbe der Haut und Haare variirt, welches bekanntlich nicht nur bey den Menschen und Pferden, wie die Alten meinten, sondern auch bey andern, hauptsächlich aus der Ordnung der Hausthiere, sich ereignet.

Ja man sieht sogar bey denen, deren Fell gefleckt ist, daß auch die Regenbogenhaut sehr oft in mehr als eine Farbe spielt. An den verschiedenfarbigen Hunden z. B. hat man diese Bemerkung schon längst gemacht *). Daß man an den Schafen und Pferden etwas ähnliches bemerke, an keinem andern Thiere aber so offenbar, als an den Kaninchen, ist allgemein bekannt.

Blumenbach hat bey den weißlichen (die nähmlich die angeborne Farbe ihres wilden Zustandes behalten haben) die Iris durchaus braun, bey den gefleckten aber, deren Fell aus schwarz und Weiß bestand, auch die Iris auf diese Art gefleckt gefunden. Bey den ganz weißen aber, welche Aehnlichkeit mit den weißen Negern haben, ist sie von bleicher Rosenfarbe.

Schon der oben angeführte Aristoteles hatte, und zwar sehr gut, drey Originalfarben der Iris im menschlichen Auge festgesetzt, und zwar:

1) die blaue,

3)

*) Vergl. Molinelli in Commentar. instituti Bononiens. Th. 3. S. 281.

2) die dunkelgoldgelbe, oder sogenannte ziegenfarbige (franz. yeux de chévres) *) und

3. endlich die schwarzbraune.

Alle drey kommen zwar unterweilen an Personen von einem und demselben Volke vor, allein man beobachtet sie auch an verschiedenen Stämmen eines Landes innerhalb des Bezirks weniger Grade geographischer Breite in größerer Beständheit und gleichsam als national. So z. B. legte Linné **) unter den schwedischen Völkern den Gothen weißes Haupthaar, aber gräulichblaue Sehen; den Finnen mit blondem Haupthaar, braune; den Lappen endlich mit schwarzem Haare schwärzliche bey.

Blaue Augen und blondes Haar rechnete man sonst zu den angebornen Kennzeichen der alten Germanen. Allein zuweilen trifft man sie auch unter den entferntesten Nationen ***).

Bey den Negern sind die Regenbogenhäute am schwärzesten, so daß man sie, besonders in lebhaften Augen, nur nach näherer Untersuchung von dem Sehpunkt selbst unterscheiden kann.

IV. Nationale Gesichtsbildung.

Von den Augen gehen wir nun sehr füglich zu der übrigen Gesichtsbildung fort, welche im Allgemeinen bey den einzelnen Menschen so sehr und

*) Die Mittelfarbe zwischen blau und goldgelb ist ein besonderes laubfarbiges Grün, welches man öfters an Menschen mit fast feuerrothem Haar und einer Haut voll Sommersprossen beobachten kann

Vergl ein besonderes Werk: De coloribus oculorum vom Sim. Portius. Florenz. 1550. 4.

**) Fauna Suecica. S. 1.

***) Beyspiele hat Blumenbach zusammengetragen in den Anmerkungen zu Jak. Bruce Reise zu den Quellen des Nils. Th. 5. S. 239.

und so merkwürdig verschieden ist, daß es nahe an Wunder gränzen dürfte, wenn man auch nur zwey mit nicht unterschiedenem, und, wie man gemeiniglich sagt, in eine Form gegossnem Munde fände. Ja es ist nur mehr als zu gewiß, daß man diese Gesichtsunterschiede nicht blos an Europäern, sondern auch an unkultivirten Völkern beobachten kann. Obschon aber diese Wahrheit völlig ausgemacht ist, so ist doch nicht minder keinem Zweifel unterworfen, daß verschiedene Varietäten des Menschengeschlechts (ja zuweilen sogar Bewohner einzelner Provinzen) im Allgemeinen eine nationale, jeder derselben eigenthümliche und gemeinsame Gesichtsbildung haben, wodurch man sie von den übrigen Varietäten leicht unterscheiden kann.

Blumenbach hat deshalb, nachdem er sich eine ziemliche Anzahl von geschickten Künstlern nach dem Leben gemachte Abbildungen ausländischer Menschen mit großer Mühe angeschaft, und dann eine große Anzahl derselben auf Messen, welche vorzüglich von fremden Völkern bezogen werden, besonders zu London und Amsterdam, selbst gesehen hatte, einen Versuch gemacht, diese Verschiedenheiten der Nationalgesichter in sichere Klassen zu bringen, und da ergeben sich fünf, welche Muster und Hauptformen der übrigen Verschiedenheiten von minderer Erheblichkeit sind. Es können wohl besondere Ausnahmen dabey statt finden, allein sie sind doch wirklich der Natur gemäß.

1) Ein ovales, ziemlich gerades Gesicht mit nicht zu stark hervor springenden einzelnen Theilen.

Flächere Stirn.

Schmahlere, leicht gebogene Nase, oder mit nur etwas erhöhtem Rücken.

Die Backenbeine nicht sehr hervor stehend, der Mund klein, mit nur sanft geschwellten Lippen, (welches besonders von der Unterlippe gilt).

Volles gerundetes Kinn.

Dies ist im Allgemeinen, nach unserm Urtheile von Symmetrie, die schönste und wohlgebildeteste Gesichtsform.

Sie ist gleichsam die Mittelform, welche nach beyden Seiten hin durch Verartung in die entgegen gesetztesten Extreme übergegangen ist, wovon das eine ein in die Breite gezogenes, das andere ein nach unten verlängertes Gesicht darstellt.

Beyde aber enthalten wiederum zwey verschiedene Unterarten, welche sich hauptsächlich im Profil von einander unterscheiden. Bey der einen dieser Unterarten sind nähmlich die Nase und übrigen Theile nicht so regelmäßig, und fliessen gleichsam in einander. Bey der andern aber sind sie gleichsam von einander abgeschnitten und winklicht hervor springend.

Demnach müssen, außer jener ersten Mittelform des Gesichts, die folgenden vier Varietäten festgesetzt werden. Als

A) Zwey, mit in die Breite gezogenen Gesichtern.

2) nähmlich, ein breites und zugleich plattes Gesicht, also mit minder von einander gesonderten, sondern gleichsam in einander fliessenden Theilen.

Die Glabelle (der unbehaarte Zwischenraum zwischen den Augenbraunen) ist sehr breit.

Stumpfe Nase.

Eng

Enggeschlitzte linienförmige Augenlieder (franz. yeux bridés).

Hervorstehendes Kinn.

Diese Gesichtsbildung haben die mongolischen Völkerschaften (und deshalb heißt sie nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch, der die Tatarn mit den Mongolen vermengt, wovon wir unten sprechen werden, bey den Engländern the Tartar face).

3) Ein zwar breites Gesicht mit sehr vollen Backen, aber nicht flach und platt, sondern en profil besehen von ausgebreiteten, gleichsam tiefer ausgegrabenen Theilen.

Kurze Stirn.

Tiefer liegende Augen.

Zwar etwas stumpfe, aber doch hervor tretende Nase.

Dies ist das Gesicht der meisten Amerikaner.

B) Zwey nach unten verlängerte Gesichtsvarietäten.

1) Ein schmäleres, unterwärts hervorstehendes Gesicht.

Kleine höckerichte Stirn.

Hervorragendere Augen (à fleur-de-tête).

Dicke und mit den vorstehenden Backen gleichsam zusammen geflossene Nase (le nez épaté).

Wulstige Lippen (besonders Unterlippe).

Hervorragende Kiefern.

Zurückgezogeneres Kinn.

So ist die Gesichtsbildung der Negern (engl. the Guinea face).

Ein etwas breiteres Gesicht, doch unterwärts ein wenig herausstehend, im Profil besehen aber

mit

mit hervorspringendern und von einander abgesonderten Theilen.

Vollere, ziemlich breite, gleichsam ausgedehnte Nase, mit dickerer Spitze (engl. bottled).

Großer Mund,

ist das Gesicht des malayischen Stammes, besonders der Südseeinsulaner.

Ursache der Nationalgesichter.

Vor allen Dingen muß ich erinnern, daß hier nicht von der Gesichtsbildung im physiognomischen Sinne (Blick, Ausdruck) dem Zeiger der Gemüthsbeschaffenheit, die Rede sey, welche indeß doch auch bisweilen national, gewissen Völkerschaften eigenthümlich seyn, und ebenfalls aus jenen Ursachen hergeleitet werden kann.

Als Ursache dieser physiognomischen Gesichtsbildung könnte man z. B. nicht ohne Grund die Nahrungsmittel mit in Anschlag bringen, denn es ist nicht unwahrscheinlich, daß die sanften Mienen der enthaltsamen Braminen und Banianen in Indien, und gegentheils die wilde der menschenfressenden Botocuden in Brasilien von ihnen herrührt.

Eben so auch die Religion, welche Madonnengesichter hervorgebracht hat, wodurch sich besonders das andere Geschlecht in einigen Ländern des südlichern Europa auszeichnet:

Oder auch Verfeinerung und Luxus, worin z. B. die weichen und weiblichen Otaheiten so weit über den männlichen und festen Neu-Seeländern stehen.

Nicht von dieser physiognomischen Gesichtsform also, sondern von den Ursachen der Nationalgesichter, der eigensten Figur, Verhältniß und Richtung ihrer Theile handeln wir, in welchen

Stücken

Stücken allen die verschiedenen Racen des Menschengeschlechts allerdings, wie wir gesehen haben, etwas Eigenthümliches und Charakteristisches haben.

Allein die Untersuchung dieser Ursachen hat so große Schwierigkeiten, daß man wohl bloße Wahrscheinlichkeit durch Muthmaßung herausbringen dürfte.

Mich überzeugen besonders drey Gründe, sagt Herr Hofrath Blumenbach, daß in der That das Klima eine Hauptursache des Nationalgesichts sey.

1) Sehen wir, daß das Nationalgesicht bey gewissen Völkern eines gewissen bestimmten Himmelsstriches so gemeinsam, und bey den Menschen verschiedener Stände und Lebensarten immer eins und dasselbe sey, daß man es kaum einer andern Ursache zuschreiben kann. Zum Beyspiel dienen die Sineser, welche alle ihr gleichsam flaches Gesicht eben so gut charakterisirt, als bey uns Europäern die Engländer und Majorkaner *) symmetrische und ungemeine Schönheit.

2) Auch findet man Beyspiele von Völkern, welche, nachdem sie ihre Wohnsitze verändert haben, und anderwärts hingewandert sind, im Verlauf der Zeit auch die vorige Gesichtsbildung in eine neue, dem neuen Klima eigenthümliche, verändert haben. Die Jakuten z. B. werden von den meisten Geschichtschreibern der ältern nordischen Geschichte als ein Zweig von den Tatarn aufgeführt. Genaue Augenzeugen aber versichern, daß sie jetzt mongolische Gesichtsbildung haben.

Daß

*) S. Memoires du Cardinal de Retz, Th. 3, S. 343.

Daß gleicherweise die von englischen Aeltern und Vorältern auf den Antillen entsprossenen Kreolen endlich die natürliche Physiognomie der Engländer mit der charakteristischen der amerikanischen Eingebohrnen einigermaßen vermischt, und die tiefern Augen und hervortretendern Backen der letzteren angenommen haben, hat man schon vorlängst beobachtet *).

Allein die augenscheinlichsten Beyspiele liefern Aegypten und die Halbinsel jenseit des Ganges.

Die ersten Einwohner waren in einem so entnervenden Klima weichlich geworden, und wurden immer von andern tapferern nordischen Völkerschaften besiegt. Es wurde also diese Halbinsel von den verschiedensten Völkern nach und nach unterjocht, allein jedesmal scheint sich die Gesichtsbildung dieser neuen Ankömmlinge nach dem neuen Himmel gleichsam umgewandelt zu haben, daß man z. B. die nationale und völlig charakteristische Physiognomie der ältesten Besitzer Indiens jetzt bloß aus den ältesten Kunstwerken Indiens, die ungeheuren mit ungemeiner Kunst in den unterirdischen Tempeln der Inseln Salsette und Elephanta ausgegrabenen Statüen kennt, von welchen Blumenbach zu London im brittischen Museum und unter den antiquarischen Schätzen des Herr Karl Townley **) bewundernswerthe Proben gesehen hat. Daß aber auch die neuern Eroberer Indiens, die Mongolen nähmlich, seit Timurs Zeiten viel von ihrer angebohrnen Gesichtsbildung unter dem neuen Himmel verlohren, und der indischen

sich

*) History of Jamaica. Th. 2, S. 261.
**) Archaeologia. Th. 7, Taf. 25, 26. 27.

sich genähert haben, hat ihm eben daselbst ein großer Kenner Indiens, Herr Jo. Walsh, mit Belegen von Portraits augenscheinlich dargethan.

Im Betreff der Nationalgesichtsbildung der Aegypter, so kann Blumenbach sich nicht genug wundern, wie die berühmtesten Archäologen, die größten Untersucher alter ägyptischer Kunst, allen und jeden eine und dieselbe Physiognomie haben beylegen können [z]; da eine genauere Betrachtung und Vergleichung dieser Denkmäle ihn völlig deutlich gelehrt hat, man habe drey Gesichtsgattungen bey ihnen zu unterscheiden; eine den Negern, die andere den Indianern ziemlich ähnliche, die dritte aber, in welche im Verlauf der Zeit, und durch Einfluß des specifischen, Aegypten eigenthümlichen, Klimas, beyde übergegangen sind, ist an dem schwammichten und schlappen Habitus, kurzem Kinn, und hervortretenden Augen kennbar [a].

3) Sehen wir, daß Völker, welche bloß für Zweige eines und desselben Stammes gehalten werden, unter verschiedenem Himmelsstriche auch eine verschiedene Nationalgesichtsbildung bekommen haben. Die Ungarn z. B. werden mit den Lappen zu derselben Urrace gerechnet [3].

1) Z. B. Winkelmann Description des pierres gravées de Stosch. S. 10 und noch an andern Orten.
d'Hancarville, Récherches für l'origine des arts de la Grece. Th. 1, S. 300.

2) Weitläuftiger hat Blumenbach über diesen dreyfachen Charakter der Denkmäler alter ägyptischer Kunst gehandelt in den philosophical Transactions. Jahr 1794, St. 2, S. 191.

3) Vergl. Ol. Rudbecks des Sohns analogia linguae Finnonicae cum Ungarica am Ende des specim. usus linguae Gothicae. Upsal 1717, 4. hauptsächlich S. 77.

Diese aber haben im äußersten Norden eine den nördlichen Völkern hauptsächlich eigene Gesichtsbildung angenommen, da jene gegenthells in der gemäßigten Zone in der Nachbarschaft Griechenlandes und der Türkey eine schönere Gesichtsform bekamen.

Allbekannt ist übrigens hierbey, daß auch den ehelichen Verbindungen zwischen verschiedenen Völkern vieles beyzumessen sey, und hier wird bald einiges von der Macht derselben auf die Umänderung des Nationalgesichts folgen. Ja es wird sogar sehr wahrscheinlich, daß das Klima schon an und für sich eine große Gewalt auf sie habe.

Schwieriger ist es indeß, den Grund anzugeben, warum ein Klima dieses und ein anderes jenes Nationalgesicht bilde; und doch haben die scharfsinnigsten Männer den Versuch gemacht, die Verschiedenheit der Nationalgesichter zu erklären; wie Kant des mongolischen [1]), Volney des äthiopischen. Der letztere sagt: [2])

„Wirklich beobachte ich, daß die Züge der Neger genau jenen Zustand von Verziehung des Gesichts darstellen, welche es annimmt, wenn es vom Lichte und den starken Strahlen einer Flamme geblendet wird. Die Stirn runzelt sich dann, die Wange zieht sich in die Höhe, das Augenlied schließt sich, der Mund wird aufgeworfen. Diese Verziehung des Gesichts, welche in den nackten und heißen Ländern der Neger unaufhörlich vorkommt, mußte endlich ihrer Physiognomie eigenthümlich und charakteristisch an ihr werden?"

Daß

Und noch andere Neuere z. B. J. Hager Neue Beweise der Verwandschaft der Hungarn mit den Lappländern. Wien, 1794, 8.

1) In Engels Philosoph für die Welt, Th 2, S. 146.

2) Voyage en Syrie et en Egypte, Th. 1, S. 74.

Daß zuweilen endemische, einem besondern Klima eigene, Ursachen, z. B. beständige Wolken von Schnacken, etwas zur Bereitung einer eigenthümlichen Gesichtsbildung der Einwohner beytragen können, scheint Dampiers Beobachtung über die Bewohner des westlichen Neu-Holland, zu lehren [1]).

Ob die Muthmaßung unsers Leibnitz von der Aehnlichkeit der Nationen mit denen in ihrem Lande eingebornen Thieren, daß nähmlich die Lappländer in ihrer Physiognomie dem Bäre ähnelten, die Neger den Affen, von welchen aber auch die äußersten Morgenländer etwas hätten [2]) u. s. w., ob diese auch von dem Einflusse des Klimas auf die Bildung der Menschen und großen Landthiere erklärt werden müsse, darüber läßt sich wohl nicht mit Bestimmtheit entscheiden.

Daß aber außer dem Klima auch die Lebensart etwas zur Nationalgesichtsform beytragen könne, wird aus dem Beyspiel der Neger behauptet, deren dicke Nase und schwellende Lippen hin und wieder der Art und Weise zugeschrieben werden, auf welche sie in ihrer zartesten Jugend von den säugenden Müttern, während diese Reiß ausdreschen oder andre harte und schwere Arbeiten verrichten, gewöhnlich auf dem Rücken getragen werden [3]).

1) „Die Augenlieder sind immer halb geschlossen, um zu verhindern, daß die Mücken nicht in die Augen kommen, — Daher kommt es, daß sie, weil sie von Kindheit an von diesen Insecten beunruhigt werden, die Augen niemals offen wie andere Völker." Th. 2, S. 169 Kr.

2) S. Fellers Otium Hannoveranum. S. 150.

3) Vergl. z. B. außer so vielen andern, Barbot in Churchills Collection of voyages. Th. 5. S. 36.

Ja durch sehr häufige Beyspiele der glaubwürdigsten Augenzeugen ist es außer Zweifel gesetzt, daß bey verschiedenen rohen Völkern, Negern [1]), Brasiliern [2]), Karaiben [3]), Sumatranern [4]), den Bewohnern der Gesellschaftsinseln im Südmeere [5]), u. a. die Nase der neugebohrnen Kinder mit Gewalt eingedrückt wird; obschon die Erzählungen von solchen verquetschten oder aus den Fugen getriebenen Nasenknochen zuweilen übertrieben seyn mögen [6]).

Allein kaum bedarf es einer Erinnerung, daß durch einen solchen gewaltsamen und lange wiederholten Druck der Nase ihre natürliche Bildung bloß verstärkt und nur so erhalten, keineswegs aber erst geformt werde, da es allgemein bekannt ist, daß man schon in abortirten Früchten das Nationalgesicht erkennen könne.

Endlich aber wird diese Nationalgesichtsbildung bey der Nachkommenschaft aus Verbindung verschiedener Varietäten des Menschengeschlechts eben so wie ihre Hautfarbe gemischt, und fließt gleichsam zusammen, so daß sie dann ein Mittelgesicht zwischen dem beyder Aeltern ausmacht. Daher schreibt sich die gemischte Gesichtsbildung der Mulatten, daher die durch Vermischung mit den Kalmucken verunstaltete Nachkommenschaft der

1) S. nach so vielen andern Zeugen: Report of the Lords of the Committee of Council for the consideration of Slave-Trade, 1789 Fol. Erste Abth. C. 6.
2) Lery Voyage en la terre du Brésil S. 99 265.
3) de la Borde Relation des Caraibes, in Melchis. Thevenots kleinerer Samml. Paris 1674. 4. S. 29.
4) Marsden History of Sumatra, S. 38.
5) J R Forster Bemerkungen auf seiner Reise um die Welt, S 482. 516.
6) S. z. B. Kolbe Beschreibung des Vorgebirges der guten Hofnung, S. 567.

der Kosacken und Kirgisen [1]), und gegentheils die verschönerte der nogayischen Tatarn durch Mischung mit Georgiern [2]).

Beyspiele von Veränderlichkeit der Gesichtszüge bey Völkern, welche sich nicht durch Heyrathen mit andern Nationen vermischt haben, gaben sonst die alten Germanen [3]), jetzt aber die ächten Zigeuner, eingeborne Siebenbürger [4]) und vor allen die jüdische Nation, die unter jedem Himmelsstriche ihre ursprüngliche Gesichtsbildung beybehält, und sich durch den, diesem Volke fast durchgängig eigenen Nationalcharakter auszeichnet, ein Charakter, der auch ohne Kenntniß der Physiognomik beym ersten Anblick unterschieden, obwohl schwer durch Worte bezeichnet und ausgedrückt werden kann.

V. Nationalform der Schädel-

Daß zwischen der äußern Oberfläche des Gesichts und dem ihr untergelegten Knochenbau ein wesentliches Verhältniß sey, erhellet an sich [5]), so daß ein Blinder sogar, wenn er nur einige Kenntniß von dem großen Unterschiede hätte, wodurch die mongolische von der Negergesichtsbildung abweicht, durch das bloße Gefühl sogleich den Hirnschädel eines Kalmucken von dem eines Negers sicher unterscheiden könnte, und daß man

1) Von den Kosacken s. Blumenbach's Erstes Zehend von Hirnschädeln, S. 18.
Von den Kiraisen zweytes Zehnd, S. 8.
2) Peyssonel Sur le commerce de la mer noire. Th. II S. 177.
3) Tacitus de moribus Germanorum, C. 4.
4) Zweytes Zehend der Hirnschädel, S. 5.
5) Vergl. Th. Brown's Discourse of the Sepulchral Urns found in Norfolk, S. 13.

auch den Unkundigsten nicht würde überreden können, daß einer von beyden ein Gesicht von jener Bildung an sich getragen habe, nach welcher die göttlichen Werke altgriechischer Kunst gebildet worden sind. Und eben dies gilt im Allgemeinen von jedem National-Habitus.

Eine genauere anatomische Untersuchung ächter Schädel *) von verschiedenen Völkerschaften würde auch deshalb auf das Studium der Verschiedenheit des Menschengeschlechts vieles Licht verbreiten, weil die von den weichen und veränderlichen Theilen des Gesichts, entblößten Schädel, das feste und bleibende Fundament des Kopfes aufstellen, und bequemer bey der Untersuchung gebraucht und in verschiedenen Ansichten betrachtet und mit einander verglichen werden können.

Zwar zeigen sich bey einer solchen Vergleichung, der Schädelformen eben solche stufenweise Abweichungen, wie bey der Hautfarbe oder andern solchen Eigenheiten, doch so, daß verwandte Schädel sich nur durch unmerkliche Uebergänge einander nähern. Im Allgemeinen behaupten sie jedoch eine so unleugbare, ja auszeichnende Beständigkeit der Charaktere, welche zum National-Habitus sehr viel beytragen, und mit der, den Nationen eigenthümlichen Gesichtsbildung im Ganzen übeinstimmen. Diese Beständigkeit der Form hat einige vortrefliche Anatomen seit Adr. Spiegel **) darauf geführt, ein allgemeines Maas und Verhältniß festzusetzen, durch welches man

*) Die Regeln und Kriterien, deren Blumenbach sich bey Beurtheilung der Schädel in jener Hinsicht bedienet, hat er in dem ersten Zehend der Schädelsammlung S. 5 aufgezählt.

**) De corporis humani fabrica. S. 17.

man die Schädelverschiedenheiten gleichsam nach Graden berechnen, und in Classen abtheilen könnte; worunter denn vor allen übrigen des scharfsinnigen Campers *) Gesichtslinie einer besondern Erwähnung verdient.

Er stellt sich nähmlich im Profil des Hirnschädels zwey grade, sich durchschneidende Linien vor. Die erste ist horizontal durch den äußern Gehörgang und den Nasengrund gezogen; die andere aber fällt von dem hervorragenden Theile des Stirnknochens herab bis zum äußersten Zahnhöhlensaum der obern Kinnlade. Nach dem Winkel, in welchem sich diese beyden Linien durchschneiden, glaubte dieser scharfsinnige Forscher den Unterschied der Schädel sowohl bey den Thieren, als bey den verschiedenen Nationen des Menschengeschlechts berechnen zu müssen.

Bey allen diesen Zeichnungen, sagt Camper **), habe ich eine große Genauigkeit und Nettigkeit angewendet. Ich zog nähmlich eine Horizontallinie längs dem untersten Theile der Nase, N Fig. 5123 a—d, und dem Gehörgange C, und ordnete alle vier Schädel auf die verlängerte Linie AB so genau als möglich, indem ich vorzüglich die Richtung des Wangenbeins im Auge behielt.

Um die wahre Gestalt und die wechselseitige körperliche Beziehung der Theile auf einander genau zu bestimmen, brauchte ich einen wandelnden Augenpunkt, so daß meine Augenlinie allemahl in einem rechten Winkel auf den Mittelpunkt des Gegenstandes fiel, gerade wie es Baumeister mit Hintansetzung der Regeln der Perspektive, welche den Theilen jederzeit eine Ungestaltheit giebt, folglich sie nicht an ihre wahre Stelle bringt, zu thun gewohnt sind; deshalb

*) S. dessen kleinere Schriften, Th. 1. Abschn. 1. S. 15. Dessen Naturgeschichte des Orang-Utang, S. 181, 212. Und ein besonderes Werk über den natürlichen Unterschied der Gesichtszüge, u. s. w.

**) Ueber den natürlichen Unterschied der Gesichtszüge. Uebersetzt von Sömmering. Berlin, 1792. 4. S. 17 ff.

habe ich auch beständig nur mit einem Auge gesehen.

Zu mehrerer Bequemlichkeit machte ich mir ein kleines Werkzeug, welches jedoch groß genug war, um den größten Schädel darauf zu stellen. Es besteht aus einem horizontalen, viereckigen, rechtwinkeligen Brete oder Täfelchen, auf dessen Mitte ein viereckiges rechtwinkeliges Rähmchen aufgerichtet ist. Dieses besteht aus kleinen Latten, welche mit gleich weit entfernten Löcherchen durchbohrt sind, daß man nach Gefallen lothrechte und horizontale Fäden durchziehen kann.

Die vordere Seite des viereckigen Brets ist mit messingenen Stiftchen eben so wie das oberste Lättchen des Rähmchens abgetheilt, um von dort aus schräge niederwärts gleiche Fäden spannen, und den wahren Punkt auf dem Bretchen finden zu können, indem man nähmlich das Auge so richtet, daß der schräge Faden mit dem senkrechten in Eins zusammen trifft.

Wenn ich nun das Täfelchen so hoch vor mich hingestellt hatte, und die Höhe meines Auges mit der horizontalen Linie AB überein kam, so stellte ich einen Schädel nach dem andern auf das Täfelchen, hinter die Fäden des beschriebenen Rähmchens Mittelst einer solchen Spannung der Horizontal-Fäden, daß sie die vornehmsten Theile gleichsam abschnitten, und mittelst der senkrechten erhielt ich alle nöthige Schneidepunkte, um mit Sicherheit zu zeichnen.

Auf diese Art fand ich in allen Figuren die Linien N D und E F, welche sich in C oder der vordern Seite des Gehörganges schnitten, so wie auch Berührungspunkte dem Hinterhaupte D gegen über, wodurch sich die Größe oder das Verhältniß von M C zu C D ergiebt, welches in der Folge von vielem Nutzen und großem Gewichte seyn wird, weil der Punkt C im Menschen gemeiniglich in die Schwerlinie (Linea propensionis) des ganzen Körpers E F Fig. 5124. folglich in dem Mittelpunkt der Bewegung des Kopfes fällt, oder in der Stelle der Zusammendeckung der Gelenkknöpfe des Grundbeins mit dem ersten Halswirbel P W, besonders in der 5124sten Fig. W.

Mittelst desselben Rähmchens oder Instruments konnte ich die gehörige Höhe der Köpfe E F bestimmen,

men, und so auch die verhältnißmäßigen Größen zwischen EC und CF oder HN bis NI, und folglich das Viereck HILK, in welches jeder Kopf gezeichnet werden kann.

Ferner, da ich durch den Schluß der Zähne den Mund in G bestimmte, konnte ich von G längs des Nasenbeins A und der Stirn F eine schräge Linie GM ziehen, welche ihres großen Nutzens wegen zur Bestimmung der besondern Gesichter, mit Recht Gesichtslinie (Linea facialis) genannt werden kann.

Die Fig. 5123 a) zeigt das genaue Profil eines geschwänzten Affen (die Species ist mir nicht erinnerlich) *) zur Hälfte verkleinert. Er hat eine flache, über dem Rande der Augenhöhlen etwas erhabene Stirn, fünf Backenzähne und Backentaschen, weil er aus Afrika war.

Die Gesichtslinie MG macht mit AD den Winkel MND von 42 Grad.

NC verhält sich zu CD wie 8 zu $2\frac{1}{2}$ oder wie 16 zu 5.

EC zu CF wie 7 zu 7; das ist, EC ist gleich CF.

Fig. 5123 b) stellt den kleinen Orang-Utang zu einem Viertel verkleinert vor, eben den, welchen ich in meiner naturhistorischen Abhandlung über dieses Thier (Amsterdam, bey den Erben P. Meyer u. C. Warnars **) Tab. II. Fig. 1 u. 2.) abgebildet und beschrieben habe. Er hat, weil er noch sehr jung war, überhaupt nur zwey Backenzähne.

Die Gesichtslinie MG macht mit AB oder ND einen Winkel von 58 Graden. NC verhielt sich zu CD wie 7 zu 4, und EC zu CF wie 6 zu 4.

Die hohe Stirn giebt daher diesem Thiere etwas mehr Menschliches; die Augenhöhlen stehen weiter offen, wodurch die Augen selbst sich angenehmer zeigen. —

Seit kurzem hat man wieder den wahren Pongo auf Borneo entdeckt, und im dritten Theile der Verhandelingen van Batavia Seite 245 beschrieben. Im Ganzen ist dieß Thier gleichförmig mit dem kleinen, doch fast noch einmal so groß. Ich besitze den Kopf von einem, welcher 53 Zoll, das ist, 4 Fuß 5 Zoll hoch

*) Sömmering merkt hierbey an, daß es, nach seinen Affen zu urtheilen, Simia Cynomolgus Linn. sey.

**) Deutsch 1191. Düsseldorff.

hoch war, da die kleinen selten mehr als 2½ Fuß erreichen: doch ist dieser weniger menschlich, weil sein Kopf flacher, die Wangenlinie breiter, und die Kiefer vorspringender sind. Die Gesichtslinie macht mit dem Horizonte einen Winkel von 47 Graden.

Der Schädel des jungen eilfjährigen Negers Fig. 5123 c) verräth sogleich eine menschliche Gestalt. Er war im Zahnwechsel begriffen, wie man im Oberkiefer am zweyten Backenzahne, und im Unterkiefer am Eckzahne erkennt, welcher, weil er ausgefallen ist, den nachkommenden neuen Zahn sehen läßt. Er hatte nicht mehr als vier Backenzähne auf jeder Seite. Den Körper dieses Jungen zergliederte ich zu Amsterdam im Jahr 1758.

Die Gesichtslinie MG macht mit der Horizontallinie ND einen Winkel von 70 Graden.

NC verhält sich zu CD wie 7¼ zu 8, oder wie 29 zu 32.

EC zu CF wie 8½ zu 5, oder wie 17 zu 10.

NQ zu QC wie 4 zu 4, oder NQ ist gleich QC.

Der vorspringende Theil Q bestimmt die Plattheit des Gesichtes, wie dieses vortrefflich in der Münze von Bacchus (Fig. I. und II. der letzten Tafel) ausgedrückt ist.

Obgleich Albrecht Dürer in seiner Abhandlung über die Gestaltsverwechselungen der Gesichtslinien nur zufällig den Mohren abbildet, so ist doch der Winkel der Gesichtslinie, wie in dem meinigen, auf 69 bis 70 Grade gekommen. (Ueber die Proportion, S. 186).

Die Alten scheinen auf das Charakteristische der Gesichtslinien in Negern sehr aufmerksam gewesen zu seyn, wie man bey dem Grafen Caylus (Recueil d'Antiquités. Tome VII. Planche 51 Fig. 1 u. 2. und Planche 81. Fig. 5, so wie im Tome V. Planche 90 Fig. 2.) sieht, wo die Profile von Negerköpfen zu Lampen geformt, sehr genau wahrgenommen sind.

Fig. 5123 d) zeigt den Schädel eines Kalmucken. Die Zähne und den Unterkiefer, welche fehlten, habe ich verhältnißmäßig nach dem Kopfe des bejahrten Negers, den ich zergliedert hatte, ersetzt.

Die

Die Gesichtslinie MG macht mit der Horizontallinie ND gleichfalls einen Winkel von 70 Graden, Ferner verhält sich

NC zu CD wie 11 zu $7\frac{1}{4}$ oder 44 zu 29 und
EC zu CF wie $10\frac{1}{2}$ zu 6 oder 21 zu 12.
QC ist gleich 15.

Folglich verhält sich NQ zu QC wie 7 zu 15.

Unter der großen Anzahl Europäischer Köpfe, welche ich besitze, habe ich den ausgesucht, welcher in der Fig. 5124 abgebildet ist. In diesem, so wie in andern, welche ich mit Genauigkeit gemessen habe, macht die Gesichtslinie MG mit der Horizontallinie ND oder AB einen Winkel von 80 Graden.

NC verhält sich zu CD wie $7\frac{1}{2}$ zu $7\frac{3}{4}$, oder wie 30 zu 31.

EC zu CF wie 9 zu $5\frac{1}{2}$ oder wie 18 zu 11, und
NQ zu QC wie $3\frac{1}{2}$ zu 4 oder wie 7 zu 8.

Hieraus folgt, daß der Gesichtslinienwinkel in der Natur eine äußerste Größe, und eine äußerste Kleinheit (ein Maximum und ein Minimum) von 70 bis zu 80 Graden hat: alles was darüber ist, ist nach Kunstregeln gemacht, und alles was sich unter 70 Grad neigt, giebt eine Aehnlichkeit mit Affen ec *).

Dieses Verfahren zu Ausmessung der Schädel hält Blumenbach jedoch auf mehr als eine Weise für unrichtig. Denn 1) ist, wie aus dem oben über die Varietäten der Nationalgesichtsbildung gesagten von selbst erhellt, diese ganze Gesichtslinie höchstens nur auf diejenigen Varietäten des Menschengeschlechts anwendbar, welche

*) Dieses sey genug, um eine deutliche Vorstellung von Camperschen Gesichtslinie zu geben. Er setzt seine Betrachtungen a. a. O. noch viel weiter fort, und läßt sich auch auf die Gesichtslinie bey den Antiken ein, welche zum Theil einen Winkel von 90 bis 100 Graden macht. Hierbey muß ich indessen bemerken, daß jetzt die größten Kenner der Antiken darüber einverstanden sind, daß die alten Griechischen Künstler den Gesichtswinkel aus Versehen zum Theil so tief herunter gesetzt haben, wodurch eine so auffallend ohe Gesichtslinie entstehen mußte; so wie man überhaupt ja auch manche andere Fehler in der Zeichnung und Nachlässigkeiten in der Ausführung an manchen Antiken bemerkt.

welche in der Richtung der Kinnladen von einander abweichen, keineswegs aber auf jene, welche auf ganz entgegen gesetzte Weise sich vielmehr durch ein in die Breite gezogenes Gesicht auszeichnen.

2) Trift es sehr oft, daß an Hirnschädeln sehr verschiedner Völker, welche, man möchte sagen, wie Tag und Nacht, von einander unterschieden sind, daß die Richtung der Gesichtslinie die nähmliche, und umgekehrt, an mehrern Schädeln eines und desselben Volks, welche im Ganzen mit einander übereinstimmen, einerley Habitus haben, die Gesichtslinie sehr verschieden ist. Denn aus dem bloßen Umrisse des Gesichts im Profil kann man wenig schließen, wenn man nicht zugleich auf seine Breite Rücksicht nimmt. So hat Blumenbach z. B. zwey Schädel, den eines Negers aus Congo *) und eines Litthauers **); an beyden ist die Gesichtslinie fast eine und dieselbe; und der Habitus doch äußerst verschieden, wenn man den engen und fast schiffförmigen Kopf des Negers mit dem viereckigtern des Litthauers vergleicht. Dagegen aber hat er zwey andere Schädel von Negern, die im Profil erstaunlich weit von einander abweichen***) und beyde bezeugen, wenn man sie von vorn betrachtet, durch die enge fast zusammen gedrückte Hirnschale, höckerichte Stirn u. a. m. offenbar ihren Negerursprung.

3) Bedient sich Camper selbst, in den seinem Werke beygefügten Abbildungen, seiner beyden Normallinien so willkührlich und unbeständig,

*) Zweytes Zehend der Schädelsammlung. Taf. 18.
**) Drittes Zehend. Taf. 22.
***) Vergl. des ersten Zehends Taf. 7 und 8.

dig, varlirt so oft mit den fixirten Punkten, nach welchen er jene Linien richtet, und von welchen alle ihre Wirkung und Richtigkeit abhängt, daß er hierdurch selbst stillschweigend eingeht, er sey über ihren Gebrauch ungewiß und zweifelhaft.

Blumenbachen kommt es deshalb unmöglich vor, die Nationalabweichungen, bey der so großen Verschiedenheit in der Proportion und Bildung der mannichfaltigen einzelnen Theile der Schädel, welche mehr oder minder zum Nationalcharakter beyträgt, auf die Grade und Winkel einer gewissen Hauptlinie zurück zu führen.

Inzwischen hat diese Methode zu Bestimmung der Schädelverschiedenheiten den Vorzug, daß sie die meisten und die vornehmsten Theile des Kopfes, nach welchen sich die Nationaleigenthümlichkeiten am leichtesten vergleichen lassen, mit einem Blick übersehen läßt; und Blumenbach ist durch Erfahrung überzeugt worden, daß sie diesem Zwecke vor allen ungemein entspreche, wenn man die Schädel ohne die untern Kinnladen mit ihren Jochbeinen alle auf Einer horizontalen Linie richtet, und in Einer Reihe auf den Tisch stellt, sodann aber sie von hinten betrachtet. Denn auf diese Art fällt alles, was hauptsächlich den Nationalcharakter der Hirnschädel ausmacht, sey es nun die Richtung der Kinnladen oder der Jochbeine, die Breite oder Enge der Hirnschale, die Flachheit oder Erhabenheit der Stirn, u. s. w. auf einen Blick so deutlich ins Auge, daß man diese Ansicht nicht unschicklich die **Scheitelnorm** nennen dürfte, deren Grund und Anwendung die Figur 5125 a—c leicht darthun wird, wo z. B. drey auf diese Weise gestellte Schädel abgebildet sind. Der mittlere (Fig. 5125 b.), der die meiste Symmetrie

metrie und Schönheit hat, ist von einer Georgierinn; von diesem weichen die zu beyden Seiten gestellten Schädel auf ganz entgegen gesetzte Art ab. Der eine (Fig. 5125 c.), welcher von vorn verlängert ist, und gleichsam schnabelartig zuläuft, ist von einer Negerinn aus Guinea; der andere aber (Fig. 5125 a.), welcher nach den Seiten hin ausgetrieben und gleichsam platt gedrückt ist, ist von einem Rennthiertunguſen.

In dem ersten verbergen sich der Augenhölenrand, die schönverengten Jochbeine und selbst die Kinnbacken unter der Peripherie des sanftgeebneten Stirnknochens.

In dem zweyten hingegen ragen die auf beyden Seiten eingedrückten Kinnladenknochen hervor.

Und in dem dritten endlich stehen die Jochbeine, welche mit den Nasenknochen und der über ihnen befindlichen Vertiefung fast in einer und derselben horizontalen Fläche stehen, auf beyden Seiten unförmlich heraus.

Nationalverschiedenheiten der Hirnschädel.

Die ganze Verschiedenheit des knöchernen Kopfes der verschiedenen Nationen scheint sich eben so gut, als die oben abgehandelte der Nationalgesichtsbildung auf fünf Hauptabänderungen zurück bringen zu lassen, und die Fig. 5126 a—e) enthält Beyspiele davon, welche aus vielen heraus gesucht worden sind *).

1) Das Mittel von allen hält der Kopf, an welchem man das meiste Ebenmaß, eine sanft gerundete Form, eine mäßig geebnete Stirn und engeres

*) S. Blumenbach a. a. O. Tab. II.

engere Jochbeine findet, welche nirgends hervor springen und von dem Jochfortsatze des Stirnknochens herablaufen.

Der Zahnhölenrand ist ziemlich rund, die Vorderzähne in beyden Kiefern stehen senkrecht.

Zum Muster dient Fig. 5126 c, ein sehr schöner Schädel von einer Georgierinn.

Diese schöne Schädelform ist das Mittel zwischen zwey Extremen, und an deren einem ist

2) der Kopf gleichsam viereckig; die Jochbeine stehen heraus; die Nasenvertiefung und der Knochen der stumpfen Nase stehen mit den Jochbeinen fast horizontal; die Augenbraunenbogen sind kaum merklich; die Nasenlöcher sind enge; die Wangengrube nur leicht gehölt; der Zahnhölenrand macht vorwärts einen flachen Bogen; das Kinn ragt hervor.

Diese Schädelform ist den mongolischen Völkerschaften eigen.

Man findet eine ähnliche von einem Rennthiertungusen Fig. 5126 a.

An dem andern Extreme hingegen

3) ist der Kopf schmahl und an den Seiten eingedrückt; die Stirn sehr uneben und höckericht; die Jochbeine hervorstehend; die Nasenlöcher weit; die Wangengrube neben den Furchen am untern Rande der Augenhölen sind tiefer gehölt; die Kinnbacken stehen hervor; der Zahnhölenrand ist schmahler, länger und ovaler; die obern Vorderzähne stehen schräg hervor; die untere Kinnlade ist groß und stark; der obere Hirnschädel dick und schwer.

Solche Schädel haben die Neger, wie der von einer Negerinn aus Guinea Fig. 5126 e zeigt.

Endlich folgen zwey Varietäten, welche zwischen jener ersten, und den beyden Extremen das Mittel halten, nähmlich:

4) diejenige, welche zwar breitere aber doch gebognere und gerundetere Wangen hat, als die mongolische Varietät, und wo sie nicht wie bey dieser vorwärts ragen, und mittlig sind.

Sie hat gemeiniglich tiefe Augenhölen; die Form der Stirn und des Scheitels ist bey den meisten durch Kunst bewirkt; die Hirnschädel sind leichter.

Dies ist die amerikanische Varietät. S. Fig. 5126 b, welche den Kopf eines karaibischen Fürsten von der Insel St. Vinzent vorstellt.

5) Eine mäßig verengte Hirnschale; eine etwas aufgeschwollne Stirn; keine stark hervor ragende Backenknochen; der Oberkiefer etwas hervor stehend; die Scheitelbeine nach den Seiten ausgebogen.

So ist der malayische Stamm in der Südsee.

Eine Probe davon liefert der Hirnschädel eines Otaheiten. Fig. 5126 d.

Und zwar bleibt sich diese nationale Schädelform immer so gleich, daß sie auch in den Köpfen sehr zarter Kinder schon bemerkbar ist. Denn so besitzet Blumenbach z. B. den Schädel eines burätischen Kindes *), welcher offenbar den mongolischen Charakter an sich trägt; und ein anderer von einem neugebornen Neger **) verräth den Neger-Habitus.

Ursa-

*) Drittes Zehend Taf. 29.

**) Daselbst Taf. 30.

Ursachen der Nationalverschiedenheit der Schädel.

Zwar sind die Knochen unter allen gleichartigen Theilen des menschlichen Körpers die festesten und beständigsten, und dienen in der Verbindung mit den übrigen festen Theilen gleichsam als Grundlage und Stütze. Nichts desto weniger aber sind sie immerwährenden Veränderungen weit mehr als die weichen Theile des Körpers ausgesetzt, wie dies physiologische Versuche und pathalogische Erscheinungen augenscheinlich lehren.

Die Bestandtheile der Knochen werden unmerklich aufgelöst, und wieder eingesogen; dagegen sondern sich aus dem Blute neue ab, setzen statt jener an, werden fest, und ersetzen den Verlust.

Was also schon seit der ersten Bildung der Knochen geschah, wird durch diese ununterbrochene Umwandelung der Knochenmaterie fortgesetzt und vollendet; sie fügen sich nämlich nach der Form der benachbarten Theile, und werden durch ihre Einwirkung gleichsam geformt und ausgebildet.

Am augenscheinlichsten erhellt dies besonders an den Formen des knöchernen Kopfes eines bejahrteren Menschen. Denn bey diesem giebt die innere Oberfläche des Schädels gleichsam einen Abdruck der Lappen und Windungen des Gehirns ab, welchem sie angepaßt war, von außen hingegen zeigt das Gesicht des Schädels unläugbare Spuren, sowohl von der Einwirkung der Muskeln, als auch der ganzen Gesichtsbildung, deren allgemeinen Habitus und Verhältniß man ziemlich leicht aus dem fleischlosen Schädel bestimmen könnte.

Wenn nun das Klima (wie es denn höchst wahrscheinlich ist) zu der Nationalgesichtsbildung sehr mächtig mitwirkt: so folgt von selbst, daß dieselbe Ursache auch an der Bereitung der nationalen Schädelform, besonders bey den Gesichtsknochen, großen, wiewohl mittelbareren Antheil habe.

Doch ist zu glauben, daß außer dieser Hauptursache auch andere Nebenursachen, als ein gewaltsamerer, lange anhaltender Druck u. dgl. auf die Gesichtsknochen wirken können.

Blumenbachs Sammlung verdankt der Freygebigkeit des Herrn Baronet Banks den sehr seltenen Schädel eines Neuholländers*) aus der Nachbarschaft der Botany-Bay, der sich unter andern durch eine besondere Flachheit des Oberkiefers, da wo die vordern und Eckzähne stehen, auszeichnet. Nun ist bekannt, daß jene rohen Völker die sonderbare Sitte haben, sich mit einem Querholze die Scheidewand der Nase zu durchbohren, und die Nasenlöcher gleichsam mit einem Riegel so zu verstopfen, daß sie bloß mit offnem Munde Athem holen können. Es ist also glaublich, daß jene Flachheit, durch den beständigen Druck dieses Querriegels nach und nach entstehe.

Weit häufiger aber erleiden die flachen Knochen der Hirnschale durch einen langen Druck eine besondere, und zuweilen auch wohl nationale Umwandlung der Bildung, die sich entweder von der, gewissen Nationen eignen Sitte, die Kinder in Wiegen zu legen, oder von einem gewaltsamen, täglich absichtlich wiederhohlten Druck der Hand herschreibt.

Daher

*) Drittes Zehend Taf. 27.

Daher zeichneten sich zu den Zeiten des Vesalius, nach dessen Aussage die Deutschen mehrentheils durch eingedrücktes Hinterhaupt und einen breiten Kopf aus, weil die Knaben in der Wiege immer auf dem Rücken lägen.

Den Holländern aber schrieb er länglichere Köpfe als den übrigen zu, weil die Mütter ihre in Windeln gewickelten Kinder gewöhnlich auf der Seite und auf den Schläfen schlafen ließen.

Daher zeichnen sich die rohen amerikanischen Völkerschaften um Nord-Karolina bis nach Neu-Mexico hin, durch eine eingedrückte Hirnschale aus, welche sie den Kindern durch eine abschüssige Lage in der Wiege zuzlehen, in welcher sie mit dem Scheitel und mit dem ganzen Körpergewicht unbeweglich auf einem mit Sand gefüllten Sacke liegen [2]).

Mehrere dergleichen Gebräuche, die Köpfe neugeborner Kinder durch Drücken der Hände, durch Binden und andre Mittel in eine gewisse nationale Form zu bringen, sind bey den ältesten, wie bey den neuern Völkern, und unter uns sowohl, als unter den entferntesten Nationen herrschend gewesen.

Wir wissen aus mehreren Zeugnissen, daß solche Gebräuche entweder sonst üblich gewesen, und es zum Theil in manchen deutschen Provinzen [a]) noch sind; bey den Holländern [3]), Fran-

1) S. Adair's History of the North-American Indians, S. 9.

a) Von den jetzigen Vogtländern s. J. Chr. Gottl. Ackermann in Baldingers neuem Magazin für die Aerzte. Th. 2. S. 506.
Von den Hamburgern seiner Zeit s. Laurembergs Pasicompse, S. 63.

3) Spiegel de humani corporis fabrica. S. 17.

zosen [1]), Italienern [2]), den griechischen Insulanern des Archipelagus [3]), den Türken [4]), den alten Sigyniern [5]), und den Langköpfen an dem Pontus Euxinus [6]), den jetzigen Sumatranern [7]), den Nikobaren [8]). besonders aber bey mehreren amerikanischen Völkern, z. B. den Anwohnern des Nootka-Sundes [9]), den Schakten, einer georgischen Nation [10]), den Warsawen in Karolina [11]), den Karaiben [12]), den Peruanern [13]), ja

1) Von den Parisern s. Andry Orthopedie. Th. 2. S. 3.
2) Von den Genuesern z. B. s. Vesalius de corporis humani fabrica. S. 23. Spiegel a. a. O.
3) Namentlich von den Chiern hat es dem Herrn Hofrath Blumenbach ein Augenzeuge erzählt, sein ehemaliger Zuhörer, Herr Philites, Arzt zu Epirus.
4) Herr v. Asch meldete dem Herrn Hofr. Blumenbach in einem Briefe vom 26sten July 1788, daß zu Constantinopel die Hebammen nach der Geburt gewöhnlich die Mutter tragen, welche Form sie für den Kopf ihres eben gebornen Kindes wünsche, und daß denn die Asiaten diejenige vorzögen, welche durch eine, Stirn und Hinterhaupt fest umschließende Binde entsteht, weil sie glauben, daß die rothen Turbane, welche sie gewöhnlich tragen, dann besser sitzen.
Vergleich die zweyte Tafel des ersten Zehnds von Hirnschädeln.
5) Strabo B. II. S. 358. Ausg. d. Casaubonus.
6) Hippokrates de aeribus, aquis et locis, Charters Ausg. Th. 6. S. 206.
7) Marsden History of Sumatra, S. 38.
8) Nik. Fontana in den Asiatik Researches, Theil 3, S. 151.
9) S. Meares's Voyages, S. 249.
10) Adair a. a. O. S. 8. 254.
Vergl. Taf. 9 des ersten Zehnds von Hirnschädeln.
11) Lawson's History of Carolina, S. 33.
12) Oviedo Historia general de las Indias, Sevilla 1535, Fol. S. 256.
Raymond Breton, Dictionnaire Caraibe-Francois, Auxerre 1665, 8. S. 58, 92, 145, 289.
Vergl. Taf. 10 des ersten Zehnds von Hirnschädeln, und Figur 5126 b).
Auch Taf. 20 des zweyten Zehnds.
13) Torquemada Monarchia Indiana, Sevilla 1615. Fol. Th. 3, S. 623.

ja auch bey den freyen Negern auf den antillischen Inseln [1]).

Es ist in der That zu verwundern, daß neuerlich Schriftsteller aufgestanden sind, welche diese ganze Künsteley mit der Kinderkopfsbildung in Zweifel ziehen wollten [2]); eine Sache, die durch einmüthige Uebereinstimmung von Augenzeugen außer Zweifel gesetzt ist; von welcher mehrere Nationen, sowohl des südlichen [3]), als nördlichen Amerika [4]) ihren Nahmen haben; welche bekanntlich schon vor zweyhundert Jahren auf den Concilien des spanischen Klerus den Wilden in der neuen Welt untersagt wurde [5]); von deren Ausübung und den dazu gebrauchten Hülfsmitteln, Binden u. s. w. [6]), mit welchen sie durch Jahre lang fortgesetzten beständigen und einförmigen Druck der nachgiebigen Kindeshirnschale

De Ulloa Relacion del viage para medir algunos Grados de Meridiano. Madrit 1748. Fol. Th. 2, S. 533.

1) Thibault v. Chawalen Voyage a la Martinique. S. 39.

2) z. B. Haller, Camper, Sabatier u. a.

3) „Der Name Omagnas bedeutet in der Sprache der Peruaner und der Name Campevas, welche ihnen die Portugiesen in der brasilischen Sprache geben, Flachkopf; wirklich haben diese Völker die seltsame Gewohnheit, die Stirn der eben gebohrnen Kinder zwischen zwey Bretter zu drücken, und ihnen die fremde Gestalt zu verschaffen, welche sie, wie sie sagen, dem Vollmond ähnlicher machen soll." De la Condamine in den Mémoires de l'Acad. des Sc. de Paris 1745. S. 427.

4) Kugelköpfe und flache Köpfe. Vergleiche Charlevoix Histoire de la nouvelle France, Th. 3, S. 187. 223.

5) Jos. Saenz v. Aguirre Collectio maxima conciliorum omnium Hispaniae et novi orbis, zweyte Ausg. Rom 1755, Fol. Th. 6, S. 204, wo in der Geschichte der dritten Synode limaischer Diöces vom Jahre 1585, den 17. July ein Beschluß steht, daß die Indianer die Köpfe ihrer Kinder nicht durch Formen bilden sollen.

6) Vergl. z. B. die genauen Abbildungen solcher Binden, deren die Karaiben sich bedienen, in dem Journal de Physique, Monat Aug. 1791, S. 132.

schale die ihnen angenehme Form verschaffen, wir die genauesten Beschreibungen haben; und welchen allen endlich die Schädel von jenen rohen Völkern, selbst, die nach Europa gebracht und hin und wieder schon früher abgebildet worden sind *), aufs genaueste und völlig entsprechen.

So sehr indeß die Sache selbst außer allen Zweifel gesetzt ist, so läßt sich doch jene seit Hippokrates öfters wiederholte gelesene Behauptung nicht so leicht annehmen, daß solche besondere Schädelformen, die anfangs mit Fleiß und durch Künsteleyen gebildet und durch viele Generationen hindurch durch gleichen Gebrauch beybehalten worden, dann durch die Länge der Zeit gleichsam erblich und zur andern Natur geworden wären.

Es findet sich nähmlich in der vortrefflichen Schrift des Hippokrates von der Luft, den Wasserarten und den Gegenden, eine berühmte Stelle von den Langköpfen, einem Volke aus der Nähe des Pontus Euxinus, von welchem er zuerst und hauptsächlich handelt, weil überall kein anderes Volk sich finde, das ähnliche Köpfe habe. Anfänglich, sagt er, habe die bey ihnen übliche Gewohnheit diese langen Köpfe hervorgebracht; späterhin aber habe die Natur mit der Gewohnheit gestimmt. Es werde aber bey diesem Volke für vornehm gehalten, einen sehr langen Kopf zu haben. Und zwar sey der Anfang folgender Gewohnheit gewesen: Sie drückten den Kindern gleich nach der Geburt, den noch ganz wachsweichen und gleichsam einem feuchten und

*) Z. B. in den Mémoires de l'Acad. des sc. de Paris. 1740, Taf. 16, Fig. 1.

und weichen Lehmen ähnlichen Kopf zwischen den Händen zusammen und trieben ihn dadurch ins längliche; sie zwängten ihn sogar durch Binden und andere Hülfsmittel zusammen, um die runde Form desselben in eine länglichte umzugestalten. Diese Gewohnheit sey Anfangs die Ursache solcher langen Köpfe gewesen. In der Folge aber habe die Natur diese Form freywillig hervorgebracht, so, daß man sie durch die vorige Gewohnheit nicht mehr zu erzwingen brauchte.

Hippokrates sucht den Grund dieses sonderbaren Phänomens aus seiner berühmten Zeugungshypothese zu erklären, welche von der büffonischen nicht gar viel abweicht. Dieser zufolge glaubte er, daß der Zeugungssaft aus allen Gliedern des Körpers hervorkomme und gleichsam aus ihnen ausfließe, wodurch die Formen der Theile des zu bildenden Fötus gleichsam nach einer Urform gemodelt würden. Und dies sey denn der Grund, warum von Kahlköpfen wieder Kahlköpfe, von Blonden Blonde und von Langköpfen Langköpfe erzeugt würden.

Etwas ähnliches hat man in neuerer Zeit auch von andern Völkern, z. B. den Peruanern [1]) und den Genuesern [2]) erzählt.

Einige Nationalverschiedenheiten der Zähne, nebst ihren Ursachen.

In der Ordnung folgen nun zunächst auf die Formen der Schädel einige an gewissen Völkern bemerkte Verschiedenheiten der Zähne.

1) Von den Einwohnern der Provinz Puerto Viejo Cardamus de rerum varietate. Th. 3, S. 162. Spons Ausg.
2) Jul. Cäs. Scaliger Comment. in Theophrastum de causis plantarum. S. 287.

So hat Blumenbach z. B. schon im Jahr 1779 sowohl in einem Stücke von einem einbalsamirten ägyptischen Leichnam, als in dem ganzen Hirnschädel einer Mumie [1]) eine besondere Anomalie in den Vorderzähnen bemerkt, deren Kronen nicht in die Breite gezogen und mit einem dünnen Rande versehen, sondern dick und abgestumpften Kegeln ähnlich waren. Die Hundszähne aber konnte man in Ansehung der Krone blos durch ihren Stand von den benachbarten unterscheiden. Und dieselbe ganz besondere Bildung hat man auch an andern Mumien bemerkt, wie an der zu Cambridge [2]), und zu Kassel [3]), auch etwas ähnliches an der zu Stuttgard [4]); auch fand Blumenbach, als er vor einigen Jahren zu London war, in einer jugendlichen Mumie, welche ihm ihr Besitzer zu zerlegen erlaubte, sehr ähnliche Schneidezähne [5]). Es bedarf aber freylich kaum einer Erinnerung, daß bey einer so großen Reihe von Jahrhunderten, seit das Einbalsamiren der Leichname in Aegypten Sitte war, und bey dem Wechsel so verschiedener Herren und Bewohner dieses Landes, auch eine große Verschiedenheit unter den Mumien und deren Schädeln herrschen müsse, und daß man daher sehr Unrecht haben würde, die erwähnte besonder-

1) Zweytes Zehnd von Hirnschädeln, Taf. 1.
2) Mideton monumenta antiquitatis, im 4ten Th. seiner Werke, S. 170.
3) Vergl des braunschweigischen Archiaters Brückmanns Bericht von dieser Mumie. Braunschweig, 1732. 4.
4) Storr prod. methodi mammalium. Tübingen 1778. 4. S. 24.
5) Philosophical Transactions, J. 1794, Abschn. 2, S. 184. S. auch Observations on some Egyptian Mummies opened in London by J. F. Blumenbach. From the Philosophical Transactions 4.

dere Form der Zähne an allen Mumien zu erwarten. Doch scheint es immer eine merkwürdige Varietät, die vielleicht noch einst als unterscheidendes Merkmal angewandt werden könnte, um die Mumien eines Zeitalters und Volks von den übrigen zu unterscheiden. Die Ursachen dieser besondern Bildung auszumitteln, möchte freylich schwer seyn, doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie wenigstens großentheils in den Nahrungsmitteln zu suchen seyen, von welchen Diodorus Siculus ausdrücklich anführt, daß sie bey den alten Aegyptiern aus Stauden und Wurzeln bestanden haben. Dadurch wurden die Zähne mehr abgerieben; daß aber Zähne, welche stärker abgerieben, oder mit Fleiß abgestumpft werden, in die Dicke wachsen, ist eine Bemerkung, die man an Menschen [1]) und Thieren [2]) gemacht hat.

Diese Muthmaßung bekömmt noch mehr Gewicht durch Winslows [3]) Beobachtung, welcher in dem Hirnschädel eines Grönländers von der Hundsinsel eine solche ungewöhnliche Dicke der Schneidezähne und Aehnlichkeit mit den Backenzähnen bemerkt hat, und sie der Art und Weise zuschreibt, wie jene Wilden das rohe Fleisch essen.

Wirklich entsprechen dieser Beobachtung die dicken und wunderbar abgeriebenen Zähne in zwey Hirnschädeln von Eskimos, welche Blumenbach aus der Kolonie Nain von der Küste Labra-

1) Birch's History of the Royal Society, Th. 4, S. 3.
2) Von den elfenbeinenen Stoßzähnen der Elephanten, s. tranquebarische Missionsberichte, 106te Forts.
3) Siehe Memoires de l'Acad. de sciences de Paris, 1722, S. 323.

Labrador erhalten hat [1]). Denn daß die Eskimos mit den Grönländern zu einem und demselben Stamme gehören, und daß selbst der Nahme dieses Volks insgemein von dem Essen rohen Fleisches abgeleitet wird, ist längst bekannt.

Mehrere Schriftsteller [2]) haben angemerkt, daß die Kalmucken längere und weiter aus einander stehende Zähne hätten; diese Nachricht haben sie jedoch und zwar nicht mit gehöriger Genauigkeit aus dem im Jahr 1243 gelieferten Berichte Yvo's, eines Geistlichen zu Narbonne geschöpft, sie stimmt auch keinesweges mit den Schädeln jetziger Mongolen überein.

Andere Nationaleigenheiten der Zähne endlich rühren bloß von Künsteleyen her; wie bey einigen Negerstämmen, welche sich die Zähne durch Feilen [3]) wie Pfriemen spitzen; oder wie bey einigen malayischen Völkern, welche den glasartigen Ueberzug der Zähne großentheils vertilgen [4]), oder ihnen auch überdies Furchen eingraben [5]) u. s. w.

Etwas ähnliches hat Blumenbach an einigen Sinesen von Japan beobachtet, welche sich die glasartige Rinde von dem äußersten Rande

1) Siehe drittes Zehnd von Hirnschädeln. Taf. 24, 25.
2) Vergl. z. B. Büffon, Erxleben u. a.
3) van Linschoten Schipvaert naer Oost. Th. 1, S. 60. von der Gröben guineische Reisebeschreibung, S. 51. 94.
Barbot in Churchill's collection of voyages. Th. 5, S. 139, 143, 385.
Schotte in Philosophical Transactions, Th. 73, Abschn. 1, S. 92.
Report of the Lords of the Committee of Council for the consideration of Slave Trade, Fol. L. und M.
4) Von den Philippinen, Magindanao, s. Forrest voyage to New-Guinea, S. 237.
5) Von den Peruanern, Hawkesworth's collection of voyages, Th. 3, S. 349.

Rande der Vorderzähne sehr sorgfältig weggerieben hatten.

VI. Einige andere Nationalverschiedenheiten in Ansehung einzelner Theile des Körpers.

Bisher haben wir die Hauptvarietäten verschiedener Völker, welche in Ansehung der Farbe (ihrer Haut, Haare und Augen), der Gesichtsbildung und Schädelform zu bemerken waren, erörtert.

Es finden indeß noch einige solche Abänderungen an den andern Theilen des Körpers statt, welche zwar minder erheblich sind, doch keineswegs übergangen werden können.

A. Aeußeres Ohr.

Den Alterthumsforschern ist bekannt, daß viele Götterbilder des alten Aegyptens, sie mögen nun aus Erz oder Thon oder aus verschiedenen Steinarten bereitet, oder aus ägyptischem Feigenholz geschnitzt, oder endlich auf Sarkophagen gemahlt seyn, sich durch ziemlich hohe Ohren auszeichnen. Einem neuern Schriftsteller hat es beliebt, dies kurz weg den Künstlern als einen Fehler der Zeichnung anzurechnen*). Dies aber, sagt Blumenbach, könne er um so weniger zugeben, da er an manchen solchen Werken eine nicht gemeine Kunst und einen richtigen Geschmack gefunden habe; dann aber auch, weil er es hauptsächlich an solchen Bildern beobachtet habe, welche indianische Gesichtsbildung hatten**), und

*) Récherches philosophiques sur les Egyptiens. Theil 1. S. 212.

**) S. Philosophical Transactions. J. 1794. St. 2. S. 191. Taf. 16. Fig. 2.

und eine ähnliche äußerst genau gezeichnete Stellung auch an ächt indianischen Portraits angetroffen wird. Im Allgemeinen aber ist diese Verschiedenheit nicht größer, als jene, welche wir auch an Varietäten der Hausthiere, besonders der Pferde und der Schweine bemerken, bey welchen die Stellung und Lage der Ohren sich verschieden zeigt. Ja wenn wir an diesen ägyptischen und indianischen Figuren zugleich auf die Richtung der Augenwinkel von der Nasenwurzel nach den Ohren zu, Rücksicht nehmen: so scheint diese Höhle der Ohren großentheils blos von der Art und Weise, wie sie den Kopf tragen, nähmlich mit erhobenerem Hinterhaupte und gesenkterem Kinne herzukommen.

Daß auch die alten Bataver eine ganz besondere Form und Lage der Ohren gehabt haben, bezeugen sowohl Stellen alter Schriftsteller, als auch Bildnisse [1]).

So sollen sich auch die Ohren der Bewohner Biscajas durch Größe auszeichnen [2]).

Daß bey den Wilden die Ohren mehr von dem Kopfe abstehen und beweglich sind, ist eine sehr bekannte Sache, so auch, daß viele Völkerstämme, besonders aus Ostindien und dem stillen Meer sie durch mancherley Künsteleyen sehr groß und unnatürlich lang machen; welche seltsame Sitte zu den mährchenhaften Erzählungen einiger alten Schriftsteller von den ungeheuer großen

1) Abbildungen liefern des Smetius antiquitates Neomagenses, S. 70 und Cannegieter de Littenburgo, matribus Brittis, s. m. S. 144.

2) Rélation du voyage d'Espagne, von der Gräfinn d'Aunoy, Th. 1. S. 23.
Auch bestätigt dies Dieze in den Anmerkungen zu Bruce's Reise durch Spanien. Th. 2. S. 271.

ßen Ohren gewisser Völker Veranlassung gegeben hat.

B. Brüste.

Daß bey manchen rohen Völkern, besonders in Afrika [1]) und auf einigen Inseln des stillen Meeres [2]), die Weiber lange und schlaff herunter hangende Brüste haben, ist durch eine Menge Zeugen außer Zweifel gesetzt. Doch sind diese Erzählungen zum Theil übertrieben [3]), auch findet sich diese Eigenheit nicht an allen Weibern eines und desselben Volks; denn es giebt sehr viele Südseeinsulanerinnen [4]) und nicht weniger Negerinnen, die man täglich in europäischen Handelsplätzen sehen kann, welche durch schön geformte Busen sich auszeichnen; endlich aber ist auch diese Verlängerung keineswegs bloß den wilden Völkerschaften eigen, sondern man hat sie hier und da auch bey europäischen Weibern, z. B. sonst an den irländischen [5]) und noch in neuern Zeiten bey den morlachischen [6]), gefunden.

Die

1) Ueber die Negerinnen, s. Fermin sur l'oeconomie animale, Th. 1. S. 117.
Von den Hottentotten, Kolbe S. 474.

2) S. die Einwohner der Insel Horn bey Schouten in Dalrymple collection, Th. 2. S. 58.

3) Z. B. Townson's Behauptung in Hakluyt's collection, Th. 2. S. 26 von den Negern am St. Augustinsflusse.
Bruce sagt von den Brüsten der Schangallas, daß sie bey einigen fast bis auf die Knie herabhingen. Reisen nach den Quellen des Nils, Th. 2 S. 546.
Eben so wenig Glauben verdienen Mentzels Erzählungen von den Tabaksbeuteln, welche aus den Brüsten von Hottentottinnen gemacht, und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung in Menge feilgeboten würden. Beschreibung des Vorgebirgs der guten Hoffnung, Th. 2. S. 564.

4) J. R. Forster Bemerkungen u. s. w. S. 242.

5) Lithgow's rare Adventures and painefull peregrinations, S. 433.

6) Fortis viaggio in Dalmazia. Th. 1, S. 31.

Die Ursache davon scheint hauptsächlich in der Gewohnheit, die Kinder, auf dem Rücken der Mutter hangend, zu säugen, zum Theil auch in einem langen, mehrjährigen Säugen der Kinder zu liegen. Hin und wieder wird uns sogar berichtet, daß bey Völkern, welche diese Verlängerung für schön hielten, die Brüste durch Kunst verlängert worden sind [1]).

Andere Nationen zeichnen sich durch weite und dicke Brüste aus, wie die Aegyptier, und schon Juvenal spricht

„Von Warzen auf Meroens Brust
Die größer, als ein dickes Kind gewesen"

als von einer bekannten und nicht ungewöhnlichen Sache. Ja nicht die Weiber allein, sondern auch die Männer in Aegypten sollen ungewöhnlich starke Brüste haben [2]).

Unter den europäischen Nationen haben die Portugiesinnen die vollsten Brüste, da sie hingegen bey den Spanierinnen schwach und klein sind; denn sie suchten, wenigstens im vorigen Jahrhundert, das Wachsthum derselben durch Einpressen zu verhindern [3]).

Daß dagegen durch andere Mittel die Dicke der Brüste noch vergrößert werden könne, ist ausser Zweifel; wie viel übrigens eine zu früh ausgeübte Befriedigung des Geschlechtstriebes dazu beytragen könne, davon geben die noch nicht ganz erwachsenen und unmannbaren feilen Weibespersonen

1) Von den Bewohnern der östlichen Küste Afrikas, zwischen dem weißen Vorgebirge und dem Fluß Senega. Cadamosto in Ramusius Sammlung, Th. 1. S. 100. Vergl. l'Admiral l'Afrique et le peuple Africain. Paris 1789. 8. S. 45.

2) Alpinus, historia naturalis Aegypti, Th. 1. S. 14.

3) Gräffinn d'Aunoy a. a. O. Th. 2. S. 128.

sonen ein auffallendes Beyspiel, welche nach London aus den nächsten Vorstädten zusammen strömen, um ihren Körper für Geld Preis zu geben, und die Straßen des Abends in unglaublicher Menge durchstreifen.

C. Geschlechtstheile.

Von den Negern sagt man insgemein, daß ihr Geburtsglied ziemlich lang sey. Wirklich entspricht dieser Behauptung ein ausgezeichnetes Präparat von den Geburtsgliedern eines Negers, welches Blumenbach in seiner anatomischen Sammlung aufbewahret. Ob aber diese Eigenschaft allgemein und der ganzen Nation eigen sey, ist nicht bekannt [1]). Sehr wollüstige Frauenzimmer sollen den Beyschlaf mit den Negern andern vorziehen [2]).

Umgekehrt versichert man auch, daß die Europäer die beste Befriedigung bey den Negerinnen [3]) und Mulattinnen [4]) finden. Die Ursache dieses Vorzugs wird nicht angegeben. Ob sie etwa darin den mongolischen [5]) und amerikanischen

1) Dasselbe sagt Faust von den nördlichen Schotten, welche niemals in Beinkleidern gehen.
Wie der Geschlechtstrieb der Menschen in Ordnung zu bringen 2c. S. 52.
Daß aber diese Behauptung von den Schotten nicht ganz richtig sey, hat Blumenbach durch sehr gültige Zeugnisse bewiesen in der medicinischen Bibliothek, Th. 3. S. 413.

2) Siehe Saar, ostindische Kriegsdienste S. 45.

3) Chanvalon voyage à la Martinique, S. 61.
Sparrmann Reise nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, S. 72.

4) S. de Werken van W. V. Focquenbroch Th. 2. S. 421.

5) Georgi Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, Abschn. 2. S. 220.

schen [1]) Weibern gewisser Völkerschaften ähnlich sind, von welchen man sagt, daß sie auch nach der Verheyrathung und selbst nachdem sie schon Kinder geboren haben, enge Geburtstheile behalten?

Eine ganz entgegengesetzte Beschaffenheit der Schamtheile schreibt Steller den Kamtschadalinnen zu [2]).

Er behauptet, daß sich viele unter ihnen durch lange und vorhängende Nymphen auszeichnen, die, wie von mehreren Schriftstellern versichert wird [3]), bey den Hottentottinnen zu fingerförmigen Läppchen werden sollen. Doch scheint dieser Schambusen (Sinus pudoris), wie Linné ihn nannte, mehr in einer Verlängerung der Lefzen selbst zu bestehen [4]), welche nicht natürlich, sondern erkünstelt seyn soll [5]); und sie hat eigentlich zu dem fabelhaften häutigen Bauchschurz Veranlassung gegeben, von welchem leichtgläubige Schriftsteller glaubten, daß er von dem Unterleibe herabhänge [6]) und die Schamtheile dieser Weiber bedecke.

D. Schenkel.

Ferner wissen wir, daß gewisse Völker in der Bildung und Proportion der Schenkel von ein-

1) S. Velpucci Lettera a Lorenzo de Medici. S. 110. Bandinis Ausg.
Riolani des Sohns anthropographia. S. 306.
2) Beschreibung von Kamtschatka, S. 299.
3) Vergl. W. ten Rhyne de promontorio bonae spei. Schafh. 1686. 8. S. 33.
4) S. Hawkesworth's collection. Th. 3. S. 388.
5) Le Vaillant, voyage dans l'intérieur de l'Afrique. S. 3. 1.
6) S. eine Abbildung bey F. Leguat voyage et avantures, Th. 2. Taf. 13.

einander abweichen. So zeichnen sich z. B. die Indianer durch die Länge ihrer Schenkel [1]), die Mongolen dagegen durch die Kürze derselben aus [2]). Die Irländerinnen sollen sehr starke Lenden haben [3]).

Den Neu-Seeländern legt man so dicke Schenkel bey, daß sie die Speckgeschwulst zu haben scheinen [4]).

Andere sagen, daß diese Antipoden von uns krumme und ungestaltete Schenkel haben, und diese Mißgestalt durch die Lage des Körpers bekommen, in welcher sie zu sitzen pflegen [5]).

Die sehr krummen Schenkel der Kalmucken leitet man theils von der Beschaffenheit ihrer Wiegen, theils von dem Reiten her, wozu sie sich schon in der zartesten Jugend gewöhnen [6]).

Aeußerst unförmlich werden die Füße der Feuerländer beschrieben [7]), welche Bougainville Pescherais benannt hat [8]).

Daß aber eine Mißgestalt der Schenkel und Füße, besonders bey einigen afrikanischen Völkerschaften, national sey, haben schon die Alten,

1) De la Boullaye-le-Gouz voyages et observations, S. 153,
Kant in Engels Philosoph für die Welt. Th. 2. S. 155.
2) Yvo von Narbonne in Matthäus Paris, historia majore, nach Wats Ausg. S. 530.
3) Twiss's Tour in Ireland; S. 39.
4) Monneron in de la Borde histoire de la mer du Sud, Th. 2. S. 97.
5) G. Forsters voyage round the world, Th. 2. S. 480.
6) Pallas über die mongolischen Völkerschaften, Th. 1. S. 98
7) J. R. Forster Bemerkungen, S. 225. „Die Füße haben kein Verhältniß zu dem Oberleibe; die Schenkel sind dünn und hager; die Beine gekrummt, die Knie ausgedehnt, die Zehen auswärts gekehrt."
8) Voyage autour du monde, S. 147.

hauptsächlich von den Aegyptern [2]), Aethiopiern [2]) und Negersklaven [3]) angemerkt. An den Schenkeln der schwarzen Sklaven muß man dreyerley Fehler unterscheiden, welche auch von verschiedenen Ursachen herrühren: erstlich krumme Beine [4]) (jambes cambrées), dann eine verunstaltende Dicke [5]), und endlich Striemen und Risse, welche häufig daran aufspringen sollen.

Jene Krümmung scheint hauptsächlich von der Stellung herzurühren, in welcher die Kinder auf dem Rücken der Mütter hängen und sich mit ihren Knieen festhalten [6]). Manche solche Unförmlichkeiten sind auch Folgen von Krankheiten [7]).

Die Dicke der Füße (wo sie nicht ebenfalls aus der Pathologie zu erklären ist) kann auch von starker und anhaltender Arbeit herkommen.

Daß aber die an der starken Haut, vorzüglich auf der Fußsohle, der Neger aufspringenden Spalten von dem brennenden sandigen Boden herrühren kann, ist nicht zu bezweifeln [8]).

Füße

1) Aristoteles problematum, s. 14. S. 431 in Casaubons Ausg.
2) Virgil moretum, V. 35.
Vergl. Heynens Anmerkungen zu dieser Stelle im vierten Theil von Virgils Werken, S. 215 ff.
3) Petron Satyricon, K. 102.
4) Sömmering über die körperliche Verschiedenheit des Negers u. s. w. S. 40.
Chanvalon voyage à la Martinique, S. 58.
5) Albrecht Dürer von menschlicher Proportion, Fol. Th. 3. Ausg. vom Jahr 1528.
Ramsay on the treatment and conversion of African Slaves, S. 217.
6) Chanvalon a. a. O.
7) Fr. Allamand in den Novis actis academiae naturae curiosorum, Th. 4. S. 89.
8) S. Hier. Mercurialis de decoratione. S. 103.

Füße und Hände.

Endlich haben aufmerksame Beobachter angemerkt, daß bey gewissen Nationen Hände und Füße verhältnißmäßig sehr klein sind.

Dies wird z. B. von den Indianern, Sinesern, Kamtschadalen, Eskimos, Peruanern, Neuholländern und Hottentotten gesagt.

Daß hiezu oft Verkünstelung mitwirken könne, lehren die straußfüßigen Sineserinnen. Sehr wahrscheinlich mögen aber auch die harte Lebensart und die Nahrungsmittel Schuld daran haben.

VII. Nationalverschiedenheiten in Ansehung der Statur.

Dieser Theil der Geschichte des Menschen ist bisher am meisten durch fabelhafte und übertriebene Erzählungen verfälscht und entstellt worden, welche jedoch jetzt großentheils schon so weit widerlegt und berichtigt, und auf den wahren Grund zurück geführt worden sind, daß sie kaum einer weitern Erwähnung, geschweige einer wiederholten genauen Untersuchung, bedürfen.

So hat man z. B. bewiesen, daß in den äthiopischen Pygmäen der Alten nichts als eine symbolische Bedeutung der Grade auf dem Nilmesser zu suchen sey.

So hat man ferner nach einem sorgfältigern Studium der Knochenlehre gefunden, daß die sehr großen hin und wieder in unsern Erdgegenden ausgegrabenen Knochen, welche das Vorurtheil sonst Giganten beygemessen hatte, von großen Land- und Seethieren (belluae) herrühren, u. s. w.

Vielmehr beweisen einstimmig alle auf uns gekommene Ueberreste und Alterthümer, wonach wir die Statur der alten Völker schätzen können, als Mumien, Knochen, besonders Menschenzähne, welche in den ältesten Grabmählern und Urnen gefunden worden sind, Waffen u. a. m., daß jene Völker wenig oder gar nicht größer gewesen seyen, als die jetzigen.

Zwar findet man auch unter den neuen Völkern allerdings Nationalverschiedenheiten hierin. So sind z. B. unter den europäischen Nationen die Schonen, oder die Schweizer gewisser Kantons, z. B. die Schwytzer, langer, die Lappländer aber kleinerer Statur; in der neuen Welt sind die Abiponer von größerem, die Eskimos von kleinerem Körperbau; doch so, daß keins zu sehr von der Mittelgröße abweicht; und im Allgemeinen ist unter den Nationen der jetzigen Welt keine Verschiedenheit im Betreff der Körpergröße so abweichend von der Regel, daß sie nicht nach der gewöhnlichen Degenerationsweise und analogen Erscheinungen an andern Säugthieren leicht erklärt werden könnte.

Hier müssen jedoch zwey solche Verschiedenheiten besonders berühret werden, wovon selbst nach neueren Nachrichten, die eine weit über die gewöhnliche Menschenstatur hinausgehen, die andere aber weit unter ihr bleiben soll, nähmlich die gigantischen **Patagonen** im südlichen Amerika, und die zwerghaften **Quimos**, die angeblichen Bergbewohner der Insel Madagaskar.

In dem südöstlichen Theile des festen Landes von Süd-Amerika ist eine Nation, die seit Magalhaens Weltumseglung den Europäern bekannt worden, welche ihnen den zusammen gesetzten Nahmen der **Patagonen** gaben

ben, weil sie sie nämlich für verwandt mit den benachbarten Chonen hielten, ihre im Guanako-Felle eingewickelten Füße aber den behaarten Thierpfoten, welche die Spanier Patas nennen, ähnlich waren. Nach der eigenthümlichen und Landesbenennung aber heißen sie Tehuelheten.

Von diesen sogenannten Patagonen nun fabelte zuerst Anton Pigafetta, Magalhaens Reisegefährte, in seiner Erzählung, sie seyen Giganten, am Körperbau doppelt größer als die Europäer [1]). Von jener Zeit an bis nach drittehalb Jahrhunderten bestreiten und widersprechen sich gegenseitig die Berichte in den von Europäern nach dieser Gegend der neuen Welt angestellten Reisen in Betreff der Patagonen so sehr, und sind sich so äußerst ungleich, daß sie ein merkwürdiges Warnungsbeyspiel zur Behutsamkeit und zum Mißtrauen beym Gebrauch der Reisebeschreibungen abgeben können.

Nach den glaubwürdigsten neuesten Nachrichten sind die Patagonen aber ein Menschenstamm, der sich keineswegs durch gigantische Größe, obwohl durch einen langen Körper und noch mehr durch robusten Habitus auszeichnet. Das Maß der Länge kann man zwar bey den so sehr veränderlichen und schwankenden Berichten keineswegs mit Sicherheit bestimmen; jedoch beträgt es nach der Autorität sehr glaubwürdiger Zeugen kaum über sechs und einen halben englischen Fuß.

Diese Länge aber ist so außerordentlich nicht da man vorlängst weiß, daß auch andere einge-

1) S. dessen Viaggio atorno il mondo, bey Ramusi Th. 1. (4te Ausg.) S. 35, 36.

borne Stämme von Amerika (besonders dem südlichern) von sehr langer Statur sind, welches besonders von den Völkern gilt, welche sich, so wie es Tacitus von den alten Germanen meldet, nicht mit andern Völkerschaften durch Heyrathen verbunden, sondern sich als einen eignen unvermischten, und daher keinem andern Volke ähnlichen Stamm erhalten haben.

Sie sind Nomaden, wie die Bewohner des Feuerlandes und andere herumziehende Völkerschaften in Süd-Amerika; deshalb es kein Wunder ist, wenn die Europäer, welche zwar an einer und derselben Küste dieses Landes, aber zu verschiedenen Zeiten, landeten, nicht immer Menschen von demselben langen Stamme sahen.

Von der andern Seite aber ist es auch nicht schwer zu errathen, wie die Fabel von den gigantischen Patagonen habe entstehen können.

Denn erstlich waren uns aus der ältern Fabelgeschichte schon Giganten aus der alten Welt bekannt; sollten also wohl abentheuersüchtige Reisebeschreiber in der neuen Welt nicht an sie gedacht haben, da sie in der That lange und starke Menschen, auch außerordentlich große Begräbnisse [2]) und bey diesen öfters Knochen von ungemeiner Größe fanden [2])?

Bey den Spaniern konnte noch die Absicht dazu kommen, durch solche Nachrichten andere europäische Nationen von der Schiffahrt nach der Magellansstraße abzuschrecken [3]); bey diesen aber

1) Vergl. Ed. Browns Travels. S. 50.
2) Nähmlich Knochen von Pferden, deren Skelette sie bey den Gräbern der Verwandten aufstellen. S. Falkner Beschreibung von Patagonien, S. 149.
3) S. Jo. Winter in Hakluyt's Collection, Theil 3, S. 751.

Auch

aber kam leichtgläubige Furcht und der Hang zum Wunderbaren und zur Prahlerey dazu, wie denn noch in diesem Jahrhundert der Verfasser der holländischen Beschreibung von Roggeweins Erdumsegelung sich verleiten ließ, die Bewohner der Osterinsel im stillen Meere für Giganten von zwölf Fuß Länge auszugeben [4]).

Nach einer alten Sage, welche jedoch schon im vorigen Jahrhundert von Steph. Flacourt, einem sehr glaubwürdigen Schriftsteller, für eine fabelhafte Erdichtung erklärt wurde, soll es in der innern Gebirgsgegend der Insel Madagaskar ein zwar von Statur pygmäenmäßiges, allein von kriegerischem Geiste beseeltes Volk geben, welches die übrigen Einwohner oft durch plötzliche Ueberfälle beunruhigte ꝛc. Diesem Völkchen hatte man den Nahmen Quimos oder Kimos beygelegt.

Dieses Gerücht hat neuerdings wieder Vertheidiger an Moldave und dem berühmten Botaniker Commerson gefunden. Nimmt man aber von diesen Erzählungen das hinweg, was beyde nur vom Hörensagen haben, und viele Dinge, in welchen sie sich einander selbst widersprechen, so läuft das übrige da hinaus, daß Moldave irgend eine Zwergart von Sklavin, welche man ihm für eine Quimotin verkauft, erhalten hatte, die sich durch blaßgelbe Farbe, herabhängende Brüste, und lange, fast bis auf die Kniee gehende Arme auszeichnete. Allein der berühmte Freyherr von Clugny, welcher mit eben dieser Pygmäin einen ganzen Monath lang

Auch Sir John Narborough's Voyage to the Streights of Magellan, S. 90.

4) S. eines Ungenannten tweejaarige Reyz rondom de wereld, Dordrecht 1728. 4.

auf einem Schiffe war, hat deutlich gezeigt, daß sie blos durch fehlerhaften Wuchs und krankhafte Beschaffenheit eine Zwergin geworden sey; sie habe einen dicken Kopf und einen sehr blöden Verstand gehabt, und habe nur in einzelnen abgerissenen Tönen gesprochen u. s. w; lauter Umstände, nach welchen ihre Krankheit höchst wahrscheinlich für eine Art Kretinism zu halten war, da sich bey den Kretinen gleiche Symptomen zeigen; denn auch die langen Arme sind an vielen derselben, und nahmentlich den salzburgischen, von Beobachtern ausdrücklich angemerkt worden.

Sonnerat hat diese ganze Tradition scharfsinnig so erklärt, daß man sie von den Zephe-Racquimussen (Gaffetaminen) oder den sechs Oberhäuptern des Stammes zu verstehen habe, welcher die Provinz Manatan auf dieser Insel bewohnt. Diese Oberhäupter sollen noch von dem ältesten Stammvater dieses Stammes abstammen, welcher ein Zwerg gewesen seyn soll, worauf auch obiger Nahme in ihrer Sprache hindeutet.

Uebrigens sehe man den Artikel Leibesgröße, Th. 72, S. 75—177.

Von den Ursachen der Nationalstatur.

Es giebt also weder ganze Völker von Giganten noch Pygmäen. Die Nationalverschiedenheit der Statur aber, welche wir oben beyläufig erwähnt haben, scheint verhältnißmäßig in engere Grenzen beschränkt zu seyn, als jene, welche wir an Hausthieren hin und wieder finden. Auch wird ihre Erklärung nicht sehr schwierig seyn.

Wie viel das Klima hierbey mitwirke, zeigt außer so vielen andern Beweisen, die Vergleichung der Lappen mit den Ungarn, welche beyde

Völker

Völker von gemeinschaftlichem Ursprunge abstammen, jedoch unter verschiedenen Himmelsstrichen auch eine verschiedene Statur angenommen haben.

Daß auch die Nahrungsmittel viel dazu beytragen, die Statur entweder zu vergrößern oder zu verkleinern, lehrt die Physiologie sehr deutlich. So wird z. B. der schlanke Körper der vornehmern Otaheiter den feineren Nahrungsmitteln zugeschrieben, welche sie genießen [1], und gegentheils wird uns berichtet, daß die Statur gewisser wilder Völker durch mehrere Generationen hindurch allmählig abgenommen habe, weil sie sich an den unmäßigern Genuß des Brantweins gewöhnt hatten [2].

Ferner muß hier auch die bey verschiedenen Völkern frühere oder spätere Mannbarkeit angeführt werden, welche gewiß in so fern auf die Nationalstatur wirkt, daß bey Völkern, welche später reifen, der Wuchs durch diese längere Enthaltsamkeit allerdings befördert werde, (wie Cäsar von den alten Germanern angemerkt hat); wogegen nach den Beobachtungen glaubwürdiger Schriftsteller über die verschiedensten und entlegensten Himmelsstriche, eine zu frühe Ausübung des Geschlechtstriebes den Körper hindert, zur vollen Länge auszuwachsen [3].

Auch

1) A. M. Forster Bemerkungen, S. 236.
2) Von den wilden Anwohnern der Hudsonsbay, s. H. Ellis Reise nach Hudsons Merbusen, S. 201. Umfreville über den gegenwärtigen Zustand der Hudsonsbay, S. 21.
3) Vergl. z. B. nach so viel andern von den Kamtschadalen: Behm in Cook's Voyage to the northern hemisphere, Th. 3.
Von den Otaheitern Cook in Hawkesworth's Collection, Th 2, S. 187.
Von den Sumatranern, Marsden, S. 41.

Auch erhalten sich Nationen eine eigenthümliche Statur, so lange sie sich von der Vermischung mit Fremden enthalten; da hingegen die Nationalstatur schon in einigen Generationen verändert wird, wenn sie sich mit fremden Nationen von anderer Statur durch Heyrathen vermischt haben [1]).

Daß eine gewisse Statur sich auf die Nachkommenschaft forterbe, ist hierbey allerdings auch in Betracht zu ziehen, und wird durch unläugbare Beyspiele von Familien bestätigt, die sich durch lange oder kleine Statur auszeichnen.

VIII. Erkünstelte Varietäten des Menschengeschlechts [2]).

Beschneidung.

Es giebt auch noch verschiedene Theile, welche diese oder jene Nationen mit Hülfe der Kunst zu verändern pflegen; und da will ich zuerst von den Verstümmelten sprechen, wo Glieder und Theile des Körpers abgeschnitten oder abgerissen werden. Die älteste von diesen Verstümmelungen ist die **Beschneidung**, wie die Bibel, Herodots Berichte von Kolchiern, Aegyptiern und Aethiopiern, und die weite Verbreitung dieses Ritus bezeugen. Und zwar ist er nicht nur bey dem männlichen, sondern unter mehreren morgenländischen Völkern auch beym schönen Geschlechte im Gebrauche, welchem jener Theil der Scham, der dem Vorhäutchen des männlichen Gliedes entspricht, abgeschnitten wird; von welcher Ceremonie Martin Schurig [3]) und

1) Maupertuis Venus physique, S. 131.
2) S. Blumenbach a. a. O. S. 279 ff.
3) Muliebr. p. 116 sq. 142. sq. parthenol. p. 379. sq.

und Theodor Tronchin [1]) eine Menge Zeugnisse und Geschichten aus alten und neuen Schriftstellern gesammelt haben.

Monorchiden.

Die Eynuchen gehören nicht sowohl zur gegenwärtigen Materie, als die Monorchiden, denen in der Kindheit die eine Hode ausgeschnitten wird. Diese Sitte ist besonders bey den Hottentotten im Gebrauche gewesen, welche mehrentheils im achten, ja wenn man Kolben [2]) trauen darf, bisweilen erst im achtzehnten Jahre zu Monorchiden gemacht worden. Sie glauben dadurch schneller im Laufen zu werden, allein die Reisebeschreiber erinnern zugleich, daß es der Fruchtbarkeit schade [3]). Einen ähnlichen Verlust der Hode erleiden nicht selten die Bauern in der Schweiz, denn die Quacksalber pflegen durch denselben nach alter Sitte die Brüche zu heilen [4]).

Die unbärtigen Amerikaner.

Zu den Verstümmelungen rechne ich auch, daß einige Völker an verschiedenen Theilen des Körpers das Haar auszuraufen pflegen. So erhalten die Buratten blos den Bart unter dem Kinne, den übrigen reissen sie aus [5]); alle Türken vertilgen außer dem Haupthaare und Barte die übrigen Haare an dem Körper durch verschiedene Salben [6]); die Otaheiten reissen die Haare unter

1) Diss. de clitoride p. m. 75 sq.
2) Vorgebirge der guten Hofnung, S. 141.
3) Jo. Schreyer ostindische Reise S. 34.
4) v. Haller adv. Buff. operum minor. T. III. p. 183.
5) Le Brun Voyage p. 120. Mémoir. sur les Samojedes etc. p. 39 sq.
6) Leonh. Rauwolf Raiß p. 31. sq. Buff. T. III. p. 438 sq.

unter den Achseln aus [1]); und die mehresten amerikanischen Völkerschaften rotten den Bart aus, welcher Umstand zu jener alten Meinung Anlaß gegeben hat, daß die Amerikaner von Natur bartlos seyen. Blumenbach hat aber schon anderwärts beynahe aus allen Zonen von Amerika Beyspiele von wirklich bärtigen Völkern angeführt [2]) und umständlich aus einander gesetzt, daß, wenn bey einigen von Natur kein Bart kommt, dies nach den Erscheinungen der Erzeugung und den Gesetzen des Bildungstriebes geschehe [3]).

Andere Verstümmelungen.

Das bey den Bewohnern einiger Inseln des stillen Meeres gebräuchliche Abschneiden des kleinen Fingers, das künstliche Schärfen der Zähne bey andern und andere Verstümmelungen von eben so wenig Belange, kann man übergehen.

Ungeheure Ohrläppchen.

Zu den Verunstaltungen der Theile sind vorzüglich die ungeheuren und hängenden Ohrläppchen zu rechnen, in welche sich so viele Völker seit langer Zeit verliebt hatten, daß sie zu der alten Fabel von den scythischen Völkern im Pontus Veranlassung gegeben haben, welche so große Ohrläppchen gehabt haben sollen, daß sie den ganzen Körper mit denselben bedecken könnten [4]). Von den Malabaren [5]), Beynaren, den Einwohnern der Molucken [6]) und Mallikolo wissen

1) Hawkesworth T. II. p. 183.
2) S. auch Herrn Zimmermann's geograph. Geschichte des Menschen S. 70 fl.
3) Blumenbach, über den Bildungstrieb und das Zeugungsgeschäfte, S. 66 fl. Ausg. 1781.
4) Plin. IV. 13. VII. 2. Pompon. Mela Lib. III. de Hisp. et Septentr. insulis.
5) Schreyer a. a. O. S. 117.
6) Maximil. Translyl. bey Zahn spec. T. III. p. 99.

sen wir es mit Gewißheit, daß sie dieselben durch verschiedene Künste überaus groß und wirklich monströs machen. An dem Gemählde eines Südländers bey Cornelius le Brun sehen wir es auf eine wunderbare Weise zerfleischt [1]).

Andere Verunstaltungen

Die Berichte von Reisebeschreibern belehren uns, daß einige Völker die Vorhaut des männlichen Gliedes mit Fleiß verlängern, wie die Anwohner der Magellansstraße [2]), Neuseeländer [3]) und andere. Die großen Nägel der Chinesen [4]), die durchbohrten Wangen und Lippen so vieler anderer Völker, oder die durchbohrten Scheidewände der Nase und Ohrläppchen, um Ringe hinein zu hängen, und anderes mehr, liefern eben so viele Beweise der bewundernswürdigen Sucht die natürliche Schönheit des Körpers durch Kunst zu erhöhen, und von der vielartigen, so sehr verschiedenen Meinung über das Ideal des Schönen.

Gemahlte Körper.

Der Gebrauch der Mahlereyen und der verschiedenen Arten von Schminke verändert zwar die Form der Glieder nicht, ist aber doch bey gewissen Völkern so constant, daß es unrecht wäre, ihn gar nicht zu berühren. Einige überstreichen blos die Haut mit verschiedenen Farben, aber andere durchstechen sie erst mit einer Nadel, und reiben hernach die Farben ein, wo sie dann beständig haften. Beyderley Ritus ist bey den

a) n. 197.
2) Oliv. v. Noort, p. 22.
3) Hawkesworth Vol. III. p. 50.
4) Die Abbildung bey Gregor Sharpe de lingua Sinens. zu Ende des Syntagm. dissertationum Thomae Hyde, Vol. II. p. 512.

den entferntesten und verschiedensten Nationen im Gebrauche gewesen. Die Kanagysten z. B. Kalifornier, Türken, die Bewohner der Insel Santa Cruz, Mallikolo, Neuholland, des grünen Vorgebirgs u. a. mahlen sich. Die Tunguſen aber, Tschuktschen, Araber, Eskimos, Neuseeländer, Otaheiten und viele Völkerschaften aus ganz Amerika tatowiren sich (acu in ipsa cute lineas ducunt).

Mehr hiervon s. im Art. Leibesfarbe, Th. 71, S. 722 fl.

IX. Fabelhafte Verschiedenheiten des Menschengeschlechts.

Fast unzählig sind die Nachrichten, welche seit Herodot aus verschiedenen Quellen, hauptsächlich aus dem Aristeus, Ktheſias und Megasthenes durch die Erdbeschreiber von der monströsen Bildung mancher Nationen auf uns gekommen sind. Als z. B. von einäugigen Arimaspen; von Cinamolgen mit Hundsköpfen; von einfüßigen Monoskelen; von Waldmenschen auf dem Imaus, mit hinterwärts gekehrten Füßen u. dgl. m. [1]).

Hier ist nun freylich der Ort nicht dazu, bey diesen Dingen länger zu verweilen; wiewohl eine Untersuchung der Umstände, welche zu jenen Erdichtungen Veranlassungen gegeben haben mögen, gewiß nützlich und unterhaltend seyn würde, denn es ist bey der Geschichte des Menschen eben so gewiß, als bey den übrigen Theilen der Naturgeschichte, daß nicht leicht in sie eine so unge-

1) Vergl. Jo. Alb. Fabricius Abh. de hominibus orbis nostri insolis etc. Hamburg 1721, 4.

ungereimte und widersinnige Fabel hineingebracht worden sey, bey welcher nicht etwas Wahres zum Grunde läge, welches blos durch hyperbolische Uebertreibung oder Misverstand entstellt worden ist.

Aus jenem Schwall von Abentheuerlichkeiten will ich nur ein einziges Beyspiel anführen: Das so oft wiederholte Gerücht von geschwänzten Völkern, deren Existenz von mehreren Schriftstellern in verschiedenen Zeitaltern wiederholt behauptet worden ist [1]).

Zu allererst haben Plinius und nach ihm Ptolomäus und Pausanias geschwänzter Völker in Indien erwähnt; dann hat sie im sogenannten Mittelalter der Geograph Nubiens, der Venezianer Marko Polo, und andere neuerdings behauptet; und in den neuern Zeiten endlich haben mehrere Reisebeschreiber ähnliche Dinge von verschiedenen geschwänzten Insulanern des indischen Archipelagus [2]), andere von solchen Einwohnern einer gewissen russischen Provinz [3]), und noch andere Schriftsteller von andern Ländern [4]) angeführt.

Wenn man nun diese Behauptungen näher beleuchtet, so findet man leicht, wie wenig darauf zu achten sey. Die meisten Schriftsteller hatten

1) Der neueste Vertheidiger und Behaupter geschwänzter Menschen war Monboddo in den beyden Werken rühmlich: of the origin and progress of language Th. 1, S. 234 und ancient Metaphysics, Th. 3, S. 250.

2) Harvey de generatione animalium, S. 10 von den Borneern.

3) Rytschkow orenburgische Topographie, Th. 2. S. 34. Falk Beyträge zur Kenntniß des russischen Reichs, Th. 3. S. 525

4) Z. B. auf dem Feuerlande siehe die Karten bey Alonzo d'Ovaglie relationé del Regno di Cile, Rom 1646. Fol.

hatten diese Nachrichten blos von Hörensagen; überdies ist die Glaubwürdigkeit mancher vorgeblichen Augenzeugen davon schon an sich sehr verdächtig.

Ferner aber werden ihre Berichte über diesen Umstand schon durch ihre widersprechende Verschiedenheit verdächtig, wovon Blumenbach a. a. O. S. 193 Beyspiele anführt.

Die aufrichtigsten und genauesten Untersucher jener Gegenden aber schweigen entweder ganz von diesen abentheuerlichen Misgestalten, oder erklären sie nach dem Zeugniß der Einwohner geradezu für fabelhafte Erdichtungen *).

Andere endlich merken ausdrücklich an, was zu dem falschen Gerücht Veranlassung gegeben haben könne, z. B. ein von dem Rücken herabhängender Zipfel der Kleidung *), oder menschenähnliche geschwänzte Affen.

So daß auch nicht ein einziges ächtes, von mehreren glaubwürdigen Augenzeugen bestätigtes Beyspiel von einem geschwänzten Volke übrig bleibt; ja nicht einmal von einer Familie, welche durch diese widernatürliche Bildung sich ausgezeichnet hätte, da doch sonst Beyspiele von Familien, in welchen manche Misgestalten, z. B. die Ueberzahl des sechsten Fingers, in mehreren Generationen erblich bleibt, allgemein bekannt sind.

Daß aber von einzelnen Menschen, welche auch unter den Europäern hin und wieder durch einen monströsen Auswuchs am Schwanzbeine sich aus-

*) So von den Philippinern le Gentil Voyages dans les mers de l'Inde, Th. 2. S. 52.

*) Nic. Fontana on the Nicobar Isles in Asiatik Researches, Th. 3. S. 151.

ausgezeichnet haben, hier eben so wenig, als von den andern Misgeburten die Rede seyn könne, bedarf keiner Erinnerung.

X. Nationalverschiedenheit als Folge von Krankheit.

Es ist bekannt, daß kränkliche Schwäche die äußere Gestalt der Thiere und sonderlich ihre Farbe so verändert, daß sie endlich, wenn sie sich durch mehrere Generationen hindurch fortgeerbt hat, gleichsam zur andern Natur wird, und in manchen Thiergattungen sonderbare und bleibende Varietäten hervorbringt, wohin unter andern die weiße Hausmaus und das Kaninchen gehört, deren weißes Fell und rothe Augensterne ohne allen Zweifel von einer krankhaften Schwäche, der **Leukäthiopie**, herrühren.

Eben dergleichen angeerbte Krankheiten findet man auch hin und wieder bey Menschen. Doch zeigten sie sich bey ihnen nie so allgemein und bleibend, als unter den eben benannten Thieren, in so fern sie nähmlich zu einer besondern und zahlreichen Varietät ausgeartet ist.

Dessen ungeachtet müssen wir hier jene menschliche Leukäthiopie noch berühren, und zwar nur beyläufig, weil sie bey den Menschen eigentlich nicht als eine besondere Varietät angesehen werden kann, und weil im Artikel **Leibesfarbe**, Th. 71, S. 706 fl. schon etwas davon gesagt ist.

Dieser krankhafte Zustand scheint unter die Kachexien zu gehören: man erkennt ihn, und zwar immer, an zwey Symptomen *).

*) S. Blumenbach in den Commentation. soc. Reg. scientiar. Götting. Th. 7. S. 29, und medizinische Bibliothek, Th. 2. S. 537.

Das eine ist eine ungewöhnlich fehlerhafte Weiße der Haut, zu welcher oft eine unnatürliche Röthe hinzu kommt, die einem leichten Ausschlage gleicht *), dann aber in einem anomalen Weiße der Haare und der Scham, nicht jener Schneeweiße, wie bey Greisen, noch dem schönen blassen, etwas ins Grau spielenden Gelb, wie bey Personen, welche sehr blond sind, sondern einem Weiß, welches vielmehr mit dem gelblichen Weiß des Milchrahms (cream colour der Engländer) verglichen werden kann.

Das zweyte Symptom zeigt sich in den Gesichtsorganen, welches der dunkeln Farbe beraubt ist, daß einige innere Häute des gesunden Auges überzieht, zum Einsaugen des allzu vielen Lichtes bestimmt, und für ein richtiges und gutes Sehen von höchster Wichtigkeit ist. Deshalb ist die Regenbogenhaut des Auges der Leukäthiopier blaß rosenfarb und halb durchsichtig, die von einem dunklern Roth schimmernde Pupille aber gleicht an Farbe einem blassen Karneol.

Diese Symptome findet man stets beysammen, so daß man diese sonderbare Röthe der Augen nie allein und ohne jenes fehlerhafte Weiß der Haupt- und übrigen Haare gesehen hat. Daß aber jene Röthe der Pupillen von den Beobachtern öfters nicht bemerkt worden, ist kein Wunder, da die übrigen genannten Symptome ihnen mehr in die Augen fielen, die Leukäthiopier aber, welche das Licht nicht gut vertragen können, die Augenlieder mehrentheils geschlossen halten.

Stets ist diese Krankheit angeboren, niemals nach der Geburt entstanden. Sie ist stets unheil-

*) Vergl. z. B. Hawkesworth's Collection. Theil 2. S. 183.

heilbar; denn es findet sich kein einziges Beyspiel, daß sich jemals nach der Geburt eine dunklere Farbe noch angesetzt habe.

Nicht selten ist sie erblich, denn fälschlich sind die Leukäthiopier von einigen für unfruchtbar und entweder zum Zeugen oder zum Empfangen für untüchtig ausgegeben worden.

Im Allgemeinen aber ist die Kenntniß von dieser merkwürdigen Krankheit durch vielerley irrige Meinungen verfälscht worden. So z. B. sind einige ungewiß gewesen, ob sie die Leukäthiopie für einen wirklich krankhaften Zustand halten sollten; andere haben sie unrichtig mit dem Kretinism, andere mit der Geschichte des Drang-Utang verwechselt; und noch andere haben ohne Grund behauptet, man finde sie blos innerhalb der Wendekreise, u. s. w.

Freylich hat man sie zuerst unter den Aethiopiern beobachtet, denn das Weiß auf der Haut und den Haaren einer schwarzen Nation mußte besonders in die Augen fallen, und deshalb erhielten die mit diesem Zustande Behafteten den Namen weiße Neger (franz. Negres blancs, die Holländer in Ostindien nennen sie verachtungsweise mit dem Namen eines lichtscheuen Insekts Kackerlacken, die Spanier Albinos, die Franzosen Blafards u. s. w.). Allein man findet sie doch nicht blos unter den Negern, oder wohl gar blos in der heißen Zone, sondern es ist vielmehr nur zu gewiß, daß es keine Gegend der Erde giebt, wo sich diese Krankheit nicht erzeugen könne.

Denn Blumenbach weiß schon sechszehn Beyspiele von Leukäthiopiern, die in verschiedenen Provinzen von Deutschland geboren worden sind, und noch mehrere von andern europäischen Ländern, von Dänemark, England, Irland, Frank-

reich, der Schweitz, Italien, den Inseln des Archipelagus und Ungarn. Ferner außerhalb Europa, unter den Arabern, Malabaren, Madagassen, Kaffern und Negern, sowohl unter den in Afrika selbst gebornen, als unter den Negerkreolen der neuen Welt. Dann auch unter den Amerikanern auf der Landenge von Darien und in Brasilien. Endlich unter den wilden Insulanern des indischen und stillen Meeres; z. B. auf Sumatra, Bali, Amboina, Manila, Neu-Guinea, den Freundschafts- und Societäts-Inseln, von welchen allen Blumenbach a. a. O die weiteren Nachweisungen giebt.

Diesen krankhaften Zustand findet man jedoch nicht blos an Menschen, sondern auch an vielen andern warmblütigen Thieren; die bekanntesten Beyspiele geben die Kaninchen, Mäuse, Marder und Pferde (bey welchen vier Thierarten jene kränkliche Beschaffenheit durch Länge der Zeit gleichsam zur andern Natur geworden ist, doch findet man dies auch an Affen, Eichhörnchen, Ratten, Hamstern, Halbkaninchen, Maulwürfen, Beutelratten, Mardern, Wieseln und Rehen.

Unter den Vögeln findet man dies an Raben, Amseln, Kanarienvögeln, Rebhühnern, Hühnern und Pfauen.

An kaltblütigen Thieren aber hat man auch nicht ein einziges merkwürdiges Beyspiel von diesem kranhaften Zustande beobachtet.

Es giebt fünf Hauptvarietäten des Menschengeschlechts, jedoch nur Eine Art (species) desselben *).

Unter allen im vorstehenden erwähnten wirklichen Varietäten im Menschengeschlechte ist auch nicht Eine, welche nicht auch bey andern warmblütigen Thieren, besonders den Hausthieren, und zwar bey diesen meist noch weit deutlicher gleichsam vor unsern Augen aus den bekannten Ursachen der Verartung entstände; und eben so findet man hingegen keine Varietät in Farbe, Gesichtsbildung, oder Gestalt, so auffallend sie auch sey, die nicht mit andern Varietäten ihrer Art durch einen unmerklichen Uebergang so zusammenflösse, daß daraus deutlich erhellet, sie seyen alle blos relativ, und nur in Graden von einander unterschieden.

Eben darum ist es auch nicht zu verwundern, wenn eine blos willkührliche Eintheilung dieser Varietäten statt finden kann.

Unter mehreren Eintheilungen scheint mir indessen die von dem Herrn Hofrath Blumenbach entworfene der Natur am angemessensten zu seyn, weshalb ich diese hier vortragen und zu ihrer Erläuterung aus dem angeführten Werke noch folgendes hinzufügen will.

Der Herr Hofr. Blumenbach theilt nämlich das ganze bis jetzt bekannte Menschengeschlecht in folgende fünf Hauptvarietäten ein, welche sich mit den Nahmen

A) der kaukasischen,
B) der mongolischen,
C) der äthiopischen,

*) S. Blumenbach a. a. O. Seite 203 ff.

D) der amerikanischen und
E) der malayischen

bezeichnen und von einander unterscheiden lassen.

Der kaukasischen hat er den ersten Platz gegeben, weil man sie, aus später aufzuführenden Gründen, für die ursprüngliche Race halten muß.

Von beyden Seiten ging diese in die zwey entferntesten und verschiedensten Extreme über, von der einen Seite nähmlich in die mongolische, von der andern in die äthiopische Varietät.

Die übrigen zwey aber halten zwischen jener Urvarietät und diesen Extremen das Mittel. Die amerikanische nähmlich zwischen der kaukasischen und mongolischen. Die malayische wieder zwischen der kaukasischen und äthiopischen.

Ueberhaupt lassen sich diese fünf Varietäten durch nachfolgende Merkmale und Beschreibungen unterscheiden und bestimmen. Hier ist jedoch im voraus zu erinnern, daß man erstlich, wegen ihrer mannigfaltigen Verschiedenheit dem Grade nach, nicht blos eines oder das andere dieser Merkmahle, sondern mehrere in Verbindung mit einander betrachten müsse; dann aber, daß auch selbst diese zusammen genommenen Kennzeichen nicht so bleibend seyen, daß sie nicht in jeder Varietät unendlichen Ausnahmen unterworfen seyn sollten. Indeß ist doch diese Uebersicht so abgefaßt, daß sie im Allgemeinen hinlänglich deutliche und klare Begriffe giebt.

A) Kaukasische Varietät.

Von weißer Farbe, mit rothen Wangen, schwärzlichem oder nußbraunem Haar, gerundetem Kopf.

Mit

Mit ovalem regelmäßigerem Gesicht, in welchem die einzelnen Theile nicht zu stark ausgezeichnet sind, flacherer Stirn, engerer, leicht gebogner Nase, kleinem Munde.

Mit senkrecht unter einander stehenden Vorderzähnen des obern und untern Kiefers.

Mit sanft hervorstehenden Lippen (vorzüglich der Unterlippe), vollem runden Kinn.

Ueberhaupt von jener, nach unsern Begriffen von Ebenmaß, reizenden und schönen Gesichtsform.

Zu dieser ersten Varietät gehören die Europäer (mit Ausnahme der Lappen und übrigen Finnen), die westlichern Asiaten bis zum Fluß Obi, dem kaspischen Meere und Ganges. Endlich die Einwohner des nördlichen Afrika.

B) Mongolische Varietät.

Von gelbbrauner Farbe.

Von schwarzem, härtern, weder krausem noch dichtem Haar.

Mit gleichsam viereckigem Kopfe, breitem und plattem Gesicht; und deshalb mit minder abgesonderten, sondern gleichsam in einander fließenden Zügen, eine flache sehr breite Glabelle, eine kleine eingedrückte Nase, runde herausstehende Backen, die Oeffnung der Augenlieder enger geradliniger, das Kinn hervorragend.

Zu dieser Varietät gehören die übrigen Bewohner Asiens (mit Ausnahme der Malayen auf der letzten Halbinseln des Ganges) die finnischen Völker in dem kalten Theile von Europa, Lappen und andere, und aus dem nördlichen Amerika die von der Beringsstraße bis zum äußersten bewohnten Grönland verbreiteten Eskimos.

C) Die äthiopische Varietät.

Von schwarzer Farbe, schwarzem und krausem Haar, schmalem an den Seiten eingedrücktem Kopfe, mit unebener, höckerichter Stirne, herausstehenden Jochbeinen, mit mehr hervorliegenden Augen, mit einer dicken und mit den herausstehenden Oberkiefern gleichsam zusammenfließenden Nase, mit engerer vorwärts verlängerten Kinnladenwölbung, schräg hervorragende Oberschneidezähne, wulstige Lippen (besonders die Oberlippe) und ein zurückgebogneres Kinn.

An vielen krumme Beine.

Zu dieser Varietät gehören alle Afrikaner, bis auf die nördlichen.

D) Amerikanische Varietät.

Von Kupferfarbe, schwarzem, hartem und schwachem Haar, die Stirn niedrig, die Augen tief liegend, eine stumpfe, jedoch heraus stehende Nase.

Das Gesicht ist zwar insgemein breit und dickwangig, jedoch nicht flach und platt, sondern die Theile drücken sich en profil deutlich aus, und sondern sich von einander ab.

Die Form von Stirn und Scheitel ist bey den meisten erkünstelt.

Hierzu gehören alle Bewohner Amerikas bis auf die Eskimos.

E) Malayische Varietät.

Ihre Farbe ist schwarzbraun, das Haar schwarz, weich und kraus, dabey dicht und voll, die Stirn schmahler, die Nase fleischiger, breiter und kolbig; der Mund groß, der Oberkiefer etwas

was hervorragend, die Gesichtszüge, im Profil besehen, ziemlich hervorspringend, und von einander abgesondert.

Diese letzte Varietät enthält die Südseeinsulaner nebst den Bewohnern des marianischen, philippinischen, molukkischen, sundischen Inseln und der Halbinsel Malakka.

A) Kaukasische Varietät.

Diese Race erhielt ihren Nahmen von dem Berge Kaukasus, weil die ihm benachbarten Länder, und zwar vorzüglich der Strich nach Süden, von dem schönsten Menschenstamme, dem georgischen, bewohnt sind *); und weil alle physiologischen Gründe darin zusammen kommen, daß man das Vaterland der ersten Menschen nirgends anderswo suchen könne, als hier. Denn erstlich hat dieser Stamm, wie wir gesehen haben, die schönste Schädelform, aus welcher, gleichsam als aus ihrer ursprünglichen Mittelform, die übrigen, bis zu den zwey äußersten Extremen hin (der mongolischen auf einer Seite und der äthiopischen auf der andern) durch ganz einfache stufenweise Abweichungen entsprungen sind.

Dann ist dieser Stamm von weißer Farbe, welche wir ebenfalls für die ursprüngliche, ächte Farbe

*) Es wird genug seyn, aus der Menge von Augenzeugen einen einzigen, aber klassischen, anzuführen, Jo. Chardin Th. 1. S. 171. — „Der Stamm der Georgier ist der schönste des Orients, und ich kann wohl sagen der Welt. Ich habe in diesem Lande kein häßliches Gesicht unter keinem der beyden Geschlechter bemerkt; aber ich habe Engelsgesichter gesehen. Die Natur hat hier die meisten Weiber mit Reizen geschmückt, welche man sonst nirgends sieht. Mir scheint es unmöglich sie zu sehen und sie nicht zu lieben. Reizendere Gesichter, schönern Wuchs als der Georgierinnen, kann man nicht mahlen; u. s. w.

Farbe des Menschengeschlechts halten können, da aus ihr, wie wir oben dargethan haben, eine Verartung in Schwarz leicht ist, weit schwerer hingegen aus Schwarz in Weiß (wenn nähmlich die Secretion und Präcipitation dieses Kohlen-Pigments durch Länge der Zeit Wurzel gefaßt hat).

B) Die mongolische Race.

Sie ist eben dieselbe, welche man sonst ziemlich unbestimmt die tartarische nannte, eine Benennung, welche bey der Untersuchung der Racen des Menschengeschlechts, zu wunderbaren Irrthümern Veranlassungen gegeben hat, so daß z. B. Büffon und dessen Anhänger, von diesem Ausdrucke verführt, die von alten Schriftstellern entlehnten Nationalcharaktere der Mongolen, welche sie unter dem Namen Tatarn beschrieben hatten, auf die wahren Tatarn selbst, (welche ohne Zweifel zu der genannten ersten Race gehören) fälschlich übertragen.

Uebrigens fließen freylich die Tatarn durch die Kirgisen und angrenzenden Völker eben so mit den Mongolen zusammen, wie diese durch die Tibetaner zu den Indianern, und durch die Eskimos zu den Amerikanern, ja selbst gewissermaßen durch die Bewohner der Philippinen zur malayischen Race übergehen sollen.

C) Aethiopische Race.

Diese Race hat, besonders wegen ihrer von der unsrigen so weit abweichenden Farbe, sehr viele bewogen, sie mit dem witzigen Gelehrten, aber schlechten Physiologen, Voltaire, für eine besondere Art des Menschengeschlechts zu halten. Doch ist es nicht nöthig, sich mit ihrer Widerlegung

legung hier lange aufzuhalten, da schon aus dem vorhergehenden erhellet, daß die Aethiopier keine so bleibende und charakteristische Eigenheit haben, die man nicht hier und da auch unter andern Menschenracen fände, und welchen nicht auch selbst manchen Negern mangelte, und keine endlich, welche nicht auch bey dieser Menschenrace durch unmerkliche Gradation mit den benachbarten in einander flöße, wie jeder finden wird, der die Verschiedenheit nur einiger Stämme dieser Race, z. B. der Fuhls, Wulafs und Madingonen, und wie sie sich durch die Gradationen dieser Verschiedenheit immer mehr den Mauren und Arabern nähern, genauer erwogen hat.

Was man aber von den Aethiopiern behauptet hat, daß sie sich den Affen mehr nähern, als die andern Menschen, das, sagt Blumenbach, gebe ich in dem Sinne sehr gern zu, als man z. B. sagen kann, daß sich jene Race von Hausschweinen mit Hufen dem Pferde mehr nähere, als die übrigen Schweine; indeß erhellt schon daraus, daß eine solche relative Vergleichung im Allgemeinen doch ohne Gewicht sey, weil es auch unter den übrigen Hauptvarietäten des Menschengeschlechts keine einzige giebt, aus der nicht ebenfalls ein oder das andere Volk, und zwar von genauen Beobachtern, in Ansehung der Gesichtsbildung mit den Affen verglichen worden wäre; wie uns z. B. von den Lappländern, Eskimos, den Caaiguern in Südamerika, und den Bewohnern der Insel Mallikollo ausdrücklich erzählt wird.

D) Amerikanische Race.

Es ist in der That wunderbar, wie viele

und

und seltsame Erdichtungen man von charakteristischen Eigenheiten dieser Race verbreitet hat.

Einige sprachen den Männern den Bart ab, andere den Weibern die monatliche Reinigung. Einige gaben allen Amerikanern nur einerley Farbe, andere eine vollkommen gleiche Gesichtsbildung.

Daß die Amerikaner nicht von Natur unbärtig sind, ist jetzt durch das einmüthige Zeugniß genauer und wahrer Beobachter überzeugend dargethan, durch deren Aussage bestätigt wird, daß es durch ganz Amerika von den Eskimos bis zu den Feuerländern ganze Stämme von Einwohnern gebe, welche Bärte tragen; und daß es sich auch von den übrigen Bartlosen beweisen läßt, daß sie mit Fleiß die Wurzel des Barthaars ausreißen, wie dies auch viele, besonders mongolische und malayische Völker thun.

Daß das Barthaar bey den Amerikanern wie bey vielen mongolischen Nationen allerdings dünn und schwach sey, ist bekannt; doch kann man sie deshalb eben so wenig mit Recht bartlos nennen, als man etwa Menschen mit wenig Haaren kahl nennen könnte.

Die also die Amerikaner von Natur für bartlos hielten, fielen in denselben Fehler, welcher die Alten verleitete, sich und andere zu bereden, der Paradiesvogel, dem man die Füße abzuschneiden pflegt, habe von Natur keine Füße.

Die andere fabelhafte Sage, daß nähmlich die Amerikanerinnen keinen monatlichen Reinigungen unterworfen wären, scheint dadurch entstanden zu seyn, daß die Europäer, welche in die neue Welt kamen, an den unzähligen, fast ganz nackten Einwohnern vom andern Geschlechte,

welche

welche sie sahen, niemals Spuren dieser Reinigung sahen. Davon giebt es aber wahrscheinlich einen doppelten Grund; theils werden bey jenen amerikanischen Völkern die Weiber, während ihrer Reinigungszeit, durch ein heilsames Vorurtheil gleichsam für giftig gehalten, und von allem gesellschaftlichen Umgange ausgeschlossen; und sie genießen indeß in abgelegeneren Hütten und von dem Anblick der andern entfernt, eine für sie wohlthätige Ruhe; theils aber hat man auch bemerkt, daß ihre gepriesene Reinlichkeit und bescheidene Umwickelung der Schenkel dazu beytragen, daß keine Spur des Blutabgangs sichtbar wird.

Ueber die Hautfarbe dieser Race ist schon oben angemerkt worden, daß sie keinesweges sich immer so gleich bleibe, daß sie nicht hin und wieder ins Schwarze spielen sollte; und anderer Seits ergeben sich aus der Beschaffenheit des amerikanischen Klimas *) und aus den Gesetzen der Verartung, welche man auf den sehr wahrscheinlichen Ursprung der Amerikaner aus dem nördlichen Asien anwenden muß **), die Gründe sehr deutlich und leicht, weshalb sie nicht so auffallenden Farbenverschiedenheiten unterworfen seyn können, als die übrigen Nachkommen der ursprünglichen Bewohner Asiens, welche sich über die alte Welt verbreitet haben.

Fast dasselbe gilt von der Gesichtsbildung der Amerikaner. Schon haben sehr sorgfältige Augenzeugen die Ungereimtheit der fast lächerlichen Behauptung gezeigt, daß die sämtlichen Bewoh-

*) Zimmermann's geographische Geschichte des Menschen, Th. 1, S. 87.

**) Kant im teutschen Merkur, Jahrg. 1788. St. 1, S. 119.

Bewohner der neuen Welt in ihren Gesichtszügen sich durchaus so gleich wären, daß, wer einen gesehen hätte, sagen könne, er habe sie alle gesehen u. s. w. [1]). Vielmehr beweisen es viele von den größten Künstlern verfertigte Abbildungen von Amerikanern, und die Zeugnisse der glaubwürdigsten Augenzeugen, daß unter dieser Race des Menschengeschlechts allerdings eben so gut, als unter den übrigen Verschiedenheit der Gesichtszüge statt finde; ob schon im Allgemeinen jene Nationalbildung, welche wir ihnen oben beygelegt haben, für ihre fundamentale zu halten ist. Daß sie zunächst an die mongolische grenze, haben schon die ersten Europäer, welche auf das feste Land der neuen Welt kamen, richtig angemerkt, [2]) und dies bestätigt aufs neue die sehr wahrscheinliche Meinung, daß die Amerikaner aus dem nördlichen Asien herübergekommen, und von einer mongolischen Völkerschaft entsprungen sind; daß aber mehrere solcher Auswanderungen in langen Zwischenräumen erfolgt sind, wozu so wohl physische und geogenische als politische Katastrophen Veranlassung geben konnten, ist wahrscheinlich; und hieraus ist, wenn eine Vermuthung bey solchen Erörterungen statt finden kann muthmaßlich der Grund abzuleiten, warum die Eskimos noch weit mehr als die übrigen Amerikaner die Gesichtsbildung an sich haben, theils nähmlich, weil sie weit später, durch eine neuere Katastrophe vertrieben, aus dem nördlichen Asien angekommen sind; theils weil das Klima der neuen Erde, die sie jetzt bewohnen, dem Klima

des

1) S. Molina Iulla storia naturale del Chili. S. 336.
2) S. Lettera di Amar. Vespucci S. 9. nach Bandinis Ausgabe.

des vorigen Vaterlandes ähnlicher ist. Ja man muß sogar, vielleicht derselben Macht des Klimas auf Erhaltung oder Wiederherstellung der Nationalgesichtsbildung, wovon wir oben gesprochen haben, es zuschreiben, daß die Bewohner des äußersten südlichen kalten Amerika, wie die wilden Bewohner der Magelhaensstraße, wieder der vorigen Gesichtsbildung sich nahern, und gleichsam wieder darein zurückfallen.

E) Malayische Race.

Wie die Amerikaner in Ansehung der Nationalbildung zwischen dem Mittelschlage im Menschengeschlechte, welchen wir die kaukasische Race nannten, und einem der beyden Extreme, dem mongolischen nähmlich, gleichsam das Mittel halten, so macht die malayische einen ähnlichen Uebergang von dieser Mittelrace zur andern äußersten, der äthiopischen.

Die malayische kann man sie nennen, weil bey weitem die meisten Menschen aus dieser Race, besonders der an Malakka liegenden indianischen Inseln, der Sandwichs-, Societäts- und Freundschaftsinseln, ja selbst die Madagassen, bis zu den Bewohnern der Osterinseln hinauf, die malayische Sprache reden [1]).

Indeß sind auch diese durch mannigfache Grade der Schönheit und des übrigen körperlichen Habitus so sehr von einander unterschieden, daß es nicht an Leuten gemangelt hat, welche z. B.

1) Zuerst lehrte dies der Baronet Banks in Hawkesworth's Collection, Th. 3, S. 373.
Nach ihm Bryant in Cooks voyage to the Northern hemisphere, Th. 3, Anh No. 2, in S 528.
Und Marsden in Archaeologia, Th. 6, S. 154.

z. B. selbst die Otaheiter in zwey von einander verschiedene, Racen theilten [z]), die eine nähmlich, von blässerer Farbe, schlanker Statur und einer von der europäischen wenig oder gar nicht verschiedenen Gesichtsbildung; die andere hingegen von mittlerer Statur, an Farbe und Gesichtsbildung wenig von den Mulatten verschieden, mit krausem Haar u. s. w. [a]) Diese letztere also ist den Bewohnern der westlichen Inseln im Südmeer am ähnlichsten, unter welchen besonders die Bewohner der neuen Hebriden sich allmählich den Papus und Neuholländern nähern, welche selbst endlich durch einen so unmerklichen Uebergang mit der äthiopischen Race zusammen fließen, daß man sie sogar, wenn man wollte, nicht unschicklich zu derselben zählen könnte.

Und eben dieser unmerkliche Uebergang, durch welchen auch andere Racen, wie wir gesehen haben, in einander fließen, führt uns endlich zu dem Schlusse, welcher aus den Principien der Physiologie, wenn sie mit Hülfe der zoologischen Kritik auf die Naturgeschichte des Menschengeschlechts angewendet wird, sich von selbst zu ergeben scheint: „daß nähmlich unstreitig alle bisher bekannt gewordene Abarten des Menschen nur zu Einer und derselben Art (species) gehören.

Von

z) Z. B. Bougainville in Voyage autour du monde, S. 214.

a) Deshalb hat auch schon der unsterbliche de Quiros, welcher die Societätsinseln zuerst entdeckte, diese Varietät der Insulaner des stillen Meers genau unterschieden, da er einige für weißlich ausgiebt, andere aber den Mulatten, und noch andere den Aethiopiern vergleicht. S. Dalrymple collect. of voyage to the South-pacific Ocean, Th. 1, S. 164.

Von andern Eintheilungen des Menschengeschlechts.

Außer dieser Eintheilung des Menschengeschlechts in fünf Hauptvarietäten, welche der Herr Hofrath Blumenbach in Göttingen in seinem, oben S. 426, genannten Werke über die natürlichen Verschiedenheiten im Menschengeschlechte am ausführlichsten und mit so vieler Belesenheit vorgetragen hat, und aus welchem ich das vorstehende entlehnte, weil über diesen Gegenstand zur Zeit nichts Gründlicheres und Einleuchtenderes gesagt werden kann, — müssen hier noch einige andere Eintheilungen angeführt werden [1].

Den ersten Versuch zu einer solchen Eintheilung hat ein gewisser Ungenannter am Ende des 17ten Jahrhunderts gemacht; er vertheilt das Menschengeschlecht in vier Stämme, wo denn unter den Ersten ganz Europa bis auf das einzige Lappland, dann Südasien, Nordafrika und ganz Amerika, unter den zweyten das übrige Afrika, unter den dritten das übrige Asien, nebst denen gegen den Vulturnus gelegenen Inseln, und unter den vierten Lappland gehört [2].

Leibnitz brachte die Menschen in vier Ordnungen. Zwey nähmlich waren die Extreme: 1) Lappländer und 2) Aethiopier; die andern beyden standen zwischen ihnen inne; 3) der Orientalische nähmlich (mongolische) und 4) Occidentalische, den Europäern ähnliche [3].

1) S. Blumenbach a. a. O. S. 209 ff.
2) Im Journal des Sçavans, J. 1684, S. 133.
Vergl. Rob. de Vaugondy des Sohns Nouvel Atlas portatif. Paris 1778, 4. 4tes Blatt.
3) Bey Feller in otio Hannoverano, S. 159.

Linné folgte der gemeinen Erdbeschreibung, und theilte die Menschen ein 1) in den rothen Amerikaner, 2) den weißen Europäer, 3) den gelben Asiaten und 4) den schwarzen Afrikaner [1])

Büffon unterschied sechs Menschenracen, 1) die Lappländische, oder Polarrace, 2) die Tatarische (so nannte er nähmlich nach der gemeinen Sprache die Mongolische), 3) die Südasiatische, 4) die Europäische, 5) die Aethiopische und 6) die Amerikanische [2]).

Unter denen, welche drey Urvölker des menschlichen Geschlechts nach der Anzahl von Noahs Söhnen annehmen, zeichnet sich der berühmte Gouvernör Pownall aus, welcher bey dieser Untersuchung zu allererst seine Aufmerksamkeit auf die Nationalform der Schädel gerichtet hat. Er theilt jene Stämme nach den Hauptfarben, 1) in den weißen, 2) rothen und 3) schwarzen. In einem mittlern faßt er die Mongolen und Amerikaner zusammen, weil sie außer andern Kennzeichen noch in der Gestalt der Hirnschädel und der Beschaffenheit der Haare mit einander übereintrafen [3]).

Der Abt de la Croix theilt die Menschen in weiße und schwarze. Jene aber 1) in eigentlich sogenannte weiße und 2) braune (bruns)

1) In allen seit 1735 erschienenen Ausgaben seines unsterblichen Werks. Der neuerlichen Ausgabe hat der berühmte Gmelin, der Herausgeber derselben, die Blumenbachische Eintheilung beygefügt Th. 1, S. 23.

2) Diese sechs Varietäten findet man vortreflich beschrieben und mit lebendigen Farben geschildert in Herders klassischem Werke: „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Th. 2. S. 273.

3) Vergl. a new collection of voyages, u. s. w. London 1767, 8. Th. 2, S. 273.

(bruns), gelbe (jaunâtres) und 4) olivenfarbige ein [1]).

Der berühmte Kant leitet aus einer ursprünglichen Menschenrace, einer weißen von brünetter Farbe, vier Abarten ab: 1) die weiße des nördlichen Europa, 2) die kupferfarbige amerikanische, 3) die schwarze senegambische und 4) die olivenfarbige indianische [2]).

Doct. John Hunter zählt sieben Varietäten auf: 1) schwarze Menschen, als Aethiopier, Papus u. a. 2) die schwärzlichen Bewohner von Mauritanien und dem Vorgebirge der guten Hofnung, 3) die kupferfarbigen in Ostindien, 4) die rothen Amerikaner, 5) die braunen, als Tataren, Araber, Perser, Sineser u. a. 6) die bräunlichen, als die mittägigen Europäer, z. B. Spanier u. a. die Türken, Abessinier, Samojeden und Lappen, 7) die weißen, als die übrigen Europäer, Georgier, Mingrelier und Kabardiner [3]).

Herr Zimmermann tritt denen bey, welche den Urstamm des menschlichen Geschlechtes auf die asiatische Gebirgsebene zwischen den Quellen des Indus, Ganges und Obi setzen, und und leitet davon folgende Varietäten ab: 1) die europäische, 2) die nordasiatische und nördlichste amerikanische, 3) die arabische, indische und des indischen Archipelagus, 4) die südöstliche asiatische, sinesische, corea'sche u. a. Er findet es wahrscheinlich, daß die Aethiopier entweder aus

1) S. dessen Géographie moderne, Th. 1, S. 62. 5te Ausgabe und Vaugondy a. a. O. 3tes Blatt.
2) In Engels Philosoph für die Welt, Th. 2, und in der Berl. Monatsschr. 1785. Th. 6.
3) Disputatio, de hominum varietatibus, Edinb. 1775. S. 9.

der ersten oder dritten dieser Varietäten stammen [1]).

Herr Meiners führt alle Völker auf zwey Stämme zurück: 1) von schönen und 2) von häßlichen Völkern; zu jenen rechnet er die weißen, zu diesen die dunkelfarbigen. Zu dem schönen Stamme gehören nach ihm die Celten, Sarmaten und morgenländischen Völker. Zu dem häßlichen hingegen das übrige menschliche Geschlecht, so weit es verbreitet ist [2]).

Herr Klügel unterscheidet vier Stämme, 1) den Urstamm der ersten Menschen auf der eben genannten asiatischen Gebirgsebene, von welchen er die Bewohner des ganzen übrigen Asiens, des ganzen Europa, des nördlichsten Amerika und nördlichen Afrika herleitet. 2) Die Neger, 3) die Amerikaner, (jene nördlichsten ausgenommen) und 4) die Südseeinsulaner [3]).

Herr Metzger setzt nur zwey Hauptvarietäten als Extreme: 1) den weißen Menschen in Europa, und den nördlichen Gegenden von Asia, Afrika und Amerika, 2) den schwarzen, oder Mohren im übrigen Afrika. Den Uebergang zwischen beyden machten die übrigen Asiaten, die südlichen Amerikaner nnd Südseeinsulaner [4]).

Herrn Professor Wünsch [5]) sieht bey seiner Eintheilung des Menschengeschlechts nicht bloß auf die verschiedene Farbe und den Haarwuchs,

1) In dem sehr reichhaltigen Werke: Geographische Geschichte des Menschen u. s. w. Th. 1.
2) S. desselben Grundriß der Geschichte der Menschheit, 2te Ausg. Lemgo 1793. 8.
3) Vergl. dessen Encyklopädie, Th. 1, S. 525. 2te Ausg.
4) S. dessen Physiologie in Aphorismen, S. 5.
5) S. Unterhaltungen über den Menschen. I. Th. Zweyte Aufl. Leipzig 1796, S. 149.

wuchs, sondern zugleich auch auf die mannigfaltige Kopfbildung und verschiedene Statur, und bringt alle Menschen unter sieben verschiedene Rubriken oder Völkerschaften. Auch weiset er jeder dieser Völkerschaften ihren eigenen Distrikt auf Erden an, welchen entweder große Sandwüsten, oder mächtige Flüsse, oder der Ozean selbst, oder endlich die Polarkreise begränzen. Denn da die ganze bewohnbare Oberfläche des Erdballes ohnehin durch solche Merkzeichen von der Natur selbst gleichsam schon in verschiedene Distrikte eingetheilet ist: so kann man ihr hierin desto leichter nachfolgen. Den ersten dieser Distrikte nennt er Amerika, den zweyten Südindien, den dritten Ostindien, den vierten Afrika, den fünften Europa, den sechsten Asien, und endlich den siebenten Polarland, und die sieben Hauptvölkerschaften, welche diese Länder bewohnen, also Amerikaner, Südindier, Ostindier, Afrikaner, Europäer, Asiaten oder Mongolen und Polarmenschen.

Allgemeine Bemerkungen über die fünf Hauptvarietäten des Menschengeschlechts; über das Charakteristische ihrer Religionen, Geistescultur, Künste, Nahrungsmittel, Sitten und Gebräuche.

A. Bemerkungen über die kaukasische Menschen-Race *)

Die Gränzen desjenigen Theils der Erdfläche, den die hierher gehörigen überaus zahlreichen

*) Ich entlehne hier das Wesentlichste aus den hierher gehörigen Abschnitten des oben angeführten schätzbaren Werks

Völker bewohnen, sind: gegen Norden der kalte Erdgürtel, gegen Osten theils der Indus und Gihun mit dem kaspischen Meere, theils die Wolga mit der uralischen Gebirgskette, gegen Westen der Missisipi Fluß nebst dem atlantischen Ozean, und gegen Süden die große afrikanische Wüste, genannt Sahara, oder vielmehr eine gerade Linie, die sich vom weißen Vorgebirge dieser Wüste über die Kataraкten des Nils bis an den persischen Meerbusen erstreckt. Mithin umgeben diese Gränzen nicht nur diejenigen Länder, die man sonst gewöhnlich zu Europa rechnet, sondern zugleich auch ganz Persien, einen großen Theil von Arabien, ganz Armenien, Georgien, Tschirkassien, die nördlichen Küsten von Afrika nebst Niederägypten, und sogar denjenigen Theil der Erde, den die vereinigten amerikanischen Staaten besitzen.

In Hinsicht auf das äußerliche Ansehen des Körpers unterscheiden sich die Europäer von andern Menschenraßen durch die schöne Wölbung des Hirnschädels, besonders aber durch die angenehme Krümmung und beträchtliche Höhe der Stirn, ferner durch das erhabene Antlitz mit weit geöffneten Augen von gehöriger Größe, dann durch die ziemlich weit hervorstehende Nase, wie auch durch den mehr kleinen als großen Mund, welcher weder sehr aufgeworfen noch zurück gezogen ist, und endlich durch das lange, etwas lockige, auch sehr dichte und feine Haupt- und Bart-Haar, welches bey den meisten Individuen ent-

Werkes des Herrn Prof. Wünsch in Frankfurt a. d. O., dessen Eintheilung der Menschenvarietäten mit der Blumenbachischen ziemlich übereinkommt, sich wenigstens leicht damit verbinden läßt.

entweder braun oder blond, und nur bey wenigen vollkommen schwarz ist. Was die herrschende Farbe der Haut betrifft: so ist sie in den nördlichen Gegenden blond, oder weiß mit äußerst wenig röthlichen Gelb vermischt, in den südlichern Ländern hingegen ist sie sehr brünet. Aber in Ansehung der Statur ist zu merken, daß man wenigstens in Georgien und Armenien einige Familien der erstern Größe findet; in allen übrigen hierher gehörigen ländern hingegen kann man ihnen, im Allgemeinen genommen, blos die mittlere Statur beymessen, und nirgends giebt es ganze Familien von der niedrigsten Größe unter ihnen.

Bey einem recht regulär gebildeten Europäer ziehen sich die innern Augenwinkel nicht schief gegen die Nase herab, oder gegen die Stirn hinauf, sondern stehen einander gerade entgegen, indem die Augenlieder vollkommen horizontal gespalten sind. Eben so horizontal stehen auch die Augenbogen, die zugleich angenehm gekrümmt sind und sich nicht, wie bey manchen andern Völkern, von der Nasenwurzel nach den obern Gegenden der Schläfe schief in die Höhe richten. Dazu ist sein Antlitz länglich, wie ein Ey, dessen dünneres Ende das Kinn, das dickere hingegen den Scheitel vorstellet. Von der ganzen Länge des Antlitzes nimmt die Stirn ein Drittel hinweg, so, wie die Länge der Nase das zweyte, und endlich der übrige Raum bis an das Ende des Kinnes das dritte Drittel einnimmt. Der Nasenrücken ist nicht eingedrückt, nicht einwärts gebogen, sondern er neigt sich in einer schiefen Richtung, ohne sich merklich zu krümmen und ohne daß die Nasenwurzel tief zwischen den Augen versteckt liegt, von der Stirn

vorwärts herab. Der Raum zwischen den beyden innern Augenwinkeln ist genau so breit, als jedes Auge selbst, oder vielmehr so breit, als die Spalte der Augenlieder, von einem Winkel bis zum andern gerechnet; und eben dieses gilt auch von dem untern Theile der Nase sowohl, als von dem Munde, indem weder dieser noch jener breiter, als der Raum zwischen den beyden innern Augenwinkeln seyn darf. Theilt man endlich das unterste Drittheil des Antlitzes der Länge nach ebenfalls in drey gleiche Theile ein: so gehört für den Raum zwischen der Nase und Spalte des nicht geöffneten Mundes das erste dieser Drittel, weil das zweyte von der Spalte des Mundes bis an die über dem Kinne befindliche Vertiefung, und endlich das dritte bis an das Ende des Kinnes reicht. Dies ist ohngefähr diejenige Gesichtsbildung, die man die griechische oder tschirkassische zu nennen pflegt, und wozu überdieses nicht nur ein weißer mit einem angenehmen Roth und Blau erhöheter Teint, sondern auch ein Körper von zwar schlanken, aber dabey vollen und wohlgebildeten Gliedmaßen erfordert wird.

Alles dieses erhellet vorzüglich aus den Statüen und Bildern, welche uns die griechischen Künstler von ihren Göttern, das heißt, von den personificirten Tugenden und andern guten Eigenschaften der Menschen hinterlassen haben. Wie oft und wie merklich aber die Natur von dieser schönen Bildung auch bey den Griechen und andern Europäern in manchen Stücken abweiche, ist zur Genüge aus der täglichen Erfahrung bekannt.

Was die gesetzmäßigen und erlaubten Religionsmeinungen der Europäer, überhaupt genommen,

men, betrifft: so unterscheiden sie sich nicht nur von allen übrigen Völkern in vielen Stücken gar sehr, sondern sie sind auch unter einander selbst bey weitem nicht einig. Von den fremden Völkern unterscheiden sie sich vorzüglich dadurch, daß unter ihnen die Brandopfer aller Art schon längst aufgehöret haben, ein Unterschied, welcher von großer Wichtigkeit und von sehr guten Folgen für die Menschen ist. Man schenkt zwar der Gottheit noch allerley Güter der Erde; aber diese Geschenke werden keinesweges mehr verbrannt, oder vergossen, sondern theils zu gottesdienstlichem Gepränge, theils zur bessern Ernährung der Priester und Religionslehrer angewandt. Auch gründen sie ihre Religionen, welches bekanntlich die jüdische, die christliche und die mahometanische sind, in so viele sich einander zum Theil verfolgende Secten sie auch zerfallen seyn mögen, gar nicht, oder doch nicht vorzüglich, wie die meisten übrigen Völker der Erde, auf bloße, von der veränderlichen Willkühr der Priester angeordnete heilige Ceremonien, sondern auf geoffenbarte und längst festgesetzte Religionslehren, oder sogenannte Dogmen, die in den heiligen Büchern unabänderlich enthalten sind. Nun weiß man aber aus der Geschichte, daß diejenigen Völker, welche solche Dogmen haben ungemein eifersüchtig auf ihre Götter, und überhaupt sehr intolerant gegen fremde Religionen gesinnet sind, indem sie dieselben allenthalben auszurotten und ihre eigenen dafür einzuführen suchen. Mithin unterscheiden sich die Europäer von den Völkern, die sich ihre Götter selbst wählen, überdieses noch durch den erstaunlichen Feuereifer, womit sie ihre Religionslehren vertheidigen und ausbreiten. Die meisten Heiden verdammen nähmlich die Menschen, die

in Religionsmeinungen von ihnen abgehen, deshalb gar nicht, sondern glauben vielmehr, daß andere ebenfalls ganz gute Götter haben können. Auch fällt es ihnen nicht ein, fremden Religionsverwandten ihren eigenen Glauben nachdrücklich zu empfehlen, viel weniger ihnen denselben mit Gewalt aufzudringen. Hiervon thun aber die Europäer, im Ganzen genommen, wie gesagt, gerade das Gegentheil fast allenthalben. Denn sie glauben, daß der wahre Gott keine falschen Götter dulde, oder deren Anbetung leiden könne, sondern sich vielmehr darüber erzürne, und nicht nur große Strafen deshalb über die Welt ergehen lasse, sondern auch alle diejenigen zum ewigen Feuer verdamme, die ihn unter andern Bildern, oder unter andern Nahmen verehren, als unter denen, die unter ihnen selbst üblich sind. Um also die erzürnte Gottheit zu besänftigen, und um sich derselben gefällig zu machen, oder vielmehr um in dem zukünftigen Leben das Himmelreich zu ererben, haben sie vor Alters ihre Religionsmeinungen mit Feuer und Schwert unter alle ihnen bekannte Völker zu verbreiten, und wohl gar manche ungläubige Nationen gänzlich von der Erde zu vertilgen gesucht. Gegenwärtig läßt sich aber freylich diese Bekehrungsmethode nicht mehr überall recht in Ausübung bringen, sondern man siehet sich vielmehr genöthigt, solche Mittel anzuwenden, die minder grausam sind, z. B. die Entbindung von der Sklaverey, oder die Gewährleistung des Himmelreiches und allerley irdischer Güter, die blos den Rechtgläubigen zustehen. Allein ehemals hat gedachte strenge Methode, wie gesagt, ziemlich oft statt gefunden, und in vielen Gegenden bedient man sich des Feuers und Schwertes auch jetzt noch, um wenigstens

die

die daselbst bereits einmal eingeführten Glaubenslehren so lange, bis die Welt untergehet, zu erhalten.

Die allgemeine Speise der Europäer bestehet bekanntlich im Brote, welches aus dem Mehle verschiedener Samenkörner verschiedener durch sorgfältige Kultur veredelter Grasarten bereitet wird, und mit dessen Erzielung sich wenigstens der fünfte Theil aller hieher gehörigen Menschenhände beschäftigt. Ihr vornehmstes Getränke hingegen ist neben dem Wasser der Wein, den sie theils aus guten saftreichen Früchten pressen, theils aus ähnlichen Gewächsen durch die Destillation verfertigen, wiewohl den Mahomedanern ihre Religion den Genuß desselben, wegen seiner berauschenden Kraft, verbietet. Auch kochen sie Getreidekörner, die auf eine besondere Weise dazu vorgerichtet sind, und brauen daraus ebenfalls ein wohlschmeckendes weinartiges Getränke, welches unter dem Nahmen des Bieres bekannt ist, bald aber durch ein Dekokt von gebrannten westindischen Bohnen verdrängt werden dürfte. Außerdem erzielen sie zur Speise nicht nur vielerley eßbare Wurzeln, Keime, Kräuter und Baumfrüchte, sondern bereiten sich auch aus verschiedenen Schalthieren und Amphibien, besonders aber aus Fischen, Geflügel und einer großen Menge von zahmen und wilden vierfüßigen Thieren, die mannigfaltigsten Tischgerichte, deren herrlicher Geschmack öfters noch mit verschiedenen kostbaren Produkten des Thier- und Gewächsreiches beyder Indien durch die sehr hoch getriebene und viel umfassende Kochkunst erhöhet wird.

Gleichwie sich nun die Europäer nicht nur in Ansehung ihrer schönen Gestalt und Farbe, son-

sondern auch in ihren Religionslehren und bessern Speisen von andern Menschenraßen beträchtlich unterschieden: so unterscheiden sie sich auch von ihnen in Ansehung ihrer Kleider und in Hinsicht auf ihren Schmuck, indem sie hierin alle Völker der Erde an gutem Geschmack, Schönheit, Mannigfaltigkeit, Fülle und Abwechselung bey weitem übertreffen. Die dazu erforderlichen Stoffe die aus Lein, Baumwolle, Schafwolle, Seide, Silber und Gold gewebet sind, oder aus gegerbten Fellen und Häuten der Thiere bestehen, ziehen sie nicht nur aus ihren eigenen Ländern in großer Menge, sondern setzen auch die beyden Indien, ja die ganze Welt, und zwar die Meere sowohl, als die Länder, deshalb in Contribution, besonders aber holen sie bey weit entfernten Völkern prächtiges Pelzwerk, schöne Farbewaaren, stolzirende Straußfedern, glänzende Edelsteine, kostbare Perlen, und vielerley andere schöne Sachen, die vorzüglich zum Schmucke des weiblichen Geschlechtes dienen. Aber die Form ihrer Kleider ist eben so, wie die Art und Weise, sich zu schmücken, bey verschiedenen einzelnen europäischen Völkern sehr verschieden, und bey vielen sogar höchst veränderlichen Moden unterworfen, welches bey andern Menschenraßen der Fall nicht zu seyn scheint. Alles dieses ist jedoch, wie leicht zu erachten, blos von den reichen und bemittelten europäischen Individuen, nicht aber von den ganz armen zu verstehen; denn diese gehen zum Theil entweder aus wahrer Armuth, oder aus Lüderlichkeit, oder auch aus einer gewissen Demuth so, wie bey andern Völkern, ziemlich nackt einher, indem sie sich nur etwa mit höchst elenden und zerrissenen Matten ein wenig bedecken.

Auf gleiche Weise lassen die Europäer alle übrigen Völker der Erde in Ansehung der guten Beschaffenheit und geschickten Führung ihrer Waffen unendlich weit hinter sich. Sie führen daher auch sehr oft erstaunlich große Kriege unter einander, die nicht selten in einem einzigen Tage vielen Tausenden von Menschen theils das Leben, theils die gesunden Glieder, und vielen Tausenden ihre Wohnungen sowohl, als ihr tägliches Brot rauben. Denn die Kriegskunst, oder die Kunst, alles was groß und fest, was tapfer und mächtig ist, schnell zu zerstören und nieder zu schlagen, ist bey den Europäern so hoch gestiegen, und allmählig mit so vielen wichtigen Erfindungen bereichert worden, daß die Kriegskunst aller andern Menschenrassen nicht einmal als ein Schattenbild von jener betrachtet werden kann, daher denn auch beynahe alle diese übrigen Völker von europäischen Kriegern gar leicht überwunden und besiegt werden, besonders diejenigen, die noch nicht mit Feuergewehr umzugehen wissen, oder die Europäer wohl gar für Götter halten, welche Donner und Blitz umher schleudern.

Doch so groß und mannigfaltig die Künste des Krieges und des Verderbens bey den Europäern sind, und so weit sie hierin alle übrigen Völker übertreffen: eben so weit übertreffen sie auch alle andere Völker der Erde in den Künsten, alles wieder zu bauen, zu vermehren, zu verbessern, und zu verschönern, ja, was hierbey besonders erfreulich ist, es wird von ihnen in Friedenszeiten weit mehr Gutes und Schönes hervorgebracht, oder gleichsam erschaffen, als in Kriegszeiten verwüstet und verderbt wird, wiewohl sie jetzt auch im Kriege selbst nicht unterlassen,

lassen, den erlittenen Schaden, wo möglich, sogleich wieder gut zu machen. Sie haben daher fast alle nicht nur geräumige und bequeme Häuser zu Wohnungen, sondern bauen auch viele herrliche Paläste, schöne Schlösser, prächtige Tempel, und allerley andere kostbare Monumente, die an Kunstfleiß, Größe, Dauerhaftigkeit und gutem Geschmack alles weit übertreffen, was man in dieser Art bey andern Menschenraßen nur immer finden mag. Vorzüglich aber übertreffen sie alle übrige Völker der Erde in der Schiffbau- und Schiffahrtskunst; daher denn auch viele dieser fremden Völker schon beym Anblick der europäischen Kauffahrteischiffe, die doch jenen großen schwimmenden Festungen oder Kriegsschiffen lange noch nicht gleich kommen, öfters in das größte Erstaunen gerathen, und sich sogleich der Botmäßigkeit ihrer, auf solchen wunderbaren Gebäuden angelangten neuen Herren gutwillig unterwerfen. Darum hat auch kein Volk so viel Handelsverkehr, als das europäische, welches auf seinen Wasserpallästen die Wogen des ganzen Ozeans durchschneidet, und keinen Winkel der Erde verfehlet, wo etwas zu holen, oder wo durch den Handel etwas zu gewinnen ist. So bemächtigen sich die Europäer aller Arten von brauchbaren Natur- und Kunst-Produkten der übrigen Reiche der Welt, und verbinden sie mit ihren eigenen Natur- und Kunstwerken, wodurch eine unsägliche Menge von Menschen die vortheilhafteste Beschäftigung findet, und sich nicht nur gut ernähren, sondern auch oft beträchtliche Reichthümer erwerben kann.

Dies alles würde aber nicht geschehen, wenn sie nicht alle andere Völker in Hinsicht auf jede Art von gelehrten Kenntnissen und Wissenschaften

ten fast unendlich weit hinter sich zurück ließen. Sie besitzen nähmlich außer der Geschicklichkeit, welche sie in den schönen und allerley andern guten Künsten zeigen, eine erstaunlich große Masse von wissenschaftlichen Kenntnissen, die sich über Himmel und Erde und alles, was darin ist, oder sich zugetragen hat, und noch zuträgt, erstrecken. Aber gleichwie der große Dichter gewöhnlich kein berühmter Bildhauer, der geschickte Maler gewöhnlich kein vorzüglicher Tonkünstler, der Tischler kein Schlosser, und so weiter ist: eben so befindet sich auch die Masse der wissentlichen Kenntnisse, die ohnehin fast unzähliger Art sind, bey weitem nicht in jedem Europäer beysammen, sondern ist vielmehr unter viele vertheilt, so, daß der eine blos in dem einen, der andere in einem andern Fache sich berühmt und nützlich zu machen weiß. Dazu nehmen auch bey weitem nicht alle Individuen an gedachten gelehrten Kenntnissen und Wissenschaften einigen Antheil, sondern überlassen sie blos den dazu fähigen Köpfen, die jedoch in einer beträchtlichen Anzahl sich unter ihnen befinden, und auf die Erlernung des einen oder des andern Zweiges derselben sehr viele Mühe und anhaltenden Fleiß verwenden.

Allein obgleich die Wissenschaften und schönen Künste auch bey den Europäern selbst, in Vergleichung mit ihrer erstaunlich großen Volksmenge, blos das Eigenthum einiger wenigen Individuen sind, und obgleich der große Haufen seine Seelenkräfte weit weniger, als der Gelehrte und Künstler übt: so unterscheidet sich doch dieser große Haufen von allen übrigen Nationen, die Sinesen vielleicht ausgenommen, zu seinem besondern Vortheile, und zwar dadurch, daß er größtentheils gleich von Kindheit auf in den Schu-

len einigen Unterricht nimmt, wo er gewöhnlich wenigstens lesen, ja auch wohl sogar schreiben lernt, folglich sich doch in der Folge der gedruckten Bücher bedienen kann, und auch in der That öfters aus eigenem Triebe ziemlich viel daraus lernt. Alles dieses aber findet bey andern Menschenraßen gar nicht statt, und eben darum kann man allerdings behaupten, daß die Europäer alle übrige Völker auch in Ansehung der wissenschaftlichen Kenntnisse, man mag selbige nun blos nach ihrer Menge und Höhe, oder zugleich ihrer Ausbreitung nach betrachten, im Ganzen genommen überaus weit hinter sich zurück lassen.

Was aber die Sitten und Gebräuche der Europäer betrifft: so sollte man denken, sie müßten in denselben die beliebtesten Muster für alle übrige Völker der Erde seyn, und zwar darum, weil sie hierin, im Allgemeinen betrachtet, nach überaus guten moralischen Vorschriften unterrichtet werden, die mit ihren Religionen verwebt sind. Allein durch ihr sittliches Betragen pflegen sie sich doch bey diesen übrigen Völkern selten beliebt zu machen. Denn die gar zu große Menge von allerley irdischen Gütern, die sie nun einmal kennen gelernet haben, reizen sie leider nur zu oft, Handlungen zu begehen, die allen moralischen Vorschriften geradezu entgegen laufen. Oft sieht sich nähmlich der Arme und Niedrige so wenig, als der Hohe und Reiche, die Moralität gänzlich aus den Augen zu setzen, wenn jener dadurch nur zu dem Besitz irgend eines gewünschten Gutes, dieser aber zu der Befriedigung seiner durch allzu große Reichthümer aufgereizten unordentlichen Begierden gelangen kann; daher wir auch mit jenem berühmten Weisen des hohen Alterthums ganz richtig behaupten,

ten, daß weder zu große Armuth, noch gar zu viel Reichthum der Weisheit zuträglich sey. Inzwischen zeichnen sie sich in ihren Sitten noch dadurch vor allen Völkern aus, daß die Tugenden unter ihnen allgemein mit vorzüglicher Achtung und Ehre belohnt, viele Laster hingegen, die bey den meisten übrigen Nationen der Erde nicht einmal als Laster gelten, wie zum Beyspiele der Diebstahl, der Betrug, die Trunkenheit, viehische Begierden, und so ferner, mit großer Schande verfolgt, oder auch wohl gesetzlich bestraft werden. Hierzu kommt noch, daß das weibliche Geschlecht hier nicht so sklavisch, wie fast in allen übrigen Reichen der Welt, behandelt wird, sondern wenigstens bey den Juden und Christen eben die politische Freyheit genießt, welche dem männlichen zustehet. Auch erlauben hier die Gesetze keinem Manne, in hr als eine Frau auf einmal zu freyen, und diese kann er nicht mit Gelde erkaufen, sondern erhält mit ihr oft sogar noch das ganze Vermögen, welches ihr ihre Aeltern oder Anverwandten hinterlassen. Alles dieses ist aber bey den übrigen Völkern meistentheils ganz anders, wiewohl auch die Mahomedaner und einige Christen und Juden unter den Europäern selbst von dieser Seite eine Ausnahme machen.

Doch die Frauen der Europäer pflegen sich zum Theil auch selbst von den Frauen der andern Völker durch besondere Sitten zu unterscheiden. Viele von ihnen bemalen oder schminken sich nähmlich verstohlnerweise, und würden es überaus übel aufnehmen, wenn man deshalb ihre Geschicklichkeit bewundern wollte; da doch im Gegentheile die Frauen der minder kultivirten Nationen sich eine Ehre daraus machen, wenn

man ihnen sagt, wie fett und schön sie ihre Schminke aufgetragen haben. Auch unterscheiden sie sich von diesen letztern durch ihre mannigfaltigen und oft veränderlichen Moden, so, wie auch dadurch, daß sie zum Unterricht und Zeitvertreibe allerley unterhaltende Bücher lesen, welches alles bey den Frauen anderer Völker weder Sitte noch Mode ist.

Aber auch in Hinsicht auf die politische Verfassung zeichnen sich die Europäer, im Ganzen genommen, vor allen übrigen Menschenraßen auf eine vorzüglich vortheilhafte Weise aus. Fast nirgends herrschen da die Könige und Fürsten und andere Regenten über das Leben und Eigenthum der übrigen Menschen ganz nach Willkühr und unumschränkt, sondern regieren beynahe allenthalben nach bestimmten Gesetzen und Verträgen, die sie bey ihrer Thronbesteigung oder Erwählung entweder mit ihren Vasallen, oder mit ihren Mitbürgern eingegangen sind.

Im übrigen giebt es auch unter einigen europäischen Völkern verschiedene Stände und Klassen von Menschen, die ihre Vorzüge vor andern hauptsächlich blos durch die adeliche Geburt, zuweilen aber auch durch überwiegende Kunst- und Verstandesfähigkeiten, öfters auch durch Geld erlangen.

B. Bemerkungen über die mongolische Menschen-Race.

Die characteristischen Kennzeichen dieser Menschen-Race, so wie die Länder, welche sie bewohnt, sind oben, S. 537, schon angegeben worden. Da der Umfang der letztern so groß, und das Klima und andere Eigenthümlichkeiten darin

darin so überaus verschieden sind: so kann es nicht fehlen, daß auch die sie bewohnenden Völker selbst in so vielen Stücken von einander abweichen. Sie alle auch nur nach dem dürftigsten Umrisse zu schildern, verbiethet hier daher der eingeschränkte Raum. Es wird deshalb genug seyn, hier einige Eigenheiten auszuheben, welche verschiedene mongolische Völker characterisiren *).

Ueber große Vermehrung ihrer Individuen dürfen sich die Menschen dieser Race, die Chinesen und einige im südlichen Asien wohnenden Völker abgerechnet, von welchen weiter unten die Rede seyn wird, jetzt gar nicht beklagen. Sie scheinen sich vielmehr zu vermindern, oder wohl gar nach und nach von der Erde zu verschwinden, wie denn einige ihrer Stämme, zum Beyspiele die Baschkiren, sich in der That schon beynahe gänzlich verloren haben. Daher sind auch die Länder, die sie bewohnen, größtentheils überaus arm an Menschen, und man kann dort wohl hundert Meilen weit reisen, ehe man ein Dorf antrifft, wo sich einige Familien aufhalten; denn der Boden, der sie trägt, ist gegenwärtig meistentheils überaus undankbar und strenge, folglich dem menschlichen Geschlecht überhaupt sehr abhold.

Was ihre Religion betrifft: so haben zwar viele von ihnen den christlichen, und viele den mahomedanischen Glauben angenommen, aber im Ganzen sind und bleiben sie alle ihren alten Religionen ergeben. Sie kommen nähmlich sowohl mit einander selbst, als mit andern heidnischen Völkern darin überein, daß beynahe jede Horde

*) S. Wünsch a. a. O. S. 269.

von ihnen ihre eigenen Volks- und Familien-Götter verehret, wie auch, daß ihnen allen der Glaube an die Fortdauer der Seele nach dem Tode, an Hexerey, an Geisterbeschwörung, und an einen höchsten Gott, oder Weltschöpfer, der sich aber seiner Hoheit wegen weiter nicht mehr um die gegenwärtige Welt bekümmert, gemein ist. Aber in Ansehung ihrer vermeinten untergeordneten Götter, die die Schicksale der Menschen zu dirigiren haben, und großentheils von sehr böser Art sind, unterscheiden sie sich nicht nur von den meisten übrigen Menschenracen merklich, sondern sind auch unter einander selbst in ihren darüber gefaßten Meinungen gar sehr getheilt. So verehren diejenigen mongolischen Horden, die gegenwärtig den Nahmen der Tataren und Kalmucken vorzugsweise führen, den berühmten La der Thibetaner, oder den Fo der Sinesen göttlich. Dieser morgenländische Götze ist nähmlich einst, zu Folge der Mythologie jener sogenannten Lamas und Bonzen, die seine Priester sind, von einer ostindischen Königinn auf eine wunderbare Weise gebohren, und, nachdem er selbst in der Folge durch Thaten und neue Lehren allerley große Wunder auf Erden bewirket hatte, von dem höchsten Gott in einen Fo oder La, das heißt in eine besondere Gottheit verwandelt worden, welche nun in Gestalt von allerley Thieren und Menschen immerdar auf Erden fortlebt, folglich viele tausendmal aufs neue gebohren wird. Bey gedachten tatarischen Völkern lebt er jedoch nur in dem Dalailama, das ist, in dem obersten Hohenpriester, fort, welcher daher ebenfalls göttlich verehret und angebetet wird; ja die Verehrung dieses menschlichen Götzen ist so groß, daß die Fürsten und Vornehmen im Volke sogar die Exkre-

mente

krementе seines Leibes in kostbaren goldenen Gefäßen als heilige Reliquien aufbewahren, weil sie in dem Wahne stehen, er sey der leibhafte La selbst, und könne daher nie sterben. Auch sind sie, wie leicht zu erachten, der Lehre von der Seelenwanderung sehr ergeben. Denn der La soll diese Lehre schon vor drey tausend Jahren auf Erden bekannt gemacht haben, und seine eigene beständige Gegenwart in dem Dalailama gründet sich darauf. Sie glauben daher, die Seele eines geringen aber frommen Menschen fahre zuerst in den Leib eines Edelmannes, dann in einen Fürsten, und zuletzt werde sie in den Himmel unter die Götter aufgenommen, so, wie im Gegentheile die Seele eines vornehmen aber bösen Mannes zuerst in einen geringen Menschen, dann in einen Hund, hernach in ein Schwein, und so weiter, fahre. Den höchsten Gott, zu dem sie blos um Verstand und Weisheit beten, stellen sie sich unter keinem Bilde vor; aber den La, nebst seinen Weibern und Kindern, verfertigen sie aus Filz, und bestreichen ihm den Mund, so oft sie essen wollen, mit Fett, wobey sie ihn um Lebensmittel und um eine zahlreiche Nachkommenschaft anrufen.

Fast eben so denken auch die Tschuwaschen, die jedoch dem einzigen höchsten Gott und Weltschöpfer nicht etwa den La, sondern die Sonne, als ein sehr erhabenes göttliches Wesen an die Seite setzen, und ihr für ihre Wohlthaten öfters beträchtliche Dankopfer darbringen, wiewohl sie auch noch obendrein eine große Menge sehr kleiner Götzen göttlich verehren. Ganz andere Meinungen hegen hierin die Tunguser, Buräten, Jakuten, Kamtschadalen und verschiedene andere zu dieser Race gehörende Nationen. Denn alle diese

Völker verehren weder die Sonne, noch den Fo oder La, sondern haben so vielerley untergeordnete und geschnitzte Götter, als ihnen Bedürfnisse bekannt sind, oder als es Dörfer und Familien unter ihnen giebt, besonders aber beten sie die vermeinten Götter der Wälder, die Berge, die Flüsse, die Winde, den Donner, die Erdbeben, die Wolken, die unterirdischen Geister u. s. w. an. Auch füttern sie lieber die bösen als die guten mit Fett oder andern Opfern, und zwar darum, weil diese letztern ihrer Meinung nach den Menschen ohnehin weiter nichts als Gutes erzeigen können, folglich nicht erst mit Branntwein und einer fetten Mahlzeit, wie die bösen, erkauft werden dürfen. Im übrigen führen bey allen diesen Völkern die Priester, als bloße Gaukeler, den Nahmen der Schamanen, und ihre Beschäftigung bestehet bloß in der so genannten Geisterbeschwörung, Chiromantie und Hexerey, das heißt in der Kunst einfältige Menschen zu betrügen, daher sie hierin den Lamas ähnlich sind, welche sich gleichfalls für große Wunderthäter oder Hexenmeister ausgeben, um, wie die Schamanen, dadurch zu Reichthümern, vorzüglich aber zu einem großen Ansehen zu gelangen.

Hiernächst zeichnen sich diese Völker auch in Hinsicht auf ihre Speisen, und in der Art, sie zu genießen, vor andern Völkern beträchtlich aus. Menschenfleisch essen sie zwar eigentlich nicht, und kommen folglich den Europäern und Ostindiern hierin gleich. Allein sie haben sämmtlich, bis auf die Baschkiren, Tschuwaschen, und einige tatarische Stämme, welche ein wenig Haser und Gerste bauen, nicht nur keinen Reiß, und kein Getraide, wie etwa die letztgenannten

beiden

beiden Hauptnationen, sondern auch keine Brodfrüchte, die den Südindiern zur Speise dienen, und keinen Maiz, keine Phaseolen, womit sich viele Amerikaner nähren, woraus denn abzunehmen, daß ihnen unser Brot völlig unbekannt ist, wie wohl sie sich aus getrockneten und gepülverten Fischen und Wurzeln mancherley Speisen bereiten, die mit unsern Mehlspeisen einigermaßen überein kommen. Doch von solchen Wurzeln, verbunden mit Knoblauch, Fischen, wilden Enten, Seehunden, Seebären, und allerley andern Seethieren und unverdaulichen Schwämmen, leben hauptsächlich nur die Bewohner der Fuchsinseln; desgleichen die Kamtschadalen und Kurilen, die daher auch stets ganz abscheulich nach Knoblauch, Kaviar und Fischthran riechen. Die Tungusen, Kirgisen und Jakuten hingegen essen zu ihrem Fisch- und Wurzelbrote nicht nur wilde Enten, Hasen, Rehe, Rennthiere, Hermeline, Zobel und Eichhörner, sondern auch Füchse, Hunde, Bären, Vielfraße, Adler, Störche, Reiher, u. s. w., besonders aber halten sie die großen Mäuse, die kleinen Murmelthiere und allerley Ungeziefer, ja sogar die Nachgeburten und andere Sachen, die der Wohlstand zu nennen verbietet, für delikate Leckerbissen, die nur bey großen Schmausereyen den Gästen vorgesetzt werden. Gleichwohl verabscheuen diese Menschen das Fleisch der Schweine, weil diese Thiere allen Unrath fressen, oder wenigstens darin wühlen. Sie sind also hierin eben so gesinnet, wie die Tataren, Tschuwaschen, Kalmücken und Baschkiren, die aus eben der Ursache nicht nur keine Schweine und keine Hunde, sondern auch keine Enten, und überhaupt kein Geflügel essen, dafür aber gefallene Kamele, Pferde, Schlangen, Raub-

vögel, Mäuse, Füchse und allerley stinkende Aeser verschlingen. Auch ist überhaupt zu bemerken, daß alle diese Völker überaus gefräßig sind, und gefallene halb verfaulte Thiere zur Speise weit höher als geschlachtete schätzen, folglich ihre Hunde, Schafe, Rinder, Pferde, u. s. f., erst aus Alter oder Krankheit sterben lassen, ehe sie das Fleisch derselben verzehren, welches dazu nicht einmal ordentlich gebraten oder gekocht wird. Aber ihr liebstes Getränke ist neben dem Wasser sauere Pferdemilch und Branntewein, den sie aus dieser Milch bereiten. Doch trinken auch viele von ihnen gern Thee, wie die Sinesen, und andere kochen sich eine Art von Bier aus Kräutern mit Honig, so wie diejenigen, welche an der östlichen Ecke von Sibirien wohnen, mithin weder Milch noch Thee haben, ihren Durst mit Fischthran stillen.

Nackend gehen diese Völker nicht, weil die meisten Länder, die sie bewohnen, sehr hoch liegen und kalt sind. Nur die Weiber der Keriäken sitzen gewöhnlich nackend in ihren Jurten oder Hütten, um ihre schönen Tättowirungen, das ist, ihre in die Haut gleichsam eingenäheten Figuren desto besser bewundern zu können; denn diese weiblichen Geschöpfe sind auch sehr eitel und kokett. Sonst kleiden sie sich auch in die Felle von ihren Schafen, Füchsen, Wölfen und Rennthieren, indem sie sich Pelze und weite Stiefeln daraus verfertigen, und die rauchen Seiten gewöhnlich einwärts kehren, um die Nähte von außen mit allerley farbigen und weißen Streifen von Hundeleder verzieren zu können. Doch kleiden sich auch einige, z. B. die Kalmücken, sehr gern in Tuch, besonders in rothes. Also zeichnen sich die ordentlichen Menschen unter

ter diesen Völkern zwar nicht sonderlich durch ihre Kleidung aus; aber desto größer ist der Kontrast, welchen die priesterlichen Kleider ihrer Schamanen mit den Kleidern aller übrigen Menschenkinder machen; denn diese bestehen in großen Häuten, die mit einer Menge von Ringen, Stäben und allerley magischen Sachen beloset sind, folglich ein abscheuliches Geräusch machen, so, daß man einen solchen Schaman schon von weitem kommen hört, auch wenn er seine Zaubertrommel, die er bey Amtsverrichtungen allezeit in den Händen trägt, noch nicht rührt.

Auch ihre Wohnungen sind elend und schlecht. Bey den Tungusen und Jakuten bestehen sie im Sommer aus aufgerichteten, mit Birkenrinden bedeckten Stangen, und im Winter aus zusammen gefügten kleinen Baumstämmen, welche mit Mos umwickelt sind. Bey den Kamtschadalen und Kurilen hingegen lebt man, wie bey den Koriaken, im Sommer fast gänzlich ohne Obdach, und im Winter gräbt man auf Anhöhen weite Löcher in die Erde, welche man bis auf eine kleine Oeffnung, die theils zur Einfahrt, theils zum Schornsteine dient, mit stark belaubten Baumgipfeln bedeckt, so daß man an einem Baumstamme, worein schmale Stufen gehauen sind, und welcher von dem Boden der Grube bis an gedachte Oeffnung reicht, aber nicht schief, wie eine andere Treppe oder Leiter, sondern senkrecht stehet, in eine solche Wohnung hinab und wieder herauf klettern muß *). Aber die Kalmücken und Baschkiren nebst den Kirgisen

*) Diese unterirdischen Wohnungen (Jurten genannt) hat die Kaiserinn Katharina II. zwar schon verboten, weil sie für die Gesundheit so nachtheilig sind; man trift sie aber in dem östlichsten Asien noch hin und wieder an.

sen und Woriaken wohnen meistentheils in runden Gezelten, welche die Gestalt spitziger Hüte haben, und aus Filze bestehen. Doch pflegen sich ihre Fürsten und Hauptleute auch ordentliche Häuser aus Holz und Steinen bauen zu lassen. Gleichwie nun diese Völker in der Kunst bequeme Wohnungen zu bauen sehr unerfahren sind: eben so sind sie auch in allen andern Künsten und Wissenschaften als Kinder zu betrachten, die alles bloß nach den ersten sinnlichen Eindrücken beurtheilen, und über nichts gehörig nachdenken. Daher haben sie keine andern Schiffe, als Fischerkähne, die aus gröblich ausgehölten Baumstämmen bestehen. Auch sind ihre Waffen eben so schlecht, wie ihre musikalischen und übrigen Werkzeuge beschaffen, und ihre Aexte sind großentheils nichts anders, als geschliffene Kieselsteine, ihre Nadeln und Bohrer hingegen nichts anders, als Zobelknochen, oder etwas dergleichen. Mit solchen Werkzeugen lassen sich aber ohnstreitig keine zierlichen Hausgeräthe verfertigen, und eben darum darf man sich auch nicht wundern, daß da die Menschen aus groben hölzernen oder steinernen Trögen mit ihrem Viehe gleichsam um die Wette essen und nach elenden Trommeln tanzen. Dafür verfertigen sie jedoch auch ganz hübsche Körbe und gute Schlitten, die von Hunden gezogen werden. In Ansehung der Kriegeskunst sind sie sämtlich schlechte Helden, und wenigstens von den Europäern allenthalben sehr leicht zu überwinden, besonders da sie gar keine Taktik haben, sondern in zerstreuten Haufen ohne alle Ordnung fechten. Dazu ist ihnen weder von der Bilder- noch Buchstabenschrift etwas bekannt. Denn obgleich die Religionslehren derjenigen, die an die Seelenwanderung

derung und an den Fo glauben, in gewissen so genannten heiligen Büchern geschrieben stehen: so können doch sogar die Lamas nicht einmal lesen, geschweige denn schreiben, sondern müssen ihren Unterricht bloß durch die mündliche Tradition empfangen, und eben dies gilt auch von den Schamanen, die sich zwar zu ihren Geisterbeschwörungen allerley sonderbar gebildeter Figuren und Charaktere bedienen, von eigentlichen Schriftzügen aber noch weniger als die Lamas wissen, folglich genöthiget sind, ihre Geisterbeschwörungskünste gleichfalls nur durch die mündliche Tradition auf die Nachwelt fortzupflanzen.

Auch durch ihre übrige Lebensart, ich meine durch ihre Sitten und Gewohnheiten, zeichnen sich diese Völker vor vielen andern beträchtlich aus. Von dem Ackerbau wissen sie, wie gesagt, fast alle nichts, indem bloß den Tschuwaschen und Baschkiren, nebst einigen andern etwas weniges davon bekannt ist. Daher bestehet ihr Gewerbe entweder allein in der Jagd, oder in der Viehzucht, und bloß diejenigen treiben zugleich die Fischerey, die an den Flüssen oder nahe am Meere wohnen. Die letztern haben sich zwar meistentheils an feste Wohnsitze gebunden; aber ihre Anzahl ist gar nicht groß, und alle die übrigen sind entweder unstäte Jäger oder Nomaden, das heißt, sie ziehen mit ihrer ganzen Haabe beständig im Lande umher, und halten sich an jedem Orte nur so lange auf, als es noch Füchse, Zobel, Hermeline u. dgl. daselbst zu jagen giebt, oder so lange ihr Vieh noch gute Weide findet.

Reinlichkeit findet man ferner daselbst nirgends unter den Menschen, wohl aber allenthalben Schmutz und Unflath, besonders da sie sich nie waschen. Ja die Kamtschadalen beschmieren

sich

sich noch obendrein mit unfläthigen Sachen, und reinigen sich daher so, wie man sich bey andern Völkern besleckt.

Auch kennen diese Menschen diejenigen seligen Empfindungen des Herzens gar nicht, welche unter den Europäern glückliche und aus gegenseitiger Liebe geschlossene Ehen gewähren. Denn dort kaufen sich die Männer, wie bey allen rohen Völkern, so viele Weiber, als ihnen gefällig ist. Sie betrachten sie daher bloß als Dienstboten, die sie wieder verstoßen können, sobald sie wollen, ohngeachtet sie sie mit großen Heirathszeremonien heim holen. Als Mütter stehen dann diese Weiber in großer Verachtung bey ihren Kindern, die dafür den Vätern außerordentlich viel Ehrerbietung erzeigen müssen. Aber in dem Begriffe von derjenigen Tugend, welche wir die eheliche Treue nennen, unterscheiden sich diese Völker nicht allein von den übrigen Menschenracen, sondern auch unter einander selbst beträchtlich. Bey den Kurilen und nomadischen Koriäken wird nicht etwa das Weib, welches die Ehe bricht, unehrlich, sondern bloß ihr Mann, der daher gleichsam gezwungen ist, seinen Nebenbuhler zu tödten, um dadurch wieder ehrlich zu werden. Die seßhaften Koriäken hingegen übergeben ihre Töchter und Weiber den fremden Gästen, die sie beherbergen, und würden denjenigen tödten, der sich eine solche ihm zugesellte Beyschläferin verbitten wollte; denn die Zurückweisung dieser gastfreundlichen Höflichkeit bringt ihnen die grösste Schande, welche anders nicht, als durch Tod getilget und ausgelöscht werden kann. Von der eigentlichen zärtlichen Jalousie scheinen also diese Völker, im Ganzen genommen, sämtlich nichts zu empfinden, und leben daher, wie leicht zu erachten,

achten, auch in dieser Hinsicht ziemlich viehisch. Bey einigen derselben pflegen die Mütter überdiess auch allemal, so oft sie zwey Kinder zugleich gebähren, das eine davon umzubringen. Sonst ist ihr sittlicher Charakter meistentheils leutselig, sanftmüthig und lustig, daher sie auch in ihrer Art gern schmausen, tanzen und singen, besonders wenn sich Freunde als Gäste bey ihnen zur Herberge einfinden. Dagegen haben sie wieder gar keinen Begriff von der Schande, die bey uns der Diebstahl nach sich ziehet, und stehlen daher ihren Gästen mit großer Unbefangenheit alles, was ihnen gefällt. Von dem gemünzten Gelde wissen die meisten von ihnen jedoch gar keinen Gebrauch zu machen, sondern tauschen bloß für Pferde, Rennthiere, Schafe, Rinder, Zobel, Hermeline u. s. w., zuweilen fremde Sachen ein, und einige haben auch gediegene Goldkörner, für welche ihnen die Europäer ebenfalls gern etwas geben. Im übrigen pflegen nur wenige Völker dieser Menschenrace ihre Leichen auf die gewöhnliche Weise zu beerdigen. Die meisten verbrennen sie und setzen dann die Asche auf hohen Bergen in steinernen Gefäßen bey. Die Koriäken verbrennen sogar diejenigen Rennthiere, Geräthe und Waffen, die dem Verstorbenen im Leben vorzüglich lieb gewesen sind, mit ihm zugleich, damit er sie in jener Welt auch lieb haben kann. Aber die Kamtschadalen geben ihre Todten den Hunden zu fressen, und zwar darum, weil diese von den Hunden gefressenen Körper, ihrer Meinung nach, in der zukünftigen neuen Welt ganz vorüglich schön und glänzend wieder erscheinen werden.

Was endlich ihre politische Verfassung betrift: so ist selbige im Grunde diejenige, die man

die

die patriarchalische zu nennen pflegt, wo jeder Hausvater zugleich König oder Gesetzgeber und Richter seiner ganzen Familie ist.

Die Polarmenschen, welche mit zu dieser Varietät gehören, bewohnen die nördlichsten Länder in Asien und Europa, und in Amerika theils die Hudsonsbai-Länder, theils den Polarkreis, theils das nördliche stille Meer; aber auch die Bewohner des südlichsten Theils von Amerika, jenseits der Magelhan-Straße, kann man vielleicht hierher rechnen, weil das Klima ihnen eine den nördlichsten Asiaten und Amerikanern ähnliche Bildung gegeben hat, wiewohl Blumenbach diese zu den Amerikanern zählt.

Alle diese Menschen halten sich also bloß an den äußersten Enden des bewohnbaren Erdbodens auf, und sind nur an den Seeküsten zu finden. Auch ist ihre Anzahl gar nicht groß, ohngeachtet sie sich in eine Menge von verschiedenen Völkern, nähmlich in Lappländer, Samojeden, Ostiaken, Tschuktschis, Bewohner der nordwestlichen Ecke von Amerika, Eskimos, Grönländer und Pescherás eintheilen lassen.

Die vorzüglichsten Merkmale, wodurch sich diese Völker in Hinsicht auf ihre äußerliche Bildung unterscheiden, bestehen fürs erste in der kleinen Statur, die nicht viel über vier Fuß beträgt, und fürs zweyte in den sehr erhobenen Backenknochen, die jedoch auch ihre Nachbaren, die Kamtschadalen und Bewohner von Onalaska mit ihnen gemein haben. Außerdem haben sie auch alle sehr flache Angesichter, große Ohren, ziemlich dicke Köpfe, niedrige Hälse, kurze Schenkel, kleine Füße, einen schmuzig braunen Teint, struppige Haupthaare, kleine schwarze aber matte Augen, und kleine niedrige Nasen, die sich nicht

über

über die Backenknochen erheben. Hiezu kommt noch, daß die Brustwärzchen bey diesen Menschen völlig schwarz, und nicht röthlich oder braun, wie bey andern Menschen sind. Aber in vielen andern Stücken ihrer äußerlichen Bildung weichen sie selbst unter einander merklich ab. So findet man bey den Pescherás nicht nur sehr niedrige Stirnen und breitgequetschte Nasen mit breiten Seitenflügeln und weiten Oeffnungen, sondern auch einen sehr großen Mund mit kleinen häßlichen Zähnen; ferner flache Brüste mit unförmlich dicken Hängebäuchen, die auf elenden dünnen Schenkeln ruhen, und woran magere ausgemergelte Arme herabhangen; dazu haben sie auch am ganzen Leibe kein Haar als nur am Kopfe, und ihnen fehlt also der Bart gänzlich. Bey den meisten Eskimos und Grönländern hingegen findet man zwar auch fast nirgends weiter, als auf dem Kopfe etwas Haar, weil sie sich dasselbe an allen andern Theilen des Leibes mit Fleiß ausraufen: aber dafür haben sie volle Wangen, einen runden kleinen Mund mit aufgeworfenen Lippen, erhobene Brüste, breite Schultern, und ausgestopfte Arme und Schenkel, woran man kleine, zarte, fleischige Hände und Füße wahrnimmt. Auch ist bey diesen Völkern die Nase nicht breitgequetscht, sondern ziemlich wohlgebildet, ob sie gleich wegen ihrer Kleinheit nicht über die Backenknochen empor stehet. Mit eben diesen Eskimos und Grönländern kommen die Lappländer bloß in Ansehung der kleinen Statur, des bräunlichen Teints, der stark erhobenen Backenknochen, der breiten Angesichter, der kurzen Hälse, der dicken Köpfe, der kleinen Augen und steifen Haupthaare überein, unterscheiden sich aber von ihnen durch ihre breit ge-

quetschte Nase, durch einen großen Mund mit magern dünnen Lippen, durch die rothe Farbe ihres Haares, durch übermäßig große Ohren, durch ein spitziges mit ziemlich langen Barthaaren bewachsenes Kinn, durch lange magere Arme, und endlich durch ziemlich dicke Bäuche, die auf kurzen krummen Schenkeln ruhen; dazu haben ihre Weiber fast gar keine Brüste, und können daher ihre Kinder gewöhnlich nicht säugen, sondern müssen sie mit Rennthiermilch tränken. Eben so sind auch die Samojeden, Ostiaken, Tschuktschis und Bewohner der äußersten nordwestlichen Ecke von Amerika gebildet, nur daß diese etwas mehr breitschultrig sind, und ebenfalls am ganzen Leibe kein Haar haben, ausgenommen auf dem Kopfe, wo es überdies nicht roth, wie bey den Lappländern, sondern wie bey den übrigen Polarmenschen kohlschwarz ist, wie wohl die Ostiaken hievon ebenfalls eine Ausnahme machen, weil sie in Ansehung der Farbe ihrer Haare den Lappländern wieder gänzlich gleich kommen.

Die gewöhnlichen Speisen dieser Menschen sind Rennthiere, Bären, Füchse, Hermeline, Seehunde, Fische, Wallrosse, Wasservögel, Muscheln, Seegras, Natterwurzeln, und fette Moose, die sie theils gekocht und gebraten, theils roh essen. Schweinefleisch verabscheuen sie. Als Brot bedienen sich diejenigen Lappländer, die am Meere wohnen, folglich der Fischerey obliegen, der gebackenen Fische, die sie zermalmen und mit klein geschlossenen Fichtenrinden und Moosen oder Seegräsern vermengen. Die Berglappen hingegen, die keine Fische haben, bereiten sich Brot aus gedörrtem Rennthierblute und Natterwurzeln, oder essen an dessen Statt gefrorne Rennthier-

milch

milch und Käse, der aus dieser Milch bereitet wird. Auch lassen sich die Lappen, die überhaupt ihre Speisen ordentlich kochen, und aus hölzernen Schüsseln essen, außer dem Rennthierfleische, ihr wildes Geflügel und ihre Biber und Bären wohl schmecken; essen aber dafür keine Hunde, Füchse und Wölfe, ausgenommen bey großer Hungersnoth; in welcher ihnen jedoch gar bald alte Kühe und alte Pferde zur Speise von den Europäern zugeführet werden. Eben so kochen auch die Grönländer ihre Speisen, und nehmen sie aus hölzernen Trögen oder Schüsseln mit beinernen Löffeln zu sich, haben aber fast gar keine Rennthiere, sondern blos Wallfische, Seehunde, Fische, Muscheln und Meergras zu essen. Die Samojeden und Ostiaken hingegen verschlingen, so wie die Tschuktschis und Bewohner der nordwestlichen Ecke von Amerika, das Fleisch von ihren gefallenen und halb verfaulten Rennthieren, Katzen, Hermelinen, Zobeln, Mardern, Füchsen, Eichhörnern, Bibern, Bären, Wölfen, Seehunden und andern Fischen, meistentheils roh; doch essen viele von ihnen auch eine Art von Brot dazu, welches entweder aus mehlreichen Wurzeln, oder aus zermalmten Fichtenrinden mit klein gestoßenen dürren Fischen bestehet, und einige kochen sogar das Fleisch ein wenig, ehe sie es genießen. Am allerschlimmsten scheinen jedoch die Pescherás daran zu seyn; denn diese haben weiter gar nichts, als einige Fische und Muscheln, womit sie ihren Hunger stillen. Menschenfleisch essen diese sämtlichen Völker gleichfalls nicht, aber einige von ihnen sollen doch die Leber ihrer Feinde, die sie im Kampfe tödten, aus Aberglauben verzehren. Im übrigen sind sie alle ganz erstaunlich gefräßig, und essen, so lange sie etwas

vorräthig haben, über die maßen viel. Dafür können sie aber auch, wenn ihr Vorrath aufgezehret ist, welches gewöhnlich alle Jahre gegen das Ende des Winters geschiehet, sehr lange Hunger leiden. Quält er sie jedoch zu sehr: so essen sie nicht nur trockene Baumrinden, sondern auch ihre alten ledernen Stiefeln und Wämser, die sie in Fischthran ein wenig kochen. Da sterben nun viele vor Hunger, wenn ihnen die Lebensmitteln zu früh vor Ende des Winters ausgegangen sind, und ein solches Unglück ertragen sie immer mit Geduld, und ohne daß die Nachgelassenen eine gute Lehre daraus ziehen, oder im nächstfolgenden Winter die Lebensmittel sparsamer eintheilen.

Außer dem Wasser und geschmolzenen Schnee bestehet ihr liebstes Getränk im Rennthierblute und Fischthran, wiewohl auch einige den Brantewein sehr hoch schätzen, den ihnen die Europäer zuweilen mitbringen.

Was die Kleider dieser Völker anbelangt: so bestehen dieselben in Pelzen, womit sie vor der Kälte, und in Hemden oder Unterröcken aus Wallfischdärmen, womit sie sich vor der Nässe schützen. Auch pflegen sie weite Stiefeln zu tragen, die sie zum Theil mit Fischbein steifen. Die gemeinen Lappländer geben ihren Kleidern, die sie aus Rennthierfellen verfertigen, zwar blos die Form der Säcke, umgürten sich aber dafür über den Hüften mit ledernen Gürteln, die mit Silberblech beschlagen sind, und woran sie ihr kleines Geräthe tragen. Mützen verfertigen sie sich aus dicht befiederten Vogelhäuten, welchen sie zu diesem Behufe die Federn lassen. Die vornehmen Lappen hingegen kleiden sich gegenwärtig in europäisches Tuch, und überziehen auch

ihre

ihre Mützen damit. Aber bey den übrigen hierher gehörigen Völkern pflegt man immer noch die alte Tracht beyzubehalten, wiewohl sich die reichern Grönländer und Ostiaken ebenfalls des europäischen Tuches dazu bedienen, und sich gegenwärtig nicht nur Hemden aus Leinwand und Kattun verfertigen, sondern auch zum Putz feine Kopfbinden von europäischer Manufaktur lieben, oder selbige auch wohl eigenhändig aus den Fäden gewisser Nesseln bereiten. Die ärmern machen jedoch ihre Hemden theils aus Vogelhäuten, theils aus Wallfischdärmen, und ihre Röcke, die mit Kapuzen versehen sind, aus Rennthier- und Seehundsfellen, die rauchen Seiten einwärts gekehrt. Hierin kommen auch die Eskimos mit ihnen überein; nur daß diese keine seehundsledernen Strümpfe und Schuhe, sondern sehr weite Stiefeln tragen. Im übrigen aber bedienen sich die Ostiaken, Samojeden, Tschuktschis und nordwestlichen Amerikaner zu Oberkleidern vorzüglich der Felle von Rennthieren, Bären, Wölfen und Füchsen, indem sie nur ihre Unterkleider aus den Därmen großer Fische verfertigen, und bey sehr strenger Kälte tragen sie zwey Pelze oder Wämser über einander. Ohngeachtet nun ihre Nadeln weiter nichts, als Fischgräten oder zarte Vogelknochen, und ihre Zwirnsfäden blos feine lederne Riemen sind: so nähen sie doch damit ziemlich sauber, und verbrämen die Nähte und Säume ihrer Kleider mit gefärbten Streifen von den feinsten Fellen, die sie dazu besonders gerben. Blos die Pescherás haben den Verstand nicht, sich bequeme und warme Kleider zu verfertigen, sondern werfen ihre Seekalbfelle ungegerbt über die Schultern, und bedecken die Köpfe nur darum mit Vogelhäuten, daß die überstehenden Flügel der-

selben ihren Augen den nöthigen Schutz vor dem blendenden Schnee, welcher auf ihrer Insel auch im Sommer über liegen bleibt, gewähren soll.

Die Waffen dieser sämmtlichen Völker sind bloße Werkzeuge der Jagd und Fischerey, das heißt Pfeile, Spieße und Harpune, die sie aus Holz, Wallfischknochen und harten Steinen verfertigen, nur daß man etwa die Lappländer davon ausnehmen muß, weil diese sich zugleich auch des Eisens zu ihren Waffen und andern Werkzeugen bedienen.

Schöne Gebäude darf man bey ihnen gar nicht suchen. Denn ihre Sommerwohnungen bestehen aus dünnen hölzernen Stangen, welche zeltförmig zusammengestellt, und theils mit Reisholz, theils mit zusammengenäheten Birkenrinden, theils auch mit allerley Thierfellen bedeckt sind, jedoch so, daß unten ein kleines Loch zum Eingange für die Menschen, oben hingegen ein anderes zum Ausgange für den Rauch daran zu sehen ist. In solchen Hütten würden also die Menschen im Winter erfrieren. Daher ziehen viele von ihnen, so oft der Sommer zu Ende gehet, auf Anhöhen in die Erde, und wohnen dann daselbst unter dem Schnee, wie die Kamtschadalen und Kurilen. Andere bauen sich zu Anfange des Winters blos wärmere Hütten, und hierin zeichnen sich vorzüglich die Grönländer zu ihrem Vortheile aus. Diese begeben sich, so oft ihnen die Sonne zu entweichen beginnt, von den Ufern des Meeres aus ihren Sommerzelten auf die Anhöhen zurück, und bauen sich daselbst Wohnungen, die sie aus vier dicken Wänden von Feldsteinen und Mos zusammen setzen, und mit Stangen und Reisholz bedecken. Aber diese

Woh-

Wohnungen sind nicht über fünf oder sechs Fuß hoch, so daß ein Europäer kaum gerade darin stehen kann, ja sie liegen im Winter gewöhnlich ganz unter dem Schnee begraben; daher sie auch überaus warm halten, ohngeachtet weiter kein Feuer darin unterhalten wird, als das Feuer der Thrankampen, die dann beständig brennen, und worüber diese Menschen zugleich ihre Speisen kochen. Fenster hat ein solches Gebäude, wie leicht zu erachten, gar nicht, sondern, wie bey den Kamtschadalen und Kurilen, nur eine einzige Oeffnung, die theils zum Aus- und Eingange, theils zum Schorsteine dient; aber diese Oeffnung ist nicht oben angebracht, sondern gehet unten an der Erde heraus, und bestehet blos aus einem engen steinernen Schlauch, wodurch man auf dem Bauche aus- und einkriechen muß.

Eben so leicht und klein, wie die Sommerwohnungen dieser Völker, sind auch ihre Kanoes gebauet. Sie bestehen theils aus kleinen ausgehöhlten Bäumen, theils aus leichten hölzernen Gerippen, die mit Seehundsfellen oder andern Seethierhäuten überzogen sind, und welche die Menschen auf dem Rücken forttragen, wenn sie von einem Orte zum andern ziehen. Dafür haben aber nicht nur die Lappländer und Samojeden, sondern auch die Tschuktschis und Ostiaken, ganz artige Schlitten, welche, wie bey den Kamtschadalen und Kurilen, theils von Rennthieren, theils von Hunden gezogen werden. Da nun der Schnee in diesen kalten Ländern sich gar bald sehr derb zusammen setzt, und überaus hart gefrieret: so schneiden diese Schlitten nicht in denselben ein, sondern glitschen auf seiner Oberfläche fort, und man kann daher in den dortigen Gegenden ganz erstaunlich schnell reisen, zumal da

sich die Hunde, deren wohl oft zwanzig an einem Schlitten ziehen, dort schon an einen sehr schnellen Lauf gewöhnt haben, die Rennthiere hingegen ohnehin mit unglaublicher Geschwindigkeit rennen.

Wissenschaften und gute Künste mangeln diesen Völkern, wie leicht zu erachten, gleichfalls gänzlich, und von Buchstaben oder andern Schriftzeichen wissen sie eben so wenig, wie von der Bilderschrift, womit einige andere Völker wichtige Nachrichten auf ihre Nachkommen zu bringen suchen, oder solches doch ehemals gethan haben. Sobald ihre Jünglinge die Geschicklichkeit erlangt haben, Jagd- und Fischergeräthe, und etwa steinerne oder eiserne Kessel zum Kochen der Speisen zu verfertigen, desgleichen Kanoes und Schlitten zu bauen, oder Seehunde, Füchse, Zobel und Hermeline zu fangen, oder Bären, Wölfe und Wallfische zu tödten: sobald sind sie gebildete Männer, welche sofort heyrathen und ihre eigenen Haushaltungen führen dürfen. Beynahe das nähmliche ist auch von den Mädchen zu bemerken. Diesen dürfen die Mütter nur gelehrt haben, Hütten zu bauen, Kleider zu verfertigen, das getödtete Wildpret, oder die gefangenen Seehunde, zu zerlegen, und einige Speisen zu bereiten, um sie für ziemlich hohe Preise, in welchen sie dann bey den Männern stehen, los zu werden. Denn alle diese Menschen hegen weiter keinen Wunsch in ihren Herzen, als den, allezeit recht viel Fischthran und Speise, aber wenig Arbeit zu haben, und bey den Weibern das Vergnügen in Ruhe genießen zu können. Aus diesem Grunde sind sie auch stets lustig, wenn sie satt sind. Sie essen, so lange sie etwas haben, wie alle unkultivirte Völker, zu jeder Stunde des

Tages,

Tages, oder so oft es ihnen beliebt; und werden nur dann traurig, wenn ihnen die Lebensmittel zu gebrechen beginnen.

Sie wissen übrigens, im Ganzen genommen, zwischen Tugenden und Laster keinen Unterschied zu machen, und zeichnen sich daher weder durch diese noch jene beträchtlich aus. Ehrgeiz und edler Eigennutz, diese beyden mächtigen Triebfedern, wodurch kultivirte Menschen bekanntlich zu den wichtigsten Unternehmungen angespornt werden, sind ihnen allen weder in der That, noch dem Nahmen nach bekannt. Auch kennen sie viele bey uns übliche Laster gar nicht. Neid, Verstellung, Ränke, Ungerechtigkeit, Rachgier, Meineid, Lügen, Verläumdung, und so weiter, kommen in ihren Herzen nicht zum Aufkeimen, und sie haben daher keine Wörter in ihren Sprachen, um die Begriffe damit auszudrücken, die wir mit obigen Nahmen zu verbinden pflegen. Aber freylich scheinen ihnen auch manche Handlungen gar nicht lasterhaft zu seyn, die es dennoch sind. So stehlen sie zum Beyspiele den Europäern, die sich unter ihnen aufhalten, mit größter Unbefangenheit alles, was ihnen gefällt, und wissen gar nicht einmal, daß eine solche Handlung schändlich ist. Sie selbst hingegen bestehlen einander nie, weil jeder von ihnen höchstens nur das hat, was jedem andern die freye unbearbeitete Natur ebenfalls darbietet, und was daher auch jeder andere auf der Jagd und Fischerey eben so leicht, oder auch wohl noch leichter, als auf dem Wege der Dieberey erlangen kann. Faulheit bringt ihnen gleichfalls keine Schande; daher sammeln sie im Sommer öfters nicht so viele Lebensmittel ein, als im Winter verzehret werden, und verhungern lieber, um nur

nicht fleißig fischen und jagen zu müssen. Aus bloßer Faulheit sind sie überdieses noch überaus unreinlich, und ziehen sich dadurch den vorhin erwähnten fahlbraunen Teint zu, da sie vielleicht doch eben so weiß, wie wir, seyn würden, wenn sie sich zuweilen wüschen oder badeten, und sich folglich von dem scharfen Rauche, der im Winter ihre Wohnungen stets erfüllt, nicht braun beizen ließen. Sittengesetze haben sie gar nicht, und folgen daher blos den Trieben der Natur, die ohnehin weder Mord noch Raub, noch andere Verbrechen und große Laster gestatten, daher auch dergleichen unter ihnen, wie gesagt, äusserst selten, ja fast nie statt finden. Vielmehr bemerkt man mit Vergnügen, daß die Spuren der guten Wirkungen gedachter Naturtriebe in den Keimen mancher Tugenden, besonders aber in der kindlichen Liebe, bey diesen Völkern sich sehr deutlich zeigen. Denn die Söhne ernähren da ihre abgelebten Aeltern, die sich selbst nicht mehr forthelfen können, mit äußerster Sorgfalt, und erweisen ihnen große Achtung, wie es dankbaren Kindern geziemet. Also unterscheiden sie sich hierin gar sehr von einigen andern unkultivirten Nationen, bey welchen die Kinder ihre unbehülflichen Aeltern, die des hohen Alters wegen nicht mehr im Stande sind, sich ihre Lebensmittel selbst zu verschaffen, sogar tödten, und ihnen dadurch über dieses noch eine Wohlthat zu erzeigen wähnen. Vielmehr bitten sich die Kinder der meisten Polarmenschen zu allen ihren Unternehmungen guten Rath von ihren Vätern aus, dem sie jedoch blos freywillig und aus besonderer Achtung nachkommen, ihn aber nicht als einen Befehl befolgen müssen, und zwar darum nicht, weil sie gleich von Kindheit auf eben so

unab-

unabhängig, eben so frey, wie ihre Väter geachtet werden; daher sich auch diese gar keiner väterlichen Gewalt bedienen, und sie nie mit Schlägen behandeln: denn eine solche Behandlung würde sie, ihrer Meinung nach, außerordentlich beschimpfen, besonders wenn sie ein Mädchen auf solche Weise züchtigen wollten.

Die Polygamie ist ihnen zwar allen erlaubt, und streitet gar nicht gegen ihre Sitten; aber auch da hat ein Mann dennoch selten mehr als zwey Weiber zur Ehe, ja oft nur ein einziges, und nur die Reichen heyrathen zuweilen deren etliche zusammen; denn die Aeltern geben ihre Töchter hier ebenfalls nicht umsonst hin, sondern fordern von dem, der sie gern haben will, große Geschenke dafür, die theils in Seehunden, theils in Rennthieren, theils in andern dergleichen Sachen, und bey einigen, welche Verkehr mit Europäern treiben, auch wohl in Branntweine bestehen. Gar zu reichlichen Ehesegen halten jedoch die Weiber dort für schimpflich, und wundern sich gar sehr, wenn sie hören, daß bey andern Völkern eine einzige Frau wohl zehn und mehrere Kinder nach und nach gebähren kann. Sie selbst sind nähmlich sehr unfruchtbar, indem sie selten über zwey bis drey Kinder haben, die sie gewöhnlich sehr leicht, ja ohne alle Schmerzen zur Welt bringen, und sogleich im Schnee baden, um ihnen Härte und Festigkeit zu ertheilen.

Aber so sehr die hierher gehörigen Nationen nicht nur in den meisten hier beschriebenen Sitten und Gebräuchen, sondern auch darin sämmtlich überein zu kommen scheinen, daß ihre Todten nicht verbrannt, sondern beerdiget werden: eben so sehr weichen sie in manchen anderen

Stücken

Stücken ihrer Lebensart von einander ab. So erfordert es bey den Grönländern die Sitte, daß ihre Töchter, sobald sich Freyer für sie finden, den Aeltern mit großem Geheul entfliehen, und mit großer Mühe auf den Bergen wieder gesucht werden müssen, wo sie jedoch gewöhnlich mit Fleiß gar bald sich wieder finden, und nach der älterlichen Hütte als Bräute zurück führen lassen, weil sie meistentheils doch ganz gern heyrathen. Fliehen sie aber im Ernste: so raufen sie sich auf der Flucht zum Zeichen ihrer aufrichtigen Trauer einige Hände voll Haare aus dem Kopfe, und alsdann werden die Freyer mit ihren Geschenken wirklich abgewiesen, weil man die Kinder da zu nichts, am wenigsten zu einer Heyrath, welche ihnen mißfällt, zu zwingen pflegt.

Gleichwohl sind bey diesem Volke nicht nur die alten Wittwen, die keine Söhne und keine Schwiegersöhne haben, sondern auch die alten Jungfrauen, der größten Verachtung und Noth Preis gegeben, und sollten daher lieber den ersten den besten Mann, der sie verlangt, heyrathen, als Gefahr laufen, am Ende gar sitzen zu bleiben. Da nähmlich die Weiber dort keine Seehunde und Wallfische, sondern höchstens nur etwas Heringe und einige Schalthiere fangen können: so sind sie nicht im Stande, sich selbst hinlänglich mit Lebensmitteln zu versorgen, sondern müssen hierin sich blos auf ihre Männer, oder Söhne und Väter verlassen, weil ihnen weiter niemand etwas mittheilt. Haben sie nun keine Söhne, und sind ihnen die Männer oder Väter gestorben: so müssen sie, um im Winter nicht zu verhungern, ihre Zuflucht zur Wahrsagerkunst und Hexerey nehmen, womit in diesem Volke allerdings auch noch etwas zu erwerben ist. Allein

Nein zum Unglück für diese sogenannten klugen Frauen ist nun dieses Gewerbe allemal von gar zu kurzer Dauer; denn kaum beginnen sie dasselbe, so finden sich auch sogleich Menschen, welche von ihnen bezaubert zu seyn wähnen, und nun werden diese Hexen sogleich entweder von hohen Felsen ins Meer gestürzt, oder gar lebendig begraben. Bey den Bergläppen hingegen erhält jedes neugeborne Mädchen von seinem Vater sogleich ein Paar der besten Rennthiere zum Geschenk, und läuft folglich nie Gefahr, verhungern zu müssen, weil sich diese Thiere vermehren, so daß ihre Jungen bey dessen Verheyrathung schon eine Heerde ausmachen, die es zur Mitgift erhält, und wovon es lebenslang sich nähren kann. Auch geben diese den Todten, wie die Samojeden und Ostiaken, ihre Waffen und Geräthe mit in die Gräber, und zerstören hernach die Hütten derselben, auf daß die Seelen, die ihrer Meynung nach sonst in diesen Hütten fernerhin hausen, den Hinterlassenen keinen Schaden zufügen sollen.

Von den Sitten und Gewohnheiten der Eskimos und Pescherás ist weiter nichts von besonderer Merkwürdigkeit hier beyzufügen. Aber von den Tschuktschis und nordwestlichen Amerikanern sind noch einige besondere Gebräuche zu bemerken, die sich auf ihre übertriebene Eitelkeit und eingebildete Verschönerung ihrer Körper beziehen. Sie tättowiren sich nähmlich nicht nur am ganzen Leibe sowohl als im Antlitze, sondern durchbohren auch die Backen, die Ohren und Nase, um Wallroßzähne, Federfittige, lange Muschelschalen, und andere solche Sachen, in diese Löcher zu stecken, oder eine Menge von Schneckengehäusen hinein zu hängen, weil alles dieses,

ihrem

ihrem Wahne nach, sehr schön läßt. Ja die Bewohner von Wilhelmsund machen sich sogar unter dem natürlichen Munde noch einen künstlichen, so daß es läßt, als ob sie von Natur zwey Mäuler hätten, besonders da sie die Zunge durch das künstliche Maul eben so gut, wie durch den natürlichen Mund hervorstrecken können, und sogar einen Wallroßknochen mit ausgeschnitzten Zähnen darin tragen.

Musik findet man im übrigen bey allen Polarvölkern eigentlich gar nicht. Aber einige erfreuen sich doch bey einem sehr erbärmlichen Gesange, und andere tanzen nach dem Schalle fischbeinerner Trommeln, die mit Häuten von Wallfischzungen überzogen, oder auch aus andern dergleichen Materien verfertiget sind. Tabak schätzen die meisten sehr hoch, indem sie ihn bey Freudenfesten, wo sie sich öfters über ganz geringfügige Sachen, wie die Kinder über ihr Spielzeug freuen, nicht blos rauchen und schnupfen, sondern verschlingen.

Obrigkeit und positive Gesetze giebt es unter ihnen allen, in so weit sie sich noch nicht zum Christenthume bekehrt haben, ganz und gar nicht. Sie sind vielmehr die ausgemachtesten Anarchisten, und richten sich in allen ihren Handlungen lediglich nach den einmal hergebrachten Sitten, an welchen sie jedoch allezeit sehr fest halten, wiewohl sie dabey auf den guten Rath ihrer Aeltesten achten, der aber nie Befehl für sie ist. Auch entrichten diejenigen, die unter der Botmäßigkeit europäischer Mächte stehen, ihren Tribut in kostbarem Pelzwerke ohne Murren, weil sie wohl wissen, daß dieses nichts helfen kann. Sie scheinen im Grunde gar keiner besondern Obrigkeit zu bedürfen. Denn fürs erste gehört ihnen

allen

allen die Erde, wie das Meer, gemeinschaftlich zu, und es giebt mithin dort keine besondern Wildgehege, keine privilegirte Fischerplätze, welche anderwärts manche Streitigkeiten und manche neue Gesetze veranlassen. Fürs zweyte besitzt auch dort jeder Hausvater nichts weiter eigenthümlich, als was er durch die Jagd und Fischerey selbst gewinnt, oder was er sich mit seinen Weibern und Kindern eigenhändig verfertigt. Fürs dritte kennen diese Menschen sogar weiter noch keine Güter der Erde, als nur diejenigen, zu welchen sie mit geringer Mühe gelangen können. Mithin können viele böse Begierden, die bey uns durch Strafgesetze im Zaum gehalten werden, unter ihnen gar nicht erwachen. Und hieraus erhellet zur Genüge, warum diese Völker dem Laster weit weniger noch, als der Tugend fröhnen, folglich auch keine Richter, keine Obrigkeit nöthig zu haben scheinen. Mordthaten fallen im übrigen unter ihnen, wie gesagt, höchst selten vor. Begehet aber dennoch Einer dieses Verbrechen: so wird er so, wie die vermeinten Hexen in Grönland, von den Anverwandten des Getödteten aufgesucht, und ohne förmlichen Prozeß hingerichtet. Man sollte freylich denken, diese Menschen müßten wenigstens bey der Jagd und Fischerey öfters in Kampf auf Tod und Leben gerathen, da doch nicht selten dem einen derjenige Seehund, oder derjenige Fuchs in die Hände fällt, in welchen der andere die Harpune geworfen, oder den Pfeil abgeschossen hat; allein auch in solchen Collisionsfällen hat bey ihnen das alte Herkommen gewisse feste Regeln bestimmt, nach welchen sie sich in die Beute theilen, und welche sie nie übertreten, folglich nie darüber einen Streit anfangen.

Was

Was endlich die Religion dieser Völker betrift: so kann man sich leicht vorstellen, welche kindische Begriffe sie sich davon machen mögen. Viele von ihnen sind zwar durch die Bemühungen der europäischen Missionarien zum Christenthume bekehret worden, und haben daher ihre alten Sitten, die dem Christenthume entgegen stehen, bereits ein wenig zu verändern angefangen. Aber auch diese Neubekehrten führen im Grunde nur den Nahmen der Christen, und bleiben im Herzen der alten Denkungsart ihrer Väter immer noch getreu, oder schieben wenigstens unsern Religionslehren ihre eigenen alten Volksideen unter. So können sich z. B. die Lappländer, die doch schon längst keine Heiden mehr sind, noch nicht von der Meinung loswinden, daß Gott ein großer Stein sey, um welchen viele kleinere Steine als Kinder herum liegen, und welchen sie mit Rennthierblut und Fett bestreichen oder gleichsam füttern, wenn er ihnen Wohlthaten erzeigen soll; und so machen es die übrigen neubekehrten Menschen unter diesen Völkern ebenfalls. Doch glauben sie auch, als Heiden, alle, so weit man sie kennt, an ein Leben nach dem Tode, ja zum Theil auch sogar an die Seelenwanderung, nur daß ihre Ideen von der zukünftigen Glückseligkeit und von dem Orte, wo sie sich dereinst aufhalten werden, sehr sonderbar sind, indem einige diesen Ort in ein schönes Jagdrevier, andere in ein seehundreiches Meer setzen, und sich dabey vorstellen, daß man dort Lebensmittel die Fülle haben werde, ohne daß man sie erst mühsam durch fischen und jagen erwerben müsse. Aber in ihren Begriffen von Gott stimmen sie bey weitem nicht so gut mit einander überein. An einen Weltschöpfer

denken

denken viele, z. B. die Grönländer und Esskimos, gar nicht, und haben daher in ihren Sprachen nicht einmal ein Wort, welches ihn bezeichnet. Fragt man sie, wer wohl das Meer oder Himmel und Erde gemacht habe: so antworten sie, daß dieses wohl ein sehr gescheuter Mann gethan haben müsse, oder auch, daß dieses alles von sich selbst immer so gewesen sey, und auch wohl fernerhin beständig so bleiben werde. Aber die Samojeden, Ostiaken, Tschuktschis und einige andere hieher gehörige Völker behaupten allerdings, daß es einen guten Gott gebe, welcher aus lauter Liebe die Welt erschaffen habe, und gar nichts Böses thun könne. Gleichwohl verehren sie diesen höchsten guten Gott eben so wenig durch Anbetung und Opfer, als die Sonne oder den Mond und andere Gestirne, die sie gleichfalls für gute Götter halten. Dagegen opfern sie den bösen Göttern desto mehr, daß diese ihnen die Jagd und Fischerey nicht erschweren, oder sonst kein Leid zufügen sollen. Auch machen sie sich allerley Haus- und Familien-Götter aus kleinen Baumstämmen, die sie dazu bloß an dem einen Ende verkohlen, an dem andern hingegen vier schwarze Flecken hinein brennen, welche die Augen, die Nase und den Mund vorstellen. Sind sie nun auf der Jagd glücklich: so ziehen sie diesen Götzen schöne Kleider an und bestreichen sie mit Fett, um ihnen ihre Dankbarkeit hierdurch zu bezeigen, welche sich aber auch nach einer übel abgelaufenen Jagd in große Mißhandlung verwandelt. Ueberdies halten sie die Seelen aller Thiere für eben so unsterblich, wie ihre eigenen, besonders aber scheinen sie von den Bären sehr hohe Ideen zu haben. Denn sie glauben nicht nur, daß derje-

nige, den die Bären auf der Jagd zerreissen, nothwendig selig werde, sondern begehen auch gewisse religiöse Feyerlichkeiten, wenn sie ein solches Thier getödtet haben. Sie hängen seinen Kopf und seine Haut an einen Baum, um welchen sie dann in großer Prozession mit sehr traurigen Geberden und Wehklagen herum gehen. Wer hat dir das Leben genommen? fragen sie hierbey. Die Russen: antworten sie sich auch selbst. Wer hat dir den Kopf abgehackt? ein russisches Beil. Wer hat dir den Bauch aufgeschnitten? ein russisches Messer. Wir bitten dich in ihrem Nahmen um Vergebung; u. s. f. Aber von bestimmten oder festgesetzten gottesdienstlichen Gebräuchen wissen im übrigen alle Polarvölker, in so fern sie noch keine Christen heißen, gar nichts. Vielmehr verehrt hier jeder seinen Götzen, wie er will, und aus dieser Ursache haben sie auch keine Religionsdiener oder Priester, sondern an deren Statt nur Hexenmeister oder Gaukler, die mit ihren Zaubertrommeln und einigen kleinen Taschenspielerkünsten sich als große Magier darstellen, folglich dadurch bey diesen abergläubischen Menschen zu großem Ansehen gelangen.

Alles dieses gilt jedoch nur von denjenigen Polarvölkern, welche sich auf der nördlichen Halbkugel der Erde aufhalten, keinesweges aber von jenen, die auf dem Feuerlande wohnen. Diese können nicht einmal fünf oder zehn zählen, wie andere ganz rohe Völker, ja sie sprechen überhaupt so wenig, daß man sie kaum als Menschen betrachten darf. Man hat von ihnen bisher noch kein anderes Wort, als pescherä, gehöret: und aus diesem Grunde sowohl, als aus verschiedenen andern Ursachen, muß man sie zwar freylich

freylich für menschliche Geschöpfe halten, aber doch nur für solche, die weder von Tugend noch Laster, weder von Gott noch Unsterblichkeit im geringsten etwas wissen.

Zu dieser Menschen-Race gehören noch einige Hauptnationen, die die bisher genannten sowohl an Zahl als Cultur übertreffen, nähmlich mehrere ostindische Völkerschaften, die Tibetaner, Sinesen, Japaner ꝛc.

Fast alle diese Reiche und Inseln sind mehrentheils wegen ihrer Fruchtbarkeit ungemein bevölkert. Dennoch würden in einigen hieher gehörigen Ländern wohl noch dreymal mehr Menschen leben, wenn die Hohen mit so vieler Menge über die Niedrigen herrschen wollten, daß diese die Kultur des Bodens nicht verabscheuen müßten.

Was die Religion dieser Völkerschaften betrift: so haben zwar die Christen und die Mahomedaner viele Proselyten gemacht, eigentlich aber bleibt ihre Religion immer vielfach und heidnisch. Denn außer einem höchsten Wesen und Schöpfer der Welt, welchen einige, nähmlich die so genannten Parsen und Guebren, unter dem Bilde des Feuers anbeten, und solches deshalb für ein heiliges Wesen halten, verehren sie nicht nur Sonne und Mond, sondern auch eine Menge anderer Götter oder Geister, die jedoch alle entweder von den Gestirnen, oder von wichtigen Naturwirkungen abstrahirt sind, so daß auch die in Hindostan berühmten drey großen Götter, genannt Brahma, Bussinna und Mais, davon der erste das Reich der Geister, der zweyte das Reich der Körper, oder das Wachsthum der Lebensmittel, der dritte aber das Reich der Todten zu verwalten hat, im Grunde keinen

andern Ursprung haben. In Sina, wo man bloß den Fo, oder Himmel und Erde, Sonne und Mond göttlich verehrt, opfert man doch auch den vier Jahreszeiten, die gleichfalls ihre reich vergoldeten und schön lackirten Tempel haben. Doch da die Götter nicht selbst essen: so werden auch da, wie in Japan und sonst allenthalben, die Opfer von den Priestern verzehrt, welche den Göttern dafür nur ein wenig Rauch von Brod und Wein, oder von Honig und Oehl, zum süssen Geruch aufsteigen lassen. Von der Fortdauer der Seele nach dem Tode sind ferner diese Völker innigst überzeugt, ja die eigentlichen Ostindier, zu welchen man sonst die Thibetaner, Sinesen und Japaner eigentlich nicht zählet, glauben sogar die Seelenwanderung, das heißt, sie glauben: der höchste Gott habe von Anbeginn bloß eine gewisse Menge von Seelen aus dem Wesen seiner Selbstheit hervorgebracht, und vom Himmel auf die Erde geblasen, wo sie nun, um geprüft und geläutert zu werden, zuerst in allerley Gewächse, dann in verschiedene Thiere, und endlich in menschliche Körper fahren, auch diesen Kreislauf bis ans Ende der Welt öfters von neuem anfangen, ja zuweilen sogar, wenn sie böse leben, zur Strafe in wilde Bestien wandern müssen.

Die ihnen von Natur bestimmten Speisen sind Reiß, Weizenbrot, Sagu, Hirsche, Schafe, Rinder, und vielerley andere gute Sachen, welche alle dort zum Theil in großem Ueberfluß vorhanden sind. Verschiedene dieser Menschen essen indeß das viele Gute, welches ihnen ihre Länder darbieten, aus wunderlichen Religionsbegriffen nicht; und einige von ihnen, z. B. die Sinesen der niedrigsten Klasse essen sogar die

Aeser

Aeser der gefallenen Pferde, der halb verfaulten Hunde und Ratten.

Nackend gehen diese Völker nicht, sondern kleiden sich in allerley Stoffe von Seide und Baumwolle, die ihrer Schönheit und Güte wegen auch bey uns bekannt genug sind, und sehr geschäzt werden. Den ganzen Leib aber bekleiden jedoch nur die Vornehmen und Reichen, um sich dadurch von den Armen und Geringen zu unterscheiden, welche, besonders in den heißen Gegenden, an der obern Hälfte des Leibes gewöhnlich unbedeckt einher gehen. Dabey schmücken sie sich, mit Edelsteinen, Perlen und allerley goldenen Zierathen, die sie theils in den Haaren theils am Halse und in den Ohrlappen tragen. Besonders merkwürdig ist es aber, daß die Frauen der vornehmen Sinesen ihre Füsse von Kindheit an in eiserne Schuhe zwingen, um dadurch das Wachsthum derselben zu verhindern, weil sie glauben, daß ganz kleine Füsse, worauf sie nicht einmal ordentlich gehen können, mit zur Schönheit gehören.

Ehemals bestanden ihre Waffen in Pfeilen, Lanzen, Schwertern und Hackemessern, jezt aber haben sie auch Feuergewehr, und in Sina hat man eher noch als in Europa Gebrauch vom Schießpulver gemacht. Aber alle diese Völker sind im Kriege schlechte Helden, und von den Europäern sowohl als von den Tataren allenthalben ziemlich leicht zu überwinden gewesen.

Doch in Hinsicht auf ihre Bauart geben sie den Europäern wenig nach, besonders in Sina und Japan, wo zwar in einem ganz besondern Geschmack, aber sehr zierlich und fest gebauet wird, und wo es viele große Städte mit glänzenden Tempeln, prächtigen Pallästen, künstlichen

Brücken, kostbaren Wasserleitungen, schönen Fontänen u. s. w., in großer Menge giebt. Nur in der Schiffsbaukunst stehen sie alle hinter den Europäern sehr weit zurück: denn sogar die Sinesen, die doch sonst alles ins Große treiben, und also auch große Schiffe mit vieler Kunst verfertigen, segeln äußerst schlecht. Dagegen giebt es unter diesen Völkern viele kunstreiche Gold- und Silberarbeiter, viele überaus geschickte Weber, vortrefliche Schmiede u. s. f. sind, indem daselbst fast alle Handwerke und Künste mit großem Fleiß betrieben werden, so daß man sagen kann, unter diesen Völkern herrsche schon sehr viele Kultur, die aber freylich wegen der gar zu großen Reichthümer aller Art und aus andern Ursachen sobald noch keine wahre Aufklärung bewirken wird.

Sie besitzen sogar auch längst schon die Kunst, ordentlich mit Schriftzügen zu schreiben, und haben folglich dadurch in der Kultur einen überaus großen Schritt weiter gethan, als die Südindier und Amerikaner, welche weder Bilderschrift noch Buchstabenschrift kennen, sondern bloß Fäden oder Stäbe haben, worein sie bey merkwürdigen Begebenheiten verschiedene Knoten knüpfen und Ringe schneiden, um dadurch ihrem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, wenn sie etwa diese Begebenheiten einst wieder erzählen wollen; doch muß man die Mexikaner davon ausnehmen, welche ihre alte Geschichte in schlechten Bildern aufbewahret, folglich wenigstens Bilderschrift haben.

Was die Sitten und Gewohnheiten dieser Völker betrift: so ist zu merken, daß dieselben überhaupt genommen ziemlich artig und gut, aber hin und wieder viel zu zeremonienreich und zu über-

übertrieben strenge sind. Für die Tunkinesen und Sinesen war nähmlich Confucius ein vortrefflicher Lehrer, dessen Sittensprüche und weisen Gesetze sie heut zu Tage noch auf das genaueste befolgen, ohngeachtet er schon vor drittehalb tausend Jahren gelebt hat. Für die meisten übrigen Ostindier hingegen haben bloß die Braminen und Lamas, ein paar Arten heidnischer Mönche, die Sittengesetze entworfen, die jedoch zum Theil auch ziemlich gut sind. Redlichkeit, Wahrheitsliebe, Sanftmuth, und fast alle andern Tugenden werden daher allenthalben hoch geschätzt und geehrt. Grobe Laster hingegen werden verachtet, ja der Diebstahl und Ehebruch wird sogar bey einigen dieser Völker mit dem Tode bestraft. Können sie aber die Fremden auf eine feine Art oder mit List hintergehen und betrügen: so pflegen sie in einer solchen Geschicklichkeit eine gewisse Ehre zu suchen. Frauen können sich die Männer so viele heyrathen als ihnen beliebt. Aber von dieser Erlaubniß pflegen doch nur die Vornehmen und Reichen öfters Gebrauch zu machen, weil Sitte und Wohlstand solches heischen, oder vielmehr, weil viele Frauen dort mit zum State eines vornehmen Mannes gehören. Unter den geringen und niedrigen Ständen hingegen ist es gewöhnlich, nur eine zu freyen. Auch ist es bey keinem dieser Völker mehr Sitte, die Bräute von ihren Vätern zu erkaufen, sondern hier geben die reichen Väter ihren Töchtern schon etwas Heirathsgut mit, obgleich nicht viel. Bey denjenigen, welche die Seelenwanderung glauben, werden die Leichname der Vornehmen und Reichen verbrannt, und alsdann müssen sich die vorzüglichsten und geliebtesten Frauen der Verstorbenen zugleich mit verbrennen, weil sie

außerdem nicht mehr ehrlich bleiben, sondern für vogelfrey geachtet werden. Sie setzen sich also getrost und unter großen Ceremonien zu den Leichnamen ihrer Männer auf die Scheiterhaufen und lassen sich lebendig verbrennen. Stirbt aber gar ein König, so verbrennen sich nicht nur alle seine Weiber, sondern auch alle seine übrigen Vertrauten, die bey seinem Leben seine Leibwache ausgemacht haben, mit ihm. Doch dieß ist eine Ehre, die nur den Frauen und Günstlingen der Großen wiederfahren kann; denn die Leichname der Niedrigen werden nicht verbrannt, sondern schlechthin begraben, und ihre Weiber werden ohnehin, so wie die Männer dieser untersten Klassen, für unehrlich und gewissermaßen für vogelfrey geachtet. Aber in Thibet, Sina, Tunkin, Japan und einigen andern Ländern danken auch die vornehmen Frauen selbst für diese Ehre, und sterben freywillig nicht mit, wenn ihnen die Männer sterben. Auch werden daselbst die Leichname der Vornehmen keinesweges verbrannt, sondern wie bey uns, nur mit viel mehr Gepränge, beerdiget. Dafür herrscht in diesen Reichen, Thibet etwa ausgenommen, die böse Sitte, daß viele arme Weiber ihre neugebohrnen Kinder auf die Straßen legen, oder sie auch wohl gar sogleich von den Hebammen tödten lassen, und solches darum, weil sie zu träge sind, so viel zu arbeiten, als zu deren Ernährung nöthig ist, und weil dort freylich in diesem Fache noch keine europäischen Polizeyanstalten getroffen sind.

Getanzt wird bey allen diesen Völkern bey weitem nicht so viel, wie bey den Amerikanern und Südindiern, und zwar darum, weil die Armen

men weder Geschicklichkeit noch Muße; die Reichen hingegen zu viel Stolz dazu haben, welchen man ihnen aber auch desto leichter verzeihen kann, je schändlicher das Gewerbe ist, welches die eigentlichen Tänzerinnen in jenen Ländern treiben. Es giebt nähmlich unter ihnen eine gewisse Art von sogenannten Kupplern, welche durch allerley niederträchtige Kunstgriffe die schönsten jungen Dirnen aus fremden Ländern an sich zu bringen wissen. Diese lassen sie dann in wollüstigen Tänzen, in allerley unzweydeutigen Geberden, in lüderlichen Gesängen, und überhaupt in allen Künsten der Buhlerey unterrichten, um sie dann an reiche Herren mit großem Gewinn zu verleihen. So lange nun diese Geschöpfe noch jung und schön sind, so lange werden sie bey allen Freudenfesten der Großen zur Belustigung hervorgesucht, und stehen mit ihren Anführern in großer Achtung; im Alter aber erleben sie lauter Schimpf und Schande, und werden, wenn sie sterben, gleich ihren Anführern, wie die Missethäter, an unehrlichen Oertern begraben. Ursache genug, daß Tanz und Musik bey diesen Völkern in Verachtung hat kommen müssen. Auch sind ihre musikalische Instrumente eben nicht weit her; denn sie bestehen blos, wie bey der bekannten Janitscharenmusik, aus kupfernen Becken, schlechten Schalmeyen, Cymbeln, Schellen, Possaunen, kleinen Trommeln, Lauten mit drey Saiten, oder dergleichen Sachen.

Diese Völker sind übrigens jeder Art von groben Aberglauben ergeben. Sie alle, die sonst klügern Sinesen selbst nicht ausgenommen, haben sogar auch ihre Adepten der hermetischen Kunst, ihre Tagewähler, Nativitätsteller, Wahrsager, Zeichendeuter, Geisterbeschwörer und Hexenmeister,

ja einige treiben ein ordentliches Gewerbe mit solchen Künsten, und solches kann man besonders an den Zigeunern abnehmen, welche sich zwar bis nach Deutschland verbreitet haben, eigentlich aber zu den Menschen der geringsten Klassen von Hindustan gehören.

Die politische Verfassung ist bey allen diesen Völkern, so wie im ganzen Oriente, überaus despotisch, und die verschiedenen Volksklassen sind hier weit schärfer als anderswo von einander abgeschnitten. Und gleichwie sämmtliche Volksklassen ihren Königen oder Kaisern in allen Stücken den blindesten Gehorsam zu leisten schuldig sind: eben so werden auch die niedrigern Kasten oder Stände von den höhern in der strengsten Subordination erhalten. Diese wunderbare Subordination ist so groß, daß in manchen Reichen die Menschen der untern Klassen den Höhern schon von weitem auf der Straße eine große Strecke weit aus dem Wege gehen müssen, wenn sie sich nicht, wie tolle Hunde, wollen erschlagen oder erschießen lassen. Auch werden die Geringern von den Vornehmern gar keiner Anrede gewürdigt, sondern müssen sich blos nach ihren stummen Winken richten, und letztere machen sich sogar unehrlich, wenn sie sich zu den erstern gutmüthig herablassen, welches daher auch fast nie geschiehet. Alle diese großen Vorzüge der verschiedenen Klassen des Adels werden fast bey allen hierher gehörigen Völkern blos durch die Geburt erlangt, und keinesweges durch persönliche Verdienste oder löbliche Thaten erworben. In Sina giebt es aber nur eine einzige Klasse von erblichem Adel, der weiter kein Verdienst zu haben braucht, als zur Nachkommenschaft jenes berühmten Confucius zu gehören, und selbige

fortpflanzen zu helfen. Doch erlaubt man deshalb den Männern dieser Klasse noch nicht, Antheil an den Regierungsgeschäften zu nehmen, oder Staatsämter zu bekleiden; denn solche Vorzüge werden hier blos durch Verdienste und Gelehrsamkeit erworben, indem der eigentliche Adel daselbst blos aus den sogenannten Mandarinen, oder Gelehrten und Kriegsbeamten bestehet, welche bey der Aufnahme und Promotion ihrer Mitglieder keinesweges auf hohe oder niedrige Geburt, sondern ganz allein auf die dazu erforderlichen Kenntnisse sehen. Aber so gelehrt auch diese Herren immer seyn mögen: so sehr muß es ihnen doch noch am geraden schlichten Sinne fehlen, weil sie gleichfalls die Thorheit begehen, sich äußerlich durch prachtvolle Ceremonien und Kleider über die Menschen der untern Klasse hoch zu erheben. Sie sind nähmlich der Meinung, daß es ihnen große Schande bringen würde, wenn andere Menschen wähnen könnten, sie müßten durch die Arbeit ihrer Hände ihren Unterhalt erwerben. Um also diesen Wahn sogleich in der Geburt zu ersticken, lassen sie die Fingernägel so lang wie Adlerklauen wachsen, damit ja sogleich Jedermann sehen möge, daß es ihnen unmöglich ist, mit ihren Händen irgend eine Arbeit zu verrichten. Auf gleiche Art suchen sie auch in andern solchen kleinlichen Dingen ihren hohen Rang zu affektiren. So grüßen sie sich zum Beyspiele wechselseitig blos durch ein sanftes Kopfnicken, wenn sie auf ihren Tragesesseln einander begegnen. Begegnet aber einem Mandarin ein Mensch der untern Klassen: so muß dieser von seinem Tragesessel herab, und sich öfters bis zur Erde vor ihm beugen, oder sich auch wohl gar der ganzen Länge nach niederwerfen,

und

und für dies tiefe Kompliment darf ihn der Mandarin auch nicht einmal eines Anblickes würdigen. Doch solche Demüthigungen, die den Menschen geringer Klassen widerfahren, wenn sie ihre Vorgesetzten erblicken, sind im ganzen Oriente gewöhnlich. Fast allenthalben müssen sie sich vor ihnen zur Erde niederwerfen, um ihnen Gelegenheit zu geben, sie zu zertreten. Etwa nur in Japan ist man hierin ein wenig bescheidener. Denn da ziehen die Geringern vor den Vornehmern zum Gruß nur die Schuhe oder Sandalen ab, lassen dann beyde in einander geschlagene Hände mit Ehrerbietung ganz langsam vor sich zu den Knien herab sinken, und gehen mit kurzen abgemessenen Schritten hin und her wankend vor ihnen vorbey, wobey sie jedoch, vermuthlich aber aus Furcht, auh! auh! rufen.

C. Bemerkungen über die äthiopische Menschen-Race *).

Die hierher gehörigen Völker sind oben, S. 538, nach ihren äußeren Merkmahlen und Wohnsitzen angegeben.

Für die überaus große Ausdehnung des Welttheils, der alle diese schwarzen Menschen sämmtlich ernährt, ist ihre Anzahl aber gar nicht groß. Doch vielleicht giebt es im Innern von Afrika zahlreiche Völkerschaften, von welchen wir noch nichts wissen; denn gegenwärtig kennen wir fast nur die Bewohner der Seeküsten, deren Wohnungen sich aber freylich allenthalben ziemlich weit in das feste Land hinein erstrecken.

Was

*) G. Wünsch a. a. O. S. 216 f.

Was ihre Religion betrifft: so glauben sie sämmtlich, wie alle heidnische Völker, an die Fortdauer der Seele nach dem Tode und an ein höchstes Wesen, welches aus lauter Güte die Welt erschaffen, zugleich aber auch eine große Menge von kleinern Göttern oder sogenannten Fetischen und Heiligen gemacht habe. Diesen ist, ihrer Meinung nach, die Direktion aller Naturwirkungen und aller Angelegenheiten der Menschen anvertraut. Auch sind sie, wie die Genossen aller andern Lokalreligionen, in ihren Glaubensmeinungen sehr tolerant, oder vielmehr leichtsinnig, indem es ihnen einerley ist, ob ihre Götter oder sogenannten Fetische, diese oder jene Namen führen, ob sie aus Holz oder Stein, aus Thieren oder Menschen, aus Gewächsen oder Metallen, aus Bergen oder Meeren und Flüssen bestehen. Daher lassen sie sich auch sehr leicht zum Christenthume und zum mahometanischen Glauben bekehren, doch thun wenigstens das erstere die Hottentotten nicht leicht, und zwar darum nicht, weil sie glauben, die Christen wären tyrannisch, ungerecht, neidisch, geizig, und überhaupt gar zu lasterhaft, wozu ihnen die auf dem Cap ansässigen holländischen Bauern so viele Veranlassungen gegeben haben. Doch in Habissinien und Nubien giebt es lauter Christen, Juden und Mahometaner, die aber auch eben so leichtgläubig, oder vielmehr eben so abergläubisch, wie die übrigen Afrikaner sind.

Sonst aber pflegen diese Völker fast nirgends das höchste Wesen selbst zu verehren, und nirgends ihm Opfer darzubringen. Denn sie glauben, dasselbe wohne viel zu hoch über dem Monde, und sey viel zu erhaben, als daß es von ihren Opfern etwas genießen, oder sich um die

Menschen und ihre Angelegenheiten im geringsten weiter bekümmern möge, besonders da es die Regierung der Welt nun einmal den geringern Göttern übertragen habe. Dafür vergöttern sie in Benguela nicht nur einen sehr bösen Götzen in Gestalt eines abscheulichen, aus Holz und Erde gebildeten Riesen, dem sie, um seine Huld zu gewinnen, oder seine bösen Tücke zu bezähmen, ihre im Kriege erschlagenen Feinde, wie auch die schönsten Elephantenzähne, Palmenwein ꝛc. opfern, sondern sie verehren auch mancherley gute untergeordnete Götter in Gestalt kleiner Schafböcke mit Schildkrötenköpfen, Bockshörnern und Pfauenfedern, die sie sich selbst machen, und als ihre Schutzpatrone betrachten. Die Kaffern und Hottentotten hingegen halten den Mond für den Repräsentanten des höchsten Wesens, und bekomplimentiren ihn theils mit Opfern, theils mit andern großen Feyerlichkeiten, so oft er ihnen aufs neue mit wachsendem Lichte erscheint. Bey vollem Lichte aber dauern die Opfer, welche aus Milch und Kuhfleisch bestehen, sogar die ganze Nacht hindurch, wobey sie ihn zugleich um gutes Wetter, um gutes Futter für ihr Vieh, und um recht viel Milch bitten.

Außer diesem guten Schutzheiligen giebt es dort noch einen andern kleinen wohlthätigen Fetisch, welcher nichts anders, als ein schöner grüner Käfer mit weißem Bauche ist, und welchem jede Gemeine sogleich einen fetten Ochsen unter großen Freudentänzen opfert, sobald er sich in ihrem Dorfe sehen läßt. Von diesen guten Göttern kommt ihrer Meinung nach alles Gute zu ihnen. Alles Böse hingegen, womit sie in der Welt geplagt sind, wird ihnen einzig und allein von dem Satanas zugefügt, von welchem sie sa-

gen,

gen, daß er ihnen zuweilen in Gestalt eines kleinen, häßlichen, allenthalben mit Haaren bewachsenen weißen Männchens erscheine, welches nicht nur einen Pferdekopf, sondern auch Pferdefüße habe. Auch wird jeder von ihnen, der nach ihrer Art einen recht frommen Lebenswandel führt, nach dem Tode selbst ein kleiner gütiger Gott, oder Fetisch, an welchen sie dann ihre Gebete richten. Vor den minder guten abgeschiedenen Seelen fürchten sie sich aber gewaltig. Sie brechen deshalb sogar das ganze Dorf ab, und bauen es in eine andere Gegend, wenn einer von ihnen stirbt, dem sie nichts gutes zutrauen.

Doch diese Thorheiten dürften anderwärts wohl noch ihres Gleichen finden. Aber die allersonderbarsten Götter wird man wohl nur in Sierra Leona und in andern dort herum liegenden Ländern finden. Denn da erwählt sich der eine zu seinem Schutzpatron, oder Fetisch, ein Ochsenhorn, der andere eine Krebsscheere, der dritte einen Nagel, der vierte einen Kieselstein, der fünfte ein Schneckenhaus, der sechste einen Vogelkopf, der siebente eine Wurzel, und so weiter, und alle diese Götter werden in Beuteln, die mit Glaskorallen, oder auch mit Gold oder Perlen besetzt sind, gewöhnlich am Halse getragen. Sollen sie nun ihren Klienten einen Gefallen oder eine Wohlthat erzeigen: so nehmen diese sie vom Halse ab, setzen ihnen gute Speisen vor, und beten zu ihnen. Erfolgt aber etwa keine Erhörung: so geben sie ihnen anfänglich blos tüchtige Schläge, nach öftern vergeblichen Bitten aber werfen sie dieselben gar von sich, und wählen andere dafür.

Nicht viel besser machen es hierin die Bewohner von Madagaskar, die doch sonst einen

ziem-

ziemlich glücklichen, zu Künsten und Wissenschaften geneigten Genius zeigen. Hier hat nähmlich ebenfalls jede Familie ihren eigenen guten Götzen, welcher gewöhnlich eine Grille ist. Dieser sitzt in einem schön geflochtenen und mit allerley Geschmeide besetzten Korbe, wird mit großer Sorgfalt gefüttert, und hat alle Kostbarkeiten des Hausherrn bey sich im Korbe liegen. Den ganzen Kram zusammen genommen pflegen sie ihr Oly zu nennen, und glauben, daß es ihnen alles Thun und Lassen, ja alle ihre Einfälle und Reden in den Sinn gebe, daher sie auch öfters wie Wahnsinnige aus Devotion um dasselbe herum tanzen. Man sollte denken, dieser Wahn wäre aus den finstern Gegenden unsers Vaterlandes dahin gekommen. Denn auch bey uns giebt es noch Menschen, die an ein so genanntes Goldhänchen glauben, welches den Leuten, die es besitzen, Reichthum bringen soll. Doch in der Thorheit geben leider die Menschen der entferntesten Erdzonen einander oft nichts nach; und eben deshalb findet man unter den Priestern aller afrikanischen Völker auch eben so viele Teufelsbanner, Geisterbeschwörer, Hexenmeister, vermeinte Goldmacher, Wahrsager, Tagewähler, Zeichendeuter u. s. w., wie bey andern Völkern, ja es giebt ihrer dort noch weit mehr, als unter uns.

An Lebensmitteln kann keine dieser Nationen irgend einen Mangel haben; denn allenthalben, wo sie sich aufhalten, ist ihr Land überaus fruchtbar, so daß die meisten von ihnen Reiß, Hirse, Gerste, Erbsen, Mais, Bohnen, Weintrauben, verschiedene eßbare Wurzeln u. s. w., mit wenig Kultur des Bodens in großer Menge erzielen. Kokosnüsse hingegen, wie auch Datteln, Feigen,

Feigen, Bananen, Pisangfrüchte, Tamarinden, und allerley Obstarten, wachsen in vielen Gegenden häufig wild, und mit Fischen, Schildkröten, Hühnern, Gänsen, Enten, Tauben, Antelopen, Pferden, Ziegen, Schafen, Hirschen, Rindern, Schweinen, Elephanten, Löwen, Tiegern u s. w. sind sie so wie mit Milch und Honig ebenfalls reichlich gesegnet. Gleichwohl essen viele auch mancherley Unrath, den der Wohlstand kaum zu nennen erlaubt, z. B. rohe Gedärme von gefallenem Viehe, ohne sie erst zu reinigen, ja die Hottentotten essen überdies nicht nur Maulwürfe und jenes ekelhafte Ungeziefer, das auf ihren eigenen Körpern wächset, mit großem Appetit, sondern verschlingen auch alte lederne Schuhe sehr begierig, die sie jedoch vorher ein wenig kochen. Doch über den Wohlgeschmack der Speisen muß man mit keinem Menschen streiten. Aber abscheulich ist es, daß man in Monomotapa, so wie in einigen andern dort herum liegenden Ländern, immer noch Menschenfleisch frißt, welches in einer Art von Fleischbänken ordentlich zum Verkaufe dazu ausgeboten wird. Alle diese Völker tödten überhaupt ihr Vieh nicht gern, sondern essen lieber das Fleisch der gefallenen Thiere, ohne dasselbe erst lange zu braten oder zu kochen. Denn solches Fleisch ist ihrer Meinung nach der Gesundheit weit mehr zuträglich, als dasjenige, welches die geschlachteten Thiere liefern. Merkwürdig ist es im übrigen, daß die Hottentotten an ihren Speisen weder Salz noch irgend ein Gewürz jemals leiden können, sondern alles ungesalzen essen, da doch die übrigen Afrikaner viel Salz an ihren Speisen lieben. Dagegen sind sie, die Hottentotten, mit allen übrigen Afrikanern wieder äußerst begierig nach saurem

rem Wein, Branntewein, Arak und andern starken Getränken, wiewohl sie ihren Durst gewöhnlich nur mit Wasser und Milch, oder auch mit Meth und Palmwein löschen.

Auf Kleider verwenden sie nirgends viel, weil sie der großen Hitze wegen allenthalben beinah ganz nackend einher gehen. Sie bedecken bloß die Geschlechtstheile in einigen Gegenden mit Lappen von Kattun, oder mit kleinen Schürzen von Ziegenfellen, und an andern Orten tragen sie theils baumwollene, theils leinene Hemden, die sie jedoch oft nur nachlässig über die Schultern hängen. Auf den bissagotischen Inseln, zu welchen Kazegut gehöret, und wo die Menschen, besonders die Frauen, viel schöner, als andere Afrikaner und Afrikanerinnen gebildet sind, machen sie sich nicht nur kurze Röckchen von Schilf, sondern auch kleine Mäntel mit Kapuzen von eben dem Stoffe, welche letztern sie jedoch nur bey kühler Witterung und Regen über den Kopf und über die Schultern werfen. Die vornehmen Hottentotten und Kaffern hingegen bereiten sich ihre großen Mäntel aus den Häuten der Tieger und Löwen, indem die Geringern bloß die Felle der Schafe oder die Häute der Kühe dazu anwenden. Allein da diese Mäntel nicht weit genug sind, um zugleich den vordern Theil des Leibes zu umhüllen: so pflegen die Männer dieses Volkes ihre Geschlechtstheile mit elfenbeinernen Platten, die Weiber hingegen mit kleinen Schürzen zu bedecken. Noch etwas mehr bedeckt als die Hottentotten gehen die vornehmen Madakassen einher. Denn diese tragen nicht nur ganz artige Leibchen von sehr schönen seidenen Stoffen, sondern auch lange baumwollene Gewänder, die von den Schultern bis auf

die

die Füße reichen. Die Armen und Geringen aber haben zu ihrer ganzen Bedeckung, so wie die meisten andern Schwarzen, weiter nichts als einen schmalen Gürtel von Bast, welchen sie zwischen den Schenkeln hindurch ziehen, und am Leibe befestigen.

Desto fleißiger aber pflegen sich alle diese Völker auf mancherlei Weise zu schmücken und zu putzen, wiewohl ihr Schmuck und ihr Putz gewöhnlich von gar sonderbarer Art ist. So beitzen sich die Frauen der Kazeguter ihre schwarzen Wollhaare mit Palmöhle roth, und belästigen ihre Schenkel mit großen kupfernen Ringen, die nach ihrer Meinung sehr schön lassen. Die vornehmen Frauen der Hottentotten hingegen tragen zwar auch Ringe von Kupfer und Elfenbein an den Armen, Schenkeln und Ohren, und freuen sich ebenfalls, wenn sie beim Tanze tüchtig damit klirren können; aber ihr Haar beitzen sie nicht roth, sondern überschmieren es täglich mit einem Pflaster aus Talg und Ruß, dazu salben sie auch täglich den ganzen Leib mit Ruß, den sie in zerlassene Butter einrühren, und alles dieses thun sie bloß, um recht glänzend schwarz zu erscheinen. Gold und Perlen haben diese Völker fast allenthalben. Dennoch schmücken sich die meisten lieber mit aufgereiheten Glaskorallen und andern Dingen, die wir verachten, z. B. mit Pferdeschweifen, die in Bengalen so hoch geschäzt werden, daß einer öfters für zwey Sklaven gekauft wird. Aber allen Afrikanern läßt sich dieser schlechte Geschmack doch nicht aufbürden, indem vielmehr die reichen Madekassen auch lange Schnüre von aufgereiheten Goldkörnern und ziemlich große, mit Goldplatten belegte, hölzerne Klözchen an den Ohren, die vornehmen Be-

wohner von Sierra Leona hingegen große Diamanten in der Nase tragen.

Die Waffen dieser Völker bestehen theils aus Hackemessern, theils aus eisernen Lanzen und Pfeilen, die zuweilen vergiftet sind. Aber die Tapferkeit scheint nicht mit zur Natur der Schwarzen zu gehören. Vielmehr lassen sie sich von den Europäern fast allenthalben sogar jetzt noch ziemlich leicht überwinden, ohngeachtet sie an vielen Orten bereits längst auch mit Feuergewehr und Schwertern zu fechten gelernet haben.

Baukunst muß man bey allen diesen Völkern ebenfalls nicht suchen. Denn ihre Hütten, die sie bloß von schwachen hölzernen Stangen errichten, und entweder mit Stroh, oder mit Matten und Palmblättern bedecken, haben gewöhnlich nur die Form der Bienenkörbe, und sind nicht viel größer als die Oefen, worin bey uns die Bewohner des platten Landes ihr Brot backen. Doch pflegen allezeit mehrere Familien ihre Hütten ordentlich dorfweise nahe an einander zu bauen, um sich und ihr Vieh gemeinschaftlich vor den Tiegern und Löwen zu beschützen, da dann dergleichen Dörfer von weitem wie zahlreiche Bienenstände erscheinen. Manche schwarze Familien streifen auch von einem Orte zum andern, ohne irgend ein anderes Obdach zu haben, als welches ihnen alle Abende die Natur selbst bereitet hat. Von schönen Tempeln oder Pagoden wissen sie alle gar nichts, und ihre größten Kähne sind wie bey allen ganz rohen Völkern nichts weiter, als gröblich ausgehöhlte Bäume, die sie mit ihren elenden Rudern kaum zu regieren wissen. Eben so sind auch ihre übrigen Künste und Handwerke nicht weit her,

ja-

ja selbst ihre Methode, das Feld zu bestellen, würde wenig fruchten, wenn der Boden an sich nicht so ergiebig wäre. Bey den Hottentotten giebt es zwar Fleischer, Gerber, Schneider, Elfenbeinarbeiter, Mattenmacher, Seiler, Töpfer, Schmelzer, Schmiede u. s. w. Aber ihre Gerber gerben bloß mit Fett und Kuhmist, und ihre Schneider nähen nur mit Schafsehnen, die sie wegen Mangel an ordentlichen Nadeln in Vogelknochen einfädeln. Doch verfertigen ihre Schmelzer und Schmiede ganz gute Geräthe aus Kupfer und Eisen, so wie ihre Seiler feste Seile aus Gras, und ihre Mattenmacher schöne Matten aus Binsen und Schilfe flechten.

Bücher giebt es unter ihnen, wie leicht zu erachten, ebenfalls gar nicht, weil sie, wie die meisten Amerikaner und alle Südindier, weder Bilder- noch Buchstabenschrift haben, und weil ihre Priester, auch sogar christliche, nicht einmal Geschriebenes oder Gedrucktes lesen, geschweige denn schreiben können.

Von ihren Sitten und Gebräuchen ist ebenfalls nicht viel zu melden, was löblich und nachahmungswürdig wäre. Denn die meisten leben gänzlich wie das Vieh, ohne die geringste Rücksicht auf Schicklichkeit und Wohlstand zu nehmen, ja, was das allerschlimmste ist, sie verkaufen sogar einander an die Europäer selbst, so daß der stärkere Bruder seine schwächern Geschwister, der Vater seine Weiber und Kinder für ein wenig Branntewein hingiebt, und sie dadurch in harte Sklaverey stürzt, welche ihrer auf den Schiffen und in fernen Landen wartet. Aber noch schrecklicher ist es, daß unter manchen hieher gehörigen Völkern der Stärkere den Schwächern ordentlich schlachten und sein Fleisch ver-

kaufen darf. Man sollte denken, diese Völker müßten von den Menschen-Racen gänzlich abgesondert und zu den Raubthieren gesellet werden. Aber nein, sie haben dennoch auch menschliche Herzen, nur daß die bessern Gefühle sich noch nicht in denselben regen. Doch solche abscheuliche Gemüther, wie die angeführten, findet man auch nicht einmal bey allen afrikanischen Völkern, sondern, wie gesagt, nur bey einigen. Denn die Hottentotten und Kaffern essen nicht nur kein Menschenfleisch, sondern verkaufen auch einander nicht. Aber ihre alten abgelebten Aeltern, die sich nicht mehr forthelfen können, und ihre überflüssigen kleinen Kinder, besonders die zu vielen Mädchen, die ihnen zur Last fallen, geben sie dennoch in abgelegenen Hütten dem Hungertode und den wilden Thieren Preis, oder begraben sie wohl gar lebendig, und zwar hauptsächlich darum, weil sie ihnen, ihrer Meinung nach, eine Wohlthat erzeigen, wenn sie sie auf solche Weise von ihrem elenden Leben befreyen. Daß aber auch ihre Religion zu solchen bösen Gebräuchen oft vieles mit beytrage, das zeigen die Madakossen, welche alle Kinder verhungern lassen, die an sogenannten unglücklichen Tagen gebohren werden, so wie sie dafür diejenigen, die an glücklichen Tagen zur Welt kommen, als unmittelbare Geschenke der Olys, oder der Götter höchlich verehren.

Um jedoch wieder auf die Gemüthsart und Sitten der Hottentotten zu kommen: so findet man im übrigen doch noch manches Gute unter ihnen, nur daß es immer mit lächerlichen und uns höchst abgeschmackt scheinenden Ceremonien verknüpft ist. Gutherzigkeit, Freundschaft, Gastfreyheit, Redlichkeit und Keuschheit sind ihre vornehm-

vornehmsten Tugenden, die ihnen vor vielen andern Völkern einen großen Vorzug zu gewähren scheinen. Sie suchen alle Gelegenheiten hervor, sich einander gefällig zu bezeigen. Sie helfen einander mit allen ihren Kräften aus der Noth, und finden ein großes Vergnügen daran, wenn sie Fremde, wovon die Europäer selbst nicht ausgenommen sind, gastfreundlich bewirthen können. Kurz ihre Redlichkeit, ihre geschwinde Handhabung der Gerechtigkeit, und ihre Keuschheit haben bey wenig andern Völkern ihres gleichen. Doch muß man nicht glauben, daß gar keine Gewaltthätigkeiten unter ihnen Statt finden. Denn man hat Beyspiele, daß zuweilen sogar ihre Hauptleute oder Fürsten andern Männern ihre Weiber mit Gewalt entführen, und sodann den Männern, die solches nicht leiden wollen, ein Verbrechen andichten, um sie mit Landesverweisung, oder wohl gar mit dem Tode bestrafen zu können. Sonst ist ihnen allen erlaubt, so viele Weiber zu nehmen als ihnen beliebt. Aber jeder heyrathet immer nur eine, obgleich die Reichen deren zuweilen zwey nehmen. Auf den Ehebruch setzen sie die Strafe des Todes, weil sie sich scheiden und anderwärts verheirathen können, wenn sie Ursache dazu haben, wiewohl dieses Recht nur den Männern zustehet, indem die abgeschiedenen Weiber erst nach dem Tode der abgeschiedenen Männer wieder freyen dürfen und sich dann allemal einen Finger abschneiden müssen, so oft sie sich aufs neue verehelichen. Bey ihren Hochzeiten pudern sich die Männer am ganzen Leibe mit gelben Staube, von gedörreten Blättern eines gewissen Krautes, nachdem sie sich vorher mit ihrer übelriechenden Pomade bestrichen haben, und eben dieses thun auch die Wei-

ber, die jedoch ihre Pomade nicht mit jenem gelben Staube, sondern mit rother Erde versetzen um an solchen Tagen schön roth geschminkt zu erscheinen. Aber höchst sonderbar ist ihre Kopulation; denn diese geschiehet bloß dadurch, daß der Priester das Brautpaar vom Kopfe bis zu den Füssen mit seinem Harne benetzt und Segensworte dazu spricht. Ihren neugebohrnen Kindern drücken sie sogleich die Nasenknorpel nieder, damit die Nasen recht breit und flach werden. Hernach beschmieren sie dieselben mit Kuhmist, und wenn es Knaben sind, lassen sie in der Folge auch eine gewisse Art von Beschneidung an ihnen vollziehen. Dazu erlangen die Knaben, nachdem sie sich unter großen Feyerlichkeiten und Opfern für majorenn haben erklären lassen, das Recht, ihre Mütter mit Schlägen zu mißhandeln, so, daß es ihnen sogar zur Ehre gerechnet wird, wenn sie von dieser Sitte viel Gebrauch machen. Doch beklagen sich die Mütter über diese böse Sitte gar nicht, sondern halten sie für nützlich und gut. Alle ihre fröhlichen Feste werden mit lustigen Tänzen beschlossen, wozu die Musik mit kupfernen Pauken und hölzernen Maultrommeln gemacht wird. Die meisten übrigen Afrikaner hingegen tanzen nach sehr elenden musikalischen Instrumenten, die bloß in ausgehöhlten Klötzen oder Trommeln bestehen, und nicht mit Häuten bespannt, sondern mit Bretern bedeckt sind. Auch ist bey diesen andern Völkern fast allenthalben die Polygamie und lauter viehische Sitte mit höchster Dummheit verknüpft, mode, ja die Dummheit gehet bey vielen so weit, daß ihre Weiber aus Haß dem Mondr stets den Rücken zukehren, weil er, ihrer Meinung nach, an der monatlichen Reinigung

gung und an den damit verbundenen Unpäßlichkeiten schuld ist.

Von metallenen Münzen wissen sie alle keinen Gebrauch zu machen, sondern führen entweder einen bloßen Tauschhandel, oder gebrauchen statt ordentlicher Münzen kleine Kattunstreifen, von bestimmtem Werthe, und ahmen also hierin den Ostindiern nach, welche sich statt allerley Scheidemünze kleiner Muscheln bedienen.

Was endlich ihre Verfassung betrifft: so herrschen ihre Könige fast allenthalben, ausgenommen bey den Hottentotten und Kaffern, über Leben und Eigenthum der Unterthanen ebenfalls ganz unumschränkt. Auch giebt es, dem Range nach, verschiedene Klassen von Menschen unter ihnen: nähmlich fürs erste die Klasse des Adels, welche aus den Leibwachen und Höflingen ihrer Könige und Fürsten bestehet, zweytens die Klasse der Freyen, drittens die Klasse der Sklaven, die den Freyen eigenthümlich zugehören. Wo aber die Europäer herrschen, da halten sie sich selbst alle für geborne Sklaven derselben; doch muß man die Hottentotten und einige andere kleine Völker hiervon ausnehmen. Hieraus ist aber auch leicht abzunehmen, daß es weiter keine Menschen-Race auf Erden giebt, bey welcher ein Bruder dem andern die Früchte seiner Arbeit und sein Leben, ja sogar seinen ganzen Willen so blindlings und so unbedingt unterwirft, wie hier, oder wo der blindeste Gehorsam und die allerstrengste Subordination so tief, wie unter diesen Schwarzen, eingewurzelt ist.

Freylich gewähren solche Sklaven ihren Herren manche Vortheile, und eben darum zeigen die Europäer den Afrikanern nicht nur nicht, wie abscheulich der Menschenhandel ist, sondern sie be-

stärken sie vielmehr noch in dieser grausamen Sitte, indem sie ihnen selbst jährlich viele Tausende ihrer Brüder und Schwestern abkaufen.

D. Bemerkungen über die amerikanische Menschen-Race *).

Die zu dieser Hauptvarietät gehörigen Völkerschaften zeichnen sich unter einander, wie es auch bey andern Racen der Fall ist, wieder durch allerley abweichende Merkmahle aus. So haben zum Beyspiele die ursprünglichen Bewohner von Mexiko große Augen und überaus weite Nasenlöcher, da doch bey den Caraiben gerade das Gegentheil statt findet. Letztere zeichnen sich überdieses noch durch ihre sehr schief zurück gelehnten Stirnen vor andern Völkern aus, und zwar vorzüglich darum, weil sie wegen dieser zurück liegenden Stirnen und fast gar nicht merklich erhobenen Augenbogen, die Augen vertikal gegen den Himmel richten können, ohne zugleich den Kopf im geringsten rückwärts zu beugen, wie andere Völker thun müssen, wenn sie gerade in die Höhe sehen wollen. An den Bewohnern von Terrafirma oder Neucastillen bemerkt man durchgängig eingedrückte Nasen, dünne Lippen und einen sehr kleinen Mund, welcher im Gegentheile bey den großäugigen Brasilianern, die zugleich breit gequetschte Plattnasen haben, sehr groß ist. Bey den Patagonen findet man ferner meistentheils kleine Nasen und kleine Augen, um welche sie schwarze und weiße Ringe malen, nachdem sie vorher das ganze Angesicht mit rothbrauner Erde bestrichen haben. Den eigentlichen Bewohnern von

*) S. Wünsch a. a. O. S. 152 ff.

von Chili und Peru sind kleine Stirnen und Habichtsnasen eigen. Die heutigen Californier hingegen unterscheiden sich von den übrigen Amerikanern theils durch ihren schlanken und magern Wuchs, theils auch dadurch, daß ihre innern Augenwinkel nicht so, wie bey uns und andern Menschen, sich verengern, sondern vielmehr wie ein Halbkreis gebildet sind, welche Merkwürdigkeit jedoch auch die nationalen Brasilianer mit ihnen gemein haben. Die Patagonen und Akansas unterscheiden sich endlich von andern amerikanischen Völkern auch durch ihre größere Statur, und letztere überdieses noch durch ihre blonden Haare, weiße Haut und schöne Bildung, als worin sie alle Nationen der sogenannten neuen Welt übertreffen.

Also sind alle einzelne Nationen der amerikanischen Völkerschaft in einigen Stücken ihrer körperlichen Form von einander verschieden, und kommen nur etwa in den oben, S. 538, bereits gedachten Hauptmerkmahlen mit einander überein.

Man sollte denken, die Anzahl der Individuen dieser Völker müßte sich ungemein hoch erstrecken, da sie so viele und weitläuftige Länder einnehmen. Allein sie ist zwar vormals, ehe die Europäer dahin gekommen sind, sehr groß gewesen, wie man schon daraus abnehmen kann, daß in einer einzigen Stadt, in Mexiko, wohl sechzig tausend Familien gewohnt haben; jetzt aber ist sie, in Vergleichung mit jener weiten Ausdehnung der Wohnsitze dieser Menschen, überaus klein; denn die Europäer, besonders aber die Spanier, haben bey der Besitznehmung ihrer Länder theils aus Religionseifer, theils aus Goldsucht und andern politischen Ursachen, viele Millionen derselben

ben geschlachtet und verbrannt, ja sie haben ganze Stämme von ihnen gänzlich ausgerottet, und nicht nur viele reiche Städte, sondern auch eine Menge ziemlich wohl eingerichteter und großer Staaten zerstört, blos um Selbstherrscher über die Länder dieses Welttheils zu werden, oder sich des vielen Goldes und Silbers derselben zu bemächtigen. Als diese gold- und herrschbegierigen Menschen zuerst nach der Halbinsel Ostflorida kamen, um sie zu erobern, ließen sich die gastfreundschaftlichen Bewohner derselben gar nichts Böses träumen, sondern kamen aus Neugierde haufenweise herbey, und brachten Silber und Perlen in Menge, um diese sonderbaren Fremdlinge, die sich für ihre neuen Freunde ausgaben, und von ihnen auch dafür gehalten wurden, brüderlich zu umarmen, und ihre großen Schiffe in Augenschein zu nehmen. Allein diese brüderliche Vertraulichkeit nahm sehr bald einen überaus tragischen Ausgang für sie; denn kein einziger Mensch von allem Volke, welches eines Tages auf die spanischen Schiffe zum freundschaftlichen Besuche gekommen war, durfte wieder an das Land zurück kehren, und so führte man auf einmal drey große mit solchen treuherzigen Menschen angefüllte Schiffe davon, um sie nach Sanct Domingo, einer großen Insel der Antillen, zu bringen, und ihnen hier das harte Sklavenjoch auf den Nacken zu legen. Aber zwey von diesen Schiffen gingen unterwegens mit Mann und Maus zu Grunde, und auf dem dritten hungerten sich diese tiefgekränkten Floridaner alle freywillig zu Tode, so daß die Spanier von allen diesen so grausamer Weise geraubten Menschen keinen einzigen auf diese Insel bringen konnten. Eine fast eben so schreckliche Begebenheit ereig-

nete sich einst in einer andern amerikanischen Provinz, die sehr goldreich war, und wo die vorher freyen Einwohner von den Spaniern wie erkaufte Sklaven mit harten Schlägen gezwungen werden sollten, Gold aus der Erde und aus den Bächen herbey zu schaffen; denn hier erhenkten sich in einer einzigen Nacht mehr als funfzig Familien, und so war des Morgens eine große Gegend von Menschen gänzlich leer. An andern Orten hat man diese Völker auch aus der Ursache ausgerottet und vertrieben, daß man, außer Gold und Silber, auch ihr schönes Land zu Kaffee-, Zucker-, Baumwollen- und andern Pflanzungen hat gewinnen wollen. Dies ist besonders den Caraiben begegnet, welche sich ehemals über alle Antillen verbreitet hatten, und sehr zahlreich waren, jetzt aber nur noch einen Winkel auf der Insel Sanct Vincent zu ihrem Aufenthalte übrig behalten haben. Ungemein leicht war es freylich, alle diese zahlreichen Völker zu vertreiben und auszurotten; denn sie hatten bekanntlich damals noch kein Feuergewehr, und konnten folglich den Europäern auf keine Weise widerstehen. Ob es aber auch menschlich und christlich war, das wollen wir hier nicht beurtheilen. Auf diese Weise hat man also viele zahlreiche Völker zersplittert, so daß die geringen Ueberbleibsel von ihnen jetzt nur noch zerstreuet unter den Europäern leben. Diejenigen aber, die dem Feuer und Schwerte, oder der Sklaverey der Europäer noch entronnen seyn mögen, die sind von den Krankheiten, die ihnen die neuen Herren ihrer Länder zugeführt haben, vollends zu Grunde gerichtet worden; daher denn gegenwärtig freylich nur noch wenig kleine Völker,

ker, die ihre eigenen Staatsverfassungen haben, von ihnen übrig sind.

Gleichwie nun ferner die zu unserer allgemeinen amerikanischen Menschen-Race gehörigen einzelnen Völker in Hinsicht auf ihre äußerliche Bildung in einigen Stücken übereinkommen, in vielen andern aber sich merklich von einander unterscheiden; eben so scheinen sie auch in einigen ihrer alten Religionsmeinungen ziemlich übereinzustimmen, in andern hingegen beträchtlich von einander abzuweichen, ohngeachtet sie die Spanier und Portugiesen jetzt größtentheils zu Christen gemacht haben. Darin nähmlich, daß nur ein einziges allerhöchstes Wesen ohne Nahmen existire, durch welches Himmel und Erde nicht nur erschaffen worden sey, sondern auch erhalten werde, und welches, ihrer Sage nach, seinen Hauptsitz in der Sonne, oder doch nahe dabey aufgeschlagen habe, über dieses auch die tugendhaften Menschen, wenn sie sterben, zu sich aufnehme, die bösen hingegen in finstere Höhlen der Erde hinabstoße, darin sage ich, scheinen sie beynahe durchgängig einerley Meinung zu hegen. Aber auf welche Art, oder durch welche Untergewalten und kleineren Götter, dieses höchste Wesen die Welt erhalte und regiere, das ist ehemals die große Frage gewesen, die ihre ältesten Religionsdiener auf eine verschiedene Weise aufzulösen gesucht haben.

Die Bewohner von Terrafirma erzeigen daher blos der Sonne, oder vielmehr dem höchsten allgütigen Wesen, welches ihrer Meinung nach in der Sonne seinen vornehmsten Sitz hat, göttliche Verehrung, und bedienen sich dazu keines andern Tempels, als des freyen Feldes oder der Berge, wo sie ihm ihre Opfer ohne viele Ceremonien

monien darbringen. Doch scheinen sie auch einen zwar minder mächtigen, aber sehr bösen Gott zu fürchten, welcher jenem höchsten Wesen unterworfen, und etwa dem Teufel ähnlich seyn mag.

Fast eben der Meinung sind auch die Floridaner, nur daß die Sonne, oder der oberste Gott bey ihnen ein Mann ist, dem sie den Mond zum Weibe geben, mithin diesen ebenfalls als eine Gottheit betrachten, die jedoch an Macht ihrem Ehehern bey weitem nicht gleich kommt. Auch pflegen diese Amerikaner ihre Götter nicht mit Opfern zu beehren, und gebrauchen daher ihre Tempel entweder nur zu Versammlungsplätzen, oder um ihre Todten daselbst zu begraben. Wegen dieser großen Simplicität jenes alten heidnischen Glaubens wollen auch die noch übrigen ursprünglichen Bewohner gedachter Gegenden in dem angenommenen Christenthum gar keine Fortschritte machen.

Bey den Peruanern gilt zwar die Sonne gleichfalls für den höchsten Gott, welcher seine Befehle durch Donner und Blitz vollziehen läßt, und eine gütige Mutter, den Mond zum Weibe hat. Aber diese Amerikaner gehen doch schon etwas weiter, als die vorigen, da sie nicht nur das Meer, sowohl als hohe Berge und gewisse Steine, sondern auch Adler, Schlangen, Eidexen, Fische und andere Sachen als kleine Götter verehren, wiewohl diese kleinen Götter, diese Diener des höchsten Wesens, ursprünglich nichts weiter, als Bilder der Gestirne, oder göttlicher Wohlthaten und unglücklicher Begebenheiten gewesen seyn mögen, zu welcher Vermuthung uns eine alte Fabel, die sie den Europäern selbst erzählen, hinlänglich zu berechtigen scheint. Sie sagen nämlich:

lich: „der Fisch am Himmel ist unter allen Fischen der erste und vornehmste. Dieser zeugt auch alle andere Fische, und schickt uns jährlich eine große Menge seiner Kinder vom Himmel herab, damit sie uns zur Nahrung dienen sollen.“ Bey Sonnen- und Mond-Finsternissen gerathen diese Menschen in große Angst und Betrübniß, weil sie glauben, daß nun diese ihre höchsten Gottheiten tödlich krank, oder wohl gar mit dem bösen Geiste, Maboya genannt, im Kampfe begriffen, und in Gefahr wäre, aufgefressen zu werden. Dabey erheben sie nicht nur selbst ein gräßliches Geschrey, sondern schlagen auch die Hunde, und rühren die Trommeln, um die Klagetöne dadurch zu vermehren. Sind aber die Finsternisse vorüber: so bedanken sie sich bey den großen Weltlichtern, und freuen sich, daß dieselben auf ihre Klagen gehöret haben, und nicht gestorben sind, auch sich nicht haben fressen lassen. Dies alles thun auch die Bewohner von Cumana, die Caraiben, die Huronen, die Irokesen und andere Nordamerikaner; denn alle diese Völker verehren gedachte Himmelskörper als Gottheiten, und etwas dem ähnliches ist zweifelsohne ehemals auch bey vielen Völkern der alten Welt üblich gewesen.

Vor allen andern Nationen waren aber die Mexikaner und ursprünglichen Bewohner von Sanct Domingo schon vor der Ankunft ihrer neuen europäischen Herren von jenem einfachen Glauben an einen einzigen höchsten unnennbaren Gott am weitesten abgewichen. Diese verehrten wohl ein paar tausend Götter, davon einige zwar für sehr groß gehalten wurden, aber demohngeachtet noch dem höchsten Wesen, dessen Symbol die Sonne war, unterworfen blieben, und von

wel-

chen jeder nur einem einzigen Geschäft, zum Beyspiel der Anordnung der Jahreszeiten, der Fischerey, der Witterung, der Arzneykunde, der Jagd, und so weiter, vorzustehen hatte. Der oberste dieser kleinen Götter hatte das Kriegswesen zu besorgen, hieß Viztilipuztli, und war in Gestalt eines Menschen, der einen Helm von goldenen Federn auf dem Haupte, eine goldene Kugel zu seinen Füßen, ein paar goldene Schlangen in seinen Händen, und im Angesichte große Wunden hatte, aus Holze geschnitzt. Nach ihm folgte die Gottheit, welche von den Menschen um Verzeihung ihrer begangenen bösen Thaten angefleht wurde, und gleichfalls in Gestalt eines Menschen, aber aus weißem Stein gebildet, und nicht nur mit goldenen Attributen versehen, sondern auch mit Edelsteinen geschmückt war. Man hatte diesen Göttern in der Hauptstadt des mexikanischen Reiches und in andern Städten viele prächtige Tempel errichtet, und allenthalben den abscheulichen Gebrauch eingeführt, ihnen Menschenopfer zu bringen, zu welchem Endzwecke sie daher alle ihre Kriegsgefangenen ganz kaltblütig schlachteten. Unglücklicher Weise war man über dieses noch der Meinung, daß diese Götter erstaunlich starke Fresser wären, so daß zuweilen ein einziges Opfermahl wohl zwanzig tausend Menschen das Leben kostete; denn die Götter selbst empfingen immer nur einen kleinen Theil von jedem geschlachteten Menschen, weil das übrige die Priester und Vornehmen im Volke selbst verzehreten. Hatte man irgend einmal keine Kriegsgefangenen mehr vorräthig: so durften die Priester nur sagen, ihre Götter wären hungerig, und sogleich griffen alle Mexikaner zu den Waffen, um ein benachbartes Volk, dem sie je-

doch vorher den Krieg ankündigten, zu überfallen, neue Kriegsgefangene zu machen, sie zu mästen, und hernach zu schlachten. Doch das ganze mexikanische Reich ist nun mit allen seinen Götzen zerstört, und jene abscheulichen Menschenopfer, die von vielen besser denkenden Mexikanern auch schon vor der Ankunft ihrer neuen europäischen Herren verabscheuet wurden, sind in den dortigen Gegenden bereits längst abgeschaft, zumal da man die Reste aller überwundenen amerikanischen Völker beynah durchaus zu Christen gemacht, folglich wenigstens hierin etwas überaus Gutes gestiftet hat.

Die gewöhnlichen vegetabilischen Speisen der Amerikaner bestehen hauptsächlich in geröstetem Mais oder türkischem Weitzen, ferner in Pataten, Kartoffeln, Manihok und andern mehlreichen Wurzeln, die sie auf mancherley Weise zuzurichten wissen. Viele erzielen auch verschiedene Arten von Baumfrüchten, und Phaseolen oder Bohnen, die ihnen ebenfalls zu einer angenehmen Speise dienen. Unter den Thieren hingegen ist fast keine einzige Art zu finden, die sie nicht entweder ganz roh, oder doch nur halb gebraten, mit großem Appetit verzehren; denn sie sind alle ganz erstaunlich gefräßig. Zwar die Anwohner des Meeres oder der Seen und Flüsse ziehen zu diesem Behufe freylich die Fische den meisten übrigen Thieren vor; aber sie verschlingen doch auch eben so begierig, wie andere hierher gehörige Nationen, die Mangel an Fischen haben, und sich gewöhnlich an das Fleisch der Hunde und vieler andern vierfüßigen Thiere halten, allerley Ungeziefer, sogar dasjenige, welches an ihren eigenen Körpern häufenweise herumkriecht. Manche von ihnen, zum Beyspiel die

Califor-

Californier und Cumaner, fressen auch Ratten, Mäuse, Schlangen, Eidexen, Raupen, Spinnen, Fledermäuse, allerley Würmer, todte Aeser und Gedärme, die sie nicht einmal von dem darin befindlichen Unrathe säubern. Die Huronen und Irokesen hingegen und andern Bewohner von Canada verzehren nicht nur eine ungeheure Menge von Fischen, Bibern, Hasen und großen canadischen Ochsen, sondern auch viele andere Thiere, die wir nicht essen, zum Beyspiele die Füchse, Wölfe und Bären, ohngeachtet sie diese letztern zunächst nach der Sonne göttlich verehren. Ja die Caraiben, und einige alte Völker von Terra firma, die am Orenokofluß wohnen, bereiten sich sogar, um ihren unnatürlichen Appetit zu stillen, kleine Kugeln aus Kreide, oder auch aus zartem Thon, den sie mit halb verfaultem türkischen Weitzen vermengen, und mit Schildkrötenfett beträufeln. Doch dergleichen Fresserey en dürfte man ihnen wohl noch zu gute halten; aber abscheulich ist es, daß die vornehmsten und leckerhaftesten Mahlzeiten bey allen diesen Völkern ehemals aus Menschenfleisch bestanden haben, und bey einigen von ihnen gegenwärtig noch daraus bestehen. Doch schlachten sie dazu nur ihre Feinde, die sie im Kriege zu Gefangenen machen, und nicht begnadigen, das heißt nicht als Kinder und Verwandte in ihre Familien aufnehmen. Ihre gewöhnlichen Getränke, die zum Theil sehr berauschend sind, wenn sie gegohren haben, pflegen sie aus mancherley Gewächsen und Wurzeln, besonders aus Mais und Manihok, zu bereiten. Auch machen sie in den Gegenden, wo Cacaobohnen wachsen, eine Art von Chokolade, indem sie diese Bohnen zu Schaum schlagen, welchen sie sodann verdünnen. Und in Nordamerika brauen

sie jetzt nicht nur Bier, sondern keltern sich auch Apfelwein, der ihnen sehr wohl behagt, daher sie sich daselbst auch gegen die Europäer, die ihnen diese und andere gute ökonomische Arbeiten gelehrt haben, ziemlich dankbar bezeugen.

Aber in Hinsicht auf die Kleider ahmen diese Völker gegenwärtig fast allenthalben den Europäern so viel als möglich nach, wenigstens gebrauchen sie jetzt, wofern sie nur nicht gar zu arm sind, lauter europäische Stoffe dazu, ausgenommen in denjenigen Gegenden, wo die Europäer weder herrschen, noch großen Handelsverkehr treiben. Vormahls bestand nähmlich die Kleidung der Canadier und anderer Bewohner von Nordamerika blos aus Thierhäuten und Pelzen, die sie auf eine sehr geschickte Weise nicht nur zu Hemden und Unterkleidern, sondern auch zu Mänteln und andern Oberkleidern verarbeiteten. Jetzt verfertigen sie aber ihre Hemden aus europäischer Leinewand, ihre Mäntel und Unterkleider theils aus Tuch, theils aus gegerbtem Leder, und ihren Putz aus mancherley andern europäischen Stoffen, wobey sie jedoch die Form der alten Tracht noch beobachten. Die Bewohner von Paraguay und Anwohner des Amazonenflusses, wie auch die Brasilianer, Peruaner, Caraiben, Mexikaner, Floridaner und andere Völker der warmen Gegenden dieses vierten Welttheils gingen ehemals fast ganz nackend, oder schmückten höchstens nur Kopf und Lenden mit aufgereihten bunten Federn, Muscheln und Knochen, wobey sie jedoch in den Ohren, Nasen und Lippen allerley Putzwerk trugen, ja über dieses auch zuweilen einzelne bunte Federn am ganzen Leibe herum mit einem klebrigen Safte aufklebten. Gegenwärtig tragen sie meistentheils Hemden, oder

doch

doch kleine Schürzen, die sie aus Baumwolle und Kaninchenhaaren verfertigen, welche Kunst sie jedoch auch schon ausübten, ehe die Europäer dahin kamen. Aber einige von ihnen, zum Beyspiel die Californier, gehen sogar jetzt noch grossentheils nackend, ohngeachtet ihr Land nicht sonderlich warm ist, und andere, zum Beyspiele die Patagonen, bedecken sich blos mit rauchen Thierhäuten, die nicht gegerbt sind.

Auch in Hinsicht auf die Form ihrer Wohnungen kommen die zu den Amerikanern gehörigen Völker nicht alle überein, wie man ohnehin schon zum voraus vermuthen kann, da sie beyweitem nicht alle unter einerley Klima wohnen. Viele haben eigentlich gar keine ordentlichen Hütten, sondern spannen blos Matten oder Häute zwischen etliche Bäume aus, um darauf zu schlafen, und sich darunter aufzuhalten. Solches geschieht nun zwar vorzüglich blos in heißen Gegenden; aber in Californien und Patagonien, wo schon eine sehr gemäßigte Temperatur herrscht, sind gleichwohl ebenfalls keine bessern Hütten mode. Alle einheimischen Nordamerikaner hingegen bauen sich ordentlich geräumige hölzerne Hütten, die theils mit Baumrinden und Reisern, theils mit Häuten und Fellen bedeckt sind, so daß ganze Familien sich bequem darin aufhalten können. Doch muß man nicht etwa wähnen, daß die schöne und gute Baukunst bey gar keinen amerikanischen Völkern jemahls im Gebrauch gewesen sey. Denn in den Reichen Mexiko und Peru gab es, außer Mexiko und Quito, noch viele andere Städte und Flecken, die von den ehemahligen Besitzern unter der Leitung ihrer Fürsten, der Ynkas und Kaziken, welchen das Volk den Titel der Kinder der Sonne gab, fast

nach allen Regeln der Kunst erbauet, und nicht nur mit prächtigen steinernen Pallästen geschmückt, sondern auch mit kostbaren Wasserleitungen, Dämmen und Schleusen versorgt waren, und worüber man sich um so viel mehr verwundern muß, je weniger diese Völker ehemals den Gebrauch des Eisens kannten, folglich meistens bloß kupferne Werkzeuge dazu hatten. Die meisten dieser Städte haben freylich die Spanier bey deren Eroberung zerstört und neue an ihre Stellen gebauet; aber die Nahmen derselben und viele Denkmäler von ihnen existiren doch immer noch.

Von den Sitten und Fähigkeiten dieser Völker will ich nur folgendes kürzlich bemerken. Sie haben im Allgemeinen eine tückische Gemüthsart, und üben, wenn sie gewahr werden, daß man sie hintergangen hat, grausame Rache, sobald sie Gelegenheit zur Ausführung derselben finden, sollten sie auch selbst ihr eigenes Leben dabey verliehren, welches ohnehin schon aus den vorhin angeführten Thaten derer, die sich selbst mit Fleiß zu Tode hungerten, zur Genuge erhellet. An vielem Denken finden sie im Allgemeinen ebenfalls gar keinen Geschmack, sondern überlegen alles nur oberhin, und sind mithin fast in allen Dingen sehr unwissend. Eben so träge benehmen sie sich auch bey den Arbeiten des Körpers, zu welchen sie sich nicht eher entschließen können, bis die höchste Noth dazu da ist, oder bis der Hunger sie auf die Jagd und zur Fischerey treibt. Haben sie dabey etwas Feldbau, welcher jedoch nirgends viel bedeutend ist, weil sie von dem dazu erforderlichen Geräthe keinen Gebrauch machen: so überlassen sie ihn ihren Weibern, die sie sich von den Vätern durch Ge-

schenke

schenke erkaufen, und überhaupt ungemein hart behandeln, ja ihnen nicht einmal erlauben Wochen zu halten, wenn sie gebohren haben, sondern an ihrer Statt sich selbst von ihnen mit guten Speisen und sorgfältiger Pflege bedienen lassen. Doch diese scheinen die Härte, der sie unterworfen sind, gar nicht zu empfinden, und in ihren Herzen ist gewiß eben so wenig Anlage zu einem wahrhaft zärtlichen Gefühl wie in den Herzen ihrer Männer zu finden, welches auch aus dem folgenden erhellen wird. Nähmlich diejenigen hieher gehörigen Völker, welche noch nicht unter europäischer Bothmäßigkeit stehen, führen immer noch zuweilen sehr blutige Kriege mit einander, obgleich ihre Armeen oft kaum aus etlichen hundert Mann bestehen. Mit ihren Kriegsgefangenen verfahren sie alsdann größtentheils außerordentlich grausam. Erstlich lesen sich zwar die Weiber diejenigen davon aus, die ihnen gefallen, um sie statt ihrer erschlagenen Männer und Söhne zu adoptiren, worauf diesen dann freylich lauter Gutes und gar nichts Böses wiederfähret. Hernach aber binden die nähmlichen Weiber alle die übrigen an Pfähle, woran sie sie unter abscheulichem Siegsgeschrey nicht ganz, sondern nur halb zu Tode braten, um ihnen lebendig noch obendrein die Haut vom Kopfe zu ziehen, wobei jedoch auch die Gefangenen, aus Haß gegen ihre Ueberwinder, kein einziges Merkmal schmerzhafter Empfindung blicken lassen, sondern ihren Mörderinnen vielmehr noch sagen: wir würden es noch weit ärger mit euren Männern und Söhnen gemacht haben, wenn wir den Sieg davon getragen hätten. Sind sie endlich tod und gehörig zugerichtet; so wird zur großen Siegesmahlzeit geschritten. Die abgezogenen Häute der

Köpfe oder sogenannten Skalpe hingegen werden als merkwürdige Siegestrophäen aufbewahret. Hernach wird bey solchen abscheulichen Schmausereyen sowohl als bey andern fröhlichen Zusammenkünften sehr viel getanzt und gesungen. So viel Kunst sie aber in ihren Tänzen durch mancherley sonderbare Gestikulationen und Sprünge zeigen: so zeigen sie doch darin auch eben so viel rohe Ausgelassenheit, und ihr wilder Gesang, den sie mit Schalmeyen aus Rohr oder Knochen, wie auch mit Hörnern aus Meerschnecken und mit hölzernen, äußerst grob ausgearbeiteten Trommeln begleiten, ist einem europäischen Ohr vollends gar unerträglich.

Bey denen, die in warmen Ländern wohnen, giebt es verschiedene Arten von Edelleuten, die den Adel bloß durch die Geburt erlangen, und welche nicht nur selbst unter einander die strengste Subordination beobachten, sondern auch sämmtlich von den Menschen der geringern Klassen den blindesten Gehorsam mit großer Despotie fordern. Bey denen hingegen, die sich in kältern Gegenden aufhalten, scheint hauptsächlich Freyheit und Gleichheit zu herrschen. Diese wissen nichts von den Vorzügen, die bey vielen andern Völkern die Geburt gewährt, sondern erwählen sich zu ihren Anführern oder Fürsten bloß diejenigen aus ihrer Mitte, welchen sie den meisten Verstand oder die meiste Geschicklichkeit zutrauen. Aber das wohlthätige sittliche Gefühl der Schamhaftigkeit scheint ihnen allen wieder nicht sonderlich bekannt zu seyn. Denn sie verhüllen oder bedecken gewisse Theile des Leibes nicht etwa hauptsächlich darum, weil in wärmern Gegenden, wo die allergeringsten und ärmsten Menschen ohnehin völlig nackend einher gehen, die hergebrachte

brachte Mode und ein gewisser Hochmuth, in kältern Ländern hingegen Mode und Klima sie dazu nöthigt: auch schämen sie sich nicht mancherley Bedürfnisse vor den Augen anderer Menschen zu befriedigen. Aber die Keuschheit unter den Jünglingen und Jungfrauen scheint, so wie die eheliche Treue unter den Verheyratheten, bey den meisten von ihnen dennoch in ziemlich grosser Achtung zu stehen, wenigstens können liederliche Dirnen keine Männer bekommen, und Weiber, welche die eheliche Treue brechen, setzen sich der Gefahr aus, von ihren Männern getödtet zu werden, doch bieten sie fremden vornehmen Gästen, die sich über Nacht in ihren Hütten aufhalten, die Töchter zu Beyschläferinnen an, weil bey ihnen das Gastrecht solches zu heischen scheint. Ueberdies ist zwar den Männern erlaubt, so viele Frauen zu nehmen, als ihnen beliebt: aber dennoch nimmt fast jeder nur eine, und zwar auf Zeitlebens, weil die Väter ihre Töchter anders nicht, als nur für ansehnliche Geschenke von sich lassen. Doch kann der Mann die Frau in den ersten paar Wochen nach der Verheyrathung wieder verstoßen, wenn sie ihm nicht gefällt, und eine andere heirathen. Alsdann aber muß auch der Vater der erstern, der nun seine verstoßene Tochter wieder zu sich nimmt, alle von seinem gewesenen Schwiegersohn erhaltene Geschenke zurück geben.

Ferner ist es unter ihnen allenthalben Sitte, kein einziges Haar an ihrem ganzen Leibe, ausser auf dem Kopfe und an den Augenliedern zu dulden. Die Natur hat sie zwar ohnehin spärlich genug mit Haaren geschmückt, und ihre Körper durchaus, nur den Kopf ausgenommen, ziemlich bloß gelassen; aber zuweilen wachsen ihnen

nen doch welche am Kinn und an einigen andern Stellen, die sie dann sofort sorgfältig ausraufen. Desto höher schätzen sie ihr borstiges aber doch ziemlich langes Haupthaar, dessen Schönheit sie durch Salben, Schwärzen, Flechten, Vertheilen u. s. w. mit äußerster Sorgfalt zu erhöhen suchen, so daß ihnen die Toilette öfters mehr Stunden vom Tage raubt, als mancher Europäerinn, deren Hauptgeschäft es ist, sich geschmackvoll zu kleiden und aufs zierlichste zu putzen. Ja manche färben nicht allein das an sich schon schwarze Haar noch schwärzer, sondern auch den an sich schon röthlichen oder kupferfahlen ganzen Leib noch röther, daher sie dann oft beynah wie gesottene Krebse aussehen. Hiezu gebrauchen sie eine Farbe, welche Ruku heißt, und beynahe die Konsistenz des Indigos hat auch fast wie dieser bereitet wird, aber nicht aus der Indigopflanze, sondern aus den Körnern einer Baumfrucht, welche unsern Fichtenäpfeln einigermaßen ähnlich ist.

Viele von ihnen tättowiren sich auch, das heißt: sie stechen mit Fischgräten oder andern spitzigen Werkzeugen allerley Figuren in die Haut, gerade so, wie bey uns junge Mädchen zuweilen allerley Blumen oder Buchstaben mit Nadeln in die Fächer ihrer Freundinnen stechen; hernach reiben sie in die noch blutenden feinen Löcherchen eine schwarze Farbe, die sofort in die Haut einhellet, und nun die einpunktirten Figuren, die nach der dortigen Volksmeinung schön lassen, beynahe Lebenslang darstellet. Andere durchbohren noch obendrein nicht nur an drey und mehrern Stellen die Ohren, sondern schneiden sich auch Löcher durch die Nase sowohl als durch die Lippen, um in diesen Löchern geglättete

glättete Knochen, farbige Steine, bunte Federn, röhrenförmige Schneckengehäuse und mancherley andere Körper zu tragen, weil diese Art von Staat bey diesen Völkern vorzüglich mit zu dem feinen Ton gehöret.

E. Bemerkungen über die malayische Menschen-Race *).

Die Hauptkennzeichen dieser Varietät, und die Wohnplätze derselben sind oben, S. 538 fl. angegeben. Aber unter dieser sehr weitläuftig zerstreuten großen Völkerschaft giebt es manche kleinere Völker, die sich theils in der Abstufung ihrer Leibesfarbe, theils in den Gesichtszügen theils in dem Wuchse immer merklich von einander unterscheiden. So sind z. B. die Bewohner der südlichen Ecke von Neuholland, welche van Diemensland heißt, beynahe so schwarz wie die Neger, und haben auch fast eben so krausiges Haupthaar, wie diese, da doch im Gegentheile die vornehmen Otaheiter, die sich in dichte Kleider hüllen, wenn sie in den Sonnenschein zu gehen genöthiget sind, mit einem ziemlich weißen und angenehmen Teint prangen. Und obgleich auf den meisten sogenannten tropischen Inseln die herrschende Leibesfarbe die kupferfahle ist: so fallen dennoch die Bewohner der neuen Hebriden und Sandwichinseln, eben so, wie die Neuseeländer, ziemlich dunkelbraun aus. Das nähmliche gilt, wie gesagt, auch von ihrem Wuchse; denn die meisten Bewohner der gedachten tropischen Inseln sind zwar mehr dickbäuchig und fett, als hager und schlank, aber viele sind auch so schön gewachsen, daß die Mahler sie zum Modellstehen gebrau-

*) S. Wänsch a. a. O. S. 177 fl.

gebrauchen können, doch muß man in den Mißverhältnissen der Theile ihrer Angesichter keine Schönheit suchen. Was im übrigen noch die Statur betrift: so sind sie, im Allgemeinen betrachtet, eigentlich von der mittlern Größe, und es giebt nur da oder dort einzelne Individuen, welche darüber hinaus reichten.

Was aber die Menge derselben anbelangt: so ist selbige auf den kleinen tropischen Inseln, die an vielerley Lebensmitteln überaus fruchtbar sind, ungemein groß, indem auf mancher, die kaum ein paar Meilen im Umfange hat, viele Tausende derselben leben. Dafür ist aber ihre Anzahl auf Neuguinea und Neubrittanien, so wie auf andern südindischen Ländern desto kleiner. Solches gilt ganz vorzüglich von Neuholland, wo man bisher kaum hundert Eingebohrne gefunden hat, obgleich dieses Land nicht nur fast eben so groß wie ganz Europa ist, sondern auch unter einem sehr milden Himmelsstriche liegt.

In Hinsicht auf Religion kommen sie alle so viel man aus ihren gottesdienstlichen Handlungen und mündlichen Nachrichten hat abnehmen können, erstlich in dem Glauben an einen höchsten Gott, welchen sie auf den meisten Inseln Eatuá, auf einigen aber auch Kallasutongá nennen, und zweitens in der Hofnung auf ein zukünftiges Leben überein. Aber in Ansehung vieler andern Religionsbegriffe unterscheiden sie sich fast eben so sehr, wie die verschiedenen amerikanischen Völker von einander. Sie nehmen ebenfalls viele untergeordnete, theils gute, theils böse Götter und eine ungeheure Menge von Geistern an, so daß nicht nur die verschiedenen einzelnen Inseln einer und eben derselben Gruppe, sondern auch sogar die verschiedenen einzelnen

Distrikte

Distrikte solcher kleinen Inseln, ihre besondern Götter oder Schutzpatrone haben. Auf den Societätsinseln machen sie sich daher auch gar kein Gewissen daraus, ihre alten Götter oder Heiligen abzudanken, wenn sie ihnen, ihrer Meinung nach, nicht wohl wollen, besonders wenn sie ihnen im Kriege nicht recht nach ihren Wünschen beystehen. Doch setzen sie dann an deren Stelle die Götter derjenigen Inseln, deren Bewohner mehr Glück haben. Welche sonderbaren Vorstellungen sich die Neuholländer und Neubritanier, oder auch die Neuseeländer, von der Gottheit machen mögen, und welche Naturerscheinungen ihnen Anlaß zu ihren Religionsbegriffen gegeben, das kann man zwar noch nicht recht wissen, weil die Weltumschiffer von solchen Gegenständen und Gebräuchen, die sich auf Religion beziehen können, bei den erstern gar nichts gewahr geworden sind, bey den letztern hingegen nur so viel bemerkt haben, daß einige von ihnen Priester vorstellen, die dem Eatuä oder andern Göttern gewisse Gebete vortragen, wie auch, daß die Jünglinge diesen Göttern zuweilen ihre abgeschnittenen Haare als heilige Opfer an die Bäume aufhängen, und an dem Tage, an welchem sie sich dieselben abschneiden, sich aller Speise sehr streng enthalten, weil sie glauben, Etuä würde sie tödten, wenn sie an diesem Tage äßen. Daß aber die Bewohner der Inseln im stillen Meere ihre Mythologie von den Himmelskörpern und verschiedenen wichtigen Naturbegebenheiten, wie die Amerikaner und fast alle andere Völker auf Erden, entlehnt haben, das leuchtet beynahe aus allen einzelnen Mythen oder Fabeln derselben deutlich genug hervor. Auf den Societätsinseln hält man den Eatuä oder den Urheber des

Welt für einen Mann, auf den Freundschaftsinseln hingegen, wo er Kallafutonga heißt, für eine Frau, und alle kommen darin überein, daß diese sowohl als jener im Himmel wohne, wie auch daß von dem einen wie von der andern die Witterung, der Donner, der Wind, Regen, Fruchtbarkeit, Mißwachs u. s. w. abhange, lauter Wirkungen und Eigenschaften, die man von Sonne und Mond abgezogen hat.

Auf Otaheite und allen dort herum liegenden Eilanden behaupten die Priester, ihr Eatuá werde zuweilen von einem bösen Geiste, den er doch selbst geschaffen habe, aufgegessen, und etwas dem ähnliches glaubt man auch auf Tongátábu von der Weltschöpferin, zum offenbaren Beweise, daß die beiden obersten Gottheiten im Grunde nichts weiter als Mond und Sonne bedeuten, welche nach der Mythologie aller Völker, die in Ansehung ihrer Kenntnisse die Kinderjahre noch nicht zurück gelegt haben, bey Finsternissen von einem alten Drachen oder einem andern bösen Geiste gefressen werden. Dieser Satz wird auch noch durch eine besondere Meinung der Bewohner von Otaheite bekräftiget. So oft nähmlich der Mond neu, folglich unsichtbar ist, sagen sie: der Eatuá werde von den Geistern gegessen, er komme aber mit neuen Wohlthaten und Geschenken wieder zurück, wenn der Mond voll wird. Auch ist es gewiß, daß diese Völker nicht nur alle Himmelskörper, sondern auch alle Gegenstände auf Erden für beseelt halten, und mithin wenigstens die Seelen aller dieser Geschöpfe als göttliche Wesen betrachten: wenigstens behaupten sie, ihre eigenen Seelen wären göttlicher Natur, und von dem Eatuá ausgegangen, zu welchen sie daher auch einst wieder zurück kehren würden,

wobey jedoch wohl zu merken ist, daß diese sonderbare Meinung im gröbsten Sinne genommen werden muß, und keinesweges mit der geläuterten griechisch-philosophischen Lehre von der allgemeinen Weltseele in eine Parallele gesetzt werden darf. Bey diesen Südindiern wird nähmlich von den Göttern, die durch alle himmlische und irdische Gegenstände unmittelbar verbreitet sind, alles und jedes bewirkt, von den Menschen selbst hingegen gar nichts, ja der Mensch ist nicht einmal selbst schuld, wenn er seinen Fuß aus Unvorsichtigkeit an einen Stein stößet, sondern auch dieß hat allemal Catuá oder eine andere Gottheit gethan. Daher gehen sie immerdar gleichsam auf einem bezauberten Boden, und essen oder trinken fast nie etwas, ohne vorher den Göttern einen Theil davon zu opfern, doch verbrennen sie die Opferstücken nicht, sondern setzen oder legen sie nur an einen dazu bestimmten Ort, wo sie verdünsten und verfaulen. Verlangen sie von dem Catuá die Gewährung einer sehr großen Bitte, z. B. im Kriege einen vollständigen Sieg über ihre Feinde: so opfern sie ihm mit geheimnißvollen Ceremonien nicht nur eine große Menge von Yamswurzeln, sondern auch ganze Schweine, und auf den Societätsinseln sogar Menschen aus ihrer eigenen Mitte, weil sie ihm eine sehr starke Eßlust zutrauen, und weil sie das Menschenfleisch für die delikateste Speise halten, ohngeachtet sie selbst weder auf diesen noch auf den Freundschaftsinseln welches essen. Hiezu werden nun zwar freylich nur Jünglinge vom niedrigsten Stande und von lüderlicher Aufführung ausersehen und plötzlich getödtet, ohne daß ihnen vorher das geringste davon bekannt gemacht wird: allein abscheulich

und

und grausam bleibt ein solcher Gottesdienst, wie leicht zu erachten, dennoch, ja er stehet auch der Gemüthsart aller dieser Insulaner selbst geradezu entgegen, weil aus dieser im übrigen nur Herzensgüte, Fröhlichkeit, Sanftmuth, Vertrauen und Liebe hervorleuchtet.

Was die Speisen dieser Völker betrift: so bestehen dieselben auf den tropischen Inseln aus Fischen, Schildkröten, Geflügel, Hunden, Schweinen, Kokusnüssen, Pisangfrüchten, Palmkohl, Zuckerrohr, Yamswurzeln und Brodfrüchten, welche letztern die Größe und Gestalt kleiner Melonen haben und ohngefähr wie Semmeln schmecken. Auf die Yamswurzeln und Pisangpalmen verwenden sie viel Kultur, die Brodfruchtbäume hingegen wachsen wild. Fische, Vögel, Hunde und Schweine werden in Palmblätter gewickelt und in bedeckten Gruben zwischen heißen Steinen gebacken oder geschmort, ehe man sie ißt. Brodfrüchte und Yamswurzeln aber werden geröstet und zu mancherley Arten von Speise geformt, jedoch macht man gewöhnlich Budding daraus. Dazu haben sie auch einen Lieblingstrank, welcher Kava heißt, sehr berauschend, ja sogar betäubend ist, wie Opium und aus dem durch Wasser verdünnten Safte der Wurzeln und Blätter einer Art von Pfefferpflanze, die man deshalb mit großem Fleiße kultivirt, auf eine ziemlich eckelhafte Art gebrauet wird. Aber die Neuseeländer trinken sehr gern stinkenden Thran, und haben gewöhnlich außer Fischen, Muscheln, Schnecken, Wasservögeln und Hunden, die sie gleichfalls backen oder schmoren, wenig oder nichts zu essen. Doch noch schlimmer scheinen die Neuholländer daran zu seyn; denn diesen fehlen auch die Hunde, daher sie sich nur

mit

mit Fischen und Schnecken und einigem Geflügel behelfen müssen.

Was ferner ihre Kleider anbelangt: so bestehen sie theils aus Matten, die aus Gras künstlich geflochten sind, und wie Mäntel über die Schultern geworfen werden, theils aus rauchen Hundehäuten, theils auch aus einem besondern feinen Stoffe, der mit unserem Papier große Aehnlichkeit hat, und aus macerirtem Baste junger zarter Spalire, die zur Gattung der Maulbeerbäume gehören, vermittelst eines vegetabilischen Leims durch Pressen und Schlagen gleichsam zusammen gefilzet wird. Aus diesem schönen, bald roth, bald gelb gefärbten, oft aber weiß gebleichten Steffe lassen jedoch nur die vornehmen Bewohner der tropischen Inseln ihre Kleider vorzugsweise verfertigen; denn die Individuen der ganz niedrigen Stände werfen blos eine Matte um sich. Mit solchen Matten sind auch die Neuseeländer bekleidet, wiewohl diese auch Hundefelle über die Schultern werfen. Aber in Neuholland gehen die Menschen, so wie in Neuguinea, gänzlich nackend, oder haben höchstens nur ein paar Streifen von Rattenfellen um den Hals hangen. An zierlichen Staat ist bey den zuletzt genannten Völkern ebenfalls gar nicht zu denken. Aber bey den übrigen Südindiern bestehet ihr Hals- und Kopfschmuck hauptsächlich aus bunten Federn, die sie mit feinem Gras überaus künstlich zusammen zu flechten verstehen.

Von ihrer Bauart ist zu merken, daß ihre von Pfählen aufgeführten und mit Palmblättern bedeckten Wohnungen ziemlich geräumig und bequem, auch mit Schämeln, irdenen Gefäßen und mancherley anderem Hausgeräthe versehen, aber in warmen Gegenden an allen Seiten offen, und

nur an einigen Stellen mit Matten behängt sind. Auf Neuseeland verwahren die Einwohner jedoch ihre Hütten, der strengen Witterung wegen, schon etwas besser. Hier umflechten sie dieselben allenthalben mit belaubten Reisern, und bauen sie ordentlich nach Art kleiner Dörfer zusammen, die sie sogar mit hohen Pfählen rings herum dicht verpallisadiren, eine Arbeit, die sehr geschwinde von statten gehet, indem sie oft kaum eine Stunde zum Aufbauen und Verpallisadiren eines dergleichen Dorfes brauchen, worüber man sich aber auch nicht wundern darf, und zwar darum nicht, weil sich diese Menschen in Familien getheilt haben, die stets zusammen halten, und nie lange an einem Orte bleiben, sondern an den Seeufern von einer Stelle zur andern herum ziehen, folglich schon gewohnt sind, ihre Dörfer plötzlich abzubrechen und eben so plötzlich wieder aufzuschlagen. Aber in Neuholland suchen die Menschen des Nachts ihren Aufenthalt blos in hohlen Bäumen, die sie sich durch daran gelegtes Feuer zuweilen selbst erst aushöhlen, wenn die Natur an diesem oder jenem Orte, wo sie gern wohnen wollen, nicht schon dafür gesorgt hat. Solches geschiehet jedoch nur an der südlichen Ecke dieser großen Insel; denn an einigen andern Stellen haben diese Wilden ordentliche kleine Hütten, die mit Baumrinden bedeckt sind. So sind auch die Kannots oder Fischerkähne dieser Insulaner beschaffen. Sie bestehen nähmlich ebenfalls nur aus äußerst grob ausgehölten Bäumen, da doch die Kannots der Neuseeländer und fast aller übrigen Südindier ziemlich gut gebauet und nicht nur mit Segeln, sondern auch mit allerley künstlichem Schnitzwerke gezieret sind, obgleich die Werkzeuge, womit sie verfertigt werden,

nur

nur aus Muschelschalen, Fischzähnen und harten Steinen bestehen.

Außer hölzernen Wurfspießen und Piken, die unter diesen Völkern allgemein mode sind, führen sie auch Bogen und Pfeil, und Streitkolben von verschiedener Form, wie denn die Neuseeländer sich durch die letztern, die aus einem kurzen Stücke von hartem Holze mit einem steinernen Handgriffe bestehen, und Pattupattú heißen, besonders auszeichnen. Freylich ist an allen ihren Waffen kein Eisen zu sehen, weil in den dortigen Gegenden keins gefunden wird; aber zierlich sind sie dennoch meistentheils gearbeitet, und zum Theil mit Fischzähnen, zum Theil mit steinernen Spitzen geschärft.

Hergebrachte alte Gebräuche und Sitten werden bey allen hierher gehörigen Völkern sehr gewissenhaft befolgt. Auf den tropischen Inseln giebt es allenthalben verschiedene höhere und niedere Klassen oder Kasten, welche sich besonders darin von einander unterscheiden, daß die Menschen der untern Klassen denen von den höhern den blindesten Gehorsam leisten müssen, so daß unter ihnen ebenfalls die strengste Subordination herrscht. Ueber dieses besitzt der Adel daselbst noch diese Vorzüge, daß er nicht nur mit bedecktem Busen einher gehen, und Schweinefleisch essen darf, welches den Gemeinen nicht erlaubt ist, sondern auch, daß er nicht nöthig hat, mit eigenen Händen zu essen, sondern von Aufwärtern oder Aufwärterinnen, die ihm die Bissen in den Mund stecken, gefüttert wird. Hierzu kommt noch, daß ihnen vorzugsweise erlaubt ist, mit so vielen Frauen oder Männern, als jedem Geschlecht gefällig ist, in einer täglich veränderten wilden Ehe zu leben, und seine neugebohrnen Kinder zu

tödten, von welchem Vorzuge jedoch nur wenige, die den Namen der Erroes oder Herren führen, Gebrauch machen, ohngeachtet jeder diese Lebensart für sehr ehrenvoll hält. Auf Neuseeland und Neuholland hingegen, wo man blos den Stärkern und Familienvätern gehorcht, scheint man von einem solchen Unterschiede der Stände gar nichts zu wissen.

Von der Schande, die bey uns dem Stehlen folgt, haben sie alle gar keinen Begriff, wenigstens tragen die Könige sowohl als die gemeinen Menschen gar kein Bedenken, sondern bieten vielmehr ihren ganzen Witz auf, den Europäern ihre Beile, Nägel, Messer, Glaskorallen, Hemden, Bettlaken, und alle andere Sachen, auf eine geschickte Weise heimlich hinweg zu praktiziren. Sonst sind sie, ausgenommen die Neuseeländer und einige andere Völker, ziemlich Meister ihrer Leidenschaften, und haben ein offenes fröhliches, mit Herzensgüte gemischtes Gemüth, nehmen aber in Gegenwart ihrer Vorgesetzten allemal ein sehr ernsthaftes Wesen an, welches etwas mürrisch läßt. Durch Geschenke, die die Jünglinge den Hausvätern machen, erkaufen sie zwar, wie die Amerikaner, ihre Bräute ebenfalls, und können sie auch wieder abdanken, ja außer der eigentlichen Hausfrau sich noch eine andere halten; aber dennoch stehet Keuschheit und friedfertiger Ehestand unter ihnen in der größten Achtung, nur bey den sogenannten Erroes nicht. Auf ihre Tänze, die meistentheils aus reizenden Stellungen des Leibes und wollüstigen Geberden zusammengesetzt sind, verwenden sie viel Kunst, und machen darin fast unsern Theatertänzern den Rang streitig. Aber die zugehörige Musik pflegen sie nur theils mit hölzernen Trommeln, theils mit

Rohr-

Rohrflöten, die durch die Nase geblasen werden, theils mit gewissen Klappern aufzuführen. Letztere bestehen aus kleinen ausgehölten Kürbissen, welche mit einer kegelförmigen Federkappe geschmückt, und mit kleinen Steinen etwa zur Hälfte gefüllt sind.

Doch die sonderbareste Sitte, die bey diesen Völkern allgemein eingeführet ist, zeigt sich in der Weise, wie sie einander grüßen. Nähmlich der, welcher grüßt, stößt mit seiner Nase auf die Nase des andern, der gegrüßt wird, und dieser bedankt sich dadurch, daß er die Hand des erstern ergreift, und sie ihm derb an die Nase und an den Mund reibt. Sterben ihnen nahe Verwandte: so schneiden sich einige die Haare, andere ein Fingerglied, oder auch wohl einen Finger ab, und noch andere pflegen ihre Angesichter schwarz anzustreichen, oder mit scharfen Werkzeugen hefftig zu verwunden. Blos zum Staate aber verwunden sich die Bewohner der tropischen Inseln nur in den innern Flächen der Hände, und an den innern Seiten der Arme und Schenkel, das heißt sie tättowiren sich, welches mit einem spitzigen, in den farbigen Saft einer Pflanze getauchtem Werkzeuge geschiehet, so daß nur feine punktirte Figuren davon zurück bleiben. Weit ärger verfahren im Gegentheile hierin die Neuseeländer und Neuholländer.

Ueber dieses ist nicht nur die Beschneidung bey diesen Völkern eingeführt, sondern sie haben auch die Gewohnheit, ihr an sich gewöhnlich kohlschwarzes Haupthaar bald roth, bald braun, bald gelb zu färben, und in einigen Gegenden glatte Knochen durch den Nasenknorpel zu stecken, in andern hingegen die Ohren aufzuschlitzen und allerley grobe Körper daran zu tragen, so daß

dadurch die Ohrlappen oft bis auf die Schultern herab sich ausdehnen. Noch ist zu bemerken, daß die Neuseeländer und einige andere hierher gehörige Insulaner die grausame Gewohnheit beybehalten, ihre im Kriege getödteten Feinde zu fressen, wie auch daß der berühmte Cook selbst von den so schön gebildeten Bewohnern einer der Sandwichinseln, Owaihi genannt, getödtet und zum Theil gefressen worden ist.

Von den Neuseeländern ist noch dieses anzuführen, daß in ihren Geruch- und Geschmackorganen etwas Besonderes liegen muß, weil sie wohlriechende und wohlschmeckende Speisen, die ihnen die Europäer darbieten, mit einem heftigen Ekel von sich werfen, stinkenden Thran, faules Fleisch und verfaultes, von Würmern zerfressenes Brot hingegen mit größtem Appetit verzehren.

Ihre politische Verfassung ist auf den meisten Inseln überaus despotisch. Sie erzeigen ihren Königen und Fürsten die tiefste Ehrfurcht und größte Unterwürfigkeit, werden aber dafür von ihnen auch ziemlich gelinde beherrscht.

* * *

Die Frage: ob alle jetzt bekannten noch so verschiedenen Völker von einem Stammvater abstammen, läßt sich nach dem, was im Vorstehenden hin und wieder von dem Einflusse des Klimas, der Nahrungsmittel, der Lebensart und der Bastarderzeugungen auf die Form des menschlichen Körpers gesagt worden ist, wenigstens so weit beantworten, daß alle bis jetzt bekannten Völkerschaften sehr füglich von Einem Stammvater abstammen können, indem auch die am abweichendsten gebildeten Extreme der Men-

schen-

fackengestalt durch so viele Abstufungen und Mittelformen in einander übergehen, daß man nirgends eine absondernde Gränze ziehen kann. Wie aber alle jetzt den Erdboden bewohnenden Völker, oder vielmehr deren Stammältern, nach ihren jetzigen Wohnplätzen gekommen seyen, liegt zu sehr im Dunkel der Urgeschichte unseres Geschlechts verborgen, als daß sich etwas Genügendes darüber sagen ließe. Bey zusammenhangenden Ländern läßt sich die Verbreitung der Menschen natürlich ohne alle Schwierigkeit durch immer fortgesetzte Auswanderungen erklären. Aber wie haben die in dem weiten Meere in großer Entfernung vom festen Lande zerstreut liegenden Inseln ihre ersten Bewohner erhalten? Kann man es als wahrscheinlich annehmen, daß dieses vermittelst der Schiffahrt geschehen sey, da in den ältesten Zeiten die Schiffahrtskunst so äußerst unvollkommen war, und man nur mühsam auf elenden kleinen Fahrzeugen an den Küsten fortsteuerte? Auf neue Entdeckungen ist man in den Urzeiten unserer Geschichte gewiß nicht ausgesegelt, da hierzu alles fehlte, was zu einer solchen Fahrt nöthig ist, nähmlich, dem hochwogenden Meere angemessene Schiffe mit den zu einer langen Seereise erforderlichen Vorräthen und Werkzeugen. Und verschlug der Sturm einst ein Fahrzeug von der Küste: so mußten diese eben berührten Umstände in den allermehresten Fällen dessen Untergang bald nach sich ziehen.

Aus dieser Ursache halten es viele Natur- und Menschenforscher für wahrscheinlicher, daß die jetzt hier und da in weiter Ferne vom festen Lande belegenen Inseln Ueberbleibsel von großen Ländern seyen, welche durch ehemahlige große Revolutionen unter Wasser versenkt worden wä-

ren, woraus sich die Bevölkerung der entfernten Inseln allerdings sehr leicht erklären ließe. Dieser Idee steht aber der Umstand entgegen, daß man alsdenn unsere Haus- und andere Thiere weiter verbreitet finden müßte, als es wirklich der Fall ist, da nicht nur die Menschen unfehlbar manche Thiere auf ihren Auswanderungen mit sich genommen, sondern die Thiere selbst auch ihren Wohnplatz mehr ausgedehnt haben würden, so weit das Klima es zugelassen hätte.

Da man über diesen Punkt also keine gewisse Auskunft geben kann, sondern sich nur mit Vermuthungen und Hypothesen begnügen muß: so will ich lieber davon abbrechen, als durch Anführung widersprechender Meinungen zu weitläuftig zu werden.

Ueber die Anzahl der Menschen, die auf dem Erdboden leben können, und derer, die ungefähr darauf leben.

Wie viele Menschen zur Zeit auf der Erde leben, läßt sich auf keine Weise mit Sicherheit bestimmen, weil die Menschenzahl immerwährenden Veränderungen durch Sterbefälle und Geburten unterworfen ist. Aber auch selbst eine ungefähre Schätzung der Anzahl aller Menschen muß von der Wahrheit immer auf der einen oder der andern Seite mehr oder weniger abweichen, so lange man nicht weiß, ob schon alle Länder der Erde, wo sich Menschen aufhalten, bekannt sind, und es an Mitteln fehlt, die Anzahl der Einwohner in den mehresten Ländern, wohin

wohin besonders die weniger cultivirten gehören, heraus zu bringen.

Eben so unsicher ist die Berechnung der Anzahl, die auf dem Erdboden leben könnte, weil hier alles auf die Verschiedenheit des Klimas, des Bodens und anderer Umstände ankommt. Gleichwohl aber haben verschiedene Schriftsteller hierüber Untersuchungen und Berechnungen angestellt.

Süßmilch sagt in seinem bekannten Werke, die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts ꝛc. [1])

Dieser Versuch ist mit vielen Schwierigkeiten verknüpft. Gewißheit wird also hierin niemand fordern. Man wird auch daher nach der Billigkeit die untergelaufenen Fehler entschuldigen, und sie zu verbessern Gelegenheit geben. Die Hauptursache, weshalb hier nichts weiter als ein Versuch statt finden kann, liegt in den uns fast noch ganz unbekannten und sogenannten Südländern ꝛc. [2]).

Nach der Rechnung des Canzlers von Wolff [3]) beträgt die ganze Fläche der Erde 9,288000 deutsche Quadratmeilen. (Nach neuern Berechnungen nur 9,229316.)

Nach des Herrn Struycks [4]) Bestimmung sind die bewohnbaren Länder, bekannte und unbekannte, von der ganzen Fläche $\frac{1}{3}$, daß also $\frac{2}{3}$ vom Wasser bedecket sind. Den bekannten Ländern des Erdbodens giebt er nur $\frac{1}{4}$ von der ganzen Fläche [5]).

1) 2. Th. neue Auflage. Berlin, 1798. 8. S. 172 ff.

2) Diese sind seit der Zeit, als Süßmilch dieses schrieb, vielleicht mehrentheils entdeckt und untersucht worden, ihre Volksmenge ist gegen das Ganze aber ziemlich unbedeutend.

3) Anfangsgründe aller mathem. Wissensch. Th. 3. Geographie, §. 17.

4) Inleiding tot de algemeene Geographie. p. 37.

5) Zur Berichtigung dieser Stelle sehe man, was im Art. Meer, Th. 86, S. 71 ff. von der Größe des Landes gesagt worden ist. Das Land beträgt zwar mehr, als ein Viertel der ganzen Erdoberfläche; das bewohnbare Land ist aber gewiß noch kein Viertel groß, weil das nördlichste Asien und Amerika fast keine Menschen zu ernähren im Stande ist.

Hiernach würde also $\frac{1}{4}$ von der ganzen Summe nicht mehr als 2322000 deutsche Quadratmeilen betragen.

Es hat in England vor nicht langer Zeit Herr Thomas Templemann *) eine Ausmessung der Erdkugel drucken lassen, und er hat gegeben

der ganzen Erdfläche	— 148510627
der See und unbekannten Theilen	— 117843821
der bewohnten Erde	— 30666806

englische Quadratmeilen, deren eine $\frac{1}{16}$ einer deutschen Quadratmeile ist.

Nach dieser Rechnung würde die bewohnte und bekannte Erde beynahe nur $\frac{1}{5}$ vom Ganzen betragen, indem das Verhältniß ist wie 1 zu $4\frac{288}{300}$. Da aber die unbekannten Südländer auch bewohnt sind: so wird man es ganz füglich bey des Herrn Struycks Satze lassen, und $\frac{1}{4}$ für die bewohnte Erde setzen können.

Wenn man nun ohngefähr bestimmen kann, wie viel Getreide auf einer deutschen Meile wachse, und wie viel Menschen davon leben können; so läßt sich bestimmen, wie viel Menschen auf dem bewohnbaren vierten Theil Nahrung und Wohnung haben können. Wir wollen hierin einen Versuch anstellen

1) Die Länge einer deutschen Meile beträgt 23664 rheinländische Schuh, nach dem genausten Maß, so Herr Struyck als ein Mittel aus der Abmessung eines Grades in Norden und unter der Mittellinie genommen.

2) Eine rheinländische Ruthe hält bekanntermassen 12 rheinländische Fuß, und also hat eine deutsche Quadratmeile 1972 Ruthen in der Länge, und eben so viel in der Breite, folglich hat die Fläche einer deutschen Quadratmeile 3888784 rheinländische Quadratruthen.

3) Ein ordinairer und bey allen Ausmessungen gebräuchlicher Brandenburgischer Morgen hält 180 rheinländische Quadratruthen. Eine deutsche Meile hält demnach 21604 ordinaire Brandenburgische Morgen.

4)

*) A new surview of the globe, so auf 35 halben Bogen in Kupfer gestochen.

4) Es ist bekannt, daß die Fruchtbarkeit des Bodens sehr unterschieden ist, es giebt Sand, Lehm, Kleyland, u. s. w. Auf einen Brandenburgischen Morgen sät man im Sandlande 12 Metzen oder $\frac{1}{2}$ eines Scheffels, deren 60 auf eine Danziger Last gehen; auf gutem Boden einen ganzen, und im besten wohl $\frac{1}{4}$ Roggen oder Weitzen. Ich nehme ferner als bekannt an, daß bey gemeiner Witterung ein Korn im Sandlande das 3te, 4te, 5te und wohl mehr giebt, im mittlern Lande steigt es vom 5ten bis zum 8ten und 9ten, und im besten noch höher. Die Erfahrung lehret weiter, daß sich überall eine Verschiedenheit in der Güte des Landes findet. Fast wollte ich behaupten, daß es mehr gutes als schlechtes Erdreich gebe. Wir wollen also nur ein Mittel annehmen, und setzen, daß ein Brandenburgischer Morgen durch die Bank nur das sechste Korn geben soll, oder daß von einem ausgesäeten Scheffel sechse kommen: so werden, nach Abzug des einen zur Saat, fünfe zum Gebrauch übrig bleiben.

5) Da aber jedes Land mehrentheils im dritten Jahre zu ruhen pflegt, sodann auch für die Wiesen, zur Viehzucht, für das Holz, für die Seen und Ströme, für die Berge und Wege, für den Raum der Häuser, Dörfer und Städte etwas muß gerechnet werden: so wollen wir hierzu den dritten Theil des Landes abziehen, und es sollen von 3 Morgen nur 2 als tragbar angenommen werden. Oder wir wollen von den 21604 Brandenburgischen Morgen, so eine deutsche Meile hält, nur 14000 Morgen behalten, deren jeder 5 Scheffel Korn zur Nahrung giebt: so wird eine deutsche Meile, nach Abzug des Saatkornes, 70000 Berliner Scheffel, oder $1166\frac{2}{3}$ Danziger Lasten geben.

6) Ein Berliner Scheffel wiegt im Mittel 80 bis 82 gemeine Pfund, deren 110 auf einen Centner gehen. Bey den königlichen Magazinen werden aus einem solchen Scheffel 75 Pfund Mehl gemahlen, die übrigen sind Kleye und Staubmehl. Hieraus werden 100 Pfund Brot gebacken, so man Commißbrot nennet, und welches der Soldat im Felde und Garnison isset, das gut und schmackhaft ist. Ein Soldat bekommt täglich im Felde und sonst 2 Pfund Brot, also jährlich 730 Pfund, wozu folglich meist $7\frac{1}{2}$, oder voll gerechnet, 8 Scheffel Roggen jährlich gehö-

gehören. Es werden also von 70000 Scheffeln, die auf einer deutschen Meile wachsen, nach Abzug der Saat 8750 Soldaten oder erwachsene starke Männer hinlänglich Brot haben.

7) Da aber nicht alle Menschen, sonderlich die Kinder so viel brauchen, so scheint es, daß man ihrer noch mehr für eine deutsche Meile rechnen müsse. Allein es muß dagegen auch in Ländern, wo kein Wein wächst, ein ansehnlicher Theil Weitzen oder Gerste zum Bier und auch Roggen zum Brandwein angeschlagen werden, desgleichen zum Futter der Pferde, wo der Acker nicht mit Ochsen bestellet wird, ferner auch zum Mästen der Ochsen, Schweine und des Federviehes. So muß auch etwas Land zum Flachs und Hanf, wie auch zu Hirse und Erbsen gerechnet werden, wiewohl letztere in der Brache oder Ruhelande pflegen gesäet zu werden. Wenn man also das, was die Kinder, die mehr als ein großes Drittheil aller Lebendigen ausmachen, übrig lassen, zu diesen Dingen rechnen wollte: so würde doch die Zahl bestehen können. Allein wir wollen auch hierin nachgeben, und nur 6000 Menschen statt der 8700 für jede deutsche Meile rechnen, die nicht nur Brot, sondern auch Getränke, Fleisch und Gemüse davon haben sollen. Bey der guten Cultur der Römer, bey ihrem Fleiß in der Baumzucht, wie auch des Weines, der Feigen, bey ihrer Frugalität und sonderlich auch um deswillen, daß sie den Acker blos mit Ochsen bestellet, hat diese Rechnung gewiß bestehen können.

Wenn wir also

1) für eine deutsche Meile 6000 Menschen, erwachsene, junge und Kinder zusammen genommen, rechnen: so werden

2) auf 2322000 deutschen Quadratmeilen als dem vierten Theil der Erdkugel, 13,932,000,000 oder beynahe 14 tausend Millionen Menschen leben können.

Wem dieses noch zu viel ist, dem stehts frey, 10 tausend Millionen, ja nur die Hälfte zu rechnen. Zu meinem Zweck und Beweis ists noch immer überflüssig, da ich hernach beweisen will, daß anjetzt nicht mehr als etwa ein tausend Millionen Menschen auf dem ganzen Erdboden können gerechnet werden; woraus denn folgt, daß der Erdboden

nicht das Maß seiner Einwohner habe, und daß er folglich keiner Pest, Kriege oder Hungersnoth nöthig habe, um das Gleichgewicht zu erhalten.

Der Marschall von Vauban *) hat, so viel mir bekannt ist, den ersten Versuch in dieser Art der Berechnung gemacht. Nach Abzug der Häuser, Gärten, Wege, Wasser, Gehölze, rechnet er auf jede französische Meile an Product 2649 Setiers Getreide. Für jede Person, alt und jung durch einander, rechnet er 2 Setiers, daß also von dem Product einer französischen Quadratmeile 876 oder wenigstens 850 Personen leben können, wenn man für die Vögel und Mäusefraß auch etwas rechnet. Da nun Frankreich beynahe 30000 Quadratmeilen hat: so könnten 25½ Millionen darinnen leben. Von den Meilen, deren Quadrate er angenommen, gehen 25 auf einen Grad, der deutschen 15; folglich verhalten sich diese zu jenen wie 3 zu 5, und im Quadratmaß wie 9 zu 25. Nach diesen Sätzen würden also von einer deutschen Quadratmeile 2361 Personen leben können und also auf 2 Millionen und 32000 deutschen Quadratmeilen 5482 Millionen und etwas drüber. Auch dieses ist noch über fünfmal so viel, als jetzt würklich leben, und ist zu meinem Zweck hinlänglich.

Ehe ich zur Berechnung der würklichen Einwohner schreite, will ich das Verhältniß der Größen der vier Hauptheile des Erdbodens mittheilen.

Herr Struyck **) nimmt in seiner Einleitung nachstehende Verhältnisse an. Europa soll ohngefähr $\frac{4}{17}$ von der ganzen Fläche, Asien $\frac{4}{5}$ und also fünfmal so groß als Europa, Afrika soll $\frac{4}{7}$ vom Ganzen seyn. Den entdeckten und bekannten Theil von Amerika setzt er ohngefähr siebenmal größer als Europa. Afrika soll zu Asien seyn, wie 11 zu 15. Hiernach würden Europa, Afrika, Asia und Amerika sich verhalten, wie 1, 4, 5, 7.

Herr Templemann giebt folgende Verhältnisse:

1. Europa

*) Projet d'une Dixme royale par Vauban, 1707. pag. 180, 197. 64.

**) Ibidem pag. 33.

1. Europa hat	—	2749349 englische Quadratmeilen **).
2. Africa	—	8506208
3. Asia	—	10257487
4. Nordamerika	—	3699087
5. Südamerika	—	5454675

Fläche des bewohnten
und bekannten Landes 30666806 Quadratmeilen.

Es zeigt sich hier einige Abweichung vom vorigen, sonderlich bey Amerika, das hier nicht siebenmal größer angesetzt ist. Es ist noch nicht einmal fünfmal so groß, und ist also kleiner als Asien mit seinen Inseln.

Herr Templemann hat sich die Mühe gegeben, den räumlichen Inhalt der Länder besonders zu berechnen. Wenn man annehmen könnte, daß alle diese Länder auf eine gleiche Weise cultiviret, daß das Clima, der Ackerbau, Fabriken und Handlung von gleicher Beschaffenheit wären, daß weder die Religion noch Politik einige Hindernisse legte, daß alle Regenten für die Bevölkerung gleich besorgt wären, und daß Kriege und Pesten in einem Lande nicht mehr als im andern Schaden gethan hätten: so würde sich die mögliche Zahl der Einwohner durch dieses Maß des räumlichen Inhalts leicht bestimmen lassen. Wir werden also in nachstehender Tabelle erstlich das Maß des räumlichen Inhalts nach englischen Quadratmeilen, und sodann die Zahl der Einwohner hersetzen, die in jedem Lande leben müßten, wenn alle Umstände gleich wären. Und da ich vorher bewiesen, daß nach den Baubanschen Sätzen auf einer Quadratmeile 147, nach meinen 375 leben könnten: so wollen wir hier, um leichterer Rechnung willen und um desto mehr nachzugeben, nur 200 Menschen für jede englische Quadratmeile rechnen.

Es

**) Eine deutsche Quadratmeile, von der Größe, wie sie hier genommen worden, hält 16 englische Quadratmeilen, weil die deutsche Meile 4mahl so groß als eine englische ist.

Es hat aber	englische Quadratm. nach dem Templemann:	Wenn auf einer 200 Unterhalt haben: so sollten in allem leben:
1. Europa überhaupt	— 2749349	— 5498[illegible]9800
2. Portugall	— 47851	— 9570200
3. Spanien außer Majorca, Minorca, Yvica, die noch 2025 halten, zusammen	— 148218	—
	— 150243	— 30048600
4. Frankreich außer Lothringen, Elsaß, Artois, Flandern und dem Antheil an den übrigen Niederlanden, die er auf 7742 berechnet, zusammen	— 131095	
	138837	— 27767400
5. Italien nebst allem Zubehör allen Inseln und dem ganzen venetianischen Gebiet in Istrien, Dalmatien, u. a. Sicilien hält 9400, Sardinien 6600, Corsica 2520	— 75576	— 15115200
6. Großbritanien, und zwar Engelland 49450, Schottland 27794, Irrland 27457, mit den Inseln zusammen	105614	— 21122800
7. Die Niederlande davon schon etwas bey Frankreich gerechnet ist,	— 12968	— 2593600
8. Die vereinigten Provinzen Holland u. s. w.	— 7546	— 1509200
9. Die ganze Schweiz nebst allen verbundenen	— 12884	— 2576800
10. Schweden, Lappland, Finnland	— 228715	— 45743000
Pommern u. Rügen 1320		
11. Dännemark, zusammen und zwar besonders Dännemark an sich 14418, Norwegen 71410, Warthus 28460, Island 46000	163001	— 32600200

Es

Es hat aber	engl. Quadratm. nach	Wenn auf einer Unterhalt dem Temple haben: so sollmann: ten in allem leben:
12. Deutschland, mit Böhmen, Schlesien u. Preussen	— 188684	— 37736800
13. Ungarn	— 75525	— 15105000
14. Pohlen und Litthauen	— 222000	— 44400000
15. Curland	— 4414	— 882800
16. Rußland in Europa	— 1031550	— 206310000
17. Liefland	— 21525	— 4305000
18. Ingermannland	— 9100	— 1820000
19. Türkische Reich in Europa	— 212240	— 42448000

Nach dieser Berechnung könnte Europa eigentlich 550 Millionen Einwohner haben, wenn das Land allenthalben hinlänglich angebauet wäre. Macht man hiernach einen Ueberschlag von der möglichen Anzahl der Menschen auf dem ganzen Erdboden, so ergiebt sich eine Summe von 6133 Millionen; ja nach dem andern Templemannischen Maße, wo man 375 Menschen auf eine englische Quadratmeile rechnet, kämen sogar 11500 Millionen heraus.

Den ersten Versuch, die Zahl der möglichen Einwohner des Erdbodens zu berechnen, hat aber eigentlich schon Ant. van Leeuwenhoek im Jahr 1679, doch nur beyläufig, gemacht, da er in einem Schreiben an die königl. englische Gesellschaft darzuthun gesucht, daß in der so genannten Milch eines Cabeljau weit mehrere Millionen Samenthierchen enthalten, als Menschen auf dem Erdboden leben könnten. Um dieses letztere zu bestimmen, setzt er den Durchmesser der Erde auf 1718 deutsche Meilen, woraus er den Inhalt der ganzen Fläche des Erdbodens auf 9276218 Quadratmeilen berechnet.

Er

Er zieht von dieser Summe, wie die meisten seiner Nachfolger ebenfalls gethan haben, $\frac{2}{3}$ für die Fläche des Wassers ab, so daß 3092072 Quadratmeilen für das trockene Land bleiben. Auch von dieser Zahl zieht er für unbewohnte Länder $\frac{1}{3}$ ab, wornach er 2061382 Quadratmeilen übrig behält. Nun nimmt er die Provinz Holland zum Maßstabe an, deren Länge er auf 22, die Breite aber durchgehends auf 7 Meilen, folglich den Flächeninhalt auf 154 Quadratmeilen setzt. Er schließt hierauf also: da auf 154 Quadratmeilen in Holland wirklich eine Million Menschen lebt, so könnten, wenn die Erde überall in demselben Maße bevölkert wäre, auf derselben 13385 Millionen leben. Dieses Resultat ist nicht viel kleiner, als das Süßmilchische, obgleich die Voraussetzungen in manchen Stücken verschieden sind. Leeuwenhoek nimmt zwar die Fläche der bewohnbaren Erde um 260618 Quadratmeilen kleiner an. Hingegen kommen nach seiner Rechnung beynahe 6500 Menschen auf Eine Meile; und wenn seine Ausmessung von der Provinz Holland richtig ist, so wäre es ein Beweis, daß man so viel für eine Quadratmeile annehmen könne; obgleich damit noch nicht erwiesen ist, daß so viel Menschen von den Produkten einer Quadratmeile leben können, als auf welche Rechnung Leeuwenhoek sich gar nicht eingelassen hat, wie es denn auch bekannt ist, daß die Einwohner der Provinz Holland alles ihr Getreide aus andern Ländern nehmen müssen.

So mangelhaft also auch dieser erste Versuch ist, so scheint er doch das zu bestätigen, daß nach der jetzigen Beschaffenheit des Erdbodens der möglichste Grad der Anfüllung der

Erde mit Menschen nicht größer angenommen werden könne, da alle, die nachher diese Untersuchungen angestellt haben, ebenfalls nicht über 14000 Millionen haben kommen können, wovon die wirklich Lebenden, wie wir bald sehen werden, nicht mehr als etwa $\frac{1}{14}$ sind.

Weil nun der Hauptnutzen solcher Untersuchungen vornehmlich darin bestehet, daß das Vorurtheil in seiner Blöße dargestellet werde, als ob Krieg, Pest und Hunger nöthig wären, um die Uebersüllung der Erde zu verhüten: so wird es nützlich seyn, die bisher hierin angestellten Rechnungen neben einander zu setzen, weil auch die, die das geringste Resultat zeigt, immer noch zur Widerlegung jenes Vorwurfs hinreicht.

Es können auf der Erde leben

1. nach dem Süßmilch	13932	Millionen
2. nach dem Leeuwenhoek	13385	—
3. nach Baubans Sätzen	5472	—
4. nach dem Templemannischen Maße, 375 auf eine englische Quadratmeile	11500	—
5. nach demselben Maße, 200 auf eine englische Meile	6133	—

Also auf Einer Quadratmeile

1. nach dem Süßmilch	6000	Menschen
1. nach dem Leuwenhoek	6493	—
3. nach Baubans Sätzen	2361	—
4. nach Templemann	6000	—
5. nach demselben	3200	—

Die bewohnbare Fläche der Erde ist

1. nach dem Süßmilch	2322000	deut. Q. M.
2. nach d. Leeuwenhoek	2061382	—
3. nach d. Templemann	1910675 $\frac{3}{8}$	—

Was nun die wirkliche Anzahl der Menschen auf dem Erdboden anlangt, so hat unter andern

andern Süßmilch darüber a. a. O. S. 182 fl. die zu seiner Zeit vorhandenen Angaben von allen bekannten Ländern zusammen getragen, und dabey die Ursachen der größeren oder geringeren Volksmenge in diesen oder jenen Gegenden angeführt. Aus den neuesten Nachrichten von der Volksmenge in verschiedenen Ländern ergiebt sich indessen, daß die von Süßmilch angenommene Hauptsumme, und das besonders wegen Asien fast um einige hundert Millionen zu groß sey, obgleich Europa, welchem er 130 Millionen Einwohner giebt, nach den bewährtesten Geographen jetzt 160 Millionen zählt. Da es hier indessen nur auf eine Uebersicht des Ganzen ankommt, so will ich nachfolgende Tabelle aller Lebenden auf der Erde einrücken, wo neben den Süßmilchschen Resultaten auch die des Riccio-lus und des Specht stehen.

	Nach dem Riccio-lus.	Nach dem Specht.	Nach dem Süßmilch.
1. Portugall und Spanien	10 Mill.	6	10
2. Frankreich	20	20	17
3. Gr. Britan.	4	8	8
4. Niederlande	4	5	5
5. Schweitz	—	—	1
6. Deutschland	20	20	24
7. Dännemark u. Norwegen	8	8	$2\frac{1}{2}$
8. Schweden			$2\frac{1}{2}$
9. Rußland		16	24
10. Liefland und Curland	—	—	2
11. Pohlen	6	7	12
12. Ungarn	—	—	4

	Nach dem Riccioius.	Nach dem Specht.	Nach dem Süßmilch
13. Italien	11	11	10
14. Türkisches Reich	16	16	8
Sum. Europa	99 od. 100	117	130
Asia	500	—	650
Afrika	100	—	150
Amerika nebst den Südländern	300	—	150
Totale Summe	1000	—	1080 Mill.

Die ganze Summe aller Lebenden auf dem Erdboden besteht also in etwa 1000 Millionen. Nach den vorhin angeführten Berechnungen könnten aber 13 bis 14000 Millionen Menschen auf dem Erdboden leben. Da eine Verdoppelung derselben in 84 Jahren erfolgen kann: so würden mehr als 400 Jahre erfordert werden, ehe die mögliche Zahl entstehen würde, und diese Jahre müßten ohne alle Störung, ohne Pest und Kriege seyn. Wird man aber dieses wohl jemals in der Welt erwarten können?

Es ist übrigens bekannt, daß man einer Generation 30 bis 33 Jahre gegeben, daß also jedes Jahrhundert 3 Generationen haben würde. Hiernach würden also auf jeden Menschen ohngefähr 30 bis 33 Jahre nach einer Mittelzahl kommen. Man kann also annehmen, daß in jedem Jahrhunderte das menschliche Geschlecht sich dreymal verändere, und also ohngefähr 3 tausend Millionen diesen Schauplatz betreten und auch davon wieder abtreten. Von 1 tausend Millionen kommen also auf jedes Jahr 30 Millionen. An einem jeden Tage werden demnach ohngefähr 82000 sterben und auch wieder geboren werden.

Auf

Auf jede Stunde kommen folglich 3400, auf jede Minute beynahe 60, und auf jede Secunde einer. So veränderlich und unbeständig ist demnach der Mensch mit allen andern Dingen auf der Erde! Jeder Tag liefert und raubt ein Heer von mehr als 80 tausend Menschenkindern.

* * *

Von der Ordnung in der Fortpflanzung beyder Geschlechter.

Der Schöpfer hat in der Natur des Menschen das Gesetz festgestellet, daß im Ganzen genommen jederzeit mehr Knaben als Mädchen geboren werden, und zwar ist dieses Gesetz so genau bestimmt und so bewundernswürdig eingeschränkt, daß im Ganzen gegen 20 Töchter 21 Söhne, oder gegen 25 Töchter 26 Söhne geboren werden; oder welches einerley ist, es werden allezeit aufs Hundert 4 bis 5 Söhne mehr als Töchter gebohren; selten 3 und 6 aufs Hundert, noch seltener aber 7 bis 8 aufs Hundert. Fünf aufs Hundert oder 50 aufs Tausend, ist das gewöhnlichste und häufigste, wie gleich soll erwiesen werden.

Die Fälle, wo 100 aufs Tausend, oder 11 Söhne gegen 10 Töchter kommen, sind eben so selten, als die, wo weniger Söhne als Töchter kommen.

Dies Gesetz der Ordnung, so gewiß, so beständig und allgemein es ist, so sehr ist es verborgen, und scheinet sich dem äußerlichen Anschein zu entziehen. Man findet Familien, da fast nichts als Töchter, andere, da meistens Söhne vorhanden sind, bey andern aber ist es ungleich vermischet. Ungeachtet es also bisher kei-

nem Manne an einer Frau gefehlet, wo nicht die Polygamie im Orient einen Mangel verursachte; so hat doch vormals kein Mensch an diese Ordnung in der Fortpflanzung der beyden Geschlechter gedacht, und niemand ist vor Graunt auf den Einfall gekommen, diese Sache durch eine Zählung und Beobachtung zu berechnen und zu bestimmen.

Dieses Gesetz der Ordnung war zur Bevölkerung des Erdbodens höchst nöthig, damit ein jeder Mann eine Frau und Gehülfin finden könnte. Nun möchte es zwar scheinen, als wenn mehr Manns- als Weibspersonen vorhanden seyn müßten, weil mehr Söhne als Töchter geboren werden; allein es wird auch nachher erwiesen werden, daß schon in der Kindheit mehr Söhne als Töchter wieder sterben; daher denn in den mannbaren Jahren sich beynahe eine Gleichheit findet. Wäre aber hier keine Ordnung und Gleichheit, und es wären z. B. gegen eine Frau 2, 3 und mehr Männer vorhanden: so würde daraus die Polyandrie entstehen, oder eine Frau würde mehr Ehemänner nehmen müssen, wodurch die Fruchtbarkeit der Ehen sehr verlieren würde. Dieser Fall tritt unter einigen tartarischen Völkern ein, die ihre Töchter nach der Türkey, Persien und in andere benachbarte Länder häufig zu verkaufen pflegen. Wären dagegen 2, 3 oder mehr Weiber gegen einen Mann: so würde die Polygamie daraus nothwendig erfolgen. Aber auch durch die Vielweiberey gewinnt die Fruchtbarkeit und Vermehrung nichts, weil die Männer sich dadurch zu zeitig schwächen, überdem aber auch unzählige andere Uebel daraus entstehen. Gesetzt aber, daß es dem Schöpfer beliebt hätte, die Einrichtung dergestalt

zu

zu machen, daß die Fruchtbarkeit der Menge der Frauen angemessen wäre, und daß der Mann bey Kräften bliebe: so würde alsdenn die Vermehrung und Verdoppelung allzu schnell gehen, und die Last der Erziehung und der Versorgung der vielen Kinder würde für die Eltern, und den Mann insonderheit, allzu schwer und groß werden. Beydes und alle übrige nachtheilige Folgen werden durch die Monogamie verhütet. Und da sie also in aller Absicht ohnstreitig das beste Mittel ist: so ist auch hierin der Grund zu suchen, weshalb der Schöpfer diese Ordnung gewählet hat, zu deren Erreichung diese Gesetze der Ordnung nöthig waren.

Aus den vielen in den von Süßmilch zusammen getragenen Tabellen enthaltenen Fällen erhellet unwidersprechlich,

1) daß in den allermeisten Fällen die Zahl der gebornen Knaben größer sey, als der Mädchen. Bey ganz kleinen Summen aber, wo nur 50 oder 100 Kinder an einem Orte geboren werden, läßt sich diese Ordnung kaum wahrnehmen, und man kann das Verhältniß nicht bestimmen. Je größer aber die Summen werden, desto regelmäßiger wird das Verhältniß. Daher denn

2) bey großen Summen, von 20, 30 und mehr Tausend Gebornen es ein unveränderliches Gesetz wird, daß gegen 100 Mädchen 104 oder 105 Knaben geboren werden. Man findet hiervon den Beweis in den Generalsummen der preußischen Provinzen, von London, Paris, in der aus des Herrn Shorts Werk genommenen englischen Tabelle, u. s. w.

Das Herzogthum Magdeburg hat bey etwas größern Zahlen ein paar Ausnahmen, wobey aber der Ueberschuß so klein ist, daß er fast

für nichts zu rechnen, und in dem Hauptverhältniß der Tabellen dieses Herzogthums, die 38 Jahr umfassen, ist dennoch eine völlige Uebereinstimmung mit den übrigen.

Die Stadt Zürch giebt in noch etwas größern Summen ein Beyspiel der Ausnahme. Nach einer daselbst gedruckten Tabelle sind in 50 Jahren, von 1700 bis 1749,

copulirt	—	4249	
gestorben	—	15330	
geboren	—	14840	7424 Töchter, 7416 Söhne.

Der ganze Unterschied beträgt aber doch nur 8, und ist sehr gering.

So waren auch bey den reformirten Kirchen in Leyden von 1720 bis 1729, in 10 Jahren, geboren 6223 Töchter, und nur 6163 Söhne, also 60 Töchter mehr. Aber diese Abweichung verschwand in den Summen von 50 Jahren. Eben so würde es mit Zürch auch gehen, wenn wir noch von mehreren Jahren Tabellen hätten.

Wien hat die meisten Ausnahmen; aber das Generalverhältniß von 27 Jahren kommt dennoch den andern Verhältnissen ziemlich nahe.

Unterdessen sind diese seltenen Fälle der Ausnahme gegen die große Menge der andern in etwas größern Zahlen, wo allezeit mehr Knaben kommen, fast gar nicht zu rechnen. London hat in 95 Jahren keine einzige Abweichung. Und so ists auch mit den andern Tabellen. Daher kann man mit Zuverlässigkeit die Regel als unveränderlich betrachten: daß jederzeit und überall, wo 20 bis 30 Tausend jährlich, oder auch in mehreren Jahren geboren werden, die Zahl der Knaben größer sey, als der Mädchen, und daß

diese

diese sich zu jenen verhalten, wie 20 zu 21, oder wie 25 zu 26.

Hierbey ist nun aber dieses das merkwürdigste, daß dieser Ueberschuß von Knaben sich fast überall in einer völligen Gleichheit findet, und daß sich hierin nicht der allergeringste Unterschied weder unter Städten und Dörfern, noch auch unter ganzen Provinzen und Ländern, bemerken läßt. England, Frankreich, Holland, Dänemark, Schweden, nach des Herrn Wargentins Zeugniß, kommen mit den Städten und Provinzen von Deutschland völlig überein, wie die von Süßmilch aufgestellten Tabellen erweisen. Ist wohl der geringste Grund der Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß es in Pohlen, Spanien oder Italien anders seyn werde?

Dieser Ueberschuß von Knaben befindet sich nun, wie gesagt, in solchem Verhältnisse, daß gegen 1000 Töchter mehrentheils 1040 bis 1050 Söhne kommen; selten kommen nur 1020 oder 1030, noch viel seltener aber 1100 und drüber; 1200 Söhne gegen 1000 Töchter hat Süßmilch unter allen von ihm berechneten Summen kein einzigesmal gefunden. Die Sache ist werth, daß ich die Hauptverhältnisse der mehrmahls erwähnten Süßmilchischen Tabellen hier vor Augen stelle.

I. Deutschland.	Verhältniß der Töchter zu den Söhnen.					
1. Kurf. Brandenburg, 9 Jahre, wie	100:	106	oder	50:53	6	p.C.
2. Königreich Preußen 7 Jahre —	100:	104	—	25:26	4	—
3. Herz. Pommern 9 Jahre —	100:	105	—	20:21	5½	—
4. Neumark, 9 J.	100:	107	—	50:54	7	—
5. Herzgg. Magdeburg, 38 J. —	100:	104	meist	20:21	meist 5	—

	Verhältniß der Töchter zu den Söhnen.		
6. Fürstent. Halberstadt, 18 J. —	100: 104 oder 25:26	4	p. C.
7. Graf. Hohnstein 9 Jahre —	100: 107 — —	7	—
8. Fürst. Minden 9 Jahre —	100: 106 oder 50:53	6½	—
9. Herzogth. Cleve 6 Jahre —	100: 104 oder 25:26	4	—
10. Geldern, 6 J.	100: 105 — 20:21	5, meist 6	
11. Mörs, 6 J. —	100: 111 — 10:11	11	—
12. Ostfriesland, 9 Jahr —	100: 106 — 50:53	6	—
13. Lingen, 9 J.	1000: 1037 meist 25:26	3¾	—
14. Tecklenburg, 9 Jahr —	100: 104 — —	4½	—
15. Schlesien, von einigen Jahren	100: 104 oder 25:26	4	—
16. Von allen Provinzen, in einigen Jahren —	1000: 1049 meist 20:21 meist	5	—
17. Noch besonders von den Städten der Kurmark —	100: 104 oder 25:26	4½	—
18. Von den Dörfer in selbiger, in 15 Jahren —	100: 104 — 25:26	4	—
19. Berlin, 40 J.	100: 105 — 20:21	5½	—
20. Wen, 27 J.	100: 103 — —	3	—
21. Dresden, 6 J.	100: 104 — 25:26	4	—
II. Frankreich.			
Paris, in 8 Jah.	100: 104 — 25:26	4	—
ebendas. f. Sulpice, 30 Jahre —	100: 104 — 25:26	4	—
III. Holland.			
Amsterdam —	100: 105 — 20:21	5, meist 6	
In holländ. Dörfern meist —	100: 103 — —	3	—
In der Stadt und Dörfern —	100: 104 — 25:26	4, meist 5	
In Leyden, in 50 Jahren —	100: 104 — 25:26	4	—

	Verhältniß der Töchter zu den Söhnen.			
IV. Dännemark.				
Copenhagen und Stift Seeland	100: 105 —	20:21	5, meist	p. C. $5\frac{1}{2}$
V. Schweden.				
Nach Herrn Wargentins Angabe	100: 103 —	—	3	—
VI. England.				
London, 95 Jahre	100: 105 —	20:21	5, meist	$5\frac{1}{2}$
Nach der Shortischen Tabelle in vielen Städten	100: 104 —	25:26	$4\frac{1}{2}$	—
In vielen Dörfern	100: 105 —	20:21	5, meist	6
In diesen Städten und Dörfern zusammen —	100: 105 —	20:21	5	—

Man siehet hieraus die Schranken, innerhalb welcher sich der Ueberschuß mehrentheils befindet. Die Verhältnisse wie 20 zu 21 und wie 25 zu 26 sind die häufigsten, oder es werden mehrentheils 4 bis 5 p. C. Söhne mehr geboren. Man kann von den Verhältnissen wählen, welches man will. Will man aber unter beyden einem den Vorzug geben, so würde ich deshalb das wie 20 zu 21 wählen, weil es auf den größten Summen von allen preußischen Provinzen in etlichen Jahren, von den 95 Jahren in London und von den Shortischen großen Summen beruhet. Je größer die Summen anwachsen, desto näher kommen sie den wahren Gesetzen der Natur, und desto mehr werden die Irregularitäten in kleinen Zahlen gleichsam verschlungen.

Graunt hat die Regel angenommen, daß sich die Töchter zu den Söhnen verhalten wie 13 zu 14, die er aus der Summe der gebornen Söhne und Töchter in London von 1629 bis 1661 angenommen, in welcher Zeit 130866 Töchter und 139782 Söhne geboren waren, welche

sich

sich verhalten wie 1000 zu 1068, oder nahe wie 13 zu 14. Derham [1]) ist dieser Regel gefolgt, da die Gebornen in seinen Landpfarren damit übereingekommen, wiewohl sie sich in 100 Jahren auf dem Lande eigentlich verhalten, wie 1000 zu 1050, oder wie 20 zu 21. Herr Struyck [2]) hat nach einer andern Summe Jahre von London das Verhältniß wie 1000 zu 1060, oder wie 49 zu 52 angenommen. Er bemerket noch den höchsten und kleinsten Fall, da nach der Londner Liste gegen 100 Knaben auf das höchste 99, und auf das wenigste 89 Mädchen gekommen sind. Herr Kersseboom [3]) hat zur Regel angenommen, daß die Mädchen zu den Knaben sind wie 17 zu 18, und er beruft sich deshalb auf die Londner Liste. Herr Moivre [4]) hat sich bey seiner Rechnung auch dieses Verhältnisses bedienet. King, der sonst nach dem Graunt zuerst vielen Gesetzen der Ordnung am nächsten gekommen, hat diese Sache zu genau gesucht, indem er angenommen, daß das Verhältniß der Töchter zu den Söhnen sey

in London, wie	10 zu	13
in andern Städten, wie	8 zu	9
und in den Dörfern und Flecken, wie	99 zu	100

Allein es erhellet schon überhaupt aus vorstehendem Auszug aus den Tabellen, noch mehr aber aus den Tabellen selbst, daß dieser Unterschied ohne Grund sey.

Auch erhellet aus den verschiedenen Verhältnissen in der Londner Tabelle, daß sich zwischen den

1) Physico-theologic.
2) Inleiding. Tom. 2. p. 337.
3) Eerste Verhandeling tot een proeve etc. p. 7. §. 11.
4) Essay d'analyse sur jeux de hazard. p. 388.

den Verhältnissen ein kleiner Unterschied finde, nachdem man verschiedene, mehrere oder wenigere Jahre zum Grunde der Rechnung legt, daher das erste Verhältniß von 37 Jahren ist wie $\frac{1000}{1061}$ das andere wie $\frac{1000}{1057}$, das dritte wie $\frac{1000}{1047}$, und das Hauptverhältniß von allen ist $\frac{1000}{1055}$.

Nach dieser Regel, 20 zu 21, kann man bestimmen, wie viel unter einer gegebenen Summe von Gebornen Töchter und Söhne seyn müssen. Z. B. Wenn unter 41 Gebornen 20 Töchter sind, wie viel werden unter 100 tausend Gebornen seyn? Es werden seyn 48780 Töchter und 51220 Söhne, und also werden 2440 Söhne mehr als Töchter geboren.

Will man sich der Regel bedienen, wie 25 zu 26, so würden seyn

50981 Söhne
49019 Töchter, also 1962 Söhne mehr
100000

Auf etwas mehr oder weniger wird es bey dieser Art Rechnungen niemand, der ihre Natur kennet, ankommen lassen. Will man zwischen 4 und 5 p. C. das Mittel nehmen: so würde man sich des Verhältnisses wie 1000 zu 1045 am füglichsten bedienen können, da man denn die Sätze so machen müßte: Unter 2045 Gebornen sind 1000 Mädchen, wie viel sind ihrer unter 100000? Nach Abzug der gefundenen von der Summe aller Gebornen bleiben die Knaben übrig.

Es fragt sich nun, ob dieses Gesetz der Natur und Ordnung, nach welchem gegen 20 Mädchen 21 Knaben geboren werden, ganz allgemein sey, und ob nicht Gründe und Erfahrungen vorhanden, nach welchen sich muthmassen lasse, daß im Orient das Gegentheil statt haben müsse?

Die

Die Sache verdient eine nähere Untersuchung, da bisher fast die mehresten Gelehrten der Meinung gewesen, daß im Orient mehr Töchter als Söhne geboren würden. Es scheinet, daß die in den meisten orientalischen Ländern übliche Vielweiberey diesen Schluß veranlasset habe, indem man glaubt, daß sie durch die Mehrheit der Mädchen verursachet werde.

In der alten Naturlehre schloß man also: Starke Aeltern zeugen starke Kinder. Nun aber sind die Knaben stärker als die Mädchen; so sind auch die orientalischen Völker schwächer als die, welche in Norden und in kältern Ländern wohnen, also werden hier mehr Töchter als Söhne geboren. Der erste Satz hat seine Richtigkeit: fortes creantur fortibus, starke und gesunde Aeltern zeugen starke Kinder; so wie hingegen schwache und erschöpfte Aeltern schwache Kinder zeugen. Dieses bestätiget die Erfahrung auf eine unstreitige Weise. Es wird aber der Untersatz nicht zugegeben, daß die orientalischen Völker sollten schwächer seyn als die, so unter dem temperirten oder kalten Himmelsstriche wohnen. Diese können mehr die Kälte vertragen, jene sind aber mehr der Hitze gewohnt, und in derselben dauerhafter, in welcher die Nordländer sehr leicht hinzufallen pflegen, wie es die Erfahrung von den Russen in Persien bestätiget hat. Ein armer und meist nackter Malabar arbeitet und läuft in der größten Mittagshitze, da sich kein Europäer auszugehen trauet; er kann die Hitze des Sandes und der Steine mit blossen Füßen ertragen, die ein Europäer in Schuhen mit den stärksten Sohlen nicht ertragen kann: der fette Europäer zerfließt in Schweiß, wird gleich abgemattet, und stehet wegen der insolation oder des

coup

coup de soleil in Gefahr, da hingegen ein trockner und blos von Reiß und Wasser genährter Malabar gegen alles gesichert ist. Dieser ist also stärker und dauerhafter als ein Europäer. Dieses ist einem jeden bekannt, der zu Madras und in den dortigen Gegenden gewesen ist. Eben so ist es auch ein Vorurtheil, als wenn deshalb mehr Knaben müßten geboren werden, weil sie stärker als die Mädchen sind. Wenn der weibliche Körper auch in Vergleichung mit dem männlichen nicht scheinet zu einer gleichen Stärke aufgeleget zu seyn, wobey doch das meiste auf die Art der Erziehung ankommt: so kann doch eine Frauensperson in ihrer Art stark und robust seyn. Es würde aber auch noch zu untersuchen stehen, ob nicht die größere Stärke der Mannspersonen blos von der Uebung herrühre, da bekannt ist, daß die Muskeln dadurch ihre Stärke erhalten. Doch dem sey wie ihm wolle, so hat doch dieser unerwiesene Satz verschiedene Vorurtheile hervorgebracht. In dem apocryphischen Buche Esra, einem unstreitig sehr alten Buche, wird daher geschlossen, daß eine Frau im Anfange mehr Söhne als Töchter zeugen müsse, weil sie noch stärker ist, als nachher, wenn sie schon einige Kinder gehabt. Allein die Erfahrung weiß hiervon nichts. Der bekannte Johannes Bodinus *) hat daraus, daß er die Einwohner der warmen Länder für schwächer gehalten, den Schluß hergeleitet, daß in selbigen mehr Frauenspersonen gebohren würden. Der Herr Schmidt **) hat dieser Meinung gleichfalls beygestimmt, und urtheilet bey Gelegenheit der Vermehrung der Kinder

*) In theatro naturae.
**) In seinem biblischen Mathematicus p. 41.

der Israel in Aegypten, daß sodann, wenn das Geblüt mit überflüssiger Feuchtigkeit angefüllet und wohl gar erkältet würde, mehr Töchter als Söhne gebohren würden. Er gedenket auch einiger Reisebeschreiber, welche bemerkt haben sollen, daß die Tartarn deshalb mehr Söhne hätten, weil sie arbeitsam und durch die öftern Feldzüge ausgehärtet wären, dahingegen die weichlichen und wollüstigen Chineser mehr Töchter zeugeten. Es wäre zu wünschen, daß er die Bücher genannt hätte, woraus er dieses genommen. Sonst aber ist bekannt, daß unter den Tartern in Thibet die Polyandrie im Schwange ist, nicht, weil so viel weniger Töchter gebohren werden, sondern weil sie selbige an die benachbarten Völker verkaufen. So leicht kann man auf falsche Ursachen und dadurch in Vorurtheile verfallen.

Die Erfahrung widerlegt nun aber auch die Sache selbst. Es ist zuförderst unstreitig, daß der Bauer stärker und ausgehärteter ist, als die mehresten Einwohner in den Städten sind. Nach dem vorigen Vorurtheile sollte man also vermuthen, daß auf den Dörfern mehr Knaben als in den Städten müßten gebohren werden. Allein die Shortische Tabelle von England sowohl als die von den Brandenburgischen Provinzen, zeigen nicht das geringste von einem Unterschiede, und es fallen die besondern Regeln des Kings gänzlich hinweg. Die Verhältnisse sind an einem Orte so wie an dem andern.

Was aber den Orient betrift: so wird dieses Vorurtheil sowohl durch Zeugnisse, als durch Beyspiele widerlegt. Der Herr D. Maty hat dem Herrn Porter, englischen Gesandten zu Constantinopel, die Frage vorgelegt: ob es an

dem

dem sey, daß, nach einiger Reisebeschreiber und politischer Schriftsteller Meinung, im Orient mehr vom weiblichen als vom männlichen Geschlechte geboren würden? worauf dieser geantwortet, daß es nicht an dem sey, und sey dieses Vorgeben mehr in der Erdichtung der Reisenden als in der Wahrheit gegründet; sie wären zu dieser Meinung durch die zahlreichen Harams einiger Reichen in großen Städten verleitet worden; es würden aber diese mehrentheils aus christlichen Ländern jährlich, ja täglich dahin gebracht, und wären daher nicht als Eingebohrne, sondern als Fremde zu betrachten. Doch hat Niebuhr auf seiner bekannten Reise alle Hausväter, die ihm in dem Oriente vorkamen, nach der Anzahl und dem Geschlechte ihrer Kinder gefragt, und aus ihren Angaben einen großen Ueberschuß an Mädchen gefunden. Man kann hieraus zwar nicht auf das Ganze schließen, weil dieses immer nur einzelne Fälle sind; allein sollten in Aegypten, Arabien ꝛc., wo Niebuhr dieses that, auch wirklich mehr Mädchen als Knaben gebohren werden: so muß man hierbey auch den Umstand mit erwägen, daß das weibliche Geschlecht dort zu Lande nur eine so kurze Zeit zum Gebähren fähig bleibt, und im 30sten Jahre schon ganz abgelebt ist, wogegen die Männer ein Alter wie die Europäer erreichen. Wenn also auch 2 Weiber auf jeden Mann gerechnet werden könnten: so würde die Natur sie doch nicht zugleich, sondern nach einander für den Mann bestimmt haben.

Der berühmte Mairan *) hat den P. Parennin, Jesuiten und Missionair in China, schrift-

*) Philos. Transactions, Vol. 49, p. 1.

schriftlich befragt, ob daselbst jährlich mehr Töchter als Söhne gebohren würden? Dieser meldete ihm in seiner Antwort aus Peking vom 20. Sept. 1740, wie er darüber mit verschiedenen Chinesen gesprochen habe, die der Meinung gewesen, daß die Zahl meist gleich seyn würde. Und da er ihnen deshalb vorgestellet, daß es, wenn solches wäre, ungerecht seyn würde, mehrere Frauen auf einmal zu nehmen, indem auf die Weise denen, die sich verheyrathen wollten, keine übrig gelassen würden: so hätten sie ihm darauf geantwortet, daß unter ihrer Nation sehr viel Verschnittene und Arme wären, welche letztere sich der Ehe, aus Furcht, daß sie keine Frau und Familie erhalten könnten, freywillig begäben. Er bemerket noch, daß unter der vorigen Dynastie der kaiserliche Hof und die Häuser der Großen mit Verschnittenen aus guten Häusern angefüllt gewesen wären, weil viele von ihnen zu den höchsten Bedienungen des Reichs gekommen wären, und weil es damahls gewöhnlich gewesen, daß man alle häusliche Besorgungen ihnen anvertrauet hätte. Jetzt aber hätte es sich ganz geändert, indem die Tartarn ihnen nicht das geringste Ansehn ließen, da sie vormahls das in sie gesetzte Vertrauen gemißbraucht, und die größten Unruhen im Reich verursacht hätten; daher man denn auch jetzt unter den Verschnittenen keine als nur vom geringsten Pöbel oder armen Bauersleuten fände, die keine Mittel hätten, um sich zu verheyrathen. Der P. Perennin fügt noch hinzu, daß, wenn gleich unter den zu Peking Gebohrnen nicht mehr Töchter als Söhne wären, es doch nichts desto weniger gewiß sey, daß unter den nach Verlauf eines Jahres übrig gebliebenen die Zahl

der

der Knaben sehr viel größer als der Mädchen seyn würde, weil unter der großen Anzahl ausgesetzter Kinder fast nichts als Mädchen gefunden würden. Es geschieht selten, daß unter 100 ausgesetzten Kindern drey Knaben gefunden werden. Er beweiset dieses durch das einstimmige Zeugniß derer, die von den Missionarien täglich ausgeschickt werden, um diese unglücklichen Opfer des Elendes ihrer Eltern oder der Grausamkeit ihrer Herren zu taufen. Er glaubt auch, daß es in andern großen Städten, wo viele Sklaven sind, eben so seyn werde; da hingegen in kleinen Städten oder Dörfern, die nur von gemeinen Leuten und Ackerleuten bewohnet würden, die Aussetzung der Kinder nicht geschehe: und wenn sie geschehe, so wären es Mädchen oder Knaben, die dem Tode nicht entgehen könnten; zu den Knaben aber, die sich wohl befänden, fänden sich leicht Personen, die sie an Kindesstatt aufnähmen und erzögen *).

Süßmilch hat dieserhalb auch an den königl. dänischen würkl. Statsminister, Freyherrn von Bernstorf geschrieben, und um Listen aus Ostindien von den dänischen Missionarien gebeten. Dieses gab Veranlassung, daß der Missionar Wiedebrock unter dem 5. Septbr. 1758 eine Liste aus Tranquebar übersandte, woraus sich ergab, daß in 18 Jahren, nähmlich von 1740 — 1757 gebohren sind:

I. bey der portugiesischen Gemeine.		II. bey der tamulischen Stadtgemeine.		III. bey der tamulischen Landgemeine.	
Mädch.	Knaben.	Mädch.	Knaben.	Mädch.	Knaben.
156	141	443	461	414	453

*) Lettres édifiantes et curieuses, XXVI recueil, a Paris, 1743. p. 8.

Ferner sind bey den portugiesischen und tamulischen Missionsgemeinen zu Madras seit 1730 bis 1758, nach des Missionairs Fabricius mitgetheiltem Auszuge,

gebohren 336 Kinder, worunter (164 Mädchen, (172 Knaben.

Bey der Missionsgemeine zu Cudulur sind, nach dem Bericht des Missionairs Hüttemann, von 1750 bis 1757

gebohren 126 Kinder, worunter (63 Mädchen, (63 Knaben.

Bey allen Gemeinen sind also gebohren

Mädchen	Knaben
156	141
443	461
414	453
164	172
63	63
zusammen 1240	1290

Es sind demnach nicht nur mehr Knaben gebohren, sondern, welches überaus merkwürdig ist, es verhalten sich auch die gebohrnen Mädchen zu den Knaben gerade so wie in Europa, nähmlich wie 1000 zu 1040, oder wie 25 zu 26. Da nun der größte Theil dieser in Ostindien Gebohrnen von tamulischen Eltern gewesen ist, die Stadt Tranquebar auf der Küste Coromandel aber ohngefähr unter dem 12ten Grad nördlicher Breite, folglich in einem überaus heißen Himmelsstriche liegt: so erhellet daraus, daß Hitze und Kälte in dieses Gesetz der Natur keinen Einfluß habe, und solches zu ändern nicht vermögend sey. Aus den einzelnen Jahren siehet man auch, daß es dort eben so gehe, wie hier in Europa, nehmlich, daß in kleinen Zahlen eine

öftere

öftere und große Abweichung von der Regel sich finde, die aber verschwindet, wenn die Zahlen zu etwas größern Summen erwachsen.

Da nun in diesen Listen nicht eine Spur einer Abweichung von unserm Verhältniß ist: so halte ich dafür, daß das Vorgeben derer, die dem Bodinus gefolget sind, keine weitere Achtung verdiene.

Montesquiou erwähnet auch dieser Ungleichheit zwischen den gebohrnen Knaben und Mädchen. Er führet den Arbuthnot an, welcher behauptet, daß in England mehr Knaben als Mädchen gebohren würden, meinet aber, daß man Unrecht habe, wenn man daraus geschlossen, daß solches in allen Climaten eben so sey. Wenn ihm die vielen hier beygebrachten Beweise bekannt gewesen wären, würde er gewiß zugestanden haben, daß man mit Recht schließen könne, daß die Natur sich auch in diesem Stücke überall gleich sey. Er führet an, daß nach dem Berichte der Reisenden *) sich zu Bantan zehn Frauensleute gegen eine Mannsperson finden sollen, und er schließet mit Recht daraus, daß dieser besondere Fall, wenn er richtig wäre, für die Polygamie seyn würde. Sodann führet er auch aus dem Kämpfer **) die Zahl der Menschen zu Miaco, der Hauptstadt in Japan, an, wo eine beträchtliche Zahl Frauensleute mehr gewesen. Der Kaiser ließ im Jahr 1674 selbige zählen, da denn der Einwohner gewesen

vom weiblichen Geschlecht 223573

*) Recueil de voyages, qui ont servi à l'établissement de la compagnie des Indes. Tom. I.
**) Description du Japon. Tom. 1, l. 2. c. 5.

vom männlichen Geschlecht 182070

Summe 405643

Mehr vom weiblichen 41503

Allein es läßt sich hieraus nichts gegen das Verhältniß der gebohrnen Söhne und Töchter schließen, da bekannt ist, daß in Japan die Vielweiberey üblich ist, vorzüglich aber in der Hauptstadt, wozu also mehrere Fremde weiblichen Geschlechts erfordert werden. Es können auch noch andere Ursachen bey einer Hauptstadt vorhanden seyn. Gesetzt aber auch, daß es in ganz Japan also sey: so würde die Polygamie doch noch nicht viel dadurch gewinnen. Dieser Ueberschuß von 40000 Weibern würde doch nur gegen die 180000 vom männlichen Geschlecht seyn, wie 1 zu $4\frac{1}{2}$; es würde also unter 4 bis 5 Männern nur einer zwey Frauen bekommen können, wenn sie vertheilt werden sollten. So viel würde nur daraus folgen, daß die Vielweiberey der Natur und natürlichen Gerechtigkeit nicht ganz zuwider seyn würde, wie sie es jetzt bey der Gleichheit ist.

Auf den Bericht von Bantam läßt sich gar nicht bauen, da er nicht auf einer sichern Rechnung beruhet. Man kennet die schlechte Zuverlässigkeit vieler Reisebeschreiber, die nicht Gelehrte sind, und die sich bloß durch Vorurtheile und den Anschein blenden lassen. Da nun 1) diesem Berichte das Zeugniß der Jesuiten von China, 2) das Taufregister von Tranquebar, und selbst 3) die Zählung von Macao, wo gegen 4 Mannspersonen nur 5 weiblichen Geschlechts gewesen, entgegen stehet, so ist man berechtiget, diese Nachricht gänzlich zu verwerfen. Hierzu kommt noch 4) das Zeugniß von Thibet in Asien,

en, woselbst mehr Knaben als Mädchen gebohren werden sollen, daher die Lamas die Polyandrie verstatten *).

Struyck hat noch eine Liste von einem großen Handlungsplatze der Holländer in Ostindien, nehmlich Batavia, die auch zur Widerlegung der Behauptung dienet, daß im Oriente mehr Weiber als Männer gebohren würden.

Auf diesem Platze sind gezählet im Jahr 1748

	Männer	Frauen	Söhn. über 14 Jahr	Töcht. über 14 Jahr	Söhn. unter 14 Jahr	Töcht. unter 14 Jahr
I. Innerhalb der Stadt						
Europäer	940	322	31	53	95	137
Mestizen	132	227	36	45	85	77
Mardykers	408	634	120	132	132	130
Chinesen	710	365	16	31	103	111
Mohren und Jentiven	43	33	4	—	14	12
Maleyer u. Javanen	52	78	4	3	20	17
Baleiers u. Macasser	8	8	—	—	8	8
	2293	1667	211	264	457	492
Leibeigene	4838	3412	deren Kinder			776
Summe aller in der Stadt	7131	5079	alle Kind. zusam.			2200
		14410				
II. In den Ommelanden oder um die Stadt herum.						
Niederländer	168	55	6	7	25	23
Mestizen	126	174	36	40	78	75
Mardykers	1501	1938	411	424	763	661
Chinesen	4162	2235	416	294	1063	896
Amboinesen	155	165	25	29	60	38
Mohren	244	240	57	47	117	118
Maleyer	617	532	166	111	203	201
Macasser	1684	1543	384	335	691	596
Baleier und Javanen	11275	3310	090	2531	3940	2860
	19932	16192	459	3418	6949	6468
Sclaven	6832	5729	deren Kinder			2114

Das Totale in und außer der Stadt ist gewesen 87035

Freye Personen 63334, worunter (34433 vom männl.
(28901 vom weibl. Geschl.

Diese sind zu jenen, wie 21 zu 25.

*) Du Halde description de la Chine. Vol. 4, p. 461.

Bey dieser Tabelle hätten zwar eigentlich die Ausländer weggelassen werden sollen, weil von diesen aus bekannten Ursachen mehr Männer als Frauen anwesend seyn müssen; allein die Ueberzahl der Eingebohrnen ist zu groß, als daß dadurch nicht das eigentliche Verhältniß zum Theil wieder hergestellet würde.

Worin diese bewunderungswürdige Uebereinstimmung der Verhältnisse zwischen Knaben und Mädchen sich gründe, ist eine Frage, die man bey der Dunkelheit, die bis jetzt noch über dem Zeugungsgeschäfte ruhet, nicht beantworten kann. Es muß uns deshalb genügen zu wissen, daß das angegebene Verhältniß überhaupt statt findet.

Da nun also immer mehr vom männlichen als vom weiblichen Geschlechte gebohren werden: so müssen ihrer auch im Ganzen mehr leben, und folglich auch mehr sterben. Diese beweisen auch die Listen der Gestorbenen nach dem Geschlechte, wovon Süßmilch unter andern in der beygefügten Tabelle A. eine Uebersicht mitgetheilet hat. Die Sache kann nicht anders seyn. Jedoch finden sich hier und da kleine Ausnahmen, die sich aber leicht erklären lassen, wenn man 1) bey großen Städten betrachtet, daß wegen des Luxus und der vielen Dienstmägde die Zahl des weiblichen Geschlechts leicht größer seyn könne, weil fast jede Familie wenigstens eine Magd braucht. Doch kann dieses durch eine zahlreiche Garnison, oder auch durch viele Gesellen bey blühenden Fabriken wieder ersetzt werden. Daher findet sich hierin bey Städten nichts beständiges. Sodann muß man auch 2) bey ganzen Provinzen erwegen, ob die Zahl der Auswandernden groß oder klein sey. Die

Emigri-

Tabelle A.

Liste

der gestorbenen nach dem Geschlecht in einigen Provinzen und volkreichen Städten.

Jahre und Oerter.	weibliches Geschlecht	männliches Geschlecht	Verhältniß des weiblichen Geschl. zu dem männl. wie
Mark Brandenburg 9 Jahre, v. 1751 bis 1759	93397	95732	1000 : 1025
Königreich Preußen, 7 Jahre, v. 1751 bis 1757	69656	71750	1000 : 1030
Herzog. Pommern, 9 Jahre, v. 1751 bis 1759	53052	52447	1000 : 988
Neumark, 9 Jahre, v. 1751 bis 1759	30696	30717	1000 : 1000
Magdeburg, 9 Jahre v. 1751 bis 1759	39201	39167	1000 : 999
Herzogthum Cleve, 6 Jahre, v. 1751 bis 1756	17997	18472	1000 : 1026
Geldern, eben die Jahre	4198	4622	1000 : 1101
In ganz Schlesien einige Jahre vor dem Kriege	87576	88037	1000 : 1005
in einigen andern vermischten Jahren	223152	221762	1000 : 993
In sämtlichen preussischen Staaten einige Jahre vor dem Kriege	308630	315613	1000 : 1023
in einigen andern vermischten Jahren	277364	275678	1000 : 993

Jahre

Jahre und Oerter.	weibliches Geschlecht	männliches Geschlecht	Verhältniß des weiblichen Geschlechts zu dem männlichen wie
In brandenburgischen Städten in 15 Jahren vor dem Kriege	40428	40747	1000 : 1007
In brandenb. Dörfern in eben der Zeit	40781	43112	1000 : 1057
In beyden zusam.	81209	83859	1032
London, 1671 bis 1700, 30 Jahre	300304	322190	1000 : 1072
1701 = 1720, 20 J.	227283	226423	
1721 = 1740, 20 J.	271146	268701	
1741 = 1757, 17 J.	203691	197415	
In allen 87 Jahr.	1002424	1014729	1000 : 1002
Paris, zu S. Sulpice, 30 Jahre	24467	24073	1000 : 984
in der ganzen Stadt v. 1748 bis 1752 5 Jahre	43015	50331	1000 : 1169
Wien, v. 1720 bis 1746, 27 Jahre	79756	89758	1000 : 1125
Berlin, v. 1722 bis 1746, 25 Jahre	38850	43694	1000 : 1124

Ich hätte noch mehr Städte und Provinzen hinzufügen können, wenn ich es für nöthig gehalten hätte. Ordentlicher Weise müssen mehr vom männlichen Geschlechte sterben, weil ihrer mehr geboren werden. Geschiehts nicht: so müssen die Ursachen im Kriege, Handlung, Fabriken, Schiffahrt, im Luxus oder auch in der Auswanderung gesucht werden, die bey der Untersuchung eines jeden Orts leicht zu finden sind.

Emigrirenden sind mehrentheils vom männlichen Geschlechte, Handwerksbursche und andere, die dem Brote nachgehen. Es kann eine Provinz mit dem Maß der Familien angefüllet seyn die sie braucht, und denen sie Unterhalt geben kann. Dieses veranlasset manchen, anderswo sein Glück zu suchen. Eine weit ausgedehnte Schiffahrt kann auch viele Mannspersonen wegnehmen, da bekannt ist, daß, sonderlich auf den weiten Reisen nach Ostindien, bey denen man die Linie passiren, und von der Hitze oder auch vom Scorbut vieles ausstehen muß, sehr viele Menschen umkommen, die alle vom männlichen Geschlechte sind. Ferner muß man auch 3) die Zeiten betrachten, wo große Kriege geführt werden; daher es denn leicht kommen kann, daß hernach mehr vom weiblichen, als vom männlichen Geschlechte sterben. Jedoch kann solches nur so lange dauern, bis die Ungleichheit wieder durch die Mehrheit der gebornen Knaben gehoben ist. Alle diese Umstände müssen wohl erwogen werden, wenn man die Zahlen der Gestorbenen von beyden Geschlechtern richtig beurtheilen will. Wenn in einer großen Stadt mehr Frauens- als Mannsleute befindlich sind, wie vorher bey Miaco bemerket wurde: so kann man daraus nicht gleich schließen, daß es in der Welt mehr Personen weiblichen Geschlechts gebe. Die vielen vom Lande in die Stadt hereingezogenen Mägde können es allein verursachen.

Einer mehrern Betrachtung sind die sterbenden Kinder würdig, indem jederzeit mehr Knaben als Mädchen sterben, und zwar ist dieser Ueberschuß der sterbenden Knaben größer als der gebornen, indem gegen 1000 sterbende Mädchen 1080 Knaben, oder 27 Knaben gegen 25 Mäd-

n

chen sterben. Hierdurch wird die Ueberzahl der mehr gebornen Knaben vielleicht ganz aufgehoben, so daß in dem Alter der Mannbarkeit wahrscheinlich eben so viel Jünglinge als Jungfrauen vorhanden sind *). Süßmilch hat zum Beweise der Sache die ihm zu Händen gekommenen Beyspiele in einer Tabelle mitgetheilet, welche ich hier unter Lit. B. anfüge.

Aus selbiger ist zu sehen,

1) daß in der Kindheit jederzeit mehr Knaben als Mädchen sterben. Dieses erstreckt sich bis auf die ungebornen Kinder. Die Sache folgt zum Theil schon daraus, weil mehr Knaben zur Welt kommen, als Mädchen, weshalb also auch mehr sterben müssen; doch ist dieser Grund, wie jeder sehen wird,

*) Süßmilch sagt bey dieser Gelegenheit: „Wenn die sterbenden Mädchen sich zu den sterbenden Knaben eben so verhielten, wie die gebornen Mädchen zu den Knaben, das ist, wenn gegen 20 Mädchen 21 Knaben, oder 26 Knaben gegen 25 Mädchen stürben: so würde sich unter beyden Geschlechtern die vollkommenste Gleichheit finden, die man nur verlangen könnte. Da aber gegen 1000 sterbende Mädchen 1080 Knaben, oder 27 Knaben gegen 25 Mädchen sterben: so erhellet daraus, daß sich in diesem Theile des menschlichen Geschlechts, nähmlich in der Kindheit und Jugend eine, wiewohl geringere, Ungleichheit befinde, und daß daher um die Zeit der Mannbarkeit etwas mehr Jungfern als Junggesellen vorhanden seyn müssen.“ — Dieser Schluß des verdienten Süßmilch ist indessen nicht ganz richtig; denn von allen Kindern stirbt in den ersten 7 Jahren ja etwa nur ein Drittel oder etwas mehr. Wenn also bey diesem Drittel auch das Verhältniß von 20 Mädchen zu 21 Knaben statt fände: so würde bey den übrigen zwey Dritteln dieses auch noch der Fall, und mithin die Zahl der lebenden Knaben immer noch größer als die Zahl der lebenden Mädchen seyn. Nur in dem Falle, wenn dieses Verhältniß durch ein größeres Sterbequantum an Knaben überschritten wird, kann die Zahl der lebenden Knaben mit der Zahl der lebenden Mädchen übereinstimmend werden.

Tabelle B.

Liste
der gestorbenen Kinder nach dem Geschlecht.

Jahre und Oerter	Töchter	Söhne	Verhältniß der gestorbenen Töchter zu den Söhnen wie
In ganz Pommern bis zum 7. Jahre des Alters			
1748	1418	1625	
1749	1300	1524	
1750	1526	1623	
1751	2693	2885	
1752	2799	2878	
1753	1963	2125	
1754	1662	1738	
1755	1645	1912	
1756	1633	1714	
Summa 9 Jahre	16639	18024	1000 : 1083
Mittelzahl	1848	2002	oder 25 : 27
Vom 7ten bis zum 14ten Jahre			
1748	202	238	
1749	217	196	
1750	183	201	
1751	308	339	
1752	437	397	
1753	274	251	
1754	202	211	
1755	218	249	
1756	225	267	
Summa 9 Jahre	2266	2349	1000 : 1036
Mittelzahl	251	261	meist 25 : 26
Tot. bis zum 14 J.	18905	20373	1000 : 1077
Mittelzahl	2100	2263	meist 25 : 27

Jahre und Oerter		Söhne	Töchter	Verhältniß der gestorbenen Töchter zu den Söhnen wie
Wien	1720	1425	1684	
	1721	1437	1677	
	1722	1430	1551	
	1723	1632	1758	
	1724	1698	1905	
	1725	1660	1865	
	1726	1733	1951	
	1727	1788	2001	
	1728	1869	2085	
	1729	1855	2042	
Summe, 10 Jahre		16427	18519	1000 : 1127
	1730	2075	2189	
	1731	1802	1942	
	1732	2368	2510	
	1733	1851	2010	
	1734	1578	1775	
	1735	1600	1770	
	1736	2113	1290	
	1737	1936	2167	
	1738	2192	2339	
	1739	1651	1776	
Summe, 10 Jahre		19166	19768	1000 : 1138
	1740	1712	1888	
	1741	1730	1851	
	1742	1585	1599	
	1743	1325	1558	
	1744	1052	1235	
	1745	1116	1240	
	1746	1391	1486	
Summe, 7 Jahre		9911	10857	1000 : 1095
Tot. von 27 Jahren		45504	49144	1000 : 1080 oder 25 : 27

Jahre und Oerter	Töchter	Söhne	Verhältniß der gestorbenen Töchter zu den Söhnen wie
Fortsetzung.			
1748	1181	1238	
1750	1226	1329	
1751	912	1019	
1752	1062	1156	
Summe, 4 Jahre	4381	4742	1000 : 1082 oder 25 : 27
Paris.			
Bey S. Sulpice in 30 J. in einem Alter			
v. 0 bis 1 Jahr	4615	5718	
v. 1 bis 5 Jahren	6093	5925	
v. 5 bis 10 Jahren	1536	1597	
v. 10 bis 20 Jahren	702	786	
Summe	12946	14026	1000 : 1083 oder 25 : 27
Dresden 1747	568	691	
1748	576	692	
1749	570	665	
1750	591	709	
1751	547	619	
1752	521	564	
Summe, 6 Jahre	3373	3940	1000 : 1168
Todtgeborne in 6 J.	295	422	
Wittenberg			
1740 bis 1750	591	675	1000 : 1142
Todtgeborne	37	66	

wird, nicht hinreichend, dieſes zu erklären. Aber auch hier findet ſich

2) eine vortreffliche Ordnung und ein beſtändiges Verhältniß in etwas großen Zahlen. Wen ſetzt es nicht in Verwunderung, wenn man hier die vortreffliche Uebereinſtimmung zwiſchen Pommern, Wien und Paris unter den geſtorbenen Mädchen und Knaben wahrnimmt? In dieſen 3 Oertern und Gegenden iſt das Verhältniß der geſtorbenen Mädchen zu den Knaben, wie 25 zu 27.

Es iſt alſo kein Zweifel, daß dieſes Verhältniß das Mittel von allen übrigen in eben ſo großen Summen ſeyn werde, als worauf man jederzeit Regeln bauen muß.

Es ſterben alſo jederzeit $\frac{2}{25}$ oder ohngefähr $\frac{1}{12}$ Knaben mehr als Mädchen. Da aber das Verhältniß der gebornen Mädchen zu den Knaben wie 20 zu 21, oder wie 25 zu 26 iſt, folglich $\frac{1}{25}$ Knaben mehr geboren wird: ſo wird das eine fünf und zwanzigſte Theil der mehr ſterbenden Knaben dadurch wieder erſetzt, und es ſtirbt alſo nur, wenn beydes gleich geſetzt wird, $\frac{1}{25}$ Knaben mehr, wogegen aber der Ueberſchuß an Knaben bey den noch Lebenden in Abrechnung kommt.

Es bleiben alſo von allen gebornen Kindern vielleicht eben ſo viel Knaben als Mädchen am Leben, die bis zu den Jahren der Mannbarkeit kommen. Wenigſtens ſieht man, daß kein beträchtlicher Unterſchied ſtatt finde, und es nicht hindere, zwiſchen beyden Geſchlechtern eine Gleichheit anzunehmen.

Ich kann mich hier in die Urſachen nicht einlaſſen, woher es komme, daß mehr Knaben als Mädchen ſterben. Die Knaben ſcheinen ſtärker und dauerhafter zu ſeyn, und ſollte man das Gegentheil daher ſchließen, das doch nicht ſtatt hat.

Ob die Ursache in den Nerven oder in andern Dingen liegt, mögen die Aerzte entscheiden.

Graunt, Derham und andere haben die Absicht und Endursache des Schöpfers, weshalb aufs Hundert 4 bis 5 Knaben mehr als Mädchen geboren werden, darin gesucht, daß dadurch der größere Abgang des männlichen Geschlechts, so durch den Muthwillen der Knaben, durch Strapatzen und gefährliche Arbeiten, durch Krieg, Schiffahrt und Emigration geschiehet, ersetzet, und die Gleichheit zwischen beyden Geschlechtern erhalten werde, damit also zu der Zeit, da man heyrathet, ein jedes Geschlecht seines gleichen finden könne. Süßmilch, der, wie aus der vorstehenden Note zu sehen ist, glaubt, daß wirlich mehr Junafrauen als Jünglinge zum mannbaren Alter gelangen, antwortet hierauf: „Wie soll man nun aber hiermit die vorhergehende Beobachtung vereinigen, nach welcher gleich in der Kindheit mehr Knaben als Mädchen sterben, dergestalt, daß nicht nur die 4 bis 5 aufs Hundert mehrere Knaben gleich wieder durch den Tod hinweggenommen werden, sondern daß sogar aufs Hundert 4 bis 5 Mädchen mehr am Leben bleiben, und bis zu der Mannbarkeit hin leben, daß also um diese Zeit mehr Jungfern als Junggesellen vorhanden sind? Ich gestehe, daß mir diese Sache lange Zeit ein unauflösliches Räthsel gewesen, bis ich endlich dessen Auflösung in der größern Zahl der Wittwen, die wegen moralischer Hindernisse unverheyrathet bleiben, meine gefunden zu haben." — Nach einer richtigern Rechnung ergiebt sich indeß, wie ich eben zeigte, daß im mannbaren Alter die Zahl beyder Geschlechter wahrscheinlich fast gleich sey.

Um übrigens das Verhältniß der Geschlechter zu einander in ganzen Provinzen und großen Städten kennen zu lernen, will ich noch folgende Angaben hersetzen:

Nr. 1.

In allen Städten der alten preußischen Staaten, Geldern ausgenommen, waren im Jahr 1738, seit welcher Zeit sie sich aber so, wie Berlin, sehr vermehrt haben,

Männer u. Wittwer	137012	158290	Fr. u. Wittwen
Söhne	129187	137505	Töchter
Handwerksgesellen	20719		
Lehrjungen	17909		
Knechte u. Laquayen	13850	51389	Dienstmägde.
Sum. männl. Gesch.	318677	347183	weibl. Geschl.
	347183		
Totale aller Einwoh.	665860		

28506 mehr vom weibl. Geschl.

Nr. 2.

In Berlin waren im Jahr 1737

Männer u. Wittwer	14660	16337	Fr. u. Wittwen
Söhne	11234	13672	Töchter
Handwerksgesellen	3694		
Knechte und Diener	1053	5198	Dienstmägde.
Lehrjungen	1749		
Sum. männl. Geschl.	32990	35207	weibl. Geschl.
	35207		
	68197		

2217 mehr vom weibl. Geschl.

Im Jahr 1747 waren nach der vom Polizeydirectorio geschehenen sehr genauen Zählung

Männer u. Wittwer	16344	20984	Fr. u. Wittwen
Söhne	14005	16675	Töchter
Handwerksgesellen	3969	8279	Mägde
Lehrjungen	2076		
Knechte und Diener	2722		
Summa männl.	39116	45938	weibl. Geschlecht.
	45938		
	85054		

6822 mehr vom weibl. Gesch.

Nr. 3.

In der Stadt Brandenburg in der Kurmark lebten im Jahr 1736.

Männer	1640	2260	Frauen
Söhne	1663	1696	Töchter
Gesellen	324	502	Mägde
Knechte	78		
Lehrjungen	183		
Summa männl.	3886	4458	weibl. Geschlecht.
	4458		
Totale	8346		

570 mehr vom weibl. Gesch.

Nr. 4.

In 4 Aemtern, wozu 50 Dörfer gehören, 8 Meilen von Berlin, leben im Jahr 1738

Männer	1467	1459	Frauen
Söhne über 12 Jahr	513	576	Töchter über 12 J.
Söhne unter 12 J.	1330	1184	Töchter unter 12 J.
Knechte	972	651	Mägde, grose
Dienstjungen	364	87	Dienstmädchen
Hausleute, Männer	260	441	Frauen
Alte Aeltern, Männer	127	259	Frauen
	5033	4057	
	4057		
Totale	9090		

376 mehr vom männl. Gesch.

Der

Nr. 5.

In 2 andern Aemtern, wozu 35 Dörfer gehören, bis 4 Meilen von Berlin, lebten im Jahr 1738

Männer	821	862 Frauen
Söhne über 12 Jahr	509	402 Töchter über 12 J.
Söhne unter 12 Jahr	594	578 Töchter unter 12 J.
Knechte	374	296 Mägde
	2298	2138.
	2138	
	4436	

160 mehr vom männl. Gesch.

Hierüber lassen sich noch einige Anmerkungen machen.

1) Man kann die Tabelle von allen Städten (Nr. 1.) zum Grunde legen, um darnach andere Städte zu berechnen, wenn man die Summe aller Einwohner hat. Z. B. wenn eine Stadt 1000 Einwohner hat, so macht man den Satz also: Wenn unter 665860 Einwohnern 147012 Ehemänner und Wittwer sind, wie viel werden dieser unter 1000 Einwohnern seyn? u. s. w.

2) Eben so kann man nach Nr. 4. oder 5. das Verhältniß der verschiedenen Einwohner eines Dorfs finden, der Ehemänner und Frauen, der Kinder und des Gesindes, u. s. w.

3) In Städten leben mehr Frauensleute, auf den Dörfern mehr vom männlichen Geschlecht. Die Ursache läßt sich leicht einsehen, und sie zeigt sich in der großen Menge Dienstmägde, die größtentheils vom Lande in die Städte ziehen. Der Knechte und Diener sind in Städten lange nicht so viel, wie an Berlin zu sehen. Die Gesellen und Lehrjungen bey den Handwerkern sind mehrentheils Bürgerkinder. Das männliche Geschlecht

schlecht auf den Dörfern bleibt größtentheils bey der Ackerwirthschaft, und ist auch dabey nöthig.

4) In den Städten ist die Zahl der Töchter merklich größer als der Söhne. (N. 1. und 2.) Das ist natürlich, indem die Söhne gemeiner Bürger, deren die meisten sind, sehr zeitig wieder zu Handwerkern gebracht werden, daher sich ein großer Theil derselben unter den Lehrjungen und Gesellen befindet. Die Töchter gemeiner Bürger bleiben länger in den Häusern ihrer Aeltern.

Auf dem Lande sind aber mehr Söhne und Knechte, als Töchter und Dienstmägde. Man sieht daraus, wie groß die Zahl der Mägde sey, die in die Städte ziehen.

5) Es könnte auch noch das Verhältniß der Kinder zu der übrigen Zahl der Menschen hierdurch bestimmet werden, wenn nicht solches richtiger im folgenden, wo von den Sterbenden nach dem Alter gehandelt werden wird, geschehen würde.

6) So läßt sich auch die Zahl der streitbaren und zum Dienst des Vaterlandes im Nothfall tauglichen Männer daraus ziemlichermaßen beurtheilen. Z. B. nach Nr. 4. waren in 50 Dörfern, oder unter 9690 Seelen 972 Knechte. Der zehnte Lebende ist also ein Knecht. Wenn wir nun alle Wirthe und auch die Hausleute und Tagelöhner bey der Wirthschaft lassen, man lässet ihnen auch alle Söhne über 12 Jahr, worunter ebenfalls viele, ja die meisten Erwachsene sind, die den Aeltern dienen: so scheinet es im Nothfall möglich zu seyn, daß der Landesherr auf $\frac{1}{10}$ aller seiner Unterthanen Rechnung machen, und diese im Kriege brauchen könne. Es ist gut, wenn es niemals dahin kommt, weil der Landmann

mann nicht ohne Noth Knechte halten wird. Die Wirthschaft und Bestellung des Ackers würde also in dem Fall allerdings leiden, aber doch noch bestehen können, zumal wenn die Frauensleute auch mit Hand anlegten, welches bey verschiedenen Arten der Arbeit wohl geschehen kann. Wenn aber mehr als der zehnte zum Dienst ausgehoben würde: so würde schon mancher Hof in der Bestellung des Ackers nicht fortkommen können.

Aus dem bisherigen erhellet daß man ohne alles Bedenken zwischen beyden Geschlechtern eine Gleichheit annehmen könne, besonders in den Jahren der Mannbarkeit, da ein jeder Junggeselle seines gleichen zur Ehe haben kann.

Können und müssen wir also um die Zeit des Heyrathens, als worauf hier vornehmlich gesehen wird, eine Gleichheit zwischen den beyden heyrathenden Theilen annehmen: so ist von selbst klar, daß die polygamia simultanea, oder die Ehe mit vielen Weibern zugleich, gänzlich hinweg fallen müsse, und daß sie kein Staat verstatten könne, wo er nicht gegen seine Unterthanen die größte Ungerechtigkeit begehen, und sich selbst dadurch den größten Schaden zufügen wollte. Gott hat die Welt und die menschliche Natur so eingerichtet, daß durch eine Gehülfinn die Mühseligkeit dieses Lebens erleichtert wird. Ein jeder hat also vom Schöpfer das Recht erhalten, sich mit einer solchen Gehülfinn und Freundinn zu verbinden. Die Weisheit hat ferner die Triebe zur Zeugung in die menschliche Natur gelegt, und es kann keinem das Recht genommen werden, diesen Trieben in der rechten Ordnung ein Genüge zu leisten. Wer aber andern die Mittel zu diesem Glücke des Lebens benimmt, der handelt gegen die von dem weisen Urheber der Natur ein-

geführte Ordnung. Dieses würde nun aber geschehen, wenn man die Vielweiberey, ja nur die bigamie oder die Ehe mit zwey Weibern zugleich verstatten wollte. Zwar würden nicht alle Menschen sich zu mehr als einer Frau entschließen, weil sie die Vielheit der Kinder fürchten würden, aber es würden doch in jedem Staat sich viele Tausende dazu entschließen. Und so würde augenblicklich eine große Anzahl Menschen ohne Frauen bleiben müssen, wie es wirklich in den orientalischen Ländern geschieht; oder man müßte sie aus den benachbarten Ländern rauben oder erkaufen, und dadurch würde wieder der Nachbar leiden, der übrigen schrecklichen Folgen hier nicht einmal zu gedenken.

Man siehet zugleich, daß die Vielweiberey nicht an sich schlechterdings (absolute), sondern nur in Betrachtung des angeführten Grundes der Gleichheit beyder Geschlechter und der allgemeinen und natürlichen Rechte der Menschheit, eine Uebertretung der Gesetze sey (respective). Wenn daher das jetzige Verhältniß beyder Geschlechter durch eine Aenderung der jetzigen Ordnung der Natur aufgehoben würde, daß gegen einen Mann zwey Weiber vorhanden wären: so würde die Vielweiberey aufhören, Unrecht zu seyn, und sie würde gar in eine Pflicht verwandelt werden. So lange aber die jetzige Ordnung der Natur bestehet: so lange kann sie nicht ohne Ungerechtigkeit verstattet werden, wiewohl es Fälle geben kann, wo man auch bey der jetzigen Einrichtung eine Ausnahme gestatten möchte, so wie zum Beyspiele Luther dem Landgrafen Philipp von Hessen die zweyte Frau zu nehmen erlaubte. Jedoch würde bey der Ertheilung solcher Erlaubniß und bey solcher Ausnahme vom Gesetz die

größte

größte Behutsamkeit nöthig seyn. Sie müßte nicht ohne die größte Schwierigkeit und ohne den klarsten Erweis der allerdringendsten Ursachen ertheilet werden, weil sonst in kurzer Zeit der größte Misbrauch solcher Erlaubniß statt finden, und die erwiesene Verletzung der Rechte der Menschen sehr bald einreißen würde. Die Dispensationen vom Gesetze sind mehrentheils die Ursache seiner Entkräftung, und die gut gemeinten Ehegesetze des Cäsars und Augusts verloren nachher gar bald durch die häufigen Dispensationen alle ihre Kraft und Wirkungen. Aehnliche Erfahrungen und Beweise hiervon finden sich in allen Reichen. Und so würde es hier auch gehen, wenn nicht die größte Schärfe, und zwar beständig, hierbey beobachtet würde. Daher noch die Frage entstehet, ob es nicht besser und der Weisheit gemäßer sey, es auch in diesem Stücke bey dem jetzigen allgemeinen Verbote zu lassen, und lieber einige wenige Personen etwas leiden zu lassen, als die Rechte des menschlichen Geschlechts und die Bevölkerung des Staats, die bey der Monogamie am besten statt hat, durch den besorglichen und so leichten Mißbrauch der Dispensation in die größte Gefahr zu setzen? —

Bey der Betrachtung mehrerer Sterbelisten entdeckt man gewisse allgemeine Regeln, nach welchen die Dauer des Lebens aller Menschen auf dem Erdboden bestimmt ist. Wenn tausend sterben, so ist darunter überall eine meist gleiche Anzahl von 20, 50, 60, 80jährigen. Die Climate und die Verschiedenheit der Nahrungsmittel scheinen fast gar keinen Einfluß zu haben, daß sie eine Veränderung in dem Verhältniß der Sterbenden in jedem Alter zu der Summe der Gestorbenen hervorbringen könnten. Blos die

Lebensart, die moralischen Umstände des Lebens, das Laster und die Tugend, die Weichlichkeit und die Arbeitsamkeit, verursachen einen kleinen Unterschied zwischen den Sterbenden auf dem Lande und in großen Städten.

Diese Ordnung in der Sterblichkeit wird deshalb ein jeder bewundern müssen, der auf die große Verschiedenheit der Ursachen des Todes und auf die Menge der Krankheiten Acht hat, die allesammt sich zu dem Ziele vereinigen, daß sie in einer jeden Periode des Alters die von der Hand des Reglerers der Welt bestimmte Anzahl der Menschen dem Tode überliefern. So sehr die Krankheiten auch unter sich verschieden sind: so ist doch unter ihnen eine Uebereinstimmung zur Erreichung eines festgesetzten Zwecks. Die mancherley Arten der Fieber, Dysenterien, Geschwulsten, Wassersuchten, Geschwüre, auszehrenden Krankheiten, Masern, Pocken, convulsivische Zufälle, alle diese Feinde des menschlichen Lebens haben, im Ganzen genommen, ihre abgesteckten Gränzen, vermöge welcher sie nur eine gewisse Anzahl zu dem in jedem Alter gewöhnlichen Maße des Todes abliefern.

Für diejenigen, welche gleich eine Uebersicht dieser Ordnung in der Sterblichkeit haben wollen, muß ich nachstehende kleine Tabelle von den während 30 Jahren in London Gestorbenen einrücken. Unter jedem Tausend Gestorbener in 30 Jahren sind nähmlich gewesen:

	in den ersten 5 Jahren	in den 2ten 5 Jahren	in den dritten 5 Jahr.	in den vierten 5 Jahr.	in den fünften 5 Jahr.	in den sechsten 5 Jahr.	in allen 30 Jahren
v. 0 bis 2 J.	379	3[illegible]3	350	347	348	362	364
2 — 5	83	93	8[illegible]	82	79	91	86
6 — 10	36	37	35	36	32	31	34
11 — 20	32	3[illegible]	32	31	30	25	30
21 — 30	77	7[illegible]	79	82	85	74	78
31 — 40	92	90	97	97	103	94	95
41 — 50	91	89	101	105	106	96	98
51 — 60	73	75	84	80	83	84	80
61 — 70	64	58	60	63	67	67	63
71 — 80	42	38	48	51	44	47	45
81 — 90	26	2[illegible]	22	22	20	23	23
91 — 100 und drüber	5	4	4	4	3	3	4
Totale	1000	1000	1000	1000	1000	1000	1000

Kann man wohl etwas Uebereinstimmenderes verlangen? Man betrachte die Zahlen der Kinder, die bis zum 2ten Jahre des Lebens gestorben sind, unter welchen der größte Abstand von einander nur 46 beträgt. In den andern Perioden kommen die Zahlen in den 6 Quinquenniis sich mehrentheils ganz nahe.

Um aber die Größe dieser Uebereinstimmung noch mehr einzusehen: so bedenke man, daß dieses eine Tabelle von London ist, von der Stadt, wo alle möglichen Ursachen zur Störung der Ordnung zusammen zu kommen scheinen. Die größte Schiffahrt, die größte Handlung, der größte Reichthum und dessen Misbrauch, die größten Debauchen, die wegen der Größe des Orts von vielen jungen Leuten und vom Pöbel unerkannt geschehen können, und wozu sich daselbst alle mögliche Gelegenheiten finden. Sollte man in diesem Sitz aller moralischen Unordnungen wohl

eine so große physicalische Ordnung vermuthen? Diese zeigt sich aber nicht nur, sondern sie übertrifft in der That alle unsere Erwartung. Und ohnerachtet in diesen 30 Jahren auch viele epidemische Jahre untergelaufen, da die Pocken und die Fieber stark gewütet haben: so sieht man doch hieraus, daß die daher in einzelnen Jahren entstehenden Anomalien im Ganzen fast unmerklich werden, wenn man 5 Jahre und also größere Summen zusammen rechnet. Und wenn man die Jahre der Ausschweifungen vom zwanzigsten bis zum sechzigsten Jahre ansieht: so findet man auch hier eine eben so große Zusammenstimmung der Zahlen in den 6 Quinquennils. Dies sind die Jahre, worin London von den Sterbenden in andern großen Städten am meisten abweicht, und mehr Todte hat, weil anderswo die Ausschweifungen nicht so groß sind. Unterdessen ist doch in London selbst und unter sich, ja man kann sagen, auch in der größten Unordnung eine Ordnung *).

Unterschied der Sterblichkeit unter den Landleuten und Einwohnern der Städte und der Dauer des Lebens.

In der Sterblichkeit unter den Einwohner der Dörfer, der mittlern und der großen Städte findet sich aber ein großer Unterschied, dergestalt daß

*) Bey diesen Berechnungen muß man sich auch, so viel möglich, großer Zahlen und mehrerer Jahre bedienen. Wollte man aus den 30 Jahren einige einzelne herausnehmen: so würden sich in verschiedenen Perioden merklichere Abweichungen zeigen. Daher verdienen diejenigen Verhältnisse den Vorzug vor den andern, welche ganze Provinzen, oder viele Jahre von einer Stadt, oder viele Städte, oder viele Dörfer von vielen Jahren zum Grunde haben.

daß z. B. in London einer von 25, unter den Landleuten dagegen nur einer von 42 bis 43 stirbt. Dieses macht es der Mühe werth nachzusehen, in welchen Perioden des menschlichen Alters sich dieser Unterschied am meisten zeige, damit allenfalls der Mensch gewarnet werde, die Klippen zu vermeiden, woran er leicht scheitern, und zu Grunde gehen kann.

Um nun dieses desto leichter einzusehen: so will ich

1) zuerst einige Listen vom Lande, ganzen Provinzen und ausgesuchten Personen, wie die Klosterleute und Tontiniten sind, sodann

2) von einigen Städten hersetzen, und dann

3) die General-Listen von beyden in Vergleichung bringen.

Tabelle von den Landleuten und ausgesuchten Personen.

Unter jedem Tausend Gestorbener sind gewesen.

Alter.	Branden. Dörfer A: Kirchspiel Meßlow	Branden. Dörfer B: [illegible] Mk. Dörfer	Schweden C: 9 ganze Gemeinden	Schweden D: andre epidemische	Mittelverhältniß A – D	in Paris E: Benedictin. Mönche	in Paris F: Nonnen	in Paris G: Continirten	Mittelverhältniß A – G.
v. ob. 1 J.	254	241	226	260	245				245
1— 2	49	59	100	104	78				78
0— 2	303	3[illegible]0	326	364	323				323
3— 5	61	[illegible]0	47	56	59			45	
0— 5	364	370	373	420	382				382
6— 10	52	58	33	48	48			35	
0— 10	416	428	406	468	430				430
11— 15	32	26	26	24	27			21	
16— 20	21	26	21	22	22			22	
0— 20	469	480	453	514	479				479
21— 25	20	32	24	24	26	21	20	26	25
26— 30	12	27	25	26	23	21	21	26	22
31— 35	25	26	25	28	26	22	24	26	25
36— 40	30	33	27	30	30	29	24	25	28
41— 45	26	30	35	29	30	30	29	24	29
46— 50	33	34	35	30	33	37	29	27	32
51— 55	35	38	36	31	35	44	37	36	37
56— 60	58	54	41	33	47	50	44	41	46
21— 60	245	274	248	231	250	2[illegible]4	228	231	244
61— 65	65	58	51	50	56	57	56	45	54
66— 70	64	58	57	49	57	63	56	56	58
71— 75	71	60	58	52	60	61	61	66	61
76— 80	45	33	49	40	42	50	56	61	47
81— 85	28	21	40	34	31	26	44	46	34
86— 90	7	9	26	18	15	10	15	24	15
91— 95	3	4	18	12	9	2	7	8	7
96—100	3	2			1				1
über 100		1							
61 — 100	286	246	299	255	271	269	295	306	277
Totale	1000	1000	1000	1000	1000				1000

Aus vorstehender Tabelle erhellet nun, daß die Benedictinermönche in Paris, die Landleute in der Mark Brandenburg und die Schweden in einem meist gleichen Verhältnisse sterben. Der Anblick der Tabelle beweiset es, und man findet sogar in manchen Quinquennils ganz gleiche Zahlen der Gestorbenen. Hin und wieder sind zuweilen kleine Abweichungen, die aber in der That nichts bedeuten und alle verschwinden würden, wenn man statt 31 brandenburgischer Dörfer 100 und mehr hätte berechnen können; denn je größer die Summen, desto mehr verschwinden die Irregularitäten in den kleinern Theilen.

Die Tontiniten und die Nonnen kommen den märkischen Bauern vom 36sten bis 75sten Jahre nicht so sehr nahe, als die Mönche, den sechs guten Provinzen von Schweden aber kommen sie im Ganzen desto näher. Man muß aber auch bedenken, daß bey dieser Rechnung von Schweden 6 ganze Provinzen und ein gutes gesundes Jahr in denselben zum Grunde gelegt worden.

Die Nonnen und Tontiniten in Paris leben etwas länger, und werden älter, als die Mönche und andere Landleute. Es wird vom weiblichen Geschlecht nachher überhaupt eine etwas längere Dauer des Lebens erwiesen werden. Daß aber die Tontiniten ihr Leben etwas höher bringen, darf uns nicht wundern, da sie eine sehr ausgesuchte Gesellschaft ausmachen, indem niemand auf sein Kind Renten kaufen wird, das nicht die Pocken und andere Gefährlichkeiten passiret, und das nicht überhaupt von einer dem Ansehen nach stärkern Constitution ist.

Tabelle, woraus das Verhältniß der Gestorbenen in einigen großen Städten zu ersehen ist.

Unter jedem Tausend Gestorbener sind gewesen

Alter.	in Paris.	in Wien.	in Berlin 4 Jahre.	in Petersburg 24 J.	in Braunschw. 4 Jahre	Mittelverhältniß aus allen vorstehenden.	Breslau Verhältniß nach Halley.
v. 0 bis 1 J.	269	313	294	320	310	301	295
1 — 2	99	50	85	85	57	75	104
0 — 2	368	363	379	405	367	376	399
3 — 5	91	67	112	85	96	88	58
0 — 5	459	430	491	490	463	464	457
6 — 10	51	48	28	33	29	38	29
0 — 10	510	478	519	523	492	502	486
11 — 15	17	17	10	9	14	14	19
16 — 20	23	21	16	21	20	20	20
0 — 20	550	516	545	553	516	530	525
21 — 25	30	27	34	25	33	30	25
26 — 30	31	29	46	40	42	37	31
31 — 35	33	26	37	33	31	32	34
36 — 40	41	42	49	44	42	44	38
41 — 45	34	35	31	35	34	35	40
46 — 50	37	48	38	45	51	44	40
51 — 55	30	46	38	32	39	37	41
56 — 60	44	52	42	41	47	46	42
21 — 60	280	305	319	299	317	305	291
61 — 65	33	44	31	33	39	36	43
66 — 70	46	47	32	41	42	42	44
71 — 75	38	30	27	28	29	30	41
76 — 80	29	30	23	24	25	26	31
81 — 85	14	13	11	12	16	13	17
86 — 90	7	10	7	7	9	8	16
91 — 95	2	3	3	2	4	3	2
96 — 100	1	2	2	1	1	1	—
über 100	—	$\frac{1}{2}$	$\frac{1}{3}$	$\frac{1}{2}$	$\frac{1}{3}$	—	—
61 — 100	170	179	136	148	165	159	194
Totale	1000	1000	1000	1000	1000	1000	1010

Es hätten noch einige Städte hinzugefügt werden können, wenn es nöthig gewesen wäre, um ein gutes General- oder Mittelverhältniß von großen Städten zu erhalten. Es sind aber Städte und Jahre genug, zumahl da es meist volkreiche, große, nahrhafte und Handlung treibende Städte sind, worin auch mehrentheils Garnisonen befindlich, daß also hier eine ziemliche Aehnlichkeit der Umstände ist. Am Luxus und guten Leben fehlet es auch in keiner.

Auch hier zeigt sich eine große Uebereinstimmung, und wer hätte es sich wohl vorher vorstellen sollen, daß die Menschen in Paris, Wien und Berlin nach einer Regel und nach meist einerley Verhältnissen sterben? Um der Ungeübten willen will ich aus der vorhergehenden Tabelle einen Auszug hersetzen.

Es sind unter tausend Gestorbenen gewesen

	bis zum 1sten Jahr	von 0 bis 10 Jahr	von 0 bis 20 Jahr	zwischen 60 u. 100 J.	zwischen 20 u. 60 J.
in Paris	459	510	550	280	170
Wien	430	478	516	305	179
Berlin	491	519	545	319	136
St. Petri Kirche	490	523	553	299	148
Braunschw.	453	482	516	319	165
Breslau	457	476	515	291	194
Größter Abstd.	61	47	38	39	58

Die meisten Verhältnisse kommen einander sehr nahe, sonderlich in den ersten Perioden. Die Alten von 60 bis zum Ende differiren im Verhältniß fast am meisten, welches aber von den vielen Hospitälern und Gelegenheiten zur Verpflegung alter Leute leicht herrühren kann, die sich in einem Orte mehr, im andern weniger finden; daher man nicht leicht schließen kann,

daß

daß die Menschen in einer von obigen Städten älter als in der andern würden. Das kann von äußerlichen Umständen herrühren.

Da nicht überall die Todten von 5 zu 5, sondern nur von 10 zu 10 Jahren bemerkt sind: so will ich nun auch, um diese mit andern in Vergleichung zu setzen, eine Liste von 10 zu 10 Jahren mittheilen. Man wird daraus die Uebereinstimmung desto deutlicher wahrnehmen können.

Unter jedem Tausend Todter sind gewesen

Alter.	London 30 J.	Wien 4 J.	Berlin 4 J.	St. Petersb. 24 Jahr.	Paris.	Braunschweig.	Generalverhältniß.	Breslau nach dem Halley.
Unter 2 J.	364	343	379	405	368	367	374	399
v. 3 — 5 J.	86	67	112	85	91	86	88	58
6 — 10	34	48	29	33	51	29	37	29
11 — 20	30	38	26	30	40	34	33	39
21 — 30	78	56	79	66	61	75	69	56
31 — 40	95	68	86	77	74	73	79	72
41 — 50	98	83	74	80	71	85	82	80
51 — 60	80	98	80	76	74	86	82	83
61 — 70	63	91	63	74	79	81	78	87
71 — 80	45	60	49	52	67	54	55	72
81 — 90	33	23	18	19	21	25	22	33
91 — 100	4	5	5	3	3	5	4	2
Totale	1000	1000	1000	1000	1000	1000	1000	1000

Bey der Vergleichung dieser Verhältnisse will ich nur blos bemerken, daß die Gestorbenen in London in den Jahren von 20 bis 50 merklich größer sind, als in Paris selbst, in Wien und Berlin. Die Ursache liegt ohnstreitig in der sehr großen Menge der Personen von diesem Alter, die bey der Handlung, Schiffahrt und den andern vielen damit verknüpften Arbeiten gebraucht werden, und die sich, durch Gesöff

und

und die Wollüste um das Leben bringen, wie man sie wohl nicht leicht an einem andern Orte in der Welt in solcher Art antreffen wird.

Nun werden wir auch die Sterblichkeit unter den Landleuten und den Einwohnern in kleinen und großen Städten in Vergleichung setzen, und daraus ein allgemeines Verhältniß für ganze Provinzen, in welchen sich große und kleine Städte nebst Dörfern befinden, herleiten können. Nachstehende von Süßmilch aufgesetzte Tabelle *) wird es alles vor Augen legen. Die vom Herrn Kerseboom verfertigte Tabelle der Sterblichkeit ist hier zur Seite gesetzt worden, um deren Uebereinstimmung und Abweichung daraus zu erkennen.

*) S. Süßmilch a. a. O. S. 305 ff.

Num. 1. Unter tausend Todten sind gewesen

Alter.	auf dem Land.	in kleinen Städten.	in großen Städten	Mittelverhältniß aus allen	Herrn Kerseboom's Verhältniß
Todtgebohrne und bis 1 Jahr	245	204	301	250	198
2	7[illegible]	113	75	89	70
0 — 2	3[illegible]3	317	376	3[illegible]9	268
3 — 5	59	100	8[illegible]	82	49
0 5	3[illegible]	4[illegible]7	404	421	317
6 — 10	48	60	3[illegible]	49	48
11 — 15	27	18	14	20	28
16 — 20	22	16	20	19	24
0 — 20	479	511	536	509	417
21 — 25	26	19	30	25	32
26 — 30	23	22	37	27	40
31 — 35	26	26	32	28	40
36 — 40	30	42	44	39	36
41 — 45	30	33	35	33	32
46 — 50	33	40	44	39	38
51 — 55	35	59	37	44	43
56 — 60	47	55	46	49	46
21 — 60	250	296	305	284	307
61 — 65	5[illegible]	44	36	45	48
66 — 70	57	52	42	50	50
71 — 75	60	39	30	43	50
76 — 80	42	28	26	32	54
81 — 85	31	17	13	20	39
86 — 90	15	10	8	11	25
91 — 5	9	1½	3	5	7
96 — 100		1½	1	1	—
61 — 100	271	193	159	207	273
Totale	1000	1000	1000	[illegible]	997

Num.

Num. 2. Nach Decennis sind unter jedem Tausend Todten.

Alter.	auf dem Lande.	in kleinen Städten	in großen Städten.	nach einem Mittelverhältniß.	nach dem Perseboonischen Verhältniß.
v. 0 bis 10 Jahr	430	477	502	470	305
11 = 20	49	34	34	39	52
21 = 30	49	41	67	52	72
31 = 40	56	68	76	67	76
41 = 50	63	73	79	72	70
51 = 60	82	114	83	93	89
61 = 70	113	96	78	95	98
71 = 80	102	67	56	75	104
81 = 90	46	27	21	31	64
91 = 100	10	3	4	6	7
Totale	1000	1000	1000	1000	997

Num. 3. Nach Perioden von 20 zu 20 Jahren.

0 = 20	479	511	536	509	417
21 = 40	105	109	143	119	148
41 = 60	145	187	162	165	159
61 = 80	213	163	134		202
81 = 100	56	30	25	37	71
Totale	1000	1000	1000	1000	997

Bey der Vergleichung des von Süßmilch herausgebrachten Verhältnisses mit dem Kerseboomischen kann man

1) die genaue Uebereinstimmung von beyden, und zwar vom 36sten Jahr an bis zum 70. durch alle Quinquennia hindurch, nicht unbemerkt lassen. Die Zahlen in der Kerseboomischen Tabelle sind mit den daneben stehenden Zahlen des Süßmilchischen Mittelverhältnisses von Dörfern und Städten siebenmal meist einerley. Herr Kerseboom hat die seinige in Holland verfertiget, und ohnstreitig aus lauter holländischen Listen, in die Süßmilchische ist aber keine einzige holländische gekommen. Man wird daraus den Schluß machen, daß diese Verhältnisse vom 35sten bis zum 70sten Jahre völlig als allgemein brauchbar für Provinzen zu gebrauchen sind, und das von Süßmilch herausgebrachte wird durch das holländische bestätiget.

2) Im Alter, nach dem 70sten Jahre, hat Herr Kerseboom mehr Todte, als in der Süßmilchischen befindlich sind, und hier kommt er den Verhältnissen vom Lande näher, wo vom 60sten bis zum 100sten Jahre 271, nach der seinigen aber 273 gestorben sind. Doch das ginge noch an, wenn nur nicht

3) in den Verhältnissen der sterbenden Kinder und Jünglinge bis zum 35sten Jahre hier ein gar zu großer Unterschied zwischen seiner und allen Süßmilchischen Verhältnissen von Dörfern und von Städten wäre. Zwar in den Jahren vom 20sten bis zum 35sten läßt sich der Unterschied aus der Schiffahrt erklären, die in den Jünglingsjahren dort mehrere wegnimmt. Aber die so sehr geringe Sterblichkeit der Kinder bis zum fünften Jahre läßt sich nicht begreifen, und

es ist räthselhaft, aus was für Datis er seine Verhältnisse der Kinder genommen hat. Alle Landlisten haben in den ersten Jahren mehr Todte. Nach dem mittlern Verhältniß vom Lande sind bis zum 10ten Jahre gestorben 430, nach der Kerseboomischen Tabelle aber nur 365, also 65 weniger, nach den Stadtlisten aber hat er an 112 und 137 weniger. Wie geht das zu? —

Als Hauptresultate aus den vorstehenden Tabellen ergeben sich nun noch folgende Sätze:

1) Die eine Hälfte der Menschen ist schon gegen das zwanzigste Jahr wieder verstorben, die andere Hälfte stirbt vier bis fünfmal langsamer, nähmlich vom zwanzigsten bis zum achtzigsten oder bis zum hunderten Jahre hin. In dem zweyten Zwanziger von Jahren, nähmlich vom zwanzigsten bis vierzigsten, stirbt etwas mehr als $\frac{1}{9}$ des Ganzen, im dritten Zwanziger von vierzig bis sechszig geht es schon wieder schneller, und es sind 165 Todte unter tausend, die $\frac{1}{6}$ des Ganzen sind. Das vierte Vicennium von sechszig bis achtzig nimmt etwas mehr als $\frac{1}{7}$, und läßt noch einen kleinen Rest, der nur $\frac{1}{27}$ ausmacht. Auf dem Lande geht es damit etwas langsamer, und die erste Hälfte ist erst mit dem vier und zwanzigsten Jahre abgestorben.

2) Sodann ist aus der Vergleichung der Tabellen vom Lande und von Städten klar, daß die Menschen auf dem Lande nicht so früh sterben als in Städten, und daß jene ein höheres Alter erreichen. Dieses zeigt sich durch alle Perioden von der Kindheit an bis zum sechszigsten Jahre hin, da überall auf dem Lande weniger sterben. Es bleiben folglich mehr übrig, die 60

Jahr und drüber erreichen. Da also mehrere alt werden, so ist nothwendig, daß alsdann, wenn es mit uns allen zu Ende zu gehen anfängt, auch zwischen 60 bis 80 mehrere sterben müssen. Bis zum fünften Jahre des Lebens sind unter tausend Todten auf dem Lande 382, in großen Städten aber 464, also 82 mehr; sogar in kleinen Städten sind ihrer mehr als in Dörfern.

Von 20 bis 60 sind auf dem Lande auch weniger. Vom sechszigsten an aber sind auf dem Lande ansehnlich mehr. Gegen 271 sind in großen Städten nur 159, und in kleinen nur 159. Also sind ihrer über 100 in Städten weniger.

Wer sieht aber nicht, daß die Ursache dieses merkwürdigen Unterschiedes lediglich in der Lebensart zu suchen sey.

3) Aus der Tabelle erhellet auch, daß die Mönche und Nonnen in Paris nicht sonderlich länger lebten, als die Bauern in der Mark Brandenburg. Was sie etwa in der Diät zum voraus hatten, das fehlete ihnen dagegen an der Arbeit und frischen Luft. Eins ersetzt das andere, und also entstehet daraus die Gleichheit, die man nicht ohne Vergnügen wahrnimmt.

Die Tontiniten zu Paris scheinen länger zu leben, als die Mönche und Landleute. Die Ursache kann darin liegen, weil keine andere als ausgesuchte und starke Leute in diese Gesellschaft treten.

Besondere Betrachtung über die Sterblichkeit in der Kindheit und Jugend.

Diese Sache verdienet wohl eine besondere Aufmerksamkeit. Man kann die Stufen in der schnellen Abnahme der Sterblichkeit und in dem Wachsthum der Lebenskräfte schon aus der obigen Tabelle (S. S. 696) erkennen. Süßmilch hat es der Mühe werth geachtet, ein mittleres Verhältniß von Städten zu verfertigen, da er von den sterbenden Kindern des Landes kein Verzeichniß von Jahr zu Jahr hatte. Jedoch hat er die gestorbenen Kinder von Pommern und von den Dörfern darnach proportioniret, wie aus folgender Tabelle zu ersehen.

Unter tausend Todten sind gewesen

Alter	nach dem Mittelverhältniß einiger grossen Städte	in Pommern (9 Jahr)	nach dem Verhältniß der Dörfer	nach dem Verhältniß von Städten und Dörfern
von 0 — 1	285	251	245	250
2	81	60	78	89
3	46	29	29	43
4	29	23	19	25
5	17	15	11	14
von 0 — 5	458	378	382	421
6	1	13	10	14
7	10	12	10	11
		403		
8	7	12	10	9
9	6	11	9	8
10	5	9	9	7
von 6 — 10	39	57	48	49
11	4	8	7	5
12	3	5	6	4
13	3	5	6	4
14	2	4	4	4
		54		
15	2		4	3
v. 11 — 15	14	—	27	20
16	3		4	3
17	4		4	4
18	4		4	4
19	4		5	4
20	5		5	4
v. 16 — 20	20		22	19
21	5		5	5
22	6		5	5
23	6		5	5
24	6		5	5
25	6		6	5
v. 21 — 25	29		20	25

Die

Der merkwürdigste Abfall, den man einen Sprung nennen kann, findet sich im zweyten Jahre, da schon drey bis viermal weniger, als im ersten Jahre sterben, folglich ist die Lebenskraft im zweyten Jahre drey bis viermal größer, als im ersten, und die Gefahr zu sterben so vielmal geringer. Im dritten Jahre sterben nur halb so viele als im zweyten, und acht bis neunmal weniger, als im ersten. Die Hoffnung zu leben ist also auch im dritten Jahre noch einmal so groß, als im zweyten, und acht bis neunmal so groß, als im ersten, u. s. w.

Gegen das funfzehnte Jahr verschwindet fast der Tod, indem sodann unter tausend Todten in Städten nur zwey, und auf dem Lande 3 bis 4 gestorbene Kinder sich befinden. Dies ist also die Zeit der rechten Blüthe und der größten Munterkeit im menschlichen Leben.

Gegen das zwanzigste Jahr fängt die Sterblichkeit schon wieder an allmählig zu steigen, da man denken sollte, daß sodann die Lebhaftigkeit noch fortdauern sollte. Allein es fangen alsdenn bey dem männlichen Geschlechte schon die Unordnungen und schweren Arbeiten an, und vom weiblichen Geschlechte sterben alsdann schon manche Frauen im Kindbette, oder an den üblen Folgen desselben.

Es wird nicht überflüssig seyn, die Stufen der sterbenden Kinder im ersten Jahre in nachstehender Tabelle zu bemerken.

Im Jahr 1746 sind gestorben in ganz Berlin

vom männlichen Geschlecht	1830
vom weiblichen —	1604
Summe	3434

Hiervon sind gestorben im ersten Jahre			884
und zwar sind gewesen	Knaben	Mädchen	Sum.
todtgeborne	83	59	142
in der ersten Woche gestorb.	57	38	95
zweyten	39	45	84
dritten	13	14	27
vierten	11	12	23
im ersten Monat	203	168	371
zweyten	50	40	90
dritten	34	33	67
im ersten Vierteljahr	387	241	528
zweyten	79	55	134
dritten	63	45	108
vierten	60	54	114

Die gestorbenen Mädchen sind zu den Knaben wie 1000 : 1238.

Struyck in Holland hat auch eine solche Tabelle von Broeck mitgetheilt. Es waren daselbst von 1654 bis 1741 lebendig geboren 951 Knaben und 916 Mädchen, zusammen 1867. Die Todtgebornen sind darunter nicht befindlich, da nur ausdrücklich der Lebendiggebornen gedacht wird.

Von selbigen sind gestorben

	Knaben	Mädchen	Sum.
im ersten Monat	179	112	321
zweyten	71	48	119
dritten	56	33	89
vierten	30	17	47
fünften	15	8	23
sechsten	8	18	26
siebenten	9	5	14
achten	7	14	21
neunten	5	8	13
zehnten	4	6	10
eilften	6	5	11
zwölften	6	2	8
Summe, im ersten Jahr	396	306	702

Die gestorbenen Mädchen sind zu den Knaben wie 1000 : 1294.

Man

Man kann hierbey nachsehen, was bereits vom Unterschiede der sterbenden Mädchen und Knaben bemerket worden ist.

So wie vorher erwiesen ist, daß die Gewalt des Todes im ersten Jahre drey bis viermal stärker ist als im zweyten: so ist es auch beynahe in den ersten beyden Monaten des menschlichen Lebens, da sich nach diesem holländischen Dorfe die Gestorbenen des ersten Monats zu denen im zweyten verhalten, wie 321 zu 119, oder wie 100 zu 37.

In Berlin verhielten sie sich, wie 371 zu 90, oder wie 100 zu 24.

Und so nimmt die Gefahr des Lebens mit jedem Monat merklich ab, oder es wächst die Hoffnung des Lebens von Monat zu Monat.

Fernerer Gebrauch der Verhältnisse der in jeder Periode unter tausend Gestorbenen, zur Bestimmung der Lebenden, der Wahrscheinlichkeit des Lebens, und andern nützlichen Folgerungen.

Ich will zuerst die in dem süßmilchschen Werke a. a. O. S. 319 fl. befindliche Tabelle, und sodann die nöthigen Erläuterungen derselben mittheilen.

Jahre.	Staffel der Sterblichkeit.	Von 1000 Gebohrnen sind übrig und leben in jedem Jahre.	Summe aller Lebenden in jedem Jahre, nebst denen, die drunter sind.	Es stirbt jährlich Einer von
A	B	C	D	E
0 1	250	1000	1000	4
1 2	89	750	1750	8
3	43	661	2411	15
4	25	618	3029	25
5	14	593	3622	42
6	12	579	4201	48
7	11	567	4768	51
8	9	556	5324	62
9	8	547	5871	68
10	7	539	6410	77
11	5	532	6942	106
12	4	527	7469	132
13	4	523	7992	131
14	4	519	8511	130
15	4	515	9026	129
16	4	511	9537	128
17	4	507	10044	127
18	4	503	10547	126
19	4	499	11046	125
20	4	495	11541	124
21	5	491	12032	98
22	5	486	12518	97
23	5	481	12999	96
24	5	476	13475	95

Jahre.	Staffel der Sterblichkeit.	Von 1000 Geborenen sind übrig und leben in jedem Jahre.	Summe aller Lebenden in jedem Jahre, nebst denen, die drunter sind.	Es stirbt jährlich Einer von
A	B	C	D	E.
25	5	471	13946	94
26	5	466	14412	93
27	5	461	14873	92
28	5	456	15329	91
29	6	451	15780	75
30	6	445	16225	74
31	6	439	16664	73
32	6	433	17097	72
33	6	427	17524	71
34	6	421	17945	70
35	6	415	18360	69
36	7	409	18769	58
37	7	402	19171	57
38	7	395	19566	56
39	7	388	19954	55
40	7	381	20335	54
41	7	374	20709	53
42	7	367	21076	52
43	7	360	21436	51
44	7	353	21789	50
45	7	346	22135	49
46	7	339	22474	48
47	8	332	22806	41
48	8	324	23130	40
49	8	316	23446	39
50	8	308	23754	38
51	9	300	24054	33
52	9	291	24345	32
53	9	282	24627	31
54	9	273	24900	30
55	9	264	25164	29
56	9	255	25419	28
57	9	246	25665	27
58	9	237	25902	26
59	9	228	26130	25
60	9	219	26349	24
61	9	210	26559	23

Jahre.	Staffel der Sterblichkeit.	Von 1000 Gebohrnen sind übrig und leben in jedem Jahre.	Summe aller Lebenden in jedem Jahre nebst denen, die drunter sind.	Es stirbt jährlich Einer von
A	B	C	D	E
62	9	201	26760	22
63	10	192	26952	19
64	10	182	27134	18
65	10	172	27306	17
66	10	192	27468	16
67	10	152	27620	15
68	10	142	27762	14
69	10	132	27894	13
70	10	122	28016	12
71	9	112	28128	12
72	9	103	28231	11
73	9	94	28325	10
74	8	85	28410	10
75	8	77	28487	9
76	7	69	28556	10
77	7	62	28618	9
78	6	55	28673	9
79	6	49	28722	8
80	6	43	28765	7
81	5	37	28802	7
82	4	32	28834	8
83	4	28	28862	7
84	4	24	28886	6
85	3	20	28906	7
86	3	17	28923	6
87	2	14	28937	7
88	2	12	28949	6
89	2	10	28959	5
90	2	8	28967	4
91	1	6	28973	6
92	1	5	28978	5
93	1	4	28982	4
94	1	3	28985	3
95	1	2	28987	2
96	1	1	28988	1
97		0		

Zur Erläuterung dieser in Folgerungen recht fruchtbaren Tabelle ist zu wissen nöthig,

1) daß auf der zweyten Reihe B sich diejenigen finden, die unter tausend Todten sich in jedem Jahre befunden haben. Diese Staffel der Sterblichkeit, so hier durch alle Jahre durchgeführet ist, gründet sich auf die vorhergehenden Beobachtungen, und zwar ist hier das Mittelverhältniß der Gestorbenen in großen und kleinen Städten wie auch in Dörfern gebraucht, und sind bey allen Berechnungen, woraus dasselbe gezogen ist, die übrig bleibenden Brüche genau mit einander verglichen, und diejenigen, so über die Hälfte betragen, für voll gerechnet worden, um allenthalben die Summe von 1000 Todten vollständig zu haben; daher keine anderweitige Berichtigung der Verhältnisse der in der Kindheit Gestorbenen nöthig gewesen.

2) Diese in der Scala befindlichen Todten sind in der Reihe C von der vorstehenden Summe der Lebenden abgezogen, wodurch man diejenigen erhält, welche in jedem Alter leben. Z. E. im Anfang des Lebens sind tausend Gebohrne, welche hier als gleich mit den Gestorbenen angenommen werden. Von selbigen sterben bis zum ersten Jahre des Alters 250, folglich kommen nur 750 über ein Jahr hinüber, die man als ein Jahr alt, oder als solche betrachten kann, die zwischen dem ersten und zweyten Jahre leben. In diesem sterben wieder 89, nach deren Abzug bleiben nur 661, die zwey Jahr alt sind, und sich im Lauf des dritten Jahres befinden, u. s. w. Und so erhellet aus dieser Tabelle, wie viel in jedem Jahre des Lebens von tausend Gebohrnen noch übrig sind.

3) Wenn man nun die im 1sten und 2ten Jahre lebenden zusammen addirt: so zeiget die

Zahl

Zahl 1750 die Summe derer an, die im ersten und zweyten Jahre zusammen leben. Wenn man zu dieser Summe 1750 die Zahl derer, die zwey Jahr alt sind, hinzuthut, nehmlich 661; so zeigt die Summe 2411 alle die an, die zwey Jahr passiret, oder so alt sind. Auf die Weise sind die Summen in der Columne D gemacht, und die bey jedem Jahre stehende Zahl in D die Summe aller derer an, die in selbigem und in allen vorhergehenden Jahren leben. Z. E. 6410 enthält die Summe aller derer, die von 0 an bis zum Ende des zehnten Jahres am Leben sind. Die letzte Zahl 28988 bey dem sechs und neunzigsten Jahre begreift die Summe derer, die 96 Jahre und darunter alt, oder die Zahl aller, die in einem Orte leben, wo tausend gebohren werden, und auch eben so viele wieder sterben.

4) Die letzte Columne E zeiget, der wievielste in jedem Jahre des Altees die Schuld der Natur bezahlen muß. Man findet sie, wenn man die in der Columne C Lebenden durch die im selbigen Jahre Sterbenden, so in der Columne B stehen, dividiret. Z. E. es sind 750 ein Jahr alt, vom ersten bis zum zweyten Jahre sterben 89; also stirbt von denen, die ein Jahr sind, bis sie 2 Jahr alt werden, der achte bis neunte.

Zur weitern und nöthigen Erläuterung dieser Tabelle muß ich nun auch noch hinzufügen,

1) daß hiebey angenommen ist, daß die Gestorbenen und Gebornen sich einander gleich sind. Nun ist aber bekannt, daß solches im Ganzen nicht statt finde, und daß gegen zehn Sterbende jederzeit 12 bis 13 gebohren werden. In einigen Städten findet sich solches nur, und doch selten; indem in volkreichen ihrer weniger gebohren werden, als sterben. Das hindert aber

deshalb

deshalb nicht ihren Wachsthum, wie wir an an London und andern ähnlichen Städten sehen, wo der Handel und die Fabriken mehr Leute hinziehen, oder auch wegzuziehen zwingen, nachdem selbige steigen oder fallen. Der Fall ist also in der That ein seltener Fall, wo die Gestorbenen und Gebohrnen einander gleich sind, und auch lange Zeit so bleiben, und wo weder durch Emigrirende noch durch Colonisten die Zahl der Einwohner eines Orts verändert wird, welches hier der angenommene Fall ist. Aus dieser Ursache muß man die aus dieser Tabelle hergeleiteten Folgen nicht als völlig zutreffende, sondern als nahe kommende Versuche ansehen.

2) Man wird auch einsehen, daß die in der Columne C und D befindliche Summe der Lebenden von der in der Columne B befindlichen Staffel der Sterblichkeit abhange. Wenn man also eine andere Staffel der Sterblichkeit zum Grunde legt: so werden auch die Summen der in jedem Jahre Lebenden anders ausfallen. Da nun vorher erwiesen ist, daß auf dem Lande und in der Kindheit und auch im männlichen Alter weniger sterbe nals in Städten, sonderlich in volkreichen, und daß daher auch auf dem Lande und unter ausgesuchten Personen mehr Personrn 60 Jahr und darüber alt werden: so ist klar, daß durch den Gebrauch einer Staffel der Sterblichkeit vom Lande alles etwas anders, als durch die von Süßmilch gebrauchte, ausfallen muß, die aus Städten und Dörfern als ein Mittel genommen ist. Es ist aus Vergleichung der Tabelle von London mit andern großen Städten zu ersehen, daß daselbst vom 30sten bis zum 60sten Jahre mehr sterben, daher von dem 60sten an auch wieder weniger sterben müssen als in andern.

dern. Eben so ist auch aus den Tabellen zu ersehen, daß das Verzeichniß der Tontiniten ein längeres Leben giebt, welches nicht nur die Dauer des Lebens der Landleute und der Mönche in Paris, sondern auch sogar der Nonnen daselbst übertrifft, ohnerachtet doch das weibliche Geschlecht, noch mehr aber die Klosterjungfern, das männliche in der Dauer des Lebens übertreffen; daher denn auch Herr Struyck die Richtigkeit der abgestorbenen Tontiniten in Verdacht ziehen wollte.

Im übrigen lässet sich noch ein verschiedener Gebrauch von der vorstehenden Tabelle machen, so wie sie zu manchen andern Folgerungen Anlaß giebt; nur muß man dabey immer bemerken, daß der hier angenommene Fall, als wenn die Zahl der Gebornen und Gestorbenen gleich sey, fast nie statt findet, indem fast überall mehr geboren werden als sterben, woraus eine beständige Vermehrung entstehen muß.

Gegen das zwanzigste Jahr leben nur noch 500 von 1000, und es ist also die Hälfte der Gebornen schon hinweg, welches sich aus der Columne C ergiebt. Ohngefähr gegen das acht und dreyßigste Jahr leben nur noch 400, um das ein und funfzigste nur noch 300, um das zwey und sechzigste noch 200, um das zwey und siebenzigste noch 100, um das neun und siebenzigste noch 50, um das vier und achtzigste noch 25, um das neun und achtzigste noch 10 und mit dem sechs und neunzigsten sind die Tausend ganz weg.

Es sterben also

vom 1sten bis zum 19ten Jahre, in 19 Jahren, 500
vom 19ten bis 37sten, in 18 Jahren, 100
vom 37sten bis 51sten, in 14 Jahren, 100

vom

vom 51sten bis 62sten,	in 11 Jahren,	100
vom 62sten bis 72sten,	in 10 Jahren,	100
vom 72sten bis 79sten,	in 7 Jahren,	51
vom 79sten bis 84sten,	in 5 Jahren,	25
vom 84sten bis 90sten,	in 6 Jahren,	16
vom 90sten bis 96en der Rest		8
		1000

Die zweyte Hälfte der Menschen braucht also meist viermal so viel Zeit zum Absterben, als die erste. Vom 20sten bis gegen das 40ste Jahr, also in dem zweyten Zwanziger, sterben nur etwas über 100; also sterben in dem ersten Zwanziger fast fünfmal so viel als im zweyten. Nachher werden die Perioden für jedes Hundert kürzer. Um das 79ste Jahr sind nur noch 50 von Tausend übrig, also nur $\frac{1}{20}$. Um das 89ste Jahr sind nur noch 10 von Tausend, also nur $\frac{1}{100}$ vorhanden.

2) Durch Hülfe der Columne D in der Tabelle kann man die Anzahl der Lebenden in jeder Abtheilung des menschlichen Alters erkennen. Es ist bereits vorher gezeiget, daß die bey jedem Jahre stehende Zahl die Summe aller enthält, die in selbigem und in allen vorhergehenden Jahren leben. Will man also z. B. die Zahl aller wissen, die zwischen 70 und 80 leben: so darf man nur die 70jährigen und drunter von den 80jährigen abziehen, so zeigt die Differenz die verlangte Zahl. Wenn man die 60jährigen von der letzten Summe abzieht: so bekommt man die, welche 60 Jahr und drüber alt sind. Auf diese Weise ist nachstehende Tabelle verfertiget worden.

In einem Lande, wo tausend sterben und auch tausend geboren werden, oder wo in allem 28988 Menschen leben, befinden sich

Kinder

Kinder bis 4 Jahre voll 3029
Kinder bis 7 Jahre voll 4768
Kinder und Jünglinge bis 16 Jahre
voll — — — 9537
Diese sind meist $\frac{1}{3}$ der ganzen Summe.
Im 38sten Jahre leben 19566
im 16ten — — 9537
also zwischen dem 16. und 38sten 10029 — 10029
Diese sind etwas mehr als $\frac{1}{3}$.
Im 96sten Jahre leben 28988
Im 38sten — — 19566
also zwischen dem 38. und 96sten 9422—9422
Diese machen das kleinste Drittheil aus.

28988

Andere Abtheilung:

Es leben bis 20 Jahre voll	11541
zwischen dem 20sten und 30sten Jahre	4684
zwischen dem 30sten und 40sten Jahre	4110
zwischen dem 40sten und 50sten Jahre	3419
zwischen dem 50sten und 60sten Jahre	2595
zwischen dem 60sten und 70sten Jahre	1667
zwischen dem 70sten und 80sten Jahre	749
zwischen dem 80sten und 90sten Jahre	202
zwischen dem 90sten und 96sten Jahre	21
Summe	28988

Fernerer Gebrauch dieser Tabelle.

Unter 28988 oder rund unter 29000 Menschen leben
über 50 Jahr alt — 5234
— 60 Jahr alt — 2639
— 70 Jahr alt — 972
— 75 Jahr alt — 501
— 80 Jahr alt — 223
— 85 Jahr alt — 82
— 90 Jahr alt — 21

Auch

Auch sieht man aus dieser Columne, daß ohngefähr das 26ste Jahr die ganze Summe aller Lebenden in zwey gleiche Theile abtheilet, so daß die eine Hälfte drunter und die andere drüber lebt. Die ganze Summe aller ist 28988
Vom Anfang bis zum 26sten J. leben 14412
Die andere Hälfte ist — — 14576

3) Man kann hierdurch ferner die Zahl der Ehen in einem Lande und die Zahl der Kinder, so daraus geboren werden müssen, folgendergestalt überschlagen. Die Zahl aller, so zwischen 20 und 40 leben, beträgt 8794, wir wollen 9000 setzen, wenn wir ein Jahr drüber oder drunter dazu nehmen. Diese 9000, in zwey gleiche Theile getheilt, geben 4500 Ehen. Aus diesen 4500 Ehen müssen 1000 Kinder geboren werden, die nach unserer Hypothese den Sterbenden gleich sind. Es geben also 45 Ehen 10 Kinder, oder 9 geben 2, oder aus $4\frac{1}{2}$ Ehen kommt eins, oder eine Ehe giebt in $4\frac{1}{2}$ Jahren ein Kind.

Dieses stimmt ziemlich genau mit den in Holland und Schweden gemachten Erfahrungen überein. In 35 holländischen Dörfern hatten 66 Ehen 15 Kinder gegeben, oder es waren meist 2 Kinder aus 9 Ehen gekommen, oder die Kinder waren allda zu den Ehen wie 1 zu $4\frac{2}{5}$. Auch dieses kommt also mit dem vorigen sehr genau zusammen. Für Schweden rechnet Herr Wargentin meist 5 Ehen auf ein Kind, so auch nicht viel unterschieden ist.

4) Es läßt sich auch aus dieser Tabelle bestimmen, aus wie vielen einer ein gegebenes und gewisses Alter erreicht. Aus der Columne C erhellet, daß von tausend Gestorbenen oder Gebornen um das ein und funfzigste Jahr nur noch

300 übrig sind, um das sieben und funfzigste 246, oder rund 250, das ist $\frac{1}{4}$, um das 62ste noch 200 oder $\frac{1}{5}$, um das 66ste noch 160 oder $\frac{1}{6}$, um das 72ste noch 100 oder $\frac{1}{10}$, gegen das 79ste noch 50 oder $\frac{1}{20}$, gegen das 84ste noch 25 oder $\frac{1}{40}$, und um das neun und achtzigste noch 10 oder $\frac{1}{100}$.

Hieraus erhellet, daß

von	3	Personen	Eine	alt wird	47 Jahr
—	4	—	—		57 —
—	5	—	—		62 —
—	6	—	—		66 —
—	10	—	—		72 —
—	20	—	—		79 —
—	40	—	—		84 —
—	100	—	—		89 —
—	1000	—	—		96 —

Wenn man größere Summen Gestorbener von etlichen Tausenden hat: so siehet man, wie einer und der andere diesem Schiffbruch gleichsam entrinnet, und ein noch höheres Alter erreicht, welches ich nachher noch besonders zeigen will.

So viel erhellet hieraus, daß das Gesetz der Sterblichkeit noch jetzt eben dasselbe ist, dessen schon im 90sten Psalm v. 10 gedacht wird: „Unser Leben währet 70 Jahre, und wenns hoch kommt, so sinds 80 Jahre." Es mag Moses oder ein anderer geistlicher Dichter dieses schönen Liedes Verfasser gewesen seyn: so müssen wir doch demselben ein Alter beylegen, das an die 3000 Jahre hinansteigt. So alt ist demnach dieses Gesetz. Und so war es im Orient, in Syrien und im dortigen viel wärmern Himmelsstrich. Im Occident und bey uns ist es noch eben also beschaffen.

Das siebenzigste Jahr erreicht nur einer von acht Gebornen, das achtzigste aber nur Einer von 23. Wie klein wird alsdann schon die Hoffnung? Vom achtzigsten Jahre an verringert sich die Lebenskraft und mit ihr die Hoffnung zu leben mit großer Geschwindigkeit, dergestalt, daß die Sterblichkeit von Jahr zu Jahr verdoppelt wird, bis endlich keiner mehr zum Sterben übrig ist. Würde man sich aber wohl in einer Lotterie Hoffnung zum Gewinnst machen, wenn unter 20, noch mehr, wenn nur unter 50, 100 und 200 Loosen ein Treffer oder gutes Loos wäre? Wenn man demnach die Zahlen des Psalmisten 70 und 80, als runde Zahlen ansieht, wie es in solchen Rechnungen geschehen muß, dabey es auf etwas mehr oder weniger nicht ankommt: so ist deren genaueste Uebereinstimmung mit unserer Rechnung ganz klar und unleugbar.

5) Man siehet auch aus dem vorhergehenden, wie viel alte abgelebte Personen sich unter 28988 Einwohnern eines Orts befinden.

Im Jahr 1751 ward bey der königl. Tafel die Frage aufgeworfen, ob sich wohl in Berlin 50 Personen befinden möchten, die 80 Jahr und drüber alt wären? Es ward sogleich durch die Polizey- und Kirchenbedienten eine Nachsuchung gethan, und in ein paar Tagen ein nur in der Eil aufgenommenes Verzeichniß überreicht, das sich über 400 belief. Weil der Frage damit eine Genüge geschehen; so ward nicht weiter nachgesucht, und es waren nur die bekanntesten aufgezeichnet. Da nun unter 28988 Lebenden 266 achtzigjährige und drüber sind: so mußten unter 125000 Seelen, so viele Berlin damals enthielt, 1147 achtzigjährige und drüber seyn, wiewohl ich glaube, daß die alten Soldaten hier eine Verringe-

rung machen, die im Alter in das Invalidenhaus oder in ihre Heimath gehen, wo sie den Gnadengehalt verzehren. Die bürgerlichen Einwohner allein betrugen damals an 100000, die also etwas über 900 achtzigjährige unter sich haben mußten. Die französische Colonie allein gab ein Verzeichniß von mehr als 200 achtzigjährigen Greisen ein, da sie kaum den zwölften Theil der Einwohner ausmacht. Doch sind auch unter derselben verhältnißmäßig mehr Alte, als unter der Totalität.

6) Man kann ferner daraus die Macht eines Landes und die Anzahl streitbarer Männer beurtheilen. Wir wollen mit andern hierzu die Zeit zwischen dem achtzehnten und sieben und funfzigsten Jahre nehmen.

Nach der Tabelle Col. C leben

im 18ten Jahre	—	10547
im 57sten Jahre	—	25665
also zwischen beyden		15118

Da nun von den 15000 Personen die Hälfte das weibliche Geschlecht ausmacht: so bleiben 7500 Mann übrig, welche tüchtig sind die Waffen zu tragen. Diese verhalten sich also zur Summe aller Lebenden, wie 1 zu $3\frac{4}{7}$, sind also noch nicht der vierte Theil von allen. So konnte man vor Alters unter den Deutschen und Galliern rechnen, die den Ackerbau nicht trieben, und wo fechten mußte, was nur irgend konnte. Bey jetziger Verfassung der Staaten, und bey jetzigen langwierigen Kriegen, da die Entscheidung nicht von einer Schlacht abhängt, wie vormals, läßt sich nicht so rechnen, wenn der Ackerbau, die Fabriken, die Handlung und andere bürgerliche Handthierung nicht Noth leiden, oder gar zu Grunde

gehen

gehen sollen. Man möchte wohl kaum die achte Person in Anschlag bringen können.

7) Die Columne E zeigt, der wie vielste aus jeder Periode davon muß. Ich will die vornehmsten Jahre hier vor Augen stellen.

Bis zum 1ten Jahre des Alters		stirbt	Einer
von	—	—	4
im 10ten	Einer von	—	77
im 12ten	—	—	132
um das 20ste	Einer von	—	124
um das 30ste	—	—	74
um das 40ste	—	—	54
um das 50ste	—	—	38
um das 55ste	—	—	29
um das 60ste	—	—	24
um das 65ste	—	—	17
um das 70ste	—	—	12
um das 75ste	—	—	9
um das 80ste	—	—	7
um das 90ste	—	—	4
um das 95ste	—	—	2

Wahrscheinliche und mittlere Dauer des Lebens der Menschen in jedem Jahre des Alters.

Diese Untersuchung ist von Wichtigkeit, und enthält den Grund von der Bestimmung der Leibrenten. Wenn man weiß, wie lange ein Mensch von einem gegebenen Alter noch wahrscheinlich zu leben hat, oder wie die mittlere Dauer des Lebens der Menschen, die 20 oder 30 Jahr alt sind, beschaffen ist: so läßt sich sodann auch der Zins oder die Rente bestimmen, die man einem geben muß, wenn man ihm das gegebene Capital nebst Zinsen, und nebst den Zinsen von Zinsen wiedergeben will.

Halley nennet die Probabilität des Lebens diejenige Zahl der Jahre, bis zu welchen die Hoffnung zu leben und die Furcht zu sterben gleich groß sind, oder, da sich die Hoffnung und Furcht verhalten wie 1 zu 1. Um dieses Verhältniß zu finden, so halbirt man die Zahl derer, die in einem gewissen Jahre leben, und siehet sodann in der Tabelle nach, wenn die Hälfte ausgestorben, da denn die Differenz zwischen beyden Jahren die Zeit anzeigt, die man noch wahrscheinlicher Weise zu leben hoffen kann, oder wo die Hoffnung zur Furcht ist wie 1 zu 1. Z. E. in der Tabelle Col. C sind von 1000 Gestorbenen noch im 19ten Jahre übrig 499, so viele leben also in dem Alter von 19 Jahren. Will man also die Probabilität wissen, wie lange einer von dem Alter noch hoffen könne zu leben, und wie lange Hoffnung und Furcht einander gleich seyn werden, so siehet man in der Tabelle nach, wo sich die Hälfte, nähmlich 250 findet. Bey dem Jahre 57 zeigen sich 246, welche Zahl der gesuchten am nächsten kommt. Wenn man nun 19 von 57 abzieht: so zeigt die Differenz 38 die Jahre, die einer noch wahrscheinlich zu leben hoffen kann. Das 38ste Jahr ist es also, wo Furcht und Hoffnung gleich groß sind. Bis dahin ist es zwar möglich, daß man sich bereits unter den Todten befinden könne, es ist aber auch gleich möglich, daß man noch am Leben seyn könne, und es verhält sich die Hoffnung zur Furcht wie 1 zu 1. Vor dem 38sten Jahre war die Hoffnung zu leben größer als die Furcht, nach dem 38sten Jahre aber wird die Hoffnung von der Furcht überwogen.

Die Sache läßt sich durch eine Lotterie erläutern. Wenn in einer Lotterie die Zahl der

Nieten

Nieten und der Treffer gleich groß ist: so ist die Hoffnung des Gewinnstes und die Furcht des Verlustes gleich groß, und sie verhalten sich wie 1 zu 1. Die Wahrscheinlichkeit ist von beyden Seiten gleich groß. Dieses ist der vorige Fall, da bis zum 38sten Jahre Gewinn und Verlust, oder Furcht und Hoffnung gleich groß sind. Wenn aber in einer Lotterie 2 Treffer gegen eine Niete seyn könnten: so wäre die Hoffnung zu gewinnen zu der der Furcht zu verlieren, wie 2 zu 1, oder noch einmal so groß. Umgekehrt aber ist es, wenn 2 Nieten gegen einen Treffer sind, da ist die Hoffnung des Gewinnstes nur halb so groß, als die Furcht des Verlustes: jene ist zu dieser wie 1 zu 2. Wenn 4 Nieten gegen einen Treffer sind: so ist die Furcht viermal größer als die Hoffnung, und diese ist zu jener wie 1 zu 4. Wo 8 Nieten sind, da ist die Hoffnung 8mal kleiner als die Furcht, u. s. w.

So kann man die Grade der Furcht und Hoffnung der Lebenden bestimmen. Z. B. wenn man wissen will, wie viel man in einer Wette setzen kann, daß eine Person von 25 Jahren in einem Jahre nicht sterbe: so sieht man in der Tabelle nach, wie viele im 26sten Jahre noch am Leben sind; diese dividiret man durch die Zahl derer, die in dem einen Jahre abgestorben; das Verhältniß des Quotienten zu eins ist alsdenn die Wahrscheinlichkeit, daß einer in einem Jahre nicht sterben werde. Z. B. nach unsrer Tabelle leben nun 471 Personen in dem Alter von 25 Jahren, 466 sind im folgenden übrig, und es sind 5 gestorben, diese sind zu den Lebenden von 26 Jahren wie 5 : 466, oder wie 1 zu $93\frac{1}{5}$. Man kann also 93 gegen eins wetten, daß einer in selbigem Jahre nicht sterben werde, oder die Hoffnung zu

leben ist 93mal größer, als die Furcht zu sterben. Eben so ist die Hoffnung zu der Furcht wie 17 zu 1, daß einer noch nicht im 30sten Jahre werde gestorben seyn. Im 40sten Jahre leben noch 381 von den 471, die 25 Jahre alt sind; gestorben sind also bis dahin 90: diese verhalten sich zu 381 wie 1 zu 4. Die Hoffnung nimmt also immer mehr und mehr ab, bis sie endlich der Furcht völlig gleich, und nachher von ihr gar überwogen wird.

Nach dieser erklärten Methode ist folgende Tabelle verfertiget, in welcher die zweyte Columne die Jahre zeiget, die einer in jedem Jahre noch wahrscheinlich zu leben hoffen kann. Die dritte Columne zeigt das ganze vermuthliche Alter eines Menschen in jedem Alter, das man erhält, wenn man zu den noch zu hoffenden Jahren die schon gelebten hinzu thut.

Jahre

Jahre	Künftige Lebenszeit	Wahrscheinliches Alter	Jahre	Künftige Lebenszeit	Wahrscheinliches Alter
0— 1	19	19	27—28	32	59
1— 2	40	41	28—29	31	59
2— 3	45	47	29—30	30½	59½
3— 4	47	50	30—31	30	60
4— 5	47½	51½	31—32	29	60
5— 6	47	52	32—33	28½	60½
6— 7	47	53	33—34	28	61
7— 8	46½	53½	34—35	27	61
8— 9	46	54	35—36	26½	61½
9—10	45½	54½	36—37	26	62
10—11	45	55	37—38	25½	62½
11—12	44	55	38—39	25	63
12—13	43	55	39—40	24	63
13—14	42½	55½	40—41	23½	63½
14—15	41½	55½	41—42	23	64
15—16	41	56	42—43	22	64
16—17	40	56	43—44	21½	64½
17—18	39½	56½	44—45	21	65
18—19	38½	56½	45—46	20	65
19—20	38	57	46—47	19½	65½
20—21	37	57	47—48	19	66
21—22	36½	57½	48—49	18½	66½
22—23	35½	57½	49—50	18	67
23—24	35	58	50—51	17	67
24—25	34	58	51—52	16½	67½
25—26	33½	58½	52—53	16	68
26—27	32½	58½	53—54	15½	68½

Jahre	Künftige Lebenszeit	Wahrscheinliches Alter	Jahre	Künftige Lebenszeit	Wahrscheinliches Alter
54—55	15	69	76—77	6	82
55—56	14½	69½	77—78	6	83
56—57	14	70	78—79	6	84
57—58	13½	70½	79—80	5½	84½
58—59	13	71	80—81	5½	85½
59—60	12½	71½	81—82	5½	86½
60—61	12	72	82—83	5	87
61—62	11½	72½	83—84	5	88
62—63	11	73	84—85	5	89
63—64	10½	73½	85—86	4¾	89¾
64—65	10	74	86—87	4½	90½
65—66	9½	74½	87—88	4	91
66—67	9	75	88—89	4	92
67—68	9	76	89—90	4	93
68—69	8½	76½	90—91	4	94
69—70	8	77	91—92	3½	94½
70—71	8	78	92—93	3	95
71—72	7½	78½	93—94	2½	95½
72—73	7½	79½	94—95	2	96
73—74	7	80	95—96	1	96
74—75	7	81	96—97	0	96
75—76	6½	81½			

Die

Die mittlere Dauer des Lebens nennet und findet man, wenn man die Summe aller Jahre, die eine gewisse Anzahl Personen gelebet hat, addiret, und nachher durch die Zahl der Personen dividiret. Der Quotient ist die mittlere Zahl der Jahre, die ein jeder gelebt hat und gelebt haben würde, wenn ihre Lebensjahre alle gleich gewesen wären. Z. E. wenn von 3 Personen die eine 3, die andere 5, die dritte 7 Jahre gelebt hätte: so würde die Summe der von ihnen durchlebten Jahre 15 betragen, und ein jeder würde 5 Jahre bekommen; und dieses wird das mittlere Alter genannt. Diese mittlere Dauer des Lebens erfordert also, daß man die Zahl der Jahre von einem jeden Gestorbenen wisse, und sodann auf beschriebene Art verfahre.

Struyk hat sich viele Mühe gegeben, die Stufen der Sterblichkeit aus den Registern der Leibrenten in Holland zu bestimmen. Es ist indessen unnöthig, die von ihm beygebrachten Beobachtungen hier weitläuftig anzuführen, da die bereits angeführten hinlänglich sind. Ich will mich daher nur mit einem Beyspiel begnügen, welches zugleich einen Beweis giebt, daß das Leben der Frauensleute durch alle Perioden von einer längern Dauer ist, als der Mannspersonen, und daß daher auch unter dem weiblichen Geschlecht mehr ganz alte müssen gefunden werden. Nach einem von ihm gemachten Auszuge aus den Registern der Leibrenten sind die Glieder derselben nach folgendem Verhältniß gestorben:

Alter und Jahre.	Mannspersonen.	Frauenspersonen.	Beyde durcheinander.	Nach dem Halley.	Nach Süßmilchs Tabelle.	Die Nonnen in Paris.
5	$40\frac{1}{2}$	$46\frac{1}{2}$	$43\frac{1}{2}$	$41\frac{1}{4}$	47	—
10	$38\frac{1}{4}$	$43\frac{1}{4}$	$40\frac{3}{4}$	$40\frac{1}{2}$	45	—
15	$34\frac{1}{4}$	$39\frac{1}{4}$	$36\frac{3}{4}$	$37\frac{1}{2}$	41	—
20	$30\frac{3}{4}$	$35\frac{1}{2}$	33	$34\frac{1}{6}$	37	$40\frac{1}{6}$
25	$27\frac{1}{2}$	32	$29\frac{3}{4}$	31	$33\frac{1}{2}$	$36\frac{2}{3}$
30	$24\frac{1}{4}$	$28\frac{3}{4}$	$26\frac{1}{2}$	28	30	$33\frac{1}{6}$
35	$21\frac{1}{4}$	$25\frac{1}{2}$	$23\frac{1}{2}$	25	$26\frac{1}{2}$	$29\frac{2}{3}$
40	$18\frac{1}{2}$	$22\frac{1}{4}$	$20\frac{1}{4}$	$22\frac{1}{3}$	$23\frac{1}{2}$	$20\frac{1}{4}$
45	16	$19\frac{1}{4}$	$17\frac{3}{4}$	$19\frac{2}{3}$	20	23
50	$13\frac{1}{2}$	$16\frac{1}{2}$	15	$17\frac{1}{4}$	17	$19\frac{1}{2}$
55	$11\frac{3}{4}$	$14\frac{1}{4}$	13	$14\frac{5}{6}$	$14\frac{1}{2}$	$16\frac{1}{4}$
60	10	12	11	$12\frac{1}{2}$	12	$13\frac{1}{4}$
65	$8\frac{1}{2}$	$9\frac{3}{4}$	9	$9\frac{11}{12}$	$9\frac{1}{2}$	$10\frac{5}{6}$
70	7	$7\frac{1}{4}$	7	$7\frac{1}{1}$	8	$8\frac{1}{2}$

Hieraus erkennet man,

1) daß das weibliche Geschlecht durch alle Perioden länger als das männliche lebt; jedoch leben die Frauensleute in Holland nicht so lange als die Menschen durch einander, nach Süßmilchs Generaltabelle von Städten und Dörfern.

2) Die Nonnen in Paris lebten auch länger, als das weibliche Geschlecht in Holland. Die Ursache ist, weil jene lauter ausgesuchte Personen waren, die sehr einförmig leben mußten. Unter den in Holland sind wohl unstreitig die meisten aus Städten und von bemittelten Eltern, die auch vielleicht im Anfange nicht so sehr mögen ausgesucht seyn. Die Frauenspersonen in der Welt müssen auch Kinder gebären, und sind viel mehreren Ursachen des Todes ausgesetzt als in den Klöstern.

3) Beyde

3) Beyde durch einander leben nach dem 15ten Jahre nicht so lange, als die in Breslau nach der Halleyschen Tabelle, und noch weniger als die nach Süßmilchs Tabelle.

Man sollte daraus schließen können, daß die Dauer des Lebens in Holland nicht so groß sey, als anderswo. Man sollte vielleicht auf die Ursache fallen, daß die feuchte Luft in einem am Meer liegenden Lande, das auch an sich einen feuchten Boden hat, dem Leben nachtheiliger sey, als eine reine und trocknere Luft in erhöheten Gegenden. Allein die von Struyk zum Grunde gelegten Zahlen der Abgestorbenen sind zu klein, als daß man mit Sicherheit diesen Schluß sollte machen können. Kersebooms Tabelle ist auch aus den holländischen Registern der Renten genommen, hat aber doch mehr Lebensjahre. Das kommt von der größern Menge her, die er berechnet hat.

Ich muß nun auch noch der seltenen Greise, welche eine Ausnahme von der Regel machen, und von denen ich es unentschieden lasse, ob sie glücklich oder unglücklich zu nennen sind, als welches von den besondern Umständen ihres Alters abhängt, etwas umständlicher gedenken. Ich will zuerst derer erwähnen, deren hohes Alter gewiß gewesen.

England liefert uns mit Gewißheit die beyden ältesten. Heinrich Jenkins ist nach D. Robinsons Bericht *) im Jahr 1670 zu Ellerton in Yorkshire gestorben; bey der Schlacht zu Flowdenfield im Jahr 1513 den 9ten Sept. ist er 12 Jahr alt gewesen, hat also 169 Jahre gelebet.

*) Philos. Transact. No. 221, Baddam's memoires Vol. 3. P. 174.

gelebet. Aus den Registern der Canzeleyen und anderer Gerichtshöfe ist seit 140 Jahren bekannt gewesen, daß er Eide abgelegt habe. Er war zuletzt ein Fischer, und man wußte, daß er noch oft in Strömen geschwommen, da er schon über 100 Jahr alt gewesen.

Ihm kommt Thomas Parre *) am nächsten, ein armer Bauersmann zu Shropshire, von wo er vom Herzog von Arundel nach London gebracht worden, wo er auch in einem Alter von 152 Jahren und 9 Monaten gestorben ist, nachdem er unter 9 Regenten gelebt hatte. In seinem 120sten Jahre hat er sich noch mit einer Wittwe verheyrathet, nach deren Geständniß er ihr noch 12 Jahr ehelich beygewohnet. Alle seine innern Theile sind beym Anatomiren gesund befunden worden, daß er daher nach der Aerzte Urtheil wohl noch länger hätte leben können, wenn er nicht die Luft und die Diät verändert gehabt hätte. Bis in sein 130stes Jahr hat er noch alle Arbeit im Hause verrichtet, und sogar gedroschen. Einige Jahre vor seinem Tode haben ihn die Augen und das Gedächtniß verlassen, das Gehör und der Verstand aber sind gut geblieben.

Der Herr M. Alberti berichtet in seinen Briefen **) aus des Harley miscellaneis B. 6. n. 8, daß im Jahr 1647 Thomas Damme zu Minshuel in seinem 155sten Jahre gestorben, welches nicht nur auf dessen Leichenstein allda, sondern auch in dem Kirchenbuche des Orts mit Unterschrift einiger Zeugen bemerket werden. Er gedenket auch aus des D. Hoock philo-

*) Philos. Transact. No. 44. Baddam. Vol. 1. p. 164.
**) 1ster Theil, S. 25.

philosophischen Experimenten einer Frau, welche vor einiger Zeit in Cornwallis im 154sten Jahre ihres Alters gestorben.

Die öffentlichen Zeitungen aus London *) gedachten vor mehreren Jahren des Johann Efftinghams, welcher den 6ten Febr. 1757 in der Grafschaft Cornwallis, in einem Alter von 144 Jahren gestorben. Er war unter Jacob des ersten Regierung von armen Eltern gebohren und von Kindheit auf zur Arbeit gewöhnt, hat als Soldat und Corporal lange gedient, zuletzt noch der Schlacht bey Höchstädt beygewohnt, und endlich als Tagelöhner in seinem Geburtsort gelebt. Er hat in der Jugend niemals hitzige und gebrannte Wasser getrunken, und allezeit mäßig gelebt, hat auch selten Fleisch gegessen. Vor seinem hunderten Jahre hat er wenige Krankheiten gehabt, und noch acht Tage vor seinem Ende hatte er eine Reise von 3 Meilen gethan.

Herr D. Richardson **) gedenket zweyer alten Schwestern, die zu North-bierley in Yorkshire in zwey Jahren nach einander verstorben, davon die eine 107, die andere aber 140 Jahre alt gewesen. So haben auch die öffentlichen Nachrichten von dem bekannten Niemann Christian Jakob Drachenberg gemeldet, daß er den 9ten Octbr. 1772 zu Aarhus in Jütland im 146sten Jahre gestorben. Er war gebohren den 11ten Nov. 1626. — An anderen noch neueren Beyspielen, besonders aus England, fehlet es nicht, welche indessen hier übergangen werden können.

Der

*) Hamburg. Correspond. im J. 1757. Num. 38.

**) in natural history at North-Bierley; — in Baddam's mem. Vol. 6. p. 41. Philos. Trans. No. 337.

Der große Naturforscher Plinius *) hat eine merkwürdige Sammlung von alten Leuten aufbehalten. Er meldet, daß bey den römischen Schatzungen (censibus) auch das Alter in die libros censuales oder vasaria sey eingetragen worden, und daß zu der Zeit, da die beyden Vespasiane das Censoramt geführet, in der achten Region Italiens, zwischen dem Po und dem apenninischen Gebirge, und zwar in dieser einzigen Gegend, 54 Personen von 100 Jahren, 14 von 110, 2 von 125, 4 von 130, 4 von 135 bis 137, und 3 von 140 Jahren gefunden worden. Ferner meldet er, daß in eben demselben Censu zu Parma 3 von 120 und 2 von 130, zu Placenz einer von 131, zu Flavenz eine Frau von 125 Jahren gewesen, und zu Bononien haben damals L. Terentius, und zu Arimini M. Aponius jeder 150 Jahre gezählet. In dem Städtchen Veja, das auf dem Gebirge nicht weit von Placenz gelegen, sind 6 Personen von 110, 4 von 120 und M. Mucius von 140 Jahren aufgezeichnet worden. In dem Censu unter dem Kaiser Claudian ist C. Fulsonius Bononiensis in einem Alter von 150 Jahren erfunden worden, welches der Kaiser, weil er der Sache hat gewiß seyn wollen, besonders untersuchen lassen. Plinius erzählet dieses als bekannte und unleugbare Sachen. Es können uns diese Nachrichten auch nun um so weniger zweifelhaft vorkommen, da wir aus den neuern Zeiten die Möglichkeit unleugbar wissen, daß man 150 ja 160 Jahr alt werden könne. Höher als 150 Jahre muß aber doch damahls in Italien keiner gekommen sey, weil es Plinius

*) hist. natur. l. 7. c. 49.

nius nicht unbemerkt würde gelassen haben. Schwerlich aber wird man dagegen weder in Cornwallis noch unter andern Bergbewohnern so viele Beyspiele alter Leute von 130 und mehr Jahren in einer kleinen Gegend zugleich beysammen finden.

In London sind in 30 Jahren, von 1728–1757, gestorben 750322, worunter 242 von 100 Jahren und drüber gewesen. Also ist unter 3100 einer von 100 Jahren und drüber gewesen. Unter solchen waren

49	von 100 Jahren,	unter	100000	$6\frac{1}{2}$
34	— 101 —	—	—	$4\frac{1}{2}$
39	— 102 —	—	—	5
32	— 103 —	—	—	4
18	— 104 —	—	—	2
28	— 105 —	—	— meist	4
18	— 106 —	—	—	2
7	— 107 —	—	— nicht voll	Einer
5	— 108 —	unter einer	Million meist	7
2	— 109 —	—	— meist	3
3	— 110 —	—	— meist	4
2	— 111 —	—	— meist	3
2	— 112 —	—	— meist	3
2	— 116 —	—	— meist	3
1	— 138 —	—	—	Einer

Sum. 272. Unter 100000 Todten sind also 32, die 100 Jahre und drüber alt geworden sind, oder unter 3125 ist Ein Hundertjähriger.

In Pommern sind in 9 Jahren, von 1750 bis 1759, (das 1756ste Jahr ausgenommen) 103335 gestorben, worunter die letzten Jahre besonders epidemisch gewesen. Unter selbigen sind 25 von 100 Jahren und drüber, also einer unter 4133, folglich weniger als in London gewesen.

Allein diese Jahre gehören nicht mehr zur Ordnung, und sind seltene Ausnahmen ohne Regel. Unter selbigen waren von

Jahren.	Männer.	Frauen.	Summe.
100	6	2	8
101	—	3	3
102	—	1	1
103	1	—	1
104	1	—	1
105	—	1	1
107	—	1	1
108	2	1	3
109	—	1	1
111	—	2	2
114	1	1	2
115	—	1	1
	11	14	25

Nach den Generallisten der brandenburgischen Provinzen waren in 6 Jahren, von 1718 bis 1723, gestorben 351959, worunter 1 von 114, 1 von 115, 1 von 120, und 1 von 125 Jahren befindlich gewesen.

Ist es aber möglich, sein Alter noch höher als auf 169 Jahre, welches das Alter des Jenkins war, zu bringen? Ich sehe keine Unmöglichkeit, obschon die Seltenheit immer größer wird. Es könnte also einer wohl noch 200 Jahre alt werden. Wüßten wir es nicht mit Gewißheit, so würde es uns eben so unmöglich scheinen, daß einer 150 ja bis 170 Jahr sollte alt werden können. Man kann folglich nicht gleich alle Nachrichten neuerer Zeiten in Zweifel ziehen, die noch älterer Leute gedenken, ob man schon ohne genugsame Urkunden nicht gleich alles glauben muß. Ich will daher auch noch

einiger

einiger ungewisserer Alten erwähnen. D. Kundmann *) gedenket des breslauischen Rectors Gryphius welcher einer Nonne 200 Jahre beygelegt. Dies sind nur 31 Jahre Unterschied vom Alter des Jenkins. Die Erzählungen aber von dem ewigen Juden und von dem Betrüger Hultazob, der sich für 500 Jahr alt und für einen amerikanischen Prinzen ausgegeben, gehören offenbar unter die Unwahrheiten. Er gedenket auch noch eines Isländers, Wilhelm Leland, welcher im Jahr 1732 den 13ten Dec. im 140sten Jahre verstorben, desgleichen eines Marquis von Varenne im Herzogthum Maine, welcher zwar nur 101 Jahr alt geworden, aber deshalb merkwürdig ist, weil er einige Jahre hindurch den ganzen Zins von einer Tontine, nehmlich 35500 französische Livres gezogen.

Der Herr Professor Hanow **) in Danzig hat auch einige Beyspiele von außerordentlichen Alten gesammelt und mit nützlichen Anmerkungen begleitet. Er gedenket unter andern auch einiger alten Bauern in Ungarn, die zu ihrer Zeit viel Aufsehens gemacht, und deren Gemählde man auch herumgeschickt, die man auch in Kupfer gestochen hat. Johann Rovin bey Temeswar soll im Jahr 1727 bereits 172, und seine Frau Sara Dessou 164 Jahr alt gewesen seyn; beyde sollen 147 Jahre im Ehestande gelebet haben, und ihr jüngster Sohn 117 Jahr alt gewesen seyn. Ein anderer Bauer, Peter Zorton, im Temeswarer Bannat, ist dem Berichte nach den 5ten Januar 1734 im 185sten Jahre gestorben, von dem ein Sohn noch gelebet,

*) in museo rar. nat. et artis, p. 1200.
**) in seinen Seltenheiten der Natur. II Th. S. 140.

bet, der auch bereits 150 Jahr alt gewesen ist. Er erwähnet auch der Schrift des kaiserl. Feldarztes D. Cramer *), der in Ungarn viele alte Leute bemerket. Bey Temeswar hat dieser zwey Brüder von 110 und 112 Jahren gesehen, die noch alle beyde Kinder erzeuget. Zu Caransebes hat er unter den Wallachen einen Mann von 190 Jahren gefunden. Herr Prof. Harrow vermuthet, daß dieses der vorgedachte Robin gewesen, und dann würde dieser im Jahr 1740 erst 185 Jahr alt gewesen seyn.

Diese Seltenheiten sind nicht unmöglich, wie ich schon vorher gedacht; nur wäre zu wünschen, daß ein Gelehrter in Ungarn die Sache gründlich untersucht und mit Urkunden bestätiget hätte, oder daß es nach dem Beyspiel der englischen Akademie noch geschehen möchte, um dadurch das höchste Ziel zu bestimmen, das noch jetzt zu erreichen möglich ist.

Plinius **) gedenket auch noch einiger Alten aus anderer Zeugnissen. So giebt der Dichter Anacreon dem Könige Arganthonius 150, dem cyprischen Könige Cinyra 160, und dem Aegimus 200 Jahre. Theopompus hat dem Epimenedi Gnossio 157 Jahre beygelegt. Hellanicus hat berichtet, daß unter den Epiern in Aetolien einige Leute 200 Jahre alt würden, dem auch Damastes nicht nur beygestimmet, sondern noch hinzugefüget, daß aus selbigen Pictoreus 300 Jahre gelebet. Was aber von dem Dando in Illyrien, der 500 Jahre gelebt haben soll, wie auch von dem Alter eines Königs auf der Tyrier Insel, der 600

und

*) In append. ad medicin. castrens. de climate hungarico.
**) hist. natur. l. 7. c. 48. 49.

und dessen Sohn gar 800 Jahre erreicht haben soll, berichtet wird, erkläret Plinius selbst für Früchte des unwissenden Alterthums, die ihren Ursprung aus den verschiedenen Zeitrechnungen gehabt, indem vormals die Jahre der Arcadier aus 3 Monaten, anderer Völker ihre aus einem Sommer, der alten Egypter ihre gar nur aus einem Mondschein bestanden haben. Aus dieser Ursache mag ich hier nicht mehrerer gedenken. Es haben auch Phlegon Trallianus und Lucianus kleine Abhandlungen von Macrobis oder Personen geschrieben, welche sehr alt geworden; letzterer insonderheit hat vieler alten Regenten und Philosophen Erwähnung gethan, allein das gehört nicht zu unserm Zwecke.

Aus dem bisher angeführten erhellet mit Gewißheit,

1) daß unter etlichen tausend Menschen nicht nur Einer hundert Jahre übersteige, sondern daß auch unter Millionen einige ihr Alter noch viel höher bringen;

2) daß es noch jetzt nicht unmöglich sey, 150, 160 bis 170 Jahre alt zu werden. Dieses ist gewiß. Von denen, die 180 und 200 Jahre alt geworden, fehlen gewisse und untrügliche Urkunden. Gegen die Möglichkeit läßt sich nichts mit Grunde sagen.

3) Fast alle Beyspiele solcher seltenen Greise haben sich unter den Landleuten, und zum Theil unter den Einwohnern erhabener und gebirgiger Gegenden gefunden.

Man sucht die Ursachen davon 1) in der reinern Luft, und 2) in der Mäßigkeit und Arbeitsamkeit. Allein nebst dem ist sie 3) vorzüglich wohl in dem stärkern Gebäude des Körpers zu suchen. Sonst müßten diejenigen, die 110,

130 und mehr Jahre erreichen, unter den Landleuten, die auf einerley Weise, nähmlich mäßig und arbeitsam leben, häufiger seyn, als sie in der That sind. Unter allen Landlisten bleiben die hundertjährigen immer eine Seltenheit. Ohnstreitig ist die Arbeit und Mäßigkeit der Landleute die Ursache, daß sie älter werden, als die Einwohner der Städte, wie die Tabellen beweisen; aber zu einem Alter von 100 und von 150 Jahren gehöret noch ein weit mehreres, das ich nirgends, als in dem vorzüglich stärkern und dauerhaftern Bau des Körpers zu suchen weiß, womit aber die Mäßigkeit im Genuß der Speisen und Arbeitsamkeit verknüpft seyn muß, weil ohne selbige auch der stärkste Körper bald zu Grunde gerichtet werden kann.

Hier muß nun auch noch der Stufenjahre gedacht werden. Es ist eine alte und gemeine Meinung, daß jederzeit das siebente Jahr eine solche Stufe oder Klippe sey, an welcher das Leben mehrerer Menschen scheitern soll. Insonderheit hat man dem drey und sechszigsten Jahre, das aus 7 mal 9, aus der Multiplication zweyer vermeinten heiligen Zahlen, entstehet, eine besondere Gefahr beygelegt. Es giebt in der That viele Leute, auch sonst verständige, die sich durch diese Meinung in Furcht setzen lassen, und die wieder ruhig werden, wenn sie diesen vermeinten Berg überstiegen haben, da doch die Gefahr zu sterben im vier und sechszigsten Jahre wirklich größer ist, als im drey und sechszigsten, und im fünf und sechszigsten noch größer, indem unsere Lebenskraft mit jedem Jahre abnimmt, wie aus dem obigen zu ersehen, nach welchem im drey und sechszigsten Jahre von 19 einer, im vier und sechszigsten aber schon einer von 18 stirbt. Die

Ge-

Gefahr wächst also mit jedem Jahre des Alters. Gleichwohl fürchtet man sich nach dem drey und sechszigsten Jahre weniger, da man doch mehr zu fürchten Ursach hätte. Das macht das Vorurtheil und der Mangel einer rechten Gemüthsbeschaffenheit. Die Tabellen widerlegen auch völlig diesen Irrthum, nach welchen im drey und sechszigsten Jahre keine vorzügliche Mortalität zu finden ist.

In der ersten Ausgabe der göttlichen Ordnung hatte Süßmilch sich durch die Listen verleiten lassen, jeden zehnten Jahren etwas vorzügliches beyzulegen, und selbige in die Stelle der siebenten Jahre zu setzen. Der Grund hierzu war die größere Zahl der Gestorbenen im dreyßigsten, vierzigsten, funfzigsten, sechszigsten und folgenden zehnten Jahren. Er hat aber nachher das, was bereits gute Freunde dagegen erinnert hatten, bey den verfertigten Auszügen aus den Sterberegistern selbst wahrgenommen, und die Küster, welche mehrentheils die Aufzeichnung besorgen, haben es bestätiget, daß die gemeinen Leute nicht allezeit das genaue Alter der Verstorbenen wüßten, sonderlich im Alter, daher sie sich einer runden Zahl bedienten, und die, so z. B. 58, 59, oder auch 61 Jahre alt wären, als sechszigjährige angäben. Ob nun aber auch eine solche genaue Einschränkung auf ein gewisses Jahr, vermöge der Erfahrung, sich nicht machen läßt: so bleibt doch dieses hinwiederum der Erfahrung gemäß, daß es gewisse Zeiten und Jahre giebt, in deren Bezirk das Leben mehrerer Gefahr unterworfen ist, die sich in der That vermindert, wenn man sie zurück gelegt hat. Dahin gehören die anni pubertatis, sonderlich bey dem weiblichen Geschlecht, wie auch die Zeit und das funfzigste

Jahr, wenn die Reinigung anfängt und aufhöret. So ist auch ohnstreitig, daß um das 60ste Jahr das Alter anfängt, bey einem eher, bey andern später, da die Kräfte des Leibes und der Seele in einen merklichen Abfall gerathen. Es ist auch eine vorher erwiesene Wahrheit, daß unser Leben 70 Jahre währet, und 80, wenn es hoch kommt. Jedoch diese Stufen sind von den sogenannten Stufenjahren unterschieden, und sie sind von einem weitläuftigeren Umfange, als diese, die in dem fälschlich vermeinten Geheimniß der Zahlen, sonderlich der siebenten ihren Grund haben sollen.

Von dem Verhältnisse der Zahl der Sterbenden zu den Lebenden *).

Es giebt ein gewisses Verhältniß der jährlich Sterbenden zu der Zahl der Lebendigen, sowohl in Städten, als in ganzen Provinzen. Dieses kann mit Zuverlässigkeit bejahet und bewiesen werden. Dieses Verhältniß bestimmet die Größe und das Maß der Sterblichkeit. Wenn jährlich von 25 Lebenden einer stirbt, oder wenn 4 von hundert sterben: so ist die Sterblichkeit größer, als wenn nur aus 40 einer fort muß, oder wenn nur $2\frac{1}{2}$ vom Hundert abgehen. Die Sterblichkeit pflegt durch einen Bruch ausgedruckt zu werden, und ihre Größe kann aus der Größe des Nenners beurtheilet werden. Wenn die Sterblichkeit $\frac{1}{40}$ ist, so ist sie kleiner, als wo sie $\frac{1}{25}$ ist. Ein größerer Nenner zeigt also eine geringere Sterblichkeit, und ein kleinerer einen größern Grad derselben an.

Die

*) S. Süßmilch göttliche Ordnung 1. Th. S. 72 f.

zu Seite 745.

Tabelle C.

Zehnjährige Liste der Getrauten, Getauften und Gestorbenen in 1056 Dörfern der Kurmark Brandenburg, von 1739 bis 1748, nebst der Zahl der Lebenden.

Nahmen der Land-Diöcesen.	Zahl der Dörfer.	Getraute Paare	Getaufte	Begrabene. in 10 Jahren.	Begrabene. in 6 Jahren	Anzahl der Lebenden im Jahre 1748. männl. Geschl.	Anzahl der Lebenden im Jahre 1748. weibl. Geschl.	Anzahl der Lebenden im Jahre 1748. Summe von beyden	Die Gestorb. zu den Lebenden sind, nach 6 guten Jahren, wie	Die Gestorb. zu den Lebenden sind, nach 10 mittelmäßigen Jahren, wie	die Gestorbenen zu den Getauften sind, wie	die Getauften zu den Lebenden sind, wie	die Ehen sind zu den Lebenden, wie	die Ehen sind zu den Getauften, wie
Apenburg. Inspect.	21	324	1080	847	497	1722	1900	3622	1: 44	1: 43				
Neu-Angermünde.	30	585	2492	1781	943	3206	3321	6527	1: 41	1: 36				
Num. I.	51	909	3572	2628	1440	4928	5221	10149	1: 42	1: 38	10: 13, 5	1: 28	1: 112	10: 39
Brandenb. Neust.	28	548	2102	1520	752	2889	3025	5941	1: 47	1: 38				
= = Dohm	23	538	1989	1671	888	2842	2882	5724	1: 38	1: 34				
Num. II.	51	1086	4091	3191	1640	5731	5970	11638	1: 43	1: 36	10: 12, 8	1: 28	1: 107	10: 37
Brandenb. Altstadt	9	151	439	356	166	637	645	1282	47	36				
Beelitz = =	7	69	296	193	110	423	395	818	45	43				
Beeskow =	21	261	880	609	369	1516	1494	3010	1: 49	1: 50				
Treuen-Brietzen	7	125	497	321	167	744	735	1479	54	46				
Fehrbellin	7	200	802	667	344	1229	1244	2473	43	37				
Num. III.	51	806	2913	2146	1156	4549	4513	9062	1: 47	1: 42	10: 13, 1	1: 31	1: 113	10: 36
Berlin	37	639	2423	1785	930	3646	3516	7162	1: 46	1: 40				
Grambzow	14	295	1054	825	429	1465	1464	2929	1: 41	1: 35				
Num IV.	51	934	3477	2610	1359	5111	4980	10091	1: 44	1: 38	10: 13, 3	1: 29	1: 108	10: 37
Cölln	31	425	1563	1203	685	2378	2214	4592	1: 40	1: 38				
Calbe	32	417	1443	1100	590	2403	2556	4959	1: 50	1: 45				
Num. V.	63	842	3006	2303	1275	4781	4770	9551	1: 45	1: 41	10: 13	1: 31	1: 113	10: 35
Frankfurt	56	1361	4983	3815	2189	7486	7423	14909	1: 40	1: 39				
Fürstenwalde	6	91	371	291	150	619	537	1156	1: 46	1: 39				
Num. VI.	62	1452	5354	4106	2339	8105	7960	16065	1: 41	1: 39	10: 13	1: 30	1: 110	10: 37
Gardelegben	39	810	2754	2747	1272	4389	4472	8861	1: 41	1: 32				
Havelberg	13	230	841	625	407	1422	1404	2826	1: 42	1: 45				
Num. VII.	52	1040	3595	3372	1679	5811	5876	11687	1: 41	1: 34	100: 106	1: 32	1: 112	10: 34

Namen der Land-Diöcesen.	Zahl der Dörfer	Getraute Paare	Getaufte	Begrabene. In 10 Jahren	Begrabene. In 6 Jahren	Anzahl der Lebenden im Jahr 1748. männl. Geschl.	Anzahl der Lebenden im Jahr 1748. weibl. Geschl.	Anzahl der Lebenden im Jahr 1748. Summe von beyd.	Die Gestorb. zu den Lebenden sind nach 6 gut. Jahren, wie	Die Gestorb. zu den Lebenden sind nach 10 verm. J. wie	die Gestorb. zu den Getauften sind, wie	die Getauften zu den Lebenden sind, wie	die Ehen sind zu den Lebenden, wie	die Ehen sind zu den Getauften, wie
Lenzen und Lindow	23	355	1130	960	555	1808	1888	3696	1: 40	1: 38				
Osterburg	24	29[illegible]	934	067	467	1750	1836	3586	1: 46	1: 39				
Mittenwalde	5	133	558	418	247	857	877	1734	42	42				
Num. VIII	52	779	2622	2285	268	44[illegible]5	4601	90[illegible]6	1: 42	1: 39	10: 11, 6	1: 34	[illegible]: 117	10: 33
Potsdam	40	635	2335	1882	1011	3326	3248	6574	1: 39	1: 34				
Putlitz	13	354	1230	106[illegible]	669	920	2050	39[illegible]0	35	37				
Num. X.	53	989	3565	2943	[illegible]680	[illegible]246	5298	0544	1: 37	1: 35	10: 2, 1	1: 29	1: 107	10: 36
Pritzwalk	18	332	199	959	522	1[illegible]98	1869	3667	1: 42	1: 38				
Prenzlow	36	765	29[illegible]4	1942	1134	3987	[illegible]9[illegible]9	7946	42	40				
Num. X	54	1097	4113	2901	1656	5785	5828	11613	1: 42	1: 40	10: 14, [illegible]	1: 28	1: 106	10: 37
Kyritz	16	225	707	625	360	1192	1248	2440	1: 40	1: 39		1: 34		
Gransee	6	103	366	253	139	550	517	1067	46	42		29		
Müncheberg	20	371	1461	1145	660	2050	2114	4164	37	36		28		
Nauen	9	222	919	671	412	1364	1387	2751	40	41		30		
Num. XI	51	921	3453	2694	1571	5156	5266	10422	1: 39	1: 38	10: 12, 8	1: 30	1: 113	10: 37
Ruppin	24	461	1750	1337	685	2605	2769	5374	1: 47	1: 40		1: 30		
Rathenow	20	373	1384	1005	601	2138	2183	4321	43	43		31		
Storkow	7	107	335	227	110	600	585	1185	65	53		35		
Num. XII.	51	941	3469	2569	1396	5343	5537	10880	1: 46	1: 42	10: 13, 5	1: 31	1: 115	0: 36
Salzwedel	74	1096	3980	1337	1478	6157	6258	12415	1: 50	1: 39	10: 12, 6	1: 31	1: 113	10: 36
Num. XIII.														
Seehausen	34	661	2136	1916	926	3431	3492	6923	1: 44	1: 36		1: 32		
Spandow	14	337	1390	1031	532	1844	1925	3769	42	36		27		
Num. XIV.	48	989	3526	2947	1458	5275	5417	10692	1: 43	1: 36	10: 11, 9	1: 30	1: 108	10: 35
Stendal	19	474	1542	1323	685	2568	2663	5231	1: 45	1: 39		1: 33		
Straßburg	14	212	862	568	243	1153	1083	2236	55	39		26		
Straußberg	17	285	1014	772	425	1370	1280	2650	37	34		26		
Num. XV.	50	971	3418	2663	1353	5091	5026	10117	[illegible]: 44	1: 38	10: 12, 8	1: 29	1: 104	10: 35
Tangermünde	28	607	2051	1641	849	2931	3041	5972	1: 42	1: 36		1: 29		
Templin	20	353	1472	892	504	2027	2059	4086	48	45		27		
Wrietzen	6	112	440	342	189	536	491	127	33	30		23		
Num. XVI.	54	1072	3963	2875	1532	5494	5591	11085	1: 43	1: 39	10: 13, 7	1: 27	1: 106	10: 36

Namen

Namen der Land-Diöcesen.	Zahl der Dörfer	Getraute Paare	Getaufte	Begrabene. In 10 Jahren	Begrabene. in 6 Jahren	Anzahl der Lebenden im Jahr 1748. männl. Geschl.	Anzahl der Lebenden im Jahr 1748. weibl. Geschl.	Anzahl der Lebenden im Jahr 1748. Summe beyd.	Die Gestorbenen zu den Lebenden sind, nach 6 guten Jahr. wie	Die Gestorbenen zu den Lebenden sind, nach 10 gem. J. wie	die Gest. zu den Getauften sind, wie	die Getauften zu den Lebenden sind, wie	die Ehen sind zu den Lebenden, wie	die Ehen sind zu den Getauften, wie
Werben	12	293	679	645	328	1156	1148	2304	1 : 42	1 : 36		1 : 34		
Wittstock	24	385	1254	877	556	2088	2064	4152	1 : 45	1 : 47		1 : 33		
Wilsnack	13	237	731	623	350	1168	1189	2357	1 : 40	1 : 38		1 : 32		
Ziesar	13	248	808	752	310	1089	1184	2273	1 : 44	1 : 30		1 : 28		
Num. XVII.	62	163	3472	2897	1544	5501	5585	11086	1 : 43	1 : 38	10 : 11, 8	1 : 31	1 : 95	10 : 29
Wusterhausen Kön.	36	530	1915	1348	752	3044	3024	6068	1 : 48	1 : 45		1 : 31		
Wusterhausen Doß.	19	425	1533	1371	748	2220	2410	4630	1 : 37	1 : 33		1 : 30		
Num. XVIII.	55	955	3448	2719	1500	5264	5434	10698	1 : 42	1 : 39	10 : 12, 6	1 : 31	1 : 112	10 : 36
Zehdenick	15	392	1513	1122	641	2171	2149	4320	1 : 40	1 : 38		1 : 29		
Zossen	18	327	1249	922	569	1897	1875	3772	1 : 40	1 : 41		1 : 30		
Num. XIX.	33	719	2762	2044	1210	4068	4024	8092	1 : 40	1 : 39	10 : 13, 5	1 : 29	1 : 113	10 : 38
Nachlese aus verschiedenen Inspect. Num. XX.	38	895	3195	2583	1357	4393	4448	8841	1 : 39	1 : 34	10 : 12, 3	1 : 27	1 : 99	10 : 35

Fortsetzung der Tab. C. Num. 3, welche eine gleiche Liste von 20 kleinen Städten und Marktflecken enthält:

Namen der kleinen Städte.	Zahl derselben	Getraute Paare	Getaufte	Gestorbene. In 10 Jahren	Gestorbene. in 6 Jahren	Anzahl der Lebenden im Jahr 1748. männl. Geschl.	Anzahl der Lebenden im Jahr 1748. weibl. Geschl.	Anzahl der Lebenden im Jahr 1748. Summe beyd.	Die Gestorb. zu den Lebenden sind, nach 6 guten J. wie	Die Gestorb. zu den Lebenden sind, nach 10 gem. J. wie	die Gest. zu den Getauften sind, wie	die Getauften zu den Lebenden sind, wie	die Ehen sind zu den Lebenden, wie	die Ehen sind zu den Getauften, wie
Zossen, Mittenw., Teltow, Buchh.	4	324	1375	1103	678	1869	1932	3801	1 : 33,6	1 : 34,5	100 : 124	1 : 27,7	1 : 117	10 : 42
Ziesar, Prizerbe, Plauen, Wilsnack,	4	455	1734	1713	867	1753	1917	3670	1 : 25,4	1 : 21,4	100 : 102	1 : 21,2	1 : 81	10 : 38
Fehrbellin, Freyenstein, Putlitz, Witteberge,	4	374	1335	1168	618	1607	1821	3428	1 : 33,2	1 : 29,5	100 : 114	1 : 25,7	1 : 92	10 : 35
Reinsberg, Lychen, Zechlin, Wusterhausen,	4	367	1606	1069	585	1995	1202	4097	1 : 42,2	1 : 38,6	100 : 150	1 : 25,6	1 : 113	10 : 43
Osterb. Werben, Templin, Perver	4	498	1997	1769	879	23	2561	4881	1 : 33,4	1 : 27,7	100 : 112	1 : 24,5	1 : 99	10 : 40
	20	2018	8077	6822	3627	9544	10333	19877	1 : 32,9 (2)	1 : 29,1	100 : 117 od. 10 : 12	1 : 24,7	1 : 98	1 : 3,9 od. 10 : 39

Fortsetzung der Tab. C. num. 4. Wiederholung der vorstehenden Land = Diöcesen in größern Summen.

Namen der Land = Diöcesen.	Zahl der Dörfer.	Getraute Paare	Getaufte	Gestorbene. In 10 Jahren	Gestorbene. In 6 Jahren	Anzahl der Lebenden im Jahr 1748. männl. Geschl.	Anzahl der Lebenden im Jahr 1748. weibl. Geschl.	Anzahl der Lebenden im Jahr 1748. Summe von beyden.	Die Gestorbenen zu den Lebenden sind, nach 6 guten Jahren, wie	Die Gestorbenen zu den Lebenden sind, nach 10 verm. Jahren, wie	die Gestorbenen zu den Getauften sind, wie	die Getauften zu den Lebenden sind, wie	die Ehen sind zu den Lebenden, wie	die Ehen sind zu den Getauften, wie
Num. I. — IV.	204	3739	14053	10575	5595	20419	20521	40940	43	38	13	29	109	37
— V — VIII.	229	4113	15457	12060	6564	23112	23207	46319	42	38	12	31	112	35
— IX — XII.	209	3948	14600	11107	6303	21830	21929	43459	1 : 41	1 : 39	10 : 13	1 : 29	1 : 110	10 : 37
— XIII. — XVI.	226	4137	14887	11622	5822	22017	22292	44309	45	38	12	29	107	35
— XVII. — XX.	188	3832	12877	10242	5611	19226	19491	38717	41	37	12	30	104	34
Num. I. — XX. aller Dörfer.	1056	19665	70994	55613	29893	106204	107540	213744	: 42,9 meist 43	1 : 38,4	100 : 127 Nach den 6 gut. J. aber ist das Verhältniß 100/142.	1 : 30	1 : 108	1 : 3,6 od. 10 : 36

Anmerkungen. 1) Diese Tabellen enthalten genaue Verzeichnisse von 1056 Dörfern der Kurmark, wozu die Mittel=, Alte=, Uckermark und Priegnitz gehören. Süßmilch hat die Superintendenten und Prediger durch ein gedrucktes Schreiben darum ersucht, und ein Formular mitgetheilet, wornach die Listen verfertiget werden möchten. Von 1800 Dörfern der Kurmark hat er nur 1056, und von 88 Städten und Flecken nur 20 berechnet, weil er schlechterdings alles weggelassen, wobey er nur den geringsten Verdacht einer Unrichtigkeit haben konnte. An der Richtigkeit ist mehr, als an der Menge gelegen.

2) Die Lage der Oerter ist verschieden. Es sind darunter hohe und niedrige, freye und waldige, trockene und feuchte, sandige und fette Gegenden. Er hat sie daher alle unter einander geworfen, und nach dem Alphabete so viel als möglich folgen lassen. Man findet daher Diöcesen an der Elbe, Oder, Spre und Havel mit andern trockenen und sandigen vereinigt.

3) In den 10 Jahren von 1039 bis 1748 sind auch epidemische Jahre mit untergelaufen, sonderlich die beyden nach dem harten Winter von 1740. Unterdessen hat Süßmilch die 6 letzten gesunderen Jahre von 1743 bis 1748 besonders berechnet, um sowohl eine Regel für ordentliche und gesunde, als auch für vermischte Jahre zu haben. Es ist auch ein doppelter Krieg, nehmlich der von 1741 und 1745 in selbiger Zeit vorgefallen. Man wird aber aus den Provinzial=Tabellen leicht ersehen können, daß beyde Kriege in den Listen keine merkliche Störung verursacht haben. Die auf den letzten Krieg folgenden Jahre haben alles bald reichlich wieder ersetzet. Die Städte empfinden es gemeiniglich mehr als die Dörfer, wenn eine Arme aus dem Lande heraus ist. Beyde Kriege wurden auch nicht mit solcher Heftigkeit geführet, und haben nicht dergleichen große und blutige Schlachten gehabt, als der von 1756 bis 1763.

Die Größe der Sterblichkeit muß man wohl unstreitig daselbst am ersten aufsuchen, wo die Natur am wenigsten gestöret und verderbet wird, folglich unter dem gesundern, starken und arbeitsamen Landmanne. Lebt derselbe nicht gleich der Natur vollkommen gemäß: so geschiehts doch mehr und besser, als in Städten, besonders in den volkreichen, wo Müßiggang, Faulheit, Ueberfluß im Essen und Trinken, Ausschweifungen in Lüsten, wo Leidenschaften und Laster, wo Sorgen, Gram, Neid und Zorn, besonders aber auch eine verdorbene Luft und neben dem Reichthum die größte Dürftigkeit einen oft tödtlichen Einfluß in die Dauer des menschlichen Lebens haben. Aus dieser Ursache war es Süßmilch vornehmlich darum zu thun, eine hinlängliche und genaue Liste von vielen Dörfern zu erhalten. Zu dem Ende ersuchte er die sämmtlichen Prediger der Kurmark, ihm hierin Beyträge zu verschaffen, wovon er, nach Weglassung einiger hundert Listen, welche ihm fehlerhaft zu seyn schienen, eine sehr lehrreiche Tabelle, welche hier unter Lit. C. angefügt wird, entwarf, die mehr als tausend Dörfer, von verschiedenen Gegenden und Lagen, von hohem und niedrigem, sandigem und fettem Boden, wovon viele an großen Strömen, als der Elbe, Oder, Spree und Havel liegen, in sich begreift, und in so fern hinlänglich seyn wird, um daraus eine Regel der Sterblichkeit herzuleiten. Auch sind dieser Tabelle zugleich die Listen von 20 kleineren Städten und Marktflecken angehängt. Um desto gewisser zu gehen, hatte er sich die Gebornen und Gestorbenen von zehn Jahren erbeten. Da er aber fand, daß die auf den großen Winter von 1740 folgenden zwey Jahre an vielen Orten epidemisch gewesen: so hat er die

Mittelzahlen der Gestorbenen, sowohl von allen zehn vermischten als auch von den sechs guten Jahren, besonders mit den Lebenden in Vergleichung gesetzet, wie aus der Tabelle und dem nachstehenden Auszuge zu ersehen ist. Es wird genug seyn, die zwanzig Hauptverhältnisse hier vor Augen zu legen, und können die besondern von einzelnen Diöcesen oder Superintendenturen in der Tabelle selbst nachgesehen werden.

Nach den sechs guten Jahren ist Einer gestorben.				Nach den zehn vermischten Jahren ist Einer gestorben	
nach Num.			von	von	nach Num.
IX.	—	—	37	34	- VII. XX.
XI. XX.		—	39	35	- IX.
XIX.	—	—	40	36	- II. XIV.
VI. VII.		—	41	38	- I. IV. XI. XV. XVI. XVII.
I. VIII. X. XVIII.			42	39	- VI. VIII. XIII. XVIII. XIX.
II. XVI. XVII.		—	43	40	- X.
IV. XIV. XV.		—	44	41	- V.
V.	—	—	45	42	- III. XIII.
XII.	—	—	46		
III.	—	—	47		
XIII.	—	—	50		

Nach noch größeren Zahlen und mehreren zusammengezogenen Superintendenturen ist Einer gestorben

nach Num.			von	von	nach Num.
XVII-XX. und				37	- XVII-XX.
IX-XII.		—	41	38	- I-VIII. XIII-XVI.
V-VIII.	—	—	42	39	- IX-XII.
I-IV.	—	—	43		
XIII-XVI.		—	45		

Das Generalverhältniß von 1056 Dörfern ist gewesen:

In den sechs guten Jahren wie 1 : $42\frac{2}{15}$ oder meist $\frac{1}{43}$.

In

In den zehn vermischten Jahren wie 1 : $38\frac{4}{10}$.

Oder: In gemeinen Jahren stirbt auf dem Lande Einer aus 42 bis 43. Nach einer Mittelzahl von vermischten Jahren (in denen aber doch die Seuchen nicht allzu groß, der epidemischen Jahre auch nicht viele gewesen) stirbt einer von 38 bis 39 Personen.

Graunt hat auch hiervon etwas berühret, und angenommen, daß die Sterblichkeit auf dem Lande jährlich $\frac{1}{50}$ und in Städten $\frac{1}{32}$ sey *). Von kleinen Städten hat er es getroffen, aber für das Land ist die Sterblichkeit zu klein. In vorstehender Tabelle ist nur eine Superintendentur, in deren Dörfern nur einer von 50 gestorben. Das ist das höchste, äußerste und einzige Beyspiel, das daher allein nicht zur Regel dienen kann. Es fehlete dem Graunt im Anfange noch an hinlänglichen Listen.

King kam schon der Sache näher; er machte einen Unterschied zwischen London, anderen Städten und dem Lande, und wagte es, eine allgemeine Regel für ganze Provinzen zu geben. Es ist nur Schade, daß die Listen nicht von ihm beygebracht sind, worauf er seine Sätze gegründet. Davenant **), der Kinge Regeln mitgetheilet hat, gedenket blos der Zins- und Schatzungsbücher, deren er sich bedienet hat.

Nach den Sätzen des Kings haben sich die jährlich Sterbenden zu den Lebenden verhalten;

In

*) Annotations upon the bills of mortality, c. 12. §. 11. p. 93. edit. 5.

**) Essay upon the probable methods of making a people Gainers in the Balance of Trade. London, 1699. 8.

In London wie	1 : 24,	1
In Städten und Marktflecken	1 : 30,	4
In Dörfern	1 : 34,	4
In Städten und Dörfern zusamm	1 : 32,	35

Auf den Dörfern in Egland ist die Sterblichkeit auch beynahe eben so wie hier, nähmlich $\frac{1}{37}$, wie es aus einer Tabelle, die D. Short mitgetheilt hat, erhellet. Die Zahlen sind schon ganz beträchtlich, da sie aus 54 Kirchspielen genommen sind. Es ist dabey zu merken, daß sich D. Short auch einer zehnjährigen Mittelzahl bedienet, in welcher Zeit auch unstreitig ungesunde Jahre mit untergelaufen. Folglich ist hier alles der Süßmilchischen eben angeführten Tabelle ähnlich. Wird man aber wohl leichtlich eine gröbere Uebereinstimmung zwischen Tabellen von verschiedenen Jahren und Ländern verlangen können?

Im Kurfürstenthum Hannover hat man sich im Jahre 1755 die Mühe gegeben, diese Regeln näher zu bestimmen, und sie mit den Süßmilchischen zu vergleichen. Es heißt davon in den Beyträgen zu den Anmerkungen über die Listen von den Gebornen und Gestorbenen, also:

„Bey einer gehaltenen Nachzählung der Lebenden ist in Zusammenhaltung deren Verzeichnisse mit den Todtenlisten befunden worden, daß im Jahre 1755

1) in Städten der Fürstenthümer Calenberg, Göttingen und Grubenhagen der $31\frac{10}{11}$ste,
2) in Städten des Fürstenthums Lüneburg und der Grafschaft Hoya der $32\frac{3}{7}$te,
3) auf dem Lande der Fürstenthümer Calenberg, Göttingen und Grubenhagen der $36\frac{3}{7}$te.

4)

4) auf dem platten Lande der Fürstenthümer Lüneburg, der Grafschaft Hoya und Diepholz der $37\frac{1}{7}$te,

5) und im Durchschnitt, in gesamten erst benannten Landen, der $34\frac{4}{5}$te Mensch verstorben sey *).

Die Sterblichkeit auf dem Lande daselbst kommt also der kurmärkischen und englischen ganz nahe, ob gleich man nicht weiß, ob man sich hiebey der Mittelzahlen der Gestorbenen von lauter gesunden, oder von 6, 8 oder 10 gemischten Jahren bedienet habe.

In Schweden und zwar im obern Theile, unter dem 65sten Grade der Polhöhe hat der D. Bergius die Listen von verschiedenen Kirchspielen gesammelt, und folgende Verhältnisse gefunden:

Zu Pithede, unter dem 65sten Grade, waren die Todten zu den Gebohrnen wie 80 zu 152, oder 10: 19. Die Gestorbenen zu der Zahl der Lebenden waren wie 1 zu 43.

Zu Arginplog waren die Gestorbenen zu den Gebornen wie 21:29 oder 10:13, die Todten zu den Lebenden, wie 1:36.

Zu Arvidsjaur waren die Todten zu den Gebornen wie 8:14, oder $\frac{10}{17}$. Der Lebenden waren allda 284, folglich verhielten sich die Gestorbenen zu den Lebenden wie $1:35\frac{1}{2}$ **).

In dem Kirchspiel Wassenda lebten nach dem Verzeichniß des Pfarrers Wassenius im Jahr 1746,

*) S. Nützliche Sammlungen vom Jahre 1756, das 92ste Stück, welche zu Hannover herausgekommen sind.

**) D. Bergius Forsok til de uti swerige gangbare sink dömars uttönande far år 1755. Stokholm. 1756. 8. wovon die Recension in den göttinger gelehrten Zeitungen, num 84. pag. 829. vom Jahre 1757 befindlich ist.

1746, 1820 Personen. Nach sechs vorhergenden gesunden Jahren waren gestorben 254, wovon die Mittelzahl 42, 3 ist, die sich zu den Lebenden verhält, wie 1:43 *).

Ohnerachtet diese Verhältnisse nur aus vier Kirchspielen genommen sind, von solchen kleinen Zahlen aber sich nicht wohl Regeln machen lassen: so siehet man daraus doch ohngefähr die Uebereinstimmung jener viel kälteren Gegenden mit den hiesigen gemäßigteren. Die Gesundheit und Dauer des Lebens scheinet dort eben so wie hier zu seyn. Die viel größere Kälte scheinet das Leben weder zu verkürzen noch zu verlängern. Der D. Bergius bemerket, daß die bösartigen Pocken, Friesel, Fieber, auch Fleckfieber allda so, wie in andern Ländern befindlich sind, und auch oft großen Schaden thun; daß die feuchten und morastigen Gegenden allda vor andern ungesund sind; daß viele Einwohner dortiger Gegenden wenige Speisen aus dem Pflanzenreiche genießen, und daß endlich der Branntwein auch dort seine bösen Folgen und Früchte zeige.

Herr Wargentin hat von der Sterblichkeit in Schweden nachstehende Beobachtungen mitgetheilet. **)

1) Wenn die ganze Menge Volks in allen Lehnen, die Städte mit eingeschlossen; ausser Calmar und Bohuslehn, durch die Zahl der im Jahr 1749 Gestorbenen dividiret wird: so ist in selbigem Jahre $\frac{1}{36}$ gestorben.

2) Nimmt

*) Sammlungen der schwedischen Akademie. Vol. 9. p. 332. vom Jahr 1747.

**) Abhandlungen der schwed. Akademie, Vol. 17. p. 15.

2) Nimmt man jedes Lehn für sich, so findet sich, daß in Upland, Südermannland, Ostgothland, Nericke und Wermland, auch in ganz Finnland, eben das Verhältniß sey.

3) Aber in Westmannland, Schonen, Halland und Bleckinge ist $\frac{1}{28}$ oder $\frac{1}{30}$ gestorben.

4) Dagegen fehlet in Westgothland, Smålen, Dalland und ganz Westnorrland nur $\frac{1}{47}$ oder $\frac{1}{47}$.

5) Im Jahr 1750 ist in Schonen $\frac{1}{31}$ gestorben, in Nericke und Wermland $\frac{1}{35}$, in Westmannland, Upland und Westnorrland $\frac{1}{40}$, in Schmålen und Dalland $\frac{1}{44}$ und in Südermannland nur $\frac{1}{48}$.

6) Aus beyden Jahren ein Mittel genommen, welche eben keine von den gesundesten waren, läßt sichs bis auf weitere Untersuchung setzen, daß in Schweden jährlich ohngefähr $\frac{1}{40}$ sterbe.

Da derselbe vorher ausdrücklich erinnert, daß das Jahr 1749 überaus epidemisch, sonderlich für Schonen gewesen, und daher selbst auch bemerket, daß sich aus einem so ungesunden Jahre nichts gewisses schließen lasse: so wird man wohl erst mehrere Jahre haben müssen, um für Schweden eine Regel zu bestimmen. So viel aber läßt sich aus dem angeführten schon muthmaßen, daß Schweden, auch sogar Finnland, von den hiesigen Gegenden nicht werde unterschieden seyn.

Die Sterblichkeit in mittelmäßigen Städten ist größer, als auf den Dörfern. Der Unterschied beträgt fast $\frac{1}{4}$, indem statt 42 bis 43 jährlich einer von 31 davon muß. Dieses erhellet aus nachstehenden Erfahrungen:

1) In den 20 kleinen Städten der Kurmark ist sie nach der Mittelzahl von 6 guten Jahren

ren $\frac{1}{32}$ bis $\frac{1}{35}$, nach der zehnjährigen Mittelzahl vermischter Jahre $\frac{1}{29}$. S. Tab. C. bey Seite 745 Num. 3.

2) In Engelland ist es nach einer von Short gelieferten Tabelle eben also. Die Gestorbenen verhalten sich zu den Lebenden wie $1:32\frac{1}{2}$.

3) Im Churfürstenthum Hannover ist die Sterblichkeit auch nach zwey verschiedenen Gegenden etwas über $\frac{1}{32}$.

4) In Brandenburg, einer schon mehr als kleinen Stadt, waren im Jahr 1736 in allen 8345 Einwohner. In selbigem Jahre waren gestorben 290, die geben etwas über $\frac{1}{29}$ zur Sterblichkeit. Nach einer Mittelzahl von etlichen Jahren sterben 270, das giebt $\frac{1}{30}$, beynahe $\frac{1}{31}$.

5) King setzt die Sterblichkeit in kleinen Städten auf $\frac{1}{30}$.

6) Graunt auf $\frac{1}{32}$.

Für kleine Städte kann also $\frac{1}{31\frac{1}{2}}$ zur Regel dienen. So wie Städte an Größe und der Zahl der Einwohner zunehmen, scheinet auch die Sterblichkeit zu wachsen.

In großen und volkreichen Städten ist die Sterblichkeit am allergrößten, oder, welches einerley ist, die Kräfte des Lebens und dessen Dauer sind am kleinsten. Große und volkreiche Städte nenne ich 1) nicht nur die, wo die Anzahl der Einwohner sehr groß ist, sondern auch 2) die, wo in einem kleinen Umfange der Mauern sehr viele Menschen beysammen wohnen, und zwar begüterte und reiche Bürger, besonders, wenn 3) starke Handlung dabey getrieben wird. Ferner auch 4) wo Hoflager, Landesregierungen, zahlreiche Garnisonen, Universitäten und viele

Schu-

Schulen desgleichen Hospitäler u. s. w. sind. So ist z. E. Leipzig keine der größten Städte, hat auch nicht viel über 30000 Einwohner, aber ihr Reichthum und ihre Handlung ersetzen die Größe anderer, und sie hat außer dem Handel auch noch eine ansehnliche Universität. Sie ist also andern noch viel größern Städten gleich zu setzen. Nachstehende Beobachtungen werden hinlänglich seyn können, das Schicksal großer Städte in Ansehung der Sterblichkeit zu bestimmen.

1) Es ist bereits oben angeführet, daß Graunt diese überhaupt für Städte auf $\frac{1}{32}$ gesetzet. Es ist nicht unmöglich, daß sie vor 150 Jahren in London noch nicht größer gewesen, weil vielleicht die Ursachen des Todes sich daselbst noch nicht so vergrößert hatten, als es nachher geschehen.

2) King *) hat die Sterblichkeit für London am Ende des 17ten Jahrhunderts sehr genau getroffen, und sie auf $\frac{1}{24}$ oder 1: $24\frac{1}{10}$ angesetzt.

3) Herr Maitland **) hat dieses Verhältniß nachmals bestätiget. Er hat gefunden, daß um das Jahr 1630 aus 73126 Lebenden 2976 gestorben sind. Diese sind zu jenen wie 1: $24\frac{5}{10}$. Es wäre also damals das Maß der Sterblichkeit $\frac{1}{24}$ bis $\frac{1}{25}$ gewesen. Da aber dieses vor mehr als 160 Jahren, 60 Jahre vor der Untersuchung des Kings, gewesen, ehe London zu so großem Reichthume und zu einer kleinen Welt erwuchs, ehe folglich auch Sitten und Religion durch den Reichthum und die Menge so sehr gelitten haben; ehe auch der Gebrauch der starken Ge-

*) Essay upon the probable Methods etc.
**) In seiner History of the City of London.

Getränke, des Branntweins, Arraks und Rums, so sehr zugenommen, worüber Herr Maitland und alle Patrioten in England so bittere Klagen führen: so glaube ich, daß man der Kingischen Regel der Sterblichkeit für London den Vorzug werde geben müssen. Doch ist der Unterschied eben nicht sehr beträchtlich.

4) In Stockholm ist nach einer Mittelzahl, von dreyjährigen Verzeichnissen $\frac{1}{24}$ gestorben. Herr Wargentin meinet aber, daß das Verzeichniß der Einwohner etwas zu klein sey, vornehmlich deshalb, weil viele sich auf dem Lande, wo sie was Eigenes haben, aufzeichnen lassen, da sie doch einen großen Theil des Jahres über sich in der Stadt aufhielten, wo sie Kinder zeugen und ihre Todten begraben lassen *). Wiewohl dieses nicht viel verändern kann, wenn es auch 30 und noch mehr Familien wären.

5) Der fleißige Naturforscher in Holland, Herr Struyk **), hat sich ungemeine Mühe gegeben, die Zahl der Einwohner in Amsterdam zu bestimmen, und er urtheilet, daß um das Jahr 1752 keine zweymal hundert tausend Menschen darin befindlich wären. Nun waren von 1747 bis 1752 allda gestorben 49494, nach einer jährlichen Mittelzahl 8249. Diese würden sich zu zwey hundert tausend Einwohnern verhalten wie $1 : 24\frac{1}{7}$. Wenn einige tausend Einwohner weniger wären, würde die Sterblichkeit $\frac{1}{24}$ oder gar $\frac{1}{25}$ werden.

6)

*) Schwedische Abhandlungen, Vol. 17. p. 19.

**) In seinem Vervolg van de Staat van't menschelyk Geschlagt, p. 88 seq. so bey desselben 1753 zu Amsterdam herausgekommenen Vervolg van de Beschryvinge van de Staartsheeren befindlich ist.

6) Rom kann uns zur Bestätigung der Regel für große Städte einen sehr großen Dienst leisten. Nach dem Generalverhältnisse von 35 Jahren, nähmlich von 1709—1743, wie aus der vierten Tabelle in Süßmilchs göttl. Ordnung, 1. Th. im Anhange, S. 14—15 zu ersehen, ist die Sterblichkeit allda $\frac{1}{25}$. Nach den vier Mittelzahlen von 7 Jahren ist sie gewesen $\frac{1}{23}$, $\frac{1}{24}$, $\frac{1}{25}$ und $\frac{1}{27}$. In den 35 Jahren ist sie wohl 8mal bis auf $\frac{1}{21}$, ja bis auf $\frac{1}{19}$ hinangestiegen, dagegen sie auch 5mal bis auf $\frac{1}{30}$, und einmal gar bis auf $\frac{1}{31}$ herunter gekommen ist. Die bis auf $\frac{1}{19}$ vergrößerte Sterblichkeit zeigt epidemische Jahre, da hingegen die bis auf $\frac{1}{30}$ verringerte ein Zeichen besonders guter und gesunder Jahre ist. Man kann solches auch schon ohnedem aus dem bloßen Verzeichnisse der Todten erkennen, weil dergleichen außerordentliche Jahre im Leben oder Sterben gleich eine große Abweichung von den in der Reihe befindlichen Zahlen verursachen. Doch hier ist uns genug zu wissen, daß Rom mit London, Stockholm und andern großen Städten genau zutrifft.

7) Berlin giebt uns durch seine genauen Verzeichnisse gleichfalls eine große Hülfe in der Bestimmung der Regeln für große Städte, worüber die Süßmilchischen Tabellen, a. a. O. S. 22 fl. das nähere enthalten.

Das Generalverhältniß der Sterblichkeit ist $\frac{1}{28}$. Zweymal ist sie in den 9 Jahren von 1747—1755 bis auf $\frac{1}{25}$, und einmal bis auf $\frac{1}{26}$ gekommen, welches auch Jahre gewesen, da die Pocken und Masern gewütet haben. Dreymal ist sie bis auf $\frac{1}{30}$ verringert, und in dem 1753sten Jahre ist gar nur $\frac{1}{34}$ vermisset worden. Der epidemischen Jahre ohnerachtet ist doch die Sterb-

lichkeit, nach der neunjährigen Mittelzahl, nur $\frac{1}{29}$. Es scheinet also, daß Berlin etwas gesunder als Rom, London und Stockholm ist, oder daß die Ursachen, welche die Sterblichkeit vergrößern, hier noch nicht so groß als in den benannten Städten, und die Sitten vielleicht noch nicht so verderbt sind. Auch haben die gesunde Bauart und die geräumigen Straßen gewiß einen sehr wohlthätigen Einfluß auf das Leben der Einwohner in Berlin. Ueber London und dessen dicke und ungesunde Luft klagt nicht nur schon Graunt, sondern auch besonders der D. Short in der Vorrede zu seinen neuen Anmerkungen.

8) Diesen füge ich noch einige Städte von Holland bey, die zwar kleiner als die vorhergehenden, aber doch gute und Handlung treibende Städte sind. Struyk hat davon die Zahlen mühsam gesammelt *).

Es haben sich die Gestorbenen zu den Lebenden verhalten:

In Harlem	wie	1 : 24
In Leuwarden	—	1 : 24
In Schiedam	—	1 : $26\frac{1}{2}$
In einigen friesländischen Städten	—	1 : $26\frac{2}{3}$

Nachdem wir die Sterblichkeit auf dem Lande, in mittelmäßigen Städten und Marktflecken, wie auch in ganz großen Städten, durch die Erfahrung zu bestimmen gesucht haben: so ist noch übrig, eine brauchbare Regel für eine ganze Provinz oder für mehrere in einem ganzen Lande auszumitteln, welche die Einwohner der Städte und Dörfer unter sich begreift. Man

*) S. dessen Vervolg etc. p. 105 seq.

Man wird aus dem vorhergehenden leicht urtheilen, daß die Sterblichkeit nach einer solchen Provincialregel nicht so klein, wie in bloßen Dörfern, aber auch nicht so groß seyn könne, wie die in Städten, und viel weniger so groß, wie die in großen Städten. Sie kann nicht $\frac{1}{42}$, aber auch nicht $\frac{1}{32}$, und am wenigsten $\frac{1}{25}$ seyn.

Man wird zugleich auch einsehen, daß es nicht so leicht sey, eine solche allgemeine Regel für ganze Länder festzusetzen. Eine Provinz, oder ein Land hat mehr ansehnliche Städte als ein anderes. Es kommt hier vieles auf Handlung und Fabriken an, die unmöglich überall gleich seyn können. Ein Berlin in einer Provinz macht einen großen Unterschied. Die Kurmark hat 1800 Dörfer. Berlin allein hat mehr Einwohner als 500 Dörfer. Es ist auch nur Eine Residenz in einem Lande. Kann nun gleich diese Regel, aus Mangel genugsamer Listen und Erfahrungen, noch nicht bis zur größten Genauigkeit gebracht werden: so hoffe ich doch, daß wir von der Wahrheit nicht zu weit entfernt bleiben werden.

1) Im Kurfürstenthum Hannover ist die Sterblichkeit, im Durchschnitt der Städte und Dörfer, meist $\frac{1}{35}$ gewesen, oder genau wie $1:34\frac{4}{5}$.

2) In ganz Schweden ist die Sterblichkeit im Jahr 1749 gewesen $\frac{1}{36}$. So auch besonders in ganz Finnland, Upland, Gothland. Allein in Schonen und einigen andern Provinzen, wo dieses Jahr sehr epidemisch war, ist sie größer gewesen.

Herr Wargentin meinet, die Generalregel für Schweden werde $\frac{1}{40}$ seyn, wovon die Entscheidung von Listen mehrerer guter und gesunder Jahre müsse erwartet werden. Aus den hier

beygebrachten Beobachtungen aber zweifle ich fast, daß die Sterblichkeit für Schweden so klein ausfallen werde. Indessen kann es seyn, daß die Städte in den nördlichen Provinzen von Schweden weder an Gütern noch Menschen reich sind. Vielleicht sind auch die Sitten in selbigen weniger verderbt, und die Lebensart einfacher als in denen, die an der See liegen und Handlung treiben. Wenn Schweden darin von den deutschen Provinzen sehr verschieden wäre: so könnte die Sterblichkeit daselbst wohl nahe an $\frac{1}{40}$ hinan, und der vom Lande näher kommen.

3) Im Herzogthum Würtemberg ist in den 5 Jahren von 1750 — 1754, das Mittelverhältniß der Sterblichkeit meist $\frac{1}{31}$ gewesen.

4) In einer ansehnlichen Provinz lebten im Jahr 1755, 635998 Seelen, von welcher Zählung aber alle Familien ausgeschlossen waren, die zum Soldatenstande gehörten. Nun aber lagen in dieser Provinz gegen 30000 Mann im Quartier. Man rechne deren Weiber, Kinder und Bediente nur noch einmal so stark: so werden an die 700000 Seelen daselbst befindlich gewesen seyn, die zum Bürger- und Soldatenstande gehörten. In den Listen der Getrauten, Getauften und Begrabenen aber sind alle ohne Unterschied begriffen.

Nach einer guten Mittelzahl von etlichen Jahren waren daselbst getraut 5599, getauft 28392 und gestorben 19154. Es verhalten sich also die Todten zu den Lebenden wie $1 : 36,^5$ oder von 73 sterben 2. Die Fruchtbarkeit, oder das Verhältniß der Getauften zu der Zahl der Lebenden ist wie $1 : 24,^6$.

Da diese Sache von Wichtigkeit ist: so will ich noch auf eine andere Weise eine Generalregel

der

der Sterblichkeit für ganze Provinzen zu bestimmen suchen. Man wird durch diese Methode zugleich das Verhältniß der Einwohner in Städten zu denen auf dem Lande ziemlich nahe bestimmen können.

Im Jahr 1755, so ein ordentliches und gutes Jahr gewesen ist, waren in der Kurmark gestorben 18051, und davon auf den Dörfern 9833, in allen Städten 8218. Wenn man nun die erstere Zahl mit 42, die letztere mit etwa 30 multipliciret: so haben in den Dörfern 412986
in den Städten 246540
in allem zusammen gelebet 659526

Zu dieser ganzen Summe der Lebenden verhält sich die ganze Summe der Gestorbenen, wie $1 : 36\frac{1}{2}$, und also stirbt in der Kurmark einer von $36\frac{1}{2}$.

In der Neumark sind in eben dem Jahre gestorben 6081, in den Städten 2296, in den Dörfern 3785. Beyde Zahlen mit 30 und 42 multiplicirt, geben

an Einwohnern der Städte	68880
— — der Dörfer	158970
zusammen	227850

Diese durch die ganze Summe der Gestorbenen dividiret geben zum Verhältniß $1 : 37\frac{2}{5}$.

In ganz Pommern sind in eben dem guten Jahre gestorben 9420, in den Städten 2977, in den Dörfern 6443. Beyde Summen mit 30 und 42 multiplicirt, geben

an Einwohnern in Städten	89310
— — in Dörfern	270606
zusammen	359916

Diese durch die Gestorbenen dividiret, geben zum Verhältniß der Sterblichkeit $1 : 38\frac{2}{5}$.

Alle drey Provinzen in eine Summe gebracht, geben

Gest. in Städten	13491	· 30 =	404730	Lebende
— in Dörfern	20061	· 42 =	842562	—
	33552		1,247292	

durch 33552 div.) $27\frac{2}{1}$.

Es würde also nach diesem Versuche das allgemeine Maß der Sterblichkeit für ganze Provinzen und Länder, Städte und Dörfer in eins geworfen, $\frac{1}{37}$ seyn.

Es ist etwas größer geworden, als was die hannöverischen und würtembergischen Lande gegeben haben. Allein es gründet sich auch dieser Versuch lediglich auf ein gesundes und ordentliches Jahr. Wenn man sich einer Mittelzahl von etlichen gemischten Jahren bedienen wollte: so würde die Zahl der Lebenden um etwas geringer werden, die jährlich einen abliefern muß. Man kann daher annehmen, daß man niemals viel fehlen werde, wenn man die allgemeine Sterblichkeit auf $\frac{1}{36}$ oder $\frac{1}{35}$ setzet. Wenn man aber die Gestorbenen in einer Provinz mit 35 oder 36 multiplicieren will, um die Zahl der Lebenden zu wissen: so muß man sicher seyn, daß das Jahr, so man berechnet, nicht epidemisch gewesen. Am besten ists, wenn man eine gute Mittelzahl der Gestorbenen von etlichen guten oder doch vermischten Jahren zum Grunde legt. Dadurch wird der Abstand von dem wirklichen so klein als möglich gemacht werden.

Bey dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, eine Anmerkung beyläufig einzuschalten, die hin und wieder von einigem Nutzen seyn kann. Sie betrifft das Verhältniß der Einwohner des Landes und der Städte gegen einander.

Wenn

Wenn man die Summe der Bürger mit der ganzen Summe aller Einwohner einer ganzen Provinz vergleicht: so sind die Einwohner der Städte in Pommern noch nicht $\frac{1}{4}$ des Ganzen, und folglich die Landleute über $\frac{3}{4}$; in der Kurmark aber auch noch nicht $\frac{1}{3}$, sie sind aber nur zum Ganzen wie 1 zu $2\frac{67}{100}$. Das macht Berlin, welches allein so viel als 12 mittelmäßige, und als 30 und mehr kleine Städte enthält. Wenn man diese drey Provinzen in eine Summe bringt: so verhalten sich die Einwohner der Städte zur ganzen Provinz wie 1 zu $3\frac{1}{11}$. Man kann hieraus ohngefähr diese Schlüsse machen:

1) Daß in einem großen Lande gemeiniglich der dritte Theil aller Einwohner in Städten, $\frac{2}{3}$ aber auf dem Lande leben. Wenn also 300000 Einwohner in einer Provinz sind: so sind davon 100000 in Städten und 200000 in Dörfern.

2) Die Einwohner des Landes sind also noch einmal so zahlreich, als die in Städten, oder gegen einen Bürger kann man mehrentheils zwey Bauern rechnen.

Es kommt hierin viel auf den Zustand, Cultur, Lage und Handlung einer Provinz an, daher in Pommern die Bürger noch nicht $\frac{1}{4}$ des Ganzen sind, oder es kommen allda mehr als 3 Bauern gegen einen Bürger; in der Kurmark aber sind noch nicht 2 Bauern gegen einen Bürger. Wenn man aber eine weniger cultivirte und handelnde Provinz mit andern verbesserten in eines wirft: so werden wohl meistens vorige Regeln zum Muster dienen können.

Aus dem bisher angeführten Beweise erhellet demnach, daß die Sterblichkeit

1) auf dem Lande in guten Jahren $\frac{1}{42}$ bis $\frac{1}{43}$, in gemischten Jahren $\frac{1}{38}$ ist. Will man

2) aus beyden ein Mittel nehmen; so kann man die Sterblichkeit für Dörfer auf $\frac{1}{40}$ setzen. Man muß nur bey dem Gebrauche der Regel wissen, was man für Jahre hat.

3) In kleinen Städten ist die Sterblichkeit $\frac{1}{32}$.

4) In größern, wie Berlin, $\frac{1}{28}$.

5) In noch größern, wie Rom, London, u. s. w. kommt sie auf $\frac{1}{24}$ bis $\frac{1}{25}$.

6) Will man für kleine und große Städte durch einander ein Mittel nehmen: so wird man die Sterblichkeit für alle Städte durch einander füglich auf $\frac{1}{30}$ setzen können, indem nicht in allen Provinzen große Städte sind oder doch nicht viele, deren Lebensart den großen gleich zu schätzen, der kleinern Städte sind aber überall die mehresten.

7) In ganzen Provinzen, Städte und Dörfer durch einander, ist die Sterblichkeit $\frac{1}{35}$ bis $\frac{1}{36}$.

Aus den bisher beygebrachten Beyspielen von großen und kleinen Städten, von Dörfern und ganzen Provinzen erhellet, daß in der Sterblichkeit etwas beständiges und allgemeines sey. Wenn z. B. die Sterblichkeit in den kurmärkischen Dörfern, in einerley und ähnlichen Jahren, in einer Superintendentur $\frac{1}{20}$, in der andern $\frac{1}{30}$, in der dritten $\frac{1}{40}$, dann $\frac{1}{50}$, $\frac{1}{60}$, $\frac{1}{70}$ u. s. w. gewesen wäre: so würde man ihnen mit Recht Aehnlichkeit und Uebereinstimmung absprechen. So aber ist der Abstand von einander in den 20 Diöcesen nicht größer, als 37 und 50. Nach den größeren Summen mehrerer Inspectionen wird der Abstand schon merklich kleiner, und ist nur wie 41 und 45, oder die ganze Differenz ist 4. So nahe kommen sie sich also zusammen. Die Uebereins-

bereinstimmung ist noch größer, wenn man blos auf die mehresten Fälle sieht, und die am meisten abgehenden, aber einzelnen und wenigen Fälle weglässet. Nach den 6 guten Jahren war die Sterblichkeit nach 5 Nummern $\frac{1}{42}$, nach 3 andern $\frac{1}{43}$, und $\frac{1}{44}$ nach 3 andern. Nach den 10 vermischten Jahren gaben 2 Nummern $\frac{1}{38}$, fünf andere $\frac{1}{39}$. So nahe stimmten folglich die allermeisten Fälle überein. Nach eben den 10 Jahren gaben die größten Zahlen einen noch kleinern Unterschied, indem die Sterblichkeit in den allermeisten Fällen $\frac{1}{38}$ war, und der ganze Abstand war nicht größer, als 37 und 39. Kann wohl etwas geringeres mit Billigkeit verlanget werden? Wenn mit der Zeit noch mehrere und größere Listen werden gesammelt werden: so wird gewiß die Uebereinstimmung noch mehr in die Augen fallen, weil, wie schon erinnert ist, diese Ordnung sich im Kleinen zu verbergen scheinet, und nur durch große Summen zum Vorschein gebracht werden kann. Je größer die Summen werden, die man vergleicht: desto mehr verschwinden die Unrichtigkeiten der kleinen Zahlen.

Diese Uebereinstimmung ist nun nicht nur unter den hiesigen Dörfern, sondern die Regel der Sterblichkeit ist in Schweden, England und anderswo einerley.

So wie in der Sterblichkeit der Landleute, eben so ist auch unter den Einwohnern der Städte eine Uebereinstimmung derselben. Sollte man es sich wohl als möglich vorgestellet haben, daß Rom, London, Amsterdam und Stockholm einerley Gesetzen unterworfen seyen, da doch die Himmelsstriche, worunter sie liegen, die Nahrungsmittel und andere Umstände ziemlich unterschieden

schieden sind? Woher kommt aber diese Abweichung benannter Städte von den Dörfern? Wir können die Ursache in nichts, als in dem sehr großen Unterschiede der Lebensart und Sitten suchen. Die Aehnlichkeit der Sitten und Lebensart ist die Ursache, daß die Regeln der Sterblichkeit auf dem Lande und in großen Städten allenthalben gleich groß sind, und immer einen ähnlichen Unterschied der Sterblichkeit zwischen Städten und Dörfern zeigen.

Die Natur und derselben Kräfte sind also überall gleich: die Ungleichheit in der Dauer ist allein in der Unähnlichkeit der Sitten und Diät gegründet. Wären die Sitten und Lebensart überall, in Städten und auf dem Lande, so wie die Natur, von einerley Beschaffenheit: so würde die Sterblichkeit auch meist einerley seyn.

Aus der Uebereinstimmung und Beständigkeit dieser Regeln lassen sich nun mit Sicherheit diese Folgen herleiten:

1) Aehnliche Zeiten und Oerter lassen sich in Vergleichung setzen. Wo Sitten und Lebensart, als die Ursachen der kleinern und größern Sterblichkeit, von einerley Beschaffenheit sind, da werden auch die Wirkungen von gleicher Größe seyn. Es werden also auch von gleichen Zahlen der Einwohner jährlich gleich viele sterben. Es versteht sich aber von selbst, daß die Jahre an den Orten, die man vergleichen will, von ähnlicher Beschaffenheit gewesen seyn müssen. Wenn man epidemische mit gesunden Jahren, oder Dörfer mit Städten vergleichen wollte, würde man sehr fehlen. Es lässet sich daher weiter schliessen:

2) Wenn und wo gleich viele sterben, da müssen auch gleich viele leben. Wo nur halb so

viele

viele sterben, da leben auch nur halb so viele, wenn sonst die Umstände ähnlich, und an dem Orte ähnlich geblieben sind.

Nach dieser Regel lassen sich folglich allerley nützliche Vergleichungen der Länder und Städte anstellen. Z. E. in der Kurmark war um das Jahr 1700 die Mittelzahl der Gestorbenen 7600, um das Jahr 1755 war sie ohngefähr 18000. Diese Zahlen verhalten sich zu einander, wie $10:23\frac{2}{3}$. Es müssen also nach etwa 50 Jahren in selbiger mehr als zweymal so viele gelebet haben.

In London starben um das Jahr 1600 jährlich 6200, um das Jahr 1720 war die Mittelzahl meist 24000; also lebten diesesmahl viermahl so viele, als vor 120 Jahren. Seit 1720 bis 1750 haben die Todten abgenommen, folglich auch die Lebenden in eben der Proportion. In Rom war um das Jahr 1740 die Mittelzahl der Todten ohngefähr 6000, in London um eben die Zeit 26000; folglich ist London über viermal so volkreich als Rom, oder Rom war damals eben so volkreich, als London um das Jahr 1600. Da vorher erwiesen ist, daß die Regeln der Sterblichkeit an beyden Orten einerley sind: so lässet sich die Vergleichung sicher anstellen. Berlin hatte um das Jahr 1750 ohngefähr 4000 Todte. Also hat Rom etwa ein halb mahl so viel Einwohner, und London ohngefähr sechsmal so viel, als Berlin. Der kleine Unterschied in der Sterblichkeit kann hier die Vergleichung und einen ohngefähren Ueberschlag nicht hindern. Paris und London läßt sich nicht durch die Todtenzahlen vergleichen, weil diese am ersteren Orte, wegen der auf das Land an Ammen ausgethanen Kinder nicht vollständig sind.

Ganz:

Ganze Länder oder grössere Provinzen lassen sich daher auch ohne Bedenken in Vergleichung setzen, weil kein Grund einer sonderlichen Unähnlichkeit zu sehen ist. Sie bestehen alle aus Städten und Dörfern, und die mehresten in gleichem Verhältniß. Die Sitten und Lebensart in Städten und Dörfern werden auch nicht sehr unterschieden seyn. So werden sich z. E. Preussen, Pommern und die Neumark verhalten, wie die Mittelzahlen ihrer Sterbenden, nähmlich um das Jahr 1755, wie 19000, 9000 und 5500. Im Herzogthume Würtenberg war die fünfjährige Mittelzahl der Todten ohngefähr 15000. Es hat also so viel Einwohner als Pommern und die Neumark zusammen haben u. s. w. Es folget weiter hieraus,

3) daß man nicht Städte mit ganzen Provinzen nach gleichen Regeln berechnen und in Vergleichung setzen könne. Die Ursache liegt in der erwiesenen Ungleichheit der Sterblichkeit in Städten und in ganzen Provinzen. Z. E. in Berlin war die letzte Mittelzahl der Todten 4000, in der ganzen Kurmark 18000. Würde man nicht sehr fehlen, wenn man schliessen wollte, daß die Einwohner von Berlin sich zu denen in der ganzen Provinz verhielten, wie die Todten zu einander? Will man sie aber vergleichen: so muß man erst die Todten von Berlin durch 28, und die von der ganzen Provinz mit 36 multiplicirem: so werden sie sich sodann in Vergleichung setzen lassen, wovon vorher ein Beyspiel gegeben worden.

Verhältniß der jährlich getrauten Paare zu der Zahl der Einwohner eines Ortes oder eines Landes *).

Die Ehen sind der Grund der Fruchtbarkeit und Vermehrung der Einwohner eines Landes. Da vorher erwiesen ist, daß dem Tode gewisse Gesetze vorgeschrieben sind, und daß jährlich in ganzen Provinzen ohngefähr einer von 36 Lebenden die Schuld der Natur bezahlen müsse: so kommt es nun darauf an, daß dagegen wieder so viele gebohren werden, als derselben sterben: so kann keine Vermehrung erfolgen. Sollte also das Grundgesetz der Welt in Erfüllung gehen, daß die Menschen sich mehren, und den Erdboden bevölkern sollten: so mußten jährlich der Gebornen mehr seyn, als der Sterbenden. Es mußte also möglich seyn, daß so viele Personen heyrathen könnten, damit eine hinlängliche Zahl der Ehen entstände, die so viele Kinder bringen könnten, als zum Ueberschuß der Gebornen über die Gestorbenen nöthig war. Die Möglichkeit und Wirklichkeit der Fruchtbarkeit mußte demnach dieser Absicht angemessen seyn.

Es ist aber die Fruchtbarkeit gedoppelt. Die eigentliche, besondere und eheliche Fruchtbarkeit ist diejenige, welche aus dem Verhältniß der Ehen zu den Kindern, die aus einer Ehe erzeuget werden, entstehet, die bald größer bald kleiner seyn kann. Wir werden im folgenden sehen, daß im Ganzen mehrentheils 4 Kinder auf jede Ehe können gerechnet werden, wenn man die unfruchtbaren Ehen mit den fruchtbaren zusammen rechnet.

Der

*) Süßmilch a. a. O. S. 98 ff.

Der Begriff der Fruchtbarkeit beziehet sich aber auch zuweilen auf die Einwohner eines Landes, und diese kann man füglich die allgemeine oder die Fruchtbarkeit des Landes nennen. Sie erwächst aus dem Verhältniß der geschlossenen und stehenden Ehen zu der Anzahl der Einwohner eines Landes. Wenn z. E. in A und B gleich viel Menschen sind, etwa 10000, in A aber entstehen jährlich 125, und in B nur 90 Ehen: so läßt sichs leicht einsehen, daß in A mehr Kinder als in B werden erzeugt werden, wenn nähmlich die andern Umstände und die eheliche Fruchtbarkeit als gleich angenommen wird. A wird also fruchtbarer seyn als B, und die Vermehrung der Einwohner wird dort auch geschwinderen Fortgang haben als hier. Soll demnach die Fruchtbarkeit in A und B gleich groß seyn: so muß nicht nur die eheliche und besondere, sondern auch die allgemeine, von gleicher Beschaffenheit seyn; es müssen sich die Gebohrnen zu den Ehen, und die Ehen zu der Zahl der Einwohner an einem Orte so verhalten, wie an dem andern.

Wenn den Trieben der Natur und dem Entschlusse der Menschen ein vernünftig-freyer Lauf gelassen würde: so läßt sichs leicht zum voraus einsehen, daß sodann das Verhältniß der Heyrathenden zu den Lebenden jederzeit ziemlich gleich seyn würde, weil die Triebe mehrentheils zu gleicher Zeit zu entstehen, und alle übrigen Umstände sich mehrentheils gleich zu seyn pflegen. Dieses kann aber nur in einem noch nicht bevölkerten Lande, und wo es an Unterhalt gar nicht fehlen kann, statt haben. Sobald wir aber ein Land setzen, das schon ziemlich mit Menschen angefüllet ist: sobald müssen wir uns auch Hindernisse vorstellen.

len, die von der klugen Vorsicht der Menschen entstehen. Wer sich zum Heyrathen entschliesset, der übernimmt auch zugleich Pflichten, die ihn zum Unterhalt einer Familie verbinden. Wenn es daher an Gelegenheit zum Unterhalte fehlt: so wird der Entschluß gehemmet. Je schwerer der Unterhalt ist, desto mehr Schwierigkeiten findet das Heyrathen, und desto langsamer geht es damit. Wenn zu diesen Schwierigkeiten, die aus der Bevölkerung natürlich entstehen, auch äußerlicher Zwang hinzu kommt, wodurch Menschen durch Gesetze und mit Gewalt vom Heyrathen abgehalten werden: so muß die Zahl der Heyrathenden in Ansehung des Volks noch geringer seyn und werden. Wenn in einer Stadt zahlreiche Schulen und eine blühende Handlung sind, wozu viele junge Leute gehören, die noch nicht heyrathen können: so müssen daselbst weniger Ehen in Verhältniß der Einwohner geschlossen werden, als da, wo dieses nicht ist. Wo aber viel Verdienst und Nahrungsmittel sind, wo täglich neue Quellen zur Nahrung geschaffen werden; da muß die Zahl der Ehen einen stets proportionirlichen Fortgang haben. Nach diesen vorläufigen Folgerungen läßt sichs zum voraus einsehen, daß sich bey diesem Verhältnisse einiger Unterschied, wegen der verschiedenen Beschaffenheit der Länder und Städte und Nahrungsmittel, werde finden müssen.

Wir wollen zuerst sehen, wie es auf dem Lande in diesem Stücke aussieht, weil sich allda eine ziemliche Gleichförmigkeit vermuthen läßt.

Die Tabelle von den Dörfern der Kurmark Brandenburg (siehe oben, bey Seite 745.) giebt das General-Verhältniß wie 1 zu 109, oder unter 109 lebenden Personen giebt es mehrentheils

jährlich Ein Ehepaar, oder unter 55 ist eine heyrathende Persen.

Die besondern Verhältnisse in den 20 Abtheilungen der Dörfer sind nachstehende: Die jährlich geschlossenen Ehen verhalten sich zu der Zahl der lebenden.

Nach Num. XVII, wie	— —	95
XX.	— — —	99
XVI.	— — —	103
XV.	— — —	104
X.	— — —	106
II. und IX.	— —	107
IV. und XIV.	1 :	108
VI.	— — —	110
I. VII. XVIII.	—	112
III. V. XI. XIII. XIX.		113
XII.	— — —	115
VIII.	— — —	117

Hieraus erhellet, daß unter 95 und über 117 keine Zahlen der Lebenden gewesen sind, die eine Ehe gegeben haben. Die meisten Zahlen sind zwischen 107 und 113. Es ist auch nicht wahrscheinlich, daß diese Gränzen leicht können verringert oder erweitert werden, wenn nicht 1) epidemische Seuchen, oder gar die Pest, oder 2) der Krieg viele Ehen trennen, und mehr Gelegenheit zum Heyrathen geben, oder wenn nicht 3) auf dem Lande mehr Nahrungsmittel verschaft werden, welches durch Beförderung des Ackerbaues, des Fleißes, durch Radungen und Anlegung neuer Dörfer, oder auch durch vernünftige Vertheilung großer königlicher, oder anderer Ackerhöfe unter mehrere kleinere Ackerleute geschehen kann. So lange aber der alte Fuß einer Landes-Oeconomie bleibt, wird es auch wohl meist bey diesem Verhältnisse der Ehen zu den Lebenden verbleiben, und es kann keine neue Ehe

geschlos-

geschlossen werden, wofern nicht der Tod Platz macht.

Nach des Herrn Wargentins *) Angabe verhalten sich die jährlich heyrathenden Paare zu den Lebenden

1) in Finnland, nach dem General-Verhältniß, wie 1 zu 108, oder unter 54 ist eine heyrathende Person. Diese genaue Uebereinstimmung mit der Mark ist merkwürdig.

2) In den andern Provinzen von Schweden ist das Verhältniß wie 1:126, oder unter 63 ist nur Eine heyrathende Person. Dies ist also weniger als in Finnland. Da hier in beyden Fällen die Rede ist von ganzen Provinzen: so müssen in letzterer beym Heyrathen sich mehr Schwierigkeiten finden als in der erstern. Herr Wargentin urtheilet daher, daß, wenn in Schweden allezeit in Ansehung von Finnland weniger Ehepaare seyn sollten, solches ohne Streit seinen Grund in der Landes-Oeconomie haben müsse, weil es unleugbar sey, daß so fruchtbare Provinzen als Südermannland und West-Gothland, eine eben so starke Vermehrung des Volks, als Finnland vertragen können.

Von den Dörfern in Holland giebt Herr Struyk nachstehende Beobachtung: **)

„In 22 Dörfern sind gezählet worden 25434 Menschen, worunter 4969 getraute Paare gewesen. Jährlich sind 401 Paar getraut worden. Unter 63 $\frac{4}{10}$ oder unter 64 zugleich lebenden Menschen ist demnach jährlich Ein heyrathendes Paar. Die Ehen scheinen durch einan-

*) Schwedische Abhandlungen vom Jahr 1754. Vol. 16. pag. 253.

**) Vorvolg pag. 85.

der $12\frac{2}{5}$ Jahre zu dauern, oder von 62 stehenden Ehen, alte und junge Eheleute durch einander gerechnet, werden jährlich 5 durch den Tod des Mannes oder der Frau getrennet."

Man wird vielleicht unter allen sonstigen Listen kein einziges gleiches Beyspiel finden, daß unter 64 Personen jährlich 1 Ehepaar, oder daß unter 32 Eine heyrathende Person gewesen wäre, und es könnte diese große Abweichung zweifelhaft scheinen, wenn nicht des Herrn Strupks Genauigkeit dagegen die Gewähr leistete. Die Richtigkeit scheinet auch daher zu erhellen, weil 1) in Holland wegen des großen Handels auch die häufigsten Nahrungsmittel verhanden sind. Wer nur arbeiten will, kann da Brod schaffen, und zwar verhältnißmäßig zum Unterhalte einer Familie. Will das eine nicht recht gehen, so ist Gelegenheit zu andern Handthierungen. Folglich werden dadurch viele Hindernisse des Ehestandes gehoben. Sodenn ist 2) die Schiffarth allda überaus weitläuftig. Ohnstreitig gehen auch aus den Dörfern, woraus diese Liste genommen, viele Männer mit zu Schiffe. Dieses giebt Gelegenheit zu häufigern Trennungen der Ehen, weil bekannt ist, daß durch die Seefarth und die damit verbundenen Unglücksfälle viele Menschen umkommen. Folglich ist es leicht möglich, daß allda eine Frau nach einander viel mehr Männer nimmt, als wohl sonst gewöhnlich ist. Aus dieser Ursache kann daselbst das Heyrathen häufiger seyn, ohne daß dadurch eben die Fruchtbarkeit ausnehmend befördert würde, weil 3, 4 und mehr genommene Männer nur als einer anzusehen sind. Dieses Beyspiel von holländischen Dörfern kann man daher nicht mit zu den Regeln ziehen, weil es wohl wenige Länder in der

Welt

Welt geben wird, die mit dem zwar kleinen, aber sonst wenigstens so blühenden und reichen Holland zu vergleichen seyn möchten.

In den Dörfern von England ist nach den Listen des Herrn D. Shorts das Verhältniß wie 1 zu 119, in den Marktflecken und kleinen Städten wie 1 zu 115, in beyden zusammen wie 1 zu 117, oder unter 58 bis 59 ist Eine heyrathende Person. In den kleinen einzelnen Fällen der Dörfer ist die Zahl der Lebenden gegen eine Ehe zum Theil viel höher gestiegen. Allein das sind kleine Abweichungen, die in größeren Summen verschwinden.

Was die Städte betrifft: so geben

1) die kleinen Städte in der Kurmark (Tab. C. zu S. 745 Nr. 3.) unter 98 Personen jährlich Eine Ehe, oder unter 49 ist Ein Heyrathender. In einigen ist mehr, in andern weniger. Das beruhet auf der verschiedenen Nahrung der Städte, die sich selten gleich ist.

2) Berlin hat nach dem Generalverhältniß der 9 Jahre von 1747 — 1755 *) unter 110 Personen Ein Ehepaar gehabt. Dieses stimmet mit den brandenburgischen Dörfern fast überein. Nach den einzelnen Fällen ist das Heyrathen im Jahr 1754 und 1752 am stärksten, in den ersten vier Jahren von 1747 bis 1750 aber am kleinsten gewesen.

Vom Verhältnisse der Gebornen zu den Ehen.

Nach einer Mittelzahl, die aus sehr großen Summen ganzer Länder genommen ist, kann

*) S. Süßmilchs siebente Tabelle, im Anhange zum ersten Theile der göttlichen Ordnung, S. 21.

man 4 Kinder auf jede Ehe durch die Bank rechnen.

Dieses ist in der That wichtig, wenn man die Zahl der Kinder betrachtet, die aus einer Ehe erwartet werden könnte. Die Zeit der Zeugung bey dem weiblichen Geschlecht ist auf ohngefähr 25 Jahre bestimmet. Rechnet man 2 Jahre auf jedes Kind, zur Schwangerschaft und zum Säugen: so können ganz natürlich 12 Kinder von einer ordentlichen und bey Gesundheit fortgesetzten Ehe erwartet werden, welche Zahl bey Zwillingsgeburten noch höher steigen kann, wie es denn nicht an Beyspielen fehlt, daß Frauen 20 und mehr Kinder geboren haben.

Man hat Beyspiele von außerordentlich fruchtbaren Ehen. Derham *) gedenket des Babo, eines Grafen von Abensperg, welcher außer 8 Töchtern 32 Söhne gehabt, mit denen er bey dem Kaiser Heinrich II. auf der Jagd erschienen; wahrscheinlich sind sie aber nicht von einer Mutter gewesen, daher dieses Beyspiel nicht eigentlich hierher gehört. Er führet auch ein Beyspiel einer sowohl für sich, als auch in den Nachkommen fruchtbaren Ehe an, indem in England Frau Maria Honywood 16 Kinder gehabt, von denen sie in ihrem 93sten Jahre, da sie gestorben, 114 Enkel, 228 Kinder von Enkeln und 900 Urenkel, also in allem 1258 Nachkommen erlebet hat, ohnerachtet 5 von ihren Kindern nicht geheyrathet hatten. Dieses ist in der That ein seltenes Beyspiel einer ausnehmenden Vermehrung und Vervielfältigung in weniger denn 100 Jahren.

Wie

*) Physicotheologie l. 4. c. p. 355.

Wie weit aber bleiben wir nun nicht von der Fruchtbarkeit entfernet, die nach dem ordentlichen Laufe möglich zu seyn scheinet? Wenn man 12, ja nur 10, oder gar nur 8 Kinder für jede Ehe rechnen wollte, und man wollte auch gegen 3 fruchtbare Ehen jederzeit eine unfruchtbare rechnen: so sollte man dafür halten können, daß auf jede Ehe, wenn man sie durch einander rechnet, wenigstens 6 Kinder kommen müßten. Allein hieran fehlet ein ganzes Drittheil, indem nur 4 Kinder nach einem Mittel gerechnet werden können.

Nachstehende Tabelle wird die Sache in ein mehreres Licht setzen, und zu mancherley schönen und nützlichen Betrachtungen Anlaß geben. Um der in den Bruchrechnungen Ungeübten willen sind die Verhältnisse auch in ganzen Zahlen hinzugefüget.

Tabelle,

woraus die besondere Fruchtbarkeit der Ehen in verschiedenen Ländern und Städten zu erkennen ist *).

I. Beyspiele aus Deutschland.

	Eine Ehe giebt: Kinder	oder zehn Ehen geben: Kinder
1. In den Dörfern der Kurmark Brandenburg — —	2, 6	36
2. In den kleinen Städten derselben	3, 9	39
3. In Berlin, von 1747 — 1755, 9 Jahre — —	3, 8	38
ebendaselbst in 25 Jahren, von 1732 — 1754 — —	3, 9	39
4. Im Königreich Preußen, in 64 Jahren — — —	4, 2	42
5. In der Kurmark Brandenburg, in 36 Jahren — —	3, 7	37
6. In der Neumark, in 60 Jahren	3, 8	38
7. In Herzogthum Pommern, in 60 Jahren — —	3, 8	38
8. Im Herzogthum Magdeburg, in 62 Jahren — —	3, 9	39
9. Im Fürstenthum Halberstadt, in 68 Jahren — —	3, 8	38
10. In der Grafschaft Hohenstein, in 61 Jahren — —	3, 6	36
11. Im Fürstenthum Minden, in 69 Jahren — —	3, 6	36
12. Im Herzogthum Cleve, in 59 Jahren — — —	3, 6	36
12. Im Herzogthum Geldern, in 29 Jahren — —	4	40
14. Im Fürstenthum Ostfriesland, in 9 Jahren — —	3, 4	34

15.

*) Die Listen, woraus diese Resultate gezogen sind, befinden sich in Süßmilchs göttlicher Ordnung, im Anhange zum ersten Theile.

	Eine Ehe giebt: Kinder	oder zehn Ehen geben: Kinder
15. In der Herrschaft Lauenburg, in 24 Jahren — —	4	40
16. Im Fürstenthum Mörs, in 14 Jahren — —	3	30
17. In der Grafschaft Tecklenburg, in 14 Jahren — — —	3, 5	35
18. In der Grafschaft Lingen, in 14 Jahren — —	3, 3	33
19. In allen preußischen Provinzen von 1698 — 1701, in 4 Jahren	3, 6	36
von 1717 — 1728, in 12 Jahren	4	40
von 1751 — 1756, in 6 Jahren	4, 2	42
in den 18 Jahren —	4, 1	41
20. Zu Zürich in der Schweiz, in 50 Jahren — —	3, 4	34
21. Zu Halle in Sachsen, in 57 Jahren — — —	3, 9	39
22. Zu Königsberg in Preußen, in 18 Jahren, von 1723 — 1740 —	3, 7	37
23. Zu Danzig, von 1701 — 1708	4	40
1711 — 1730, in 20 Jahren	3, 8	38
1731 — 1750, in 20 Jahren	3, 9	39
24. Zu Leipzig, 1617 — 1623, in 7 Jahren — — —	2, 8	28
1638 — 1641, in 4 Jahren	2, 8	28
1641 — 1673, in 30 Jahren	3	30
1681 — 1700, in 20 Jahren	3, 2	32
1701 — 1720, in 20 Jahren	3, 1	31
1721 — 1740, in 20 Jahren	3	30
1741 — 1756, in 16 Jahren	2, 9	29
25. Zu Augspurg, 1501 — 1503, in 3 Jahren — —	3, 3	33
1573 — 1582, in 10 Jahren	3, 8	38
1593 — 1622, in 30 Jahren	3, 7	37
1636 — 1665, in 30 Jahren	3, 7	37
1666 — 1695, in 30 Jahren	3, 6	36
1721 — 1750, in 30 Jahren	3, 3	33
26. Zu Freyberg in Sachsen, in 100 Jahren — —	3, 7	37

	Eine Ehe giebt Kinder	oder zehn Eben geben: Kinder.
27. In allen sächsischen Städten, im Jahr 1718 — — —	3, 3	33
II. In England.		
1. In kleinen Städten —	3, 9	39
2. Auf den Dörfern —	4	40
3. Zu Harwood in 37 Jahren, conf. Derham l. 4. c. 10. —	3, 4	34
4. Zu Leeds in 122 Jahren —	3, 7	37
5. Zu Tverton, in 90 Jahren	3, 7	37
6. Zu Cranbrock, in 90 Jahren	3, 9	39
7. Zu Hantschire, in 62 Jahren	4	40
8. Zu Upminster in Essex, in 100 Jahren — —	4, 6	46
9. Zu Aynho in Northumberland, in 118 Jahren — —	6	60

Alle diese Verhältnisse des Derhams gründen sich auf Listen, daher an deren Richtigkeit nicht zu zweifeln ist. Außerdem aber setzt er das Verhältniß für London wie 1 : 4. Und für ganz England überhaupt wie 1 : 4, 6 oder 10 zu 46, und noch genauer, wie 100 zu 463. Es wäre zu wünschen, daß er hiervon den Grund angegeben hätte, weil aus vorstehenden Verhältnissen solches nicht zu erkennen ist.

Nach der Tabelle des D. Short von englischen Dörfern und Städten ist das Verhältniß der getrauten Paare zu den Getauften gewesen

in den Städten,	wie	10 : 33
in den Dörfern	—	10 : 39
in der 2ten Per. der Dörfer	—	10 : 43
in allen Dörfern zusammen	—	10 : 42
in den Städten und Dörfern zusammen men, wie		10 : 36

III. In Schweden, Holland, Dännemark und Frankreich.

	Eine Ehe giebt Kinder	oder zehn Ehen geben Kinder
1. In einigen schwedischen Kirchspielen und Landpfarren *).		
Wassenda, in 25 Jahren —	3, 9	39
Kräcklinge, in 50 Jahren —	3, 1	31
Ferssö, in 43 Jahren —	3, 1	31
Ahlem, in 25 Jahren —	4	40
2. In ganz Schweden **) —	4, 1	41
3. In Copenhagen, in 6 Jahren, von 1719—1724 — —	3, 5	35
ebendas. in den Jahren 1751, 52, 54, 58 — —	3, 2	32
im ganzen Stift Seeland	3, 8	38
4. Zu Dordrecht, in 40 Jahren, von 1700—1739 — —	3, 2	32
5. Zu Gouda, in 39 Jahren, von 1701—1739 — —	3, 3	33
6. Zu Amsterdam, 1 Jahr, 1724	3, 3	33
7. Zu Paris,		
3 Jahre, von 1670—1672	4, 6	46
5 Jahre, von 1726—1730	4, 6	46
6 Jahre, von 1731—1736	4, 6	46
2 Jahre, 1745, 1746	4, 8	48
4 Jahre, von 1748—1751	4, 2	42
4 Jahre, von 1753, 54, 57, 58	3, 8	38
in 28 Jahren, von 1723—1751	4, 5	45

Aus den angeführten häufigen Beyspielen wird sich als eine Regel herleiten lassen,

1) daß im Ganzen und in großen Provinzen mehrentheils nach einem Mittel 4 Kinder auf eine Ehe kommen oder 40 gegen 10.

2) daß diesem Verhältnisse die Städte sich mehrentheils zwar nähern, aber nur selten gleich werden,

*) Abhandlung der schwed. Acad. Vol. 16. p. 173.
**) Ebendas. p. 252.

werden, noch seltener aber es übersteigen. Sie geben gemeiniglich 36, 38 bis 39 Geburten für 10 Ehen, wie aus den vieljährigen Beyspielen von Berlin, Danzig, Königsberg, Augspurg, Freyberg und andern zu sehen. Leipzig und Paris weichen hiervon sehr ab, jenes in der Unfruchtbarkeit, dieses in der Fruchtbarkeit. Sollte man alle Städte in eine Summe werfen, wie es mit den preußischen Provinzen geschehen ist: so zeiget ein nur ohngefähr gemachter Ueberschlag, daß nicht 40, sondern etwa nur 35 Kinder auf 10 Ehen kommen würden.

3) Es erhellet ferner daraus, daß die Dörfer eben nichts vorzügliches vor den Städten haben, und daß die Fruchtbarkeit der Ehen von einerley Größe sey. Dieses beweisen die Dörfer der Kurmark, in England, desgleichen in Schweden, wie auch in Dännemark und im Stift Seeland. Endlich aber

4) ersieht man aus dem Verhältnisse der preußischen Provinzen, daß selbst unter ganzen Provinzen ein Unterschied sey. So ist z. B. das Königreich Preußen von allen andern unterschieden, indem nach dem mittlern Verhältnisse 43 Kinder auf 10 Ehen kommen, da die andern nur mehrentheils 37, 38 bis 39 geben. Im Fürstenthum Moers ist die eheliche Fruchtbarkeit nur wie 1 : 3, da sie im Herzogthum Geldern und in der Herrschaft Lauenburg wie 1 : 4 ist, ohnerachtet Mörs und Geldern bey einander liegen, und einerley Umstände und Ursachen vermuthen lassen. Ja

5) es ist selbst in einer und eben der Provinz in verschiedenen Zeiten ein merklicher Unterschied. So gaben z. B. in Preußen die 16 Jahre vor der Pest nur 39 Kinder für 10 Ehen, die

46 Jahre nach derselben gaben zum mittlern Verhältniß $\frac{10}{43}$. Vornehmlich sind zwey Perioden bemerkenswürdig. Die erste, bald nach der Pest, von 1713 — 1726, da die Fruchtbarkeit oft an 50 und drüber, einmal sogar auf 55; gekommen ist. Man wird leicht dadurch auf die wahre Ursache verfallen, daß durch die Pest so viele Ehen zernichtet oder doch zerrissen worden, daher die Leute leicht und zeitig heyrathen können, folglich haben die Ehen viel mehr Kinder geben können. Der Preis aller Lebensmittel war auch aus Mangel der Menschen gering, und verursachte keine Hindernisse und Sorgen. Die zweyte Periode der besonderen ehelichen Fruchtbarkeit gehet von 1743 bis 1755, da auch mehrmals 47, 48 und 49 Kinder von 10 Ehen gekommen. Es muß also ein neues Leben unter der Regierung Friedrich des II. unter den Einwohnern entstanden seyn. Das Jahr 1756 gab gar 61 Kinder von 10 Ehen. Allein dieses dienet nicht zum Beweise, und sollte weggeblieben seyn, weil durch den im selbigen Jahre entstandenen Krieg die Zahl der Ehen fast an Tausend verringert worden war, daher auf die geschlossenen mehr Kinder kommen mußten.

Man kann II.) auch die Wichtigkeit der Sache, und zugleich die Größe der ehelichen Fruchtbarkeit aus dem Verhältnisse der Gebornen zu den jährlich Sterbenden erkennen und beurtheilen. Es ist vorher erwiesen, daß die Sterblichkeit ihr Maß habe, und daß in ganzen Provinzen in guten Jahren $\frac{1}{30}$ sterbe. Wenn nun keine epidemischen Jahre vorfallen, wo wenigstens die Seuche nicht merklichen Schaden thut: so ist natürlich, daß alsdenn die eheliche Fruchtbarkeit größer seyn müsse, wenn bey einerley Sterblichkeit

lichkeit 15, 16 und mehr Geborne gegen 10 Todte kommen, als wenn nur 11 oder 12 Geborne sind. Die vorher erwähnte preußische Liste giebt davon einen Beweis. Z. B. in den Jahren von 1693 — 1697 war die Fruchtbarkeit nur $\frac{10}{13}$, es war aber auch das Verhältniß der Sterbenden zu den Gebornen nur $\frac{10}{13}$. Nach und um 1715 ward dieses $\frac{10}{18}$ und $\frac{10}{17}$, da jene $\frac{10}{45}$ geworden war. Nachher fiel beydes wieder, stieg aber auch wiederum von 1743 an. Und dies ist genug zur Erläuterung und Beurtheilung; nur muß man allezeit darauf acht haben, daß nicht epidemische Jahre mit untergelaufen.

Die Hindernisse der größeren Fruchtbarkeit lassen sich überhaupt in zwey Classen theilen. Die erste enthält diejenigen, deren Hebung nicht in der Gewalt der Menschen stehet, als z. B. die natürliche Unfruchtbarkeit eines oder des andern Geschlechtes; kränkliche, zärtliche und zur Auszehrung geneigte Naturen; kurze Dauer der Ehen; die beschränkte Zeit zum Kindergebären bey dem andern Geschlechte, besonders beym späten Heyrathen ꝛc. Zur zweyten Classe der Ursachen, welche die eheliche Fruchtbarkeit verringern, kann man die rechnen, welche aus Schuld der Menschen entstehen. Dahin gehören besonders die jugendlichen Ausschweifungen und Entkräftungen des einen oder andern Geschlechts, so wie überhaupt Ausschweifungen und Laster, welche die Gesundheit und die Glücksgüter zerstören; das lange Stillen der Kinder ꝛc., welches alles hier nicht weiter ausgeführt werden darf.

Die wie vielste Ehe ganz unfruchtbar sey, ist noch von niemanden berechnet worden; auch muß in diesem Stücke in verschiedenen Ländern und Städten ein großer Unterschied statt finden.

Von

Von Zwillingen.

Die Erfahrung lehret es, daß es nicht unmöglich sey, daß mehr als ein Kind zugleich kann erzeuget und geboren werden. Wäre dieses gewöhnlicher als es ist, und wären die Kräfte der meisten Mütter hinlänglich, mehr als ein gesundes und starkes Kind zur Welt zu bringen; so ist leicht zu urtheilen, daß dadurch die Fruchtbarkeit der Ehen würde vergrößert werden. Man setze, daß jederzeit unter 4 bis 5 Geburten ein Paar Zwillinge kommen sollte: so würden, da jetzt 4 Kinder für jede Ehe kommen, sodann 5 zu rechnen seyn. Im Großen würde dieses einen sehr beträchtlichen Unterschied in der Fruchtbarkeit machen. Die Vermehrung und Verdoppelung der Menschen würde in dem Falle, bey einerley Maß der Sterblichkeit, viel geschwinder erfolgen. Allein aus nachstehender Tabelle ist zu sehen, daß nicht unter 4 bis 5, sondern etwa unter 60 bis 70 Getauften Eine Zwillingsgeburt vorfalle, und daß also nur auf etwa 16 bis 17 Ehen ein Paar zu rechnen sey; daher dieses nicht viel beträget.

	Zahl der Getauften	Paar Zwillinge	Verhältniß der Beimischung zu der Zahl der Getauf.
*) Leipzig in 5 Jahr. v. 1721 = 1725	4446	63	70
— in 10 Jahren von 1740 an	9113	127	71
Gotha, in 17 Jahren v. 1735 an	5585	105	53
Gera, in 9 Jahren v. 1740 = 1748	2144	20	107
Bautzen, in 3 Jahren 1742, 43, 46	1066	17	62,8
Langensalze, in 6 Jah. 1737 = 1742	1136	17	66
— — in 6 Jahren 1743 = 1748	1196	20	59,8
— — 6 Jahren 1749 = 1754	1301	31	42
— — 2 Jahren 1755, 1756	397	2	1 : 198
Zwickau, 1757 — —	108	2	54
Laubahn, 1748 — —	227	3	75
Frankenberg u. Sachsenburg 1755	17	5	35
Wien, 1718 — —	4242	48	88
Regenspurg, in 3 J. 1721, 24, 25	816	12	68
Nürnberg, 1721 — —	1084	16	67,7
Weimar, 1728 — —	190	6	31
Coburg, 1725 — —	206	3	68
	33434	497	1 : 67. 2
In einigen holländischen Dörfern: nach Herrn Struycks nader Ontdekkingen etc. p. 167			
Zu Oft Sardam, in 111 Jahren	17566	230	76
Zu Kwadyck, in 107 Jahren	1708	39	43
Zu Broeck in 25 Jahren	1807	25	72
Zu Purmerland, in 4 Jahren	515	7	73
	21596	301	1 : 71

*) Diese Angaben von Leipzig und andern sächsischen Städten sind größtentheils aus den in solchen Städten gedruckten Listen genommen.

Hieraus

Hieraus ist zu sehen, daß man auf 65 bis 70 Getaufte Ein Paar Zwillinge rechnen könne.

Indessen lehret auch die Erfahrung, daß Zwillinge selten am Leben bleiben. Dies ist schon längst von den Alten bemerket worden, wie aus des Plinius Naturgeschichte zu ersehen. Die wenigsten Naturen scheinen im Stande zu seyn, zweyen Kindern die erforderliche Nahrung zu geben, daher sie aus Schwachheit bald wieder verfallen. Die Vortheile sind folglich in der That nicht groß, welche das menschliche Geschlecht dadurch erhalten kann. Dieses gilt noch mehr von den Dreylingen, Vierlingen und Fünflingen. Herr Struyk hat angemerket, daß auf 13092 Getaufte in verschiedenen Städten 181 Zwillinge (die $\frac{1}{72}$ ausmachen) und zwey Dreylinge gekommen: also auf 6546 Getaufte ein Dreyling. Unter den 21596 Getauften in den holländischen Dörfern sind 301 Zwillinge, 3 Dreylingen, (die zu den Getauften wie 1 zu 7198 sind) und 1 Vierling gewesen, also unter etlichen 20tausend nur Einer, und also ein sehr sehr seltener Fall. Eben derselbe hat auch zwey Fälle aus den öffentlichen Zeitungen angemerket, da eine Geburt 5 Kinder gegeben hat. Dieser Fall ist noch viel seltener, und mag sich kaum unter Millionen Geburten einmal ereignen. Er dienet nur zum Beweise, wie weit zuweilen die Natur es treiben könne. In der That aber tragen alle diese Fälle zur Fruchtbarkeit wenig bey, zumahl da die Kinder mehrentheils wieder sterben. Rhodiginus *) meldet aus dem Cajus (Digest. lib. 34.) daß die Scropia zu Alexandrien 5 Kin-

*) Lection antiqu. l. 4. c. 23.

5 Kinder mit einmahl gebohren, und aus dem Albertus Magnus, daß in Deutschland eine Frau durch eine unzeitige Geburt 22 Kinder, deren Leiber schon gebildet gewesen, eine andere, 70, und noch eine gar 125 Embryonen, etwa eines Fingers lang, hervorgebracht habe. Man läßt dieses dahingestellet seyn; ohnstreitig aber wird man die Erzählung von 365 Kindern zu den abgeschmackten Fabeln rechnen, welche die Gräfin von Henneberg, Schwester des Königs Wilhelm, im Jahr 1276 nach einiger niederländischen Schriftsteller Bericht, mit einmahl gebohren haben soll, wovon die Knaben allesamt in der Taufe den Nahmen Johann und die Mädchen Elisabeth sollen bekommen haben. In der Kirche zu Looßduynen wird sogar noch das Taufbecken aufgewiesen, worauf solches eingegraben zu lesen ist. Herr Struyk *) hat sich die Mühe gegeben, das Unzuverlässige dieser Erzählung durch wohl gegründete Zweifel zu zeigen, und hoffentlich wird niemand der Sache Glauben beymessen können, daß in dem kleinen Raume der Gebährmutter so viel Kinder Platz haben können, die, da sie gelebet und getauft seyn sollen, wenigstens im 6ten Monathe des Alters gewesen seyn müssen.

Ob ein Volk, ein Land, oder ein Himmelsstrich vor dem andern in Ansehung der ehelichen Fruchtbarkeit an und für sich selbst, einen natürlichen Vorzug habe, ist nicht zu vermuthen; doch läßt es sich nicht schlechterdings leugnen. Am sichersten geht man indessen, wenn man die Ursachen einer größern ehelichen Fruchtbarkeit in diesem oder jenem Lande in der guten Verfassung und

*) Nader Ontdekkingen, Pl. 168.

und im Ueberfluß der Nahrungsmittel daselbst, wodurch die Einwohner in den Stand gesetzt werden, früh zu heyrathen und viele Kinder zu erziehen, aufsucht. Ein solcher Fall ist jetzt z. B. in den amerikanischen Freystaaten, wo die Ehen ungemein fruchtbar sind.

Man hat sich auch Mühe gegeben, zu bestimmen, wie viele Einwohner oder Lebende gegen Eine Geburt zu rechnen? Da vorher erwiesen ist, daß 1) die Heyrathenden zur Zahl der Lebenden ein gewisses Verhältniß haben, und daß 2) auch davon großentheils die Zahl der Kinder abhange, die auf eine Ehe zu rechnen: so wird daraus zu erkennen seyn, daß dieses Verhältniß von jenem abhange, und folglich auch die hier zu erweisende Ordnung in jener gegründet sey. Und da gleichfalls erwiesen ist, daß das Verhältniß der Ehen zu den Lebenden durch die politischen Umstände eines Landes und durch die Hindernisse der Ehen einer Veränderung unterworfen sey: so wird diese davon abhangende Ordnung eben den Veränderungen unterworfen seyn. Wo spät geheyrathet wird, wo viele Personen aus Mangel des Unterhalts für eine Familie, oder auch durch Zwang ehelos bleiben müssen: da können nicht so viele Kinder gebohren werden, als wo Ueberfluß und Freyheit herrschet. Folglich müssen auch im ersten Falle mehr Personen gegen eine Geburt kommen. Dieses Verhältniß kann nun als ein Beweis der Fruchtbarkeit eines Landes, insonderheit der allgemeinen, gebraucht werden. Wo z. B. dieses Verhältniß $\frac{1}{30}$ ist, da können weder so viele stehende noch geschlossene Ehen, folglich nicht so viele heyrathende Personen seyn, als wo es $\frac{1}{25}$ ist, oder wo nur 25 Personen gegen Eine Geburt zu rechnen. Jedoch wir

wollen auch hier untersuchen, was die Erfahrung an die Hand giebet, und sodann prüfen, ob sich eine allgemeine und mittlere Regel wird bestimmen lassen.

1) Ich will hier abermals mit den 1056 Dörfern der Kurmark den Anfang machen. Nach der Tab. C. (s. oben, S. 745) verhielten sich darin die Getauften zu der Anzahl der Lebenden.

nach Num.	XVI. XX. — — —		27
	I. II. X. — — —		28
	IV. IX. XV. XIX. —		29
	VI. XI. XIV. —	wie 1 :	30
	III. V. XII. XIII. XVII. XVIII.		31
	VII. — — — —		32
	VIII. — — — —		34
	nach den größeren Zahlen:		
nach Num.	I - IV. — — —		29
	IX - XII. — — —		29
	XIII - XVI. — —	wie 1 :	29
	XVII - XX. — — —		30
	V - VIII. — — —		31

Nach den Hauptsummen war das Generalverhältniß, wie 1 zu 30.

Es ist merkwürdig, daß das Verhältniß nach vorstehenden größeren Zahlen dreymal sehr genau $\frac{1}{29}$, und nur einmal $\frac{1}{30}$ und $\frac{1}{31}$ gewesen ist. Unsere Dörfer zeigen also hier eine überaus große Uebereinstimmung.

2) Die kleinen Städte der Kurmark sind hierin von den Dörfern ganz merklich unterschieden. Nach der Tab. C. n. 3. ist das Generalverhältniß der Getauften zu den Einwohnern in 20 kleinen Städten, wie $1:24\frac{7}{10}$.

In vieren war es gar $\frac{1}{21}$, in vier andern $\frac{1}{24}$, in 8 andern $\frac{1}{25}$, und das kleinste war $\frac{1}{27}$.

3) In England ist nach einer von Short gelieferten Tabelle

das

das Verhältniß in den Dörfern, wie 1:29, 8
in kleinen Städten, 1:29, 5
überhaupt in beyden, 1:29, 6

Hier ist zwischen den Städten und Dörfern fast gar kein Unterschied, und das Verhältniß ist etwas über $\frac{1}{29}$, meist $\frac{1}{30}$, wie in den Dörfern der Kurmark. Diese Uebereinstimmung ist überaus groß und merkwürdig.

4) King *) hat dieses Verhältniß für England bestimmt:

in London,	wie 1:	$26\frac{1}{2}$	
in andern Städten		$28\frac{1}{2}$	
in Dörfern,		$29\frac{2}{5}$	
überhaupt für das Ganze		$28\frac{95}{100}$	meist 29

5) Schweden ist darin auch nicht sonderlich unterschieden. Herr Wargentin **) hat aus den Listen vom Jahr 1746 gefunden, daß die Getauften sich zu den Lebenden verhalten

In Schonen, Westbothnien und Finnland wie 1 : 30 und 31
In Upland, Südermannland, Nerike, Wermland, Ost- und West-Gothland, Smälen und West-Nordland, wie 1 : 25 bis 26.
Westmanland und Dalland haben das Mittel 1 : 27 bis 28
Alle Provinzen durch einander, wie $1 : 28\frac{1}{2}$

Das Generalverhältniß in Schweden ist also auch nahe an $\frac{1}{29}$, wie es in England und in den meisten Fällen in den kurmärkischen Dörfern ist.

6) Berlin hatte nach einer Liste von den 9 Jahren von 1747 — 1755 eine Fruchtbarkeit wie 1 zu 28, 9.

*) In Davenants Essay etc.
**) [illegible] Handl. Vol. 16. p. 172.

7) In Rom verhielten sich die Gebohrnen zur Zahl der Einwohner in 35 Jahren von 1709 — 1743 wie 1 zu $31\frac{4}{10}$. Unter allen bisherigen Beyspielen ist Rom also das unfruchtbarste, und hat die meisten Lebenden gegen Eine Geburt. Das Generalverhältniß $\frac{1}{31}$ ist sehr von dem unterschieden, was King für London bestimmt, und das er auf $\frac{1}{26}$ setzet, auch vom verstehenden berlinischen. Darf man sich aber darüber wundern, da zu der Zeit allein an Geistlichen, Schülern und Hospitaliten über 11000 Personen allda befindlich waren? Wie viele eheloſe Bediente müssen nicht dazu gerechnet werden, die bey dem päbstlichen Hofstaat und bey den vielen Cardinälen, Prinzessen und andern Vornehmen in Diensten stehen? Man kann daher überhaupt für große katholische Städte, wo ähnliche Einrichtungen statt finden, vielleicht überhaupt das Verhältniß $\frac{1}{30}$ bis $\frac{1}{31}$ annehmen.

8) Von 39 holländischen Dörfern hat Herr Struyk *) das Verhältniß wie 1 zu $23\frac{1}{2}$ herausgebracht. Diese holländischen Dörfer kommen mit den kleinen Städten der Kurmark sehr nahe zusammen, allwo das Verhältniß war, wie $1 : 24\frac{2}{5}$. Da auch vorher erwiesen ist, daß die Ehen in den holländischen Dörfern viel zahlreicher sind, als anderswo, indem dort unter 64 Personen Eine Ehe geschlossen wird, oder unter 32 Personen Eine heyrathende ist: so stimmet diese hier dargethane vorzügliche Fruchtbarkeit damit sehr gut zusammen. Und da anderswo nur unter 50 bis 55 sich eine heyrathende Person findet, oder da ihrer 100 bis 110 nur eine Ehe geben: so lässet sichs auch begreifen, daß 28 und mehr Personen gegen Eine Geburt kommen.

Diese

*) Verfolg pag. 80.

Diese vorzügliche Beschaffenheit der holländischen Dörfer lässet sich sehr wohl erklären und ihre Möglichkeit einsehen. Man muß sich ein holländisches Dorf ganz anders, als ein hiesiges vorstellen. Hier zu Lande lebt der Bauer blos vom Ackerbau und der damit verbundenen Viehzucht, dort aber ist fast gar kein Ackerbau. Ausser etwas Viehzucht handelt alles, auch die allermeisten Bauern der Provinz Holland, woraus diese Verzeichnisse genommen sind. Wenn hier ein Dorf das Maß der Familien hat, an Bauern, Tagelöhnern, Einliegern, Schäfern, Schmieden, u. s. w., welche von der Bestellung einer Feldmark ihren Unterhalt haben können: so findet sich im Heyrathen ein Stillestand, und es können nicht füglich mehr Ehen entstehen. In Holland aber sind mehr Nahrungsquellen. Schiffbauerey, Schiffahrt und Manufacturen brauchen stets Menschen.

Verhältniß der Gebornen zu den stehenden Ehen.

Süßmilch ist, nach einem Beyspiele von wirklicher Zählung in Schweden, geneigt, unter tausend Lebenden 175 Ehen, oder 350 verheyrathete Personen anzunehmen. Wenn man sodann aus obigem ein Mittel nehmen, und $4\frac{1}{2}$ Ehen auf Ein, oder 9 Ehen auf 2 Kinder rechnen wollte: so ließen sich darnach aus der gegebenen Anzahl der Einwohner eines Landes die Anzahl der stehenden Ehen und der Kinder bestimmen, die in einem Lande geboren werden müssen. Z. B. es sind im Jahr 1755 in allen alten preußischen Staaten nach einer Mittelzahl ohngefähr 2755984 Einwohner gewesen. Wenn

nun die stehenden Ehen zu der Summe aller Lebenden nach dem eben angezeigten Verhältnisse angenommen werden: so müssen unter selbigen um die genannte Zeit 484568 stehende Ehen gewesen seyn. Und wenn 9 stehende Ehen 2 Kinder geben: so hätten jährlich 107682 Kinder geboren werden müssen. Es waren aber nur 102935 nach einer Mittelzahl geboren, etwas über 4700 weniger.

Wenn aber nach Herrn Struycks Regel 66 stehende Ehen jährlich 15 Kinder geben: so würden die 484568 stehende Ehen 110129 jährlich Getaufte geben. Dies sind über 7000 mehr, als nach der Mittelzahl wirklich geboren sind, und der Unterschied ist größer, als nach voriger Regel.

Verhältniß der Gebornen zu den Familien, und die Zahl der Personen, die zu einer Familie nach einem Mittel zu rechnen.

Es giebt mehr Familien und Haushaltungen, als stehende Ehen. Wittwer und Wittwen führen oft die Haushaltung fort, und bleiben unverheyrathet. Folglich gehören mehr Familien, als Ehen, zu Einer Geburt.

1) Aus Listen des Herrn Short in England, welche Süßmilch in der göttlichen Ordnung im Anhange Tab. II. mittheilt, ist zu sehen, daß

a) auf dem Lande eine Familie aus $4\frac{4}{10}$ Personen,

b) in Städten aber aus $4\frac{1}{2}$ Personen bestehe, oder zu 2 Familien gehören 9 Personen,

c) daß die Getauften zur Zahl der Familien sich verhalten haben, in Städten wie 10:65,

oder wie 1 zu $6\frac{1}{2}$, auf dem Lande wie 10:67, oder 1 zu $6\frac{7}{10}$, überhaupt wie 10:66, oder 1:$6\frac{6}{10}$. 66 Familien geben also 10 Kinder.

2) In Rom waren im Jahr 1740 32158 Familien. Es lebten damals nach einer Mittelzahl 147000 Personen. Folglich bestand 1) eine Familie aus $4\frac{1}{2}$ Personen, oder 2 aus 9, gerade so, wie in England nach der Shortischen Tabelle. 2) Es waren, nach einem Mittel, allda getauft 4828 Kinder. Diese sind zu der Zahl der Familien wie 1 zu $6\frac{6}{10}$ oder 10:66, wieder gerade so, wie in England nach der Shortischen Liste.

In den holländischen Dörfern scheinen die Familien nicht so zahlreich zu seyn. In 59 Dörfern sind nach dem Herrn Struyck 12035 Haushaltungen gewesen, die aus 45888 Seelen bestanden. Jene sind also zu diesen gewesen wie 10 : 38, oder wie 1 : $3\frac{4}{5}$. Folglich hat alida eine Familie noch nicht aus 4 Personen voll bestanden.

King rechnet zu einer Familie gemeiner Arbeitsleute $3\frac{1}{4}$, zu vornehmern $5\frac{1}{3}$, überhaupt aber durch die Bank $4\frac{1}{13}$ Personen.

Vom Verhältniß der Gebornen zu den Sterbenden, vom Ueberschuß der Gebornen über diese ꝛc.

Es wird hier ein wichtiges Gesetz der natürlichen Ordnung erwiesen und erkläret werden, vermöge dessen in gemeinen Jahren und in ganzen Provinzen, ohnstreitig auch in der ganzen Welt, weniger Menschen sterben, als geboren werden, so daß die Sterbenden zu den Gebornen

sich gemeiniglich im Ganzen verhalten, wie 10 zu 12 bis 13; woraus eine Vermehrung des menschlichen Geschlechts nothwendig erfolgen muß. Sollte das menschliche Geschlecht sich vermehren und die Erde erfüllen: so mußte der Schöpfer alles dergestalt einrichten, daß durch den Ueberschuß der Gebornen diese Absicht erreicht werden konnte. Die Einnahme mußte alljährlich größer seyn, als die Ausgabe; sonst würde die schon bevölkerte Welt in einem beständigen Stillestande bleiben, oder wenn die Ausgabe größer wäre, wieder aussterben müssen.

Die Gründe, worauf diese Ordnung und der Ueberschuß der Gebornen beruhen, sind bisher erklärt worden. Sie sind in den Gesetzen der Sterblichkeit und der Fruchtbarkeit, sowohl der allgemeinen als besondern, enthalten. Beydes mußte dergestalt gegen einander abgewogen werden, daß die Einnahme die Ausgabe übertreffen konnte. Wenn die Fruchtbarkeit auch durch nichts gestöret würde, wenn auch alle mannbare Personen zur rechten Zeit heyratheten, und jede Ehe ihre Zahl von Kindern lieferte; es wäre aber das Gesetz der Sterblichkeit statt $\frac{1}{36}$ auf $\frac{1}{30}$ oder $\frac{1}{25}$ gesetzt, oder es stürbe jährlich von 25 Einer, wie es durch der Menschen Schuld in großen Städten zu seyn pflegt: so würde die Welt sodann überhaupt das Schicksal solcher Städte haben, so daß gemeiniglich mehr vom Schauplatze ab, als darauf auftreten würden. Wenn aber die Sterblichkeit auch verringert, und von $\frac{1}{36}$ auf $\frac{1}{45}$, ja $\frac{1}{50}$ im Ganzen gesetzt würde, daß nur jährlich von 50 Einer die Schuld der Natur entrichten müßte; es wäre aber dagegen die Fruchtbarkeit merklich geringer als sie jetzt ist, daß im Ganzen statt 40 nur 25 oder 20 Kinder

auf

auf 10 Ehen kämen, oder daß nur unter 160 Personen, statt 100 bis 110, jährlich Eine Ehe entstände: so würde abermals kein Ueberschuß an Gebornen haben erfolgen können. Wenn von 30 jährlich 1, oder von 1000 ihrer 33 stürben, und es heyrathete von 55 einer, oder 18 von 1000, die eheliche Fruchtbarkeit, oder das Verhältniß der Ehen zu den Gebornen, wäre wie 10 zu 35: so würden von 9 Ehen nicht mehr als $31\frac{1}{2}$ Kinder kommen, folglich $1\frac{1}{2}$ weniger als ihrer sterben. Da aber, wie oben erwiesen worden, mehrentheils von 36 Einer stirbt, oder von 1000 nicht mehr als $27\frac{7}{9}$: so bleiben bey eben dem Grade der Fruchtbarkeit mehr, als 3 Kinder übrig, die den Ueberschuß ausmachen. Und so ist der Grund zur Vermehrung durch diese Anordnung der Verhältnisse gelegt worden.

Die Weisheit des Schöpfers hat noch andere Absichten durch diese Regeln der Ordnung zu erhalten gewußt, und sie hat alles so abgefasset, daß die Vermehrung nicht zu schnell, und auch nicht zu langsam hat erfolgen sollen. Eine allzu große Geschwindigkeit würde zwar nicht im Anfange der Welt, oder in einem noch von Einwohnern ganz leeren Lande zu viel gewesen seyn, aber sie würde in einem auch nur mittelmäßig bevölkerten Lande desto mehr Ungemächlichkeiten und ein allzu großes Gedränge verursachen, welches eine Quelle vieler Uebel seyn würde. Wenn aber die Menschen sich in 50, 70 oder noch mehr Jahren erst verdoppeln: so kann allmählig mehr Platz oder mehr Nahrung verschaffet werden. Gienge es mit der Vermehrung allzu langsam, und es könnte eine Verdoppelung erst in 4 bis 5 Jahrhunderten erfolgen: so würde bey vielen Kriegen und öfteren Pesten die Welt eher entvölkert,

kert, als vermehret werden. Ehe ein Land sich wieder erholet hätte, würde der allzu langsame Zuwachs schon wieder mit einem Theil des alten Restes durch Krieg und Pest weggeraffet werden. Wenn also Menschen nur nicht allzu unmenschlich und unvernünftig handeln: so kann der Verwüstung, bey der jetzigen Einrichtung des Maßes der Sterblichkeit und Fruchtbarkeit, vorgebeugt werden. Doch ist so viel gewiß, daß endlich von selbst ein Stillstand in der Vermehrung erfolgen könnte und würde, wenn die Welt nicht mehr Einwohner beherbergen und ernähren könnte. Die Fruchtbarkeit darf nur ein wenig verringert und die Sterblichkeit um ein wenig vergrößert werden, ja es darf dieses nicht einmal, sondern nur das erstere erfolgen: so fällt der Ueberschuß weg, und die Vermehrung höret auf. Es werden sodann eben so viele sterben, als ihrer geboren werden. Die Verringerung der Fruchtbarkeit darf aber auch nicht durch ein Wunderwerk geschehen, sondern sie folgt aus dem Zustande der hinlänglichen Bevölkerung von selbst, wie aus dem vorhergehenden zu sehen ist. Man darf also wegen einer Ueberfüllung nicht unnütze Sorge tragen. Diejenigen haben es daher schlecht getroffen, welche aus dieser Besorgniß Kriege und Pesten für nothwendige Uebel und für Mittel gehalten, deren sich die Vorsehung zur Verhütung einer allzu großen Menge Menschen bedienen müsse. Denn die Schranken der Vermehrung sind dergestalt geordnet, daß sie gar leicht können erweitert, oder auch enger zusammen gezogen werden, und daß solches alles von selbst erfolgen kann und muß, je nachdem die Umstände es erfordern oder verstatten.

Das erste, was hier fest zu setzen und zu erweisen ist, ist der Ueberschuß der Gebornen über die Todten.

Zum Beweise können hier zuerst die preußischen Listen dienen, welche Süßmilch von der ersten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts gesammelt hat, woraus hier indessen nur die Hauptverhältnisse angeführet werden sollen. Nach der Generaltabelle hat der jährliche Ueberschuß der Gebornen gemeiniglich 20 bis 25000 betragen, zuweilen etwas mehr oder weniger, nachdem die Sterblichkeit etwas größer oder kleiner gewesen, und epidemische Jahre häufiger oder seltener mit untergelaufen sind.

Da aber in den letzten Jahren von 1725 — 1750 oder 1755 mehrere epidemische Jahre als in den ersten 25 bis 30 Jahren gewesen sind: so ist es am besten, diese Tabelle in zwey Perioden zu theilen. Die erste enthält die Jahre vom Anfange bis 1720 oder 1725, die zweyte die Jahre von da an, bis 1755. Ganz genau hat es hier wegen der Jahre nicht wohl genommen werden können.

Die jährlich Gestorbenen haben sich verhalten zu den Getauften

	wie 100 zu					
	in der ersten Periode	in der zweiten Periode	überhaupt in den Perioden			
In Preußen	154	157	156	in 62	Jahren.	Wenn die Pest mit eingeschlossen wird, so ist doch das Generalverhältniß in Preuß. wie 100 zu 125.
M. Brandenburg	146	120	137	in 36	—	
Neu-Mark	148	127	136	in 60	—	
Pommern	141	131	138	in 60	—	
Magdeburg	142	112	123	in 62	—	
Halberstadt	139	113	124	in 68	—	
Hohenstein	144	126	135	in 61	—	
Minden	141	107 u. 118	121	in 69	—	
Cleve	127	111	117	in 59	—	
Geldern	—	—	120	in 29	—	
Moers	—	—	122	in 14	—	
Ostfriesland	—	—	109	in 9	—	
Tecklenburg	—	—	111	in 14	—	
Lingen	—	—	116	in 14	—	
Lauenburg	—	—	151	in 24	—	
Überhaupt in allen Provinzen zusammen	135	130	133	in 18	—	

oder die Gestorbenen sind zu den Gebornen im Ganzen wie 10:13. Es werden also $\frac{1}{4}$ mehr geboren.

Hier-

Hieraus erhellet 1) daß das Generalverhältniß von allen Provinzen ist, wie 100: 133 oder $\frac{10}{13}$, 2) daß Preussen die allermeisten, die Provinzen aber diesseits der Elbe auch stets mehr Geborne gegen die Sterbenden geben, als die zwischen der Elbe bis um die Weser, und diese wiederum mehr, als die um den Rhein.

Es ist 3) merkwürdig, daß alle Provinzen, außer Preußen, bis zur Weser und Cleve, in der ersten Periode mehr Geborne gegen die Todten, als in der zweyten geben. Magdeburg ist wie $\frac{100}{142}$ und $\frac{100}{112}$ unterschieden; die Kurmark, wie $\frac{100}{146}$ und $\frac{100}{120}$; Minden, wie $\frac{100}{141}$ und $\frac{100}{115}$ u. s. w. Es muß aber einen merklich unterschiedenen Einfluß in die Vermehrung haben, wo 140 Geborne gegen 100 Todte, als wo nur 118 dagegen kommen. Das einzige Preußen hat in der 2ten Periode 157, in der ersten 154 Geborne gegen 100 Todte; sogar die Pest mit eingerechnet giebt es 125 Geborne gegen 100 Todte.

Wenn man aber 4) den größern und geringern Ueberschuß in eines rechnet: so wird man zur Regel machen können: daß in ganzen und mehreren Provinzen zusammen, und in einer Reihe vieler und vermischter, gesunder und epidemischer Jahre, die Todten sich zu den Gebornen verhalten, wie 10 zu 12 bis 13, oder wie 100 zu 120 bis 130.

Schweden stimmet mit den brandenburgischen Ländern sehr genau überein, so wie in der Sterblichkeit, in der Fruchtbarkeit der Ehen, in dem Verhältniß der Ehen zu der Zahl aller Lebenden, also auch in diesem Stücke. Herr Wargentin *) giebt uns hievon folgenden Bericht:

„Nach

*) Schwedische Abhandl. Vol. 17. B. 6. vom Jahr 1755.

„Nach den Auszügen aus einigen Kirchspielen vom Lande giebt das mittlere Verhältniß allezeit 140 Geborne gegen 100 Todte.

„Im Jahr 1749, welches dort wegen der Pocken, Ruhr und anderer Seuchen epidemisch gewesen, war das Verhältniß in den meisten Landeshauptmannschaften wie 100 zu 126. Im Jahr 1750, welches viel gesunder gewesen, ist in 11 Landeshauptmannschaften das Verhältniß gewesen wie 100:137. In Finnland, so $\frac{1}{5}$ der Landleute des Reichs enthält, und im Jahr 1749 an 5000 Menschen durch Pocken- und Seuchen verlohren, war demohngeachtet das Verhältniß, wie 100 zu 144."

Er hat kein Generalverhältniß von mehreren Jahren, wegen Mangel derselben, angeben können. Man siehet aber schon aus der Abweichung der Verhältnisse von $\frac{10}{12}$ bis $\frac{10}{14}$, daß das mittlere Verhältniß wie 10 zu 13 seyn würde, wenn mehr gute, gesunde und epidemische Jahre in eine Summe geworfen würden.

England stimmet mit Schweden und den brandenburgischen Staaten auch überein, und giebt gleichfalls einen Ueberschuß von Gebornen.

1) Der Major Graunt hat bereits diesen Ueberschuß berühret, aus Mangel hinlänglicher Listen ließ sich aber beym Anfange noch nichts genau bestimmen.

2) King ging weiter, und setzte unter $5\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner in England jährlich 170000 Todte und 190000 Geborne, die sich verhalten wie 10 zu 11, oder wie 100:112, oder wie 1000:117.

3) Derham hat auch einige Verhältnisse gesammlet, da sich die Todten zu den Gebornen verhalten haben

zu Cranbrock, in 89 Jahren, wie			16
zu Aynho, in 118 Jahren, —			16
zu Hantshire, in 62 Jahren, —		10:	13
zu Tiverton, in 89 Jahren, —			$12\frac{6}{10}$
zu Harwood, in 57 Jahren, —			$12\frac{3}{10}$
zu Leeds, in 122 Jahren, —		100:	107
zu Upminster, in 100 Jahren,			108

Für ganz England giebt er, wie King, das Verhältniß wie 10: 11, oder 100 zu 112.

4) Der D. Short hat sich noch weit mehrere Mühe in Sammlung der Listen gegeben. Süßmilch hat diese in seiner IIten und IIIten Tabelle zusammen gefasset. Nach der Tab. III. ist das Verhältniß in 160 Landpfarren vor dem Jahr 1646, und zwar in 50, 60, 90 und mehr Jahren, wie 100: 133 oder $\frac{10}{13}$; in eben den Kirchspielen seit 1646 bis 1740, wie 100 zu 120 oder $\frac{10}{12}$; in beyden Perioden zusammen, wie 100: 124 oder $\frac{10}{12}$; in ohngefähr 45 kleinen Städten in beyden Perioden, wie 100 zu 109, in den Dörfern und Städten zusammen, wie 100: 115 oder $\frac{10}{11}$. In der langen Zeit von 1540 bis 1740 sind viele Pesten, äußerliche und innerliche Kriege gewesen. Viele Kinder der Dissenters, d. i. derer, die nicht zu der englischen Kirche gehören, kommen auch nicht in die Kirchenregister. Aller dieser Umstände ungeachtet sind doch daselbst 115, 120 ja 130 Geborne gegen 100 Gestorbene gekommen, und hat sich ein merklicher Ueberschuß gefunden.

5) Der D. Short hat auch noch Listen von andern kleinen Städten und Dörfern gesammlet, (s. Süßmilchs Tab. II.), nach welchen sich die Todten zu den Getauften verhalten haben

in 54 Kirchspielen vom Lande, wie		124
in 7 kleinen Marktflecken, wie	100:	110
in beyden zusammen, wie		115

Das Generalverhältniß ist dem vorigen gleich, aber er hat auch hiebey erinnert, daß sich in diesen Orten Dissenters gefunden, folglich sind die Taufregister nicht vollständig. Dessen ungeachtet ist doch ein merklicher Ueberschuß der Gebornen.

6) Besonders bemerke ich, daß die englischen Dörfer nach beyden Tabellen 124 bis 130 Geborne gegen 100 Todte geben, also ansehnlich mehr, als die Städte.

Ist es nun aber wohl überall so, wie in England, Schweden und im Brandenburgischen? Und kann man von diesen Ländern einen Schluß auf das Allgemeine machen?

Dieses kann man vielleicht bejahen, weil in diesen drey Ländern alle Umstände vorkommen, die nur fast möglich sind, gute und epidemische Jahre, sogar pestilenzialische Jahre, Kriege und dergl. In England machen die Dissenters sogar die Taufregister etwas unvollständig, dennoch aber kommen im Ganzen 115 Geborne gegen 100 Todte.

Ueberdem beruhet der Ueberschuß auf solchen Gründen, die nicht leicht in ganzen Ländern so sehr unterschieden sind, daß sie ihn ganz hindern und aufheben sollten, wie es wohl in großen Städten geschehen kann. Wo und so lange noch aus 118 Personen jährlich ein neues Ehepaar entstehet, und 35 bis 40 Kinder aus 10 Ehen kommen; so lange auch die Sterblichkeit im Ganzen noch $\frac{1}{36}$ oder auch allenfalls $\frac{1}{33}$ ist, oder von 33 bis 36 jährlich nur Einer stirbt: so werden unter 36000 Einwohnern jährlich 1000 sterben, und 1165, oder, zu 4 Kindern, gar 1332

geboren

geboren werden, folglich die Todten zu den Gebornen seyn, wie 10: 13, oder wenigstens wie 10: 11. Und wenn auch die Sterblichkeit im Ganzen $\frac{1}{33}$ wäre: so würden doch nur 1090 von 36000 Einwohnern sterben, und dagegen auf 10 Ehen 35 Kinder gerechnet, 1165, und bey 40 Kindern 1332 geboren werden, folglich im ersten Falle die Todten zu den Gebornen seyn, wie 100: 106, und im letzten wie 100: 122. Es würde alsdenn doch noch allezeit ein Ueberschuß seyn. Sobald aber das Heyrathen erleichtert wird, und die Sterblichkeit bleibt einerley: so wird der Ueberschuß größer. Z. B. wenn unter 90 Personen jährlich Ein neues Ehepaar entstehet: so werden unter 36000 Einwohnern jährlich 400 Paare getraut werden. Wenn nun eine Ehe 4 Kinder giebt: so werden alsdenn 1600 Kinder geboren: und wenn Einer aus 36 stirbt: so werden nur 1000 Todte gegen 1440 Geborne kommen, folglich der Ueberschuß merklich vergrößert werden.

Wenn nun aber in einem Lande, wenn in Europa, wenn in der ganzen Welt beständig oder doch die mehreste Zeit, sich ein Ueberschuß der Gebornen über die Gestorbenen findet: wird man wohl sodann den Schluß machen können, daß sich die Einwohner in einem solchen Lande, daß sie sich in Europa, und daß das ganze menschliche Geschlecht in der Welt sich vermehre?

Ich sehe nicht ein, wie man diesen Schluß in Zweifel ziehen könne, wenn und so lange 1) dieser Ueberschuß der Gebornen und dieser innerliche Trieb zum Fortgange in der Vermehrung, welcher von der Sterblichkeit und von der Fruchtbarkeit, sowohl der allgemeinen als der ehelichen, abhänget, bestehet. Die Vermehrung muß erfol-

gen, wenn und so lange nicht 2) derselben ein gewaltsamer Einhalt geschiehet, welches durch häufige und anhaltende Kriege und Pesten geschehen kann. Sie ist nothwendig, wenn 3) die in einem Lande Gebornen aus selbigem nicht hinweg ziehen oder ausgetrieben werden, und wenn nicht die Zahl der Auswandernden dem Ueberschuß der Gebornen gleich ist. Dieser Fall ist möglich. Es kann ein Land hinlänglich bevölkert seyn, und es können die Einwohner durch die Vortheile eines benachbarten Landes zum Ausziehen gereizet werden. Die unvernünftige Intoleranz in der Religion ist auch sogar noch in neuern Zeiten eine Ursache für viele Unglückliche gewesen, daß sie ihr Vaterland zu verlassen sind gezwungen worden. Wenn aber gleich eine Provinz oder ein Reich, welches seine Kinder ausstößt, oder aus Mangel der Nahrung ausziehen lassen muß, sich nicht an Einwohnern vermehret: so bleiben doch die Auswandernden in der Welt, und diese wird wenigstens reicher an Menschen, so lange noch ein Ueberschuß an Gebornen statt hat. Die Vermehrung kann also nicht eher aufhören, als bis es dahin kommt, daß die Gebornen den Gestorbenen gleich werden, und der Ueberschuß aufhöret.

Wenn aus dem Ueberschuß der Gebornen eine Vermehrung erfolgt und erfolgen muß, wofern nicht Krieg und Pest oder große Auswanderungen solches hindern: so muß man solchen innerlichen, natürlichen und ungestörten Wachsthum einer Provinz nach 10, 20 und mehr Jahren deutlich wahrnehmen können. Es müssen also auch die Mittelzahlen der Getrauten, Gekauften und Sterbenden allmählig steigen, obwohl nicht alle in gleichem Verhältniß.

Hievon

Hievon geben uns die Listen der meisten preußischen Provinzen einen deutlichen und unwidersprechlichen Beweis. Sowohl die Getrauten, als die Getauften und Gestorbenen sind in den gesunden und friedlichen Zeiten merklich gestiegen. Nachstehende Tabelle wird zeigen, wie groß der Wachsthum in 50 Jahren gewesen ist. Süßmilch hat sich in derselben nur der Gestorbenen zum Beweise bedienet, und dazu Mittelzahlen von guten Jahren gewählet.

Es sind in 50 Jahren, nähmlich von 1700 bis 1750,

	die jährlich Sterbenden gestiegen		Diese und also auch der Wachsthum der Einwohner, verhält sich demnach, wie
in der Kurmark	von 7600 auf	18700	10:24
in der Neumark	— 3500 —	5400	10:15
in Pommern	— 4600 —	8900	10:19
im Herz. Magdeburg	— 4100 —	7000	10:17
im Fürst. Halberstadt	— 1500 —	2500	10:16
in der Grafsch. Hohenstein	— 400 —	500	10:12
im Fürstenth. Minden	— 3000 —	4000	10:13
im Herzogth. Cleve	— 4100 —	5800	10:14
in allen alten Provinzen, ohne Schlesien und Friesland	—44700 —	76000	10:17

Diese Tabelle wird uns zu einigen besondern und nöthigen Anmerkungen Gelegenheit geben.

1) Sie beweiset zuerst einen Wachsthum der Einwohner, welcher aus dem Ueberschusse der

Gebornen nothwendig erhellen muß. Die allermeisten Provinzen haben nach 50 Jahren noch halb einmal so viel und mehr Einwohner gehabt, als vorher, wie z. B. die Neumark, Magdeburg, Halberstadt und Pommern. Wenn

2) dieser Wachsthum so fortgehen sollte, so würde die Verdoppelung in weniger als 100 Jahren erfolgen müssen. Denn wie sich z. B. 10 zu 16 nach 50 Jahren verhalten: so werden sich nach dem Ablaufe anderer 50 Jahre 16 zu der vierten Zahl verhalten, und diese ist 25. Folglich würden nach vollen 100 Jahren $2\frac{1}{2}$ mahl so viele leben. Die Verdoppelung würde folglich in weniger als 100 Jahren erfolgen. Wenn der Wachsthum im Ablauf der dritten 50 Jahre eben so fortginge, so würden nach 150 Jahren 36, nach 200 Jahren 54, nach 250 Jahren 81, nach 300 Jahren 121 leben. Oder, nach 150 Jahren würden $3\frac{1}{2}$, nach 200 Jahren $5\frac{2}{7}$, nach 250 Jahren $8\frac{1}{10}$ mahl so viele leben, als im Jahr 1700 gelebet haben. So langsam also auch anfänglich der Wachsthum scheinen möchte: so erstaunend groß ist er doch, wenn ein Land zwey bis dreyhundert Jahre in Frieden und ohne Pest verbleiben kann, welches man aber in dieser Welt wohl schwerlich wird erwarten können. Von dieser Geschwindigkeit und den verschiedenen Zeiten der Verdoppelung werde ich nachher noch besonders handeln.

3) Die Kurmark Brandenburg ist allen Provinzen in dem Wachsthum vorgesprungen, indem ihre Einwohner in 50 Jahren von 10 auf 24 hinangestiegen sind. Dieses ist aber mehr durch Einwanderungen, durch Vermehrung des Militairs mit fremden Recruten ꝛc. als durch innere Vermehrung geschehen.

4) Die

4) Die Wichtigkeit der Sache läßet sich aus dem Generalverhältniß unserer Länder erkennen. Die Einwohner sind so wie die Todten, von 44700 auf 76000, oder von 10 zu 17 gestiegen, und um $\frac{7}{10}$ vermehret worden. Wenn man die Todten mit 36 multiplicirt: so haben

im Jahr 1700 in allen alten Staaten gelebt	—	—	1,609200
im Jahr 1750	—	—	2,736900
also nach 50 Jahren mehr			1,120800

Die alten Staaten sind demnach in 50 Jahren mit mehr als einer Million Einwohner vermehret worden.

In volkreichen Städten ist mehrentheils die Zahl der Todten größer, als der Gebornen. Wenn auch zuweilen außerordentlich gesunde Jahre vorfallen, da die Zahl der Gebornen etwas größer ist: so verschwindet doch der Ueberschuß der Gebornen, wenn man die Listen einiger Jahre in eine Summe bringet. Die Ursache hiervon lieget

1) in der bereits erwiesenen größern Sterblichkeit der Einwohner in Städten. Doch dieses ist noch nicht genug, sondern es muß auch

2) die verringerte Fruchtbarkeit in Betrachtung gezogen werden. Es ist erwiesen, daß die gestiegene Menge der Bedürfnisse, der vermehrte Aufwand und der vergrößerte Preis der Lebensmittel in Städten die Menschen vom Entschluß zu heyrathen zurück halte. Hierin liegt die Ursache, daß nicht so viele stehende Ehen gegen die Zahl der Einwohner als sonst sind, daß die Zahl der jährlich Heyrathenden geringer, und daß folglich nicht so viele Kinder, wie sonst in Propor-

tion der Einwohner, können geboren werden. Daher

3) je größer, je reicher, je prächtiger eine Stadt; je größer die Handlung ist oder wird, je größer auch die in Ansehung der Heyrathens eingeschränkte Garnison ist: desto mehr eheloſe Knechte, Mägde und andere Bedienten finden sich daselbst.

4) Viele große und kleine Schulen vergrößsern auch die Zahl der eheloſen Personen. Endlich kommt auch

5) in katholischen Städten die große Zahl der Mönche und anderer eheloſen Geistlichen dazu.

Alle diese durch die Handlung, Pracht oder Zwang vom Ehestande zurück gehaltenen Personen liefern zwar ihr Contingent zur Sterbeliste, aber nichts zur Zahl der Getauften. Aus der verringerten Zahl der Ehen und Geburten läßt sich also dieses allein hinlänglich erklären. Da nun der Ursachen bald mehr, bald weniger seyn können: so kann man auch einsehen, woher es komme, daß der Ueberschuß der Gebornen, der sich sonst wohl gefunden hätte, wegfallen müsse.

Man wird also auch hieraus erkennen, daß große Städte wegen solcher Veränderung nicht zur Bestimmung der Regeln dieser Art können gebraucht werden. Man kann auch von solchen Städten nicht auf ganze Provinzen schließen.

Von der Geschwindigkeit der Vermehrung und von der Zeit der Verdoppelung.

Die Geschwindigkeit der Vermehrung und besonders die Verdoppelung verdienet eine besondere und nähere Untersuchung und Bestimmung.

Es

Es lassen sich dadurch einige Schwierigkeiten heben, die bey der Frage von der Bevölkerung der Welt, vor und nach der Sündfluth, entstehen können.

Daß sich ein Unterschied in der Geschwindigkeit der Vermehrung finde, erhellet schon zur Genüge, aus der Erfahrung, da in einigen Provinzen die Einwohner in 50 Jahren sich um $\frac{1}{5}$, in andern um $\frac{2}{5}$, in noch andern um $\frac{3}{5}$ vermehret haben, u. s. w.

Es muß sich auch ein Unterschied finden, wenn in einer Provinz mehr oder weniger Geborne gegen die Gestorbenen kommen. Man setze z. B., daß die Sterblichkeit in allen Provinzen gleich und $\frac{1}{36}$ seyn soll: so werden überall von 36000 Lebenden 1000 sterben. Wenn nun aber in A dagegen 1100, in B 1300, in C 1500 geboren werden: so werden in A nicht mehr als 100, in B 300, in C aber 500 Geborne überschießen. Wo aber ein Capital jährlich mit 500 vergrößert wird, da muß die Verdoppelung nothwendig eher und geschwinder erfolgen, als wo nur 100 hinzukommen. 500 ist $\frac{1}{72}$ von 36000, 100 ist aber nur $\frac{1}{360}$. Folglich ist die Vergrößerung in C fünfmal so groß, als in A.

Man kann daher 1) blos aus dem Verhältnisse der Todten zu den Gebornen und aus dem verschiedenen Ueberschusse der Gebornen, der sich unter den brandenburgischen Provinzen befindet, urtheilen, daß die Vermehrung in selbigen mit verschiedener Geschwindigkeit geschehen seyn müsse. Man kann auch 2) daraus urtheilen, daß die Geschwindigkeit in einer und eben derselben Provinz zu verschiedenen Zeiten unterschieden seyn könne und müsse, wenn sich nähmlich das Verhältniß

der Todten zu den Gebornen ändert; und 12 Geborne gegen 10 Todte giebt, da es zu andrer Zeit 15 gegeben hat. Man darf daher 3) nur auf die Größe des zweyten Gliedes in diesem Verhältnisse sehen: so kann man schon davon urtheilen. Aus den Tabellen ist zu sehen, daß gegen 10 Todte 11, 12, 13, 14, 15 und mehr Gebohrne kommen. In den letzten Fällen muß also die Geschwindigkeit größer seyn, als in der ersten, wenn der Lauf der Natur nicht durch fremde Dinge gestöret wird. Es lässet sich weiter 4) daraus urtheilen, ob sich äußerliche und fremde Dinge in die Vermehrung eingemischet, oder ob sie durch Auswanderungen und andere Hindernisse aufgehalten und gestöret sey. So sind z. B. die Generalverhältnisse von der Kurmark, Pommern, Neumark, Minden und Cleve meist gleich, nähmlich wie 10:13, gleichwohl haben sich die Einwohner daselbst in 50 Jahren verschiedentlich vermehret. Die Mark hatte in der Mitte des abgelaufenen Jahrhunderts fast anderthalbmal so viel Einwohner, als 50 Jahre vorher, da die andern nur etwa ein halbmal so viel bekommen haben. Daraus läßt sich also wahrscheinlich schließen, daß die Vermehrung in der Mark nicht blos aus sich selbst und aus ihrem innerlichen Wachsthum herrühre, sondern daß sie durch äußerliche und fremde Ursachen, durch Colonisten, gar sehr müsse beschleuniget worden seyn, indem in allen andern Provinzen keine Auswanderung geschehen ist.

So wie die Vermehrung überhaupt, so rühret auch derselben Verschiedenheit aus zwey Quellen her. Die Sterblichkeit und die Fruchtbarkeit sind es, worauf alles beruhet. Wenn die Sterblichkeit von gleicher Größe ist und bleibt: so

entstehet

entstehet der Unterschied in der Geschwindigkeit von der Fruchtbarkeit, sowohl der allgemeinen als der besondern. Wenn aber die Sterblichkeit sich verändert, und die Fruchtbarkeit bleibt einerley, daß einer von 50 statt 36, oder daß einer von 25 statt 36 stirbt: so muß dadurch das Verhältniß der Sterbenden zu den Gebornen auch gar sehr verändert werden, und die Vermehrung kann dadurch viel langsamer oder geschwinder gemacht werden. Ich will dieses erläutern.

Man setze 36000 Lebende in einer Provinz, wovon, nach dem jetzigen gewöhnlichsten Gesetze der Sterblichkeit, jährlich $\frac{1}{36}$ oder ein Tausend sterben, und wogegen 1500 geboren werden. Das Verhältniß der Gestorbenen zu den Gebornen ist also wie 10:15, oder es werden halb einmal so viele geboren, und die Zahl der Lebenden wird mit $\frac{1}{72}$ vergrößert. Wenn die Fruchtbarkeit verringert wird, daß nur 1200 statt 1500 geboren werden: so ist der Ueberschuß der Gebornen nur 200, und es wird die Zahl der Einwohner nur mit $\frac{1}{180}$ vergrößert. Wenn aber die Fruchtbarkeit einerley bliebe, daß nähmlich 1500 geboren würden, es würde aber die Sterblichkeit verringert, daß statt 1000 nur 800 oder $\frac{1}{45}$ abginge: so würden die Gestorbenen zu den Gebornen seyn wie 800 zu 1500. Der Ueberschuß würde also 700 seyn, folglich würde die Zahl der Einwohner um $\frac{1}{51}$ größer werden. Wenn aber die Sterblichkeit verringert, und die Fruchtbarkeit zugleich vergrößert würde, so daß nur 700 oder $\frac{1}{45}$ stürbe, und dagegen 1800 geboren würden: so würde der Ueberschuß der Gebornen 1100 seyn, folglich die Zahl der Einwohner mit $\frac{1}{32}$ vergrößert werden. Die Vermehrung würde also weit schneller seyn, und die Verdoppelung weit

eher

eher erfolgen als nach den vorigen Fällen, da die Vermehrung mit $\frac{1}{71}$, und noch mehr, als da sie nur mit $\frac{1}{150}$ geschahe.

Dieses sind aber Fälle, die sogar in den jetzigen Umständen der bevölkerten Welt möglich sind, indem vorher erwiesen ist, daß unter Bauersleuten oft nur $\frac{1}{47}$ stirbt, und in der preußischen Tabelle oft 18 Geborne gegen 10 Todte gekommen sind.

Siehet man aber auf die Zeiten vor und auch einige Jahrhunderte nach der Sündfluth, da die Menschen einige Jahrhunderte lebten: so läßt sichs wohl einsehen, daß damals die Sterblichkeit weit geringer gewesen seyn müsse, dergestalt, daß wohl kaum von 60, 80 und mehreren jährlich Einer mag gestorben seyn. Es ist auch kein Zweifel, daß nicht bey solchem längeren Leben, bey stärkeren Kräften, bey einer schlechteren Lebensart, die Fruchtbarkeit weit größer könne und müsse gewesen seyn. Daraus läßt sich schließen, daß man nichts unmögliches annehme, wenn man setzt, daß damals 2, ja 3 und mehrere Geborne gegen Einen Sterbenden gekommen sind. Ich will nicht einmal die höchsten Fälle annehmen, sondern nur setzen, daß 1) gleich nach der Sündfluth, so wie in den holländischen Dörfern noch jetzt geschieht, unter 60 Lebenden jährlich Eine neue Ehe entstanden sey. Wenn wir also 100000 Lebende annehmen; so werden davon 1666 Ehen geworden seyn. Wir wollen 2) jeder Ehe nur 6 Kinder durch die Bank geben, da jetzt 4 kommen: so werden 9996 Kinder gebaren worden seyn. Wir wollen nun 3) die Sterblichkeit nur auf $\frac{1}{72}$, statt $\frac{1}{36}$ ansetzen, noch einmal so hoch wie sie jetzt ist: so werden von 100000 Lebenden ihrer 1388 verstorben seyn.

Diese

Diese, von den Gebornen abgezogen, lassen 8608 zum Ueberschuß über die Gestorbenen, und dieser ist etwas mehr als $\frac{1}{12}$ des Ganzen, womit die Zahl der Lebenden vergrößert wird. Die Gestorbenen verhalten sich zu den Gebornen wie 1 zu $7\frac{3}{10}$; es sind ihrer also 7 mal mehr geboren, als gestorben.

Diese jetzt angezeigten Fälle der verringerten Sterblichkeit und vergrößerten Fruchtbarkeit und der dadurch beschleunigten Vermehrung haben nun zu der Zeit statt gehabt, da 1) das Leben der Menschen von längerer Dauer gewesen als jetzt, und da 2) die Zeugungskräfte länger gedauert, und 3) keine Hindernisse der Ehen bey einer noch nicht bevölkerten Erde gelegt worden. Nach dem Maße aber, daß sich diese Umstände geändert, daß das Alter abgenommen, auch die Bevölkerung das Heyrathen aufgehalten, hat auch die Geschwindigkeit in der Vermehrung abnehmen, und die Zeiten der Verdoppelung haben größer werden müssen.

Bey der Berechnung der Verdoppelung kommt es darauf an, daß man wisse, den wie vielsten Theil von der Anzahl der Einwohner in einer Provinz der Ueberschuß der Gebornen über die Gestorbenen ausmache? Wenn z. B. in einer Provinz 10000 sterben, und es werden dagegen 15000 geboren: so beträgt der Ueberschuß der Gebornen 5000. Der wie vielste Theil sind nun diese 5000 von der Zahl aller Einwohner? Wenn die Einwohner der Zahl nach bekannt sind, so ist das Verhältniß durch die Division und durch das Verhältniß des Quotienten zu 1 leicht zu finden. Da aber deren Zahl mehrentheils

unbekannt ist: so kann man sie finden, wenn man die Mittelzahl der Gestorbenen von etlichen guten und gemeinen Jahren durch 36 multiplicirt; oder wenn man keine gute Mittelzahl der Todten haben kann: so darf man ebenfalls nur die Mittelzahl der Getauften mit 27 multipliciren. So genau kommt es hierbey nicht darauf an.

Wenn man nun setzt, daß der Ueberschuß der Gebornen $\frac{1}{72}$ von der Summe der Lebenden betrage: so werden da, wo vor einem Jahre 72 gelebet, im folgenden zweyten Jahre leben 72 und noch $\frac{1}{72}$. Es ist aber $\frac{1}{72} = 1$, folglich $72 + 1$ oder 73. Wenn nun die Summe der Lebenden 36000 gewesen: so wird die Regel der Proportion also gemacht: Wenn aus 72 im folgenden Jahre 73 geworden, wie viel werden aus 36000 werden? Das Product wird seyn $\frac{73}{72} \times 36000$. Im dritten Jahre wird es seyn $\frac{73}{72}$ $(\frac{73}{72} \times 36000)$ u. s. w. Es entstehet also hieraus eine Progression, wodurch die Zeiten der Verdoppelung können bestimmet werden.

Folgende Tabelle, die der berühmte Euler berechnet hat, wird uns die Zeiten der Verdoppelung bey jetziger Sterblichkeit vor Augen legen.

Wenn in einem Lande 100000 Menschen leben, und es stirbt Einer von 36,

und es verhalten sich die Gestorbenen zu den Gebornen wie	so wird der Ueberschuß der Gebornen seyn:	Dieser Ueberschuß der Gebornen wird sodann seyn von der Summe aller Leben:	und also wird die Verdoppelung erfolgen in:
11	277	$\frac{1}{361}$	$250\frac{1}{2}$ Jahren
12	555	$\frac{1}{180}$	125
13	833	$\frac{1}{120}$	$83\frac{1}{2}$
14	1110	$\frac{1}{90}$	$62\frac{3}{4}$
15	1388	$\frac{1}{72}$	$50\frac{1}{2}$
16	1666	$\frac{1}{60}$	42
10 : 17	1943	$\frac{1}{51}$	$35\frac{3}{4}$
18	2221	$\frac{1}{45}$	$31\frac{2}{3}$
19	2499	$\frac{1}{40}$	28
20	2777	$\frac{1}{36}$	$25\frac{5}{10}$
22	3332	$\frac{1}{30}$	$21\frac{1}{8}$
25	4165	$\frac{1}{24}$	17
30	5554	$\frac{1}{18}$	$12\frac{4}{7}$

Nach dieser Tabelle kann man die Geschwindigkeit in dem Fortgange der Vermehrung in den brandenburgischen Provinzen beurtheilen.

1) Es erhellet hieraus, daß bey der jetzigen Sterblichkeit und bey einem ganz mittelmäßigen Ueberschusse der Gebornen, bey $\frac{1}{10}$, oder wenn die Todten zu den Gebornen sind wie 10 : 13, die Verdoppelung in 83 bis 84 Jahren erfolgen könne. Da nun das Generalverhältniß von allen preußischen Landen ist wie 10 : 13: so ist hieraus klar, was man in selbigen in weniger als 100 Jahren erwarten könne, wenn keine Stö-

Störungen von Kriegen und dergleichen dazwischen kommen.

2) Man siehet ferner hieraus, wie sehr die Verdoppelung beschleuniget wird, wenn nur 1 Geborner mehr und wenn 14 Geborne gegen 10 Sterbende kommen, indem sodann die Verdoppelung in 62 bis 63 Jahren geschieht.

3) Wenn ihrer $1\frac{1}{2}$ mahl so viele geboren werden als sterben, oder diese sind zu jenen wie 10:15; so erfolgt sie schon in 50 Jahren. Und in 42 Jahren, wenn gar 16 Geborne gegen 10 Sterbende kommen. Dies ist nun aber gar kein unmöglicher Fall. Die preußische, von **Süßmilch** mitgetheilte Tabelle hat vor der Pest 15, und in den 46 Jahren nach derselben 16 Geborne gegen 10 Gestorbene gehabt. Folglich darf man sich über den schleunigen Fortgang der Vermehrung in solcher Provinz gar nicht wundern, um so weniger, da im Jahr 1732 die salzburgische Colonie von 20000 Seelen dazu gekommen. Es sind ihrer nicht einmal so viele, als seyn können, welches wohl von der zuweilen durch epidemische Jahre veränderten Sterblichkeit herrühret.

Die Mark Brandenburg hatte auch von 1698 bis 1712, 16, ja sogar 17 Geborne gegen 10 Gestorbene. Wäre es dabey geblieben: so hätten ihre Einwohner schon um das Jahr 1740 verdoppelt seyn können, und zwar ohne Colonisten, blos durch den innerlichen und natürlichen Wachsthum. Allein dieser große Ueberschuß der Gebornen fiel nachher von $\frac{7}{10}$ und $\frac{6}{10}$ auf $\frac{3}{10}$, so daß das Generalverhältniß aller in der Tabelle befindlichen 36 Jahre nur ist, wie 10:13. Dadurch ist die Geschwindigkeit in der Vermehrung aufgehalten worden. Die Ursache

von

von diesem Abfall des Ueberschusses liegt in der verringerten Zahl der Heyrathenden, welches schon oben erwiesen ist, indem statt etlicher 90 nachher 108 bis 110 nur Ein Ehepaar gegeben. Wegen dieser verringerten allgemeinen Fruchtbarkeit haben auch nachher nicht mehr so viele geboren werden können.

Das Herzogthum Cleve hatte zwar anfänglich auch 15 Geborne gegen 10 Gestorbene; es fiel aber dieses gar bald, so daß nachher das Verhältniß mehrentheils nur gewesen ist $\frac{10}{11}$ bis $\frac{10}{12}$ Der Ueberschuß fiel also von $\frac{1}{2}$ bis auf $\frac{1}{5}$, ja bis $\frac{1}{10}$ herunter. Das Generalverhältniß von 59 Jahren ist wie 10:11. Es gehören daselbst also 125 bis 200 Jahre zur Verdoppelung.

Nach diesen Beyspielen wird man die besondere Geschwindigkeit der Vermehrung der einzelnen Provinzen leicht beurtheilen können.

Da nun 1) aus dem Generalverhältniß der brandenburgischen Provinzen, welches 2) auf 50 60 und mehr Jahren einzelner Provinzen, und 3) auf vielen hundert Jahren aller Provinzen zusammen, beruhet, in welcher langen Reihe von Jahren 4) die guten und epidemischen Jahre mit einander vermischt sind, und auch 5) nicht alle Provinzen von gleicher Beschaffenheit sind, indem einige $\frac{6}{10}$, andere $\frac{1}{10}$, noch andere nur $\frac{2}{10}$ ja $\frac{1}{10}$ Ueberschuß geben, und also 6) in dem Generalverhältnisse fast alle mögliche Fälle vorkommen, nur nicht langwierige Kriege und lang anhaltende Pesten; da aus diesem Generalverhältnisse der Gestorbenen zu den Gebornen, welches ist wie 10:13 oder 100:1331 erhellet, daß die Verdoppelung in 83 bis 84 Jahren erfolgen könne: so sehe ich nicht ein, warum man diese Regel nicht für allgemein sollte halten können.

Und dieses um so mehr, da Schweden, Finnland und England damit übereinstimmen.

Herr Wargentin *) hat die Zeiten der Verdoppelung auch berechnet, und stimmet mit diesen Rechnungen meist überein. Nach dem Verhältniß $\frac{10}{14}$ setzt er die Zeit auf 74 Jahre. Nach dem epidemischen Jahre von 1749, da es $\frac{100}{126}$ gewesen, würde sie in 100 Jahren, und nach dem gesunderen Jahre 1750, da das Verhältniß wie 100:137 war, in 77 Jahren erfolgen. In Finnland sind im Jahr 1749, ungeachtet die Pocken und andere nicht gewöhnliche Seuchen über 5000 Kinder mehr als gewöhnlich weggenommen, dennoch 144 Geborne gegen 100 Todte gewesen; nach welchem Fuß die Verdoppelung in 69 Jahren geschehen müßte. Er hat sich einer andern Methode zur Berechnung bedienet, und dabey zum Grunde gesetzt, daß die Geburten sich zur Zahl der Lebenden verhalten wie 1:30; wenn aber dieses Verhältniß ist wie 1:25; so erfolgt die Verdoppelung in 58 Jahren, welches dem Verhältnisse in der eben mitgetheilten Eulerschen Tabelle näher kommt.

Es ist also möglich, daß die Einwohner eines Landes sich nicht nur in 100, sondern sogar in 50, ja 40 Jahren verdoppeln können **). Ja, es ist dies nicht nur möglich, sondern es geschieht noch jetzt wirklich und muß geschehen, wenn gegen 10 Sterbende 15 bis 16 Geborne kom-

*) Schwedische Abhandlungen. Vol. 17. p. 6.

**) In den vereinigten nordamerikanischen Staaten haben die Einwohner sich in 18 Jahren von 1782 — 1800 verdoppelt, welches außer der großen Fruchtbarkeit der Ehen auch durch die starken Einwanderungen bewirkt worden ist.

kommen, und der Ueberschuß $\frac{1}{70}$ oder $\frac{1}{80}$ der Einwohner beträgt, wie solches in Preußen und anderswo sich in der That findet. Jedoch wird bey dem allen zum Grunde gesetzt, daß dieser Lauf der Natur nicht durch Pesten oder durch heftige, blutige und lange dauernde Kriege müsse unterbrochen werden.

Um aber die Sache zum Gebrauch für alle fast mögliche Fälle allgemeiner zu machen: so hat der Herr Professor Euler annoch nachstehende Tabelle verfertiget.

Tabelle,

um alle Zeiten der Verdoppelung nach selbiger zu berechnen.

Verhältniß des Ueberschusses zur Zahl der Lebenden:		Zeiten der Verdoppelung. Jahre. Zehntausendtheilchen:	Verhältniß des Ueberschusses zur Zahl der Lebenden:		Zeiten der Verdoppelung. Jahre. Zehntausendtheilchen:
1 :	10	7, 2722	1 :	23	10, 2804
	11	7, 9659		24	16, 9797
	12	8, 6595		25	17, 6729
	13	9, 3530		26	18, 3662
	14	10, 0465		27	19, 0594
	15	10, 7400		28	19, 7527
	16	11, 4333		29	20, 4458
	17	12, 1266		30	21, 1391
	18	12, 8200			
	19	13, 5133	1 :	32	22, 5255
	20	14, 2066		34	23, 9119
	21	14, 9000		36	25, 2983
	22	15, 5932		38	26, 6847

Verhältniß des Ueberschusses zur Zahl der Lebenden.		Zeiten der Verdoppelung. Jahre. Zehntausendtheilchen.
1 :	40	28, 0711
	42	29, 4574
	44	30, 8438
	46	32, 2302
	48	33, 6165
	50	35, 0029
1 :	55	38, 4687
	60	41, 9345
	65	45, 4003
	70	48, 8661
	75	52, 3318
	80	55, 7977
	85	59, 2634
	90	62, 7292
	95	66, 1950
	100	69, 6607
1 :	110	76, 5923
	120	83, 5238
	130	90, 4554
	140	97, 3868
	150	104, 3183
	160	111, 2598
	170	118, 1813
	180	125, 1128
	190	132, 0443
	200	138, 9757
1 :	210	145, 9072
	220	152, 8387
1 :	230	159, 7702
	240	166, 7017
	250	173, 6332
	260	180, 5647
	270	187, 4961
	280	194, 4275
	290	201, 3590
	300	208, 2905
1 :	310	215, 2220
	320	222, 1535
	330	229, 0850
	340	236, 0104
	350	242, 9479
	360	249, 8794
	370	256, 8109
	380	263, 7425
	390	270, 6740
	400	277, 6055
1 :	410	284, 5370
	420	291, 4685
	430	298, 4000
	440	305, 3314
	450	312, 2629
	460	310, 1943
	470	326, 1258
	480	333, 0573
	490	339, 9888
	500	346, 9202
1 :	1000	693, 4937

Anwei-

Anweiſung zum Gebrauch vorſtehender Tabelle. Man ſetze

1) Den Fall, daß gegen 100 Sterbende nur 110 ſollen geboren werden, und daß die Sterblichkeit ſoll ſeyn $\frac{1}{32}$, oder daß jährlich von 32 Einer ſtirbt. welches nicht unmöglich iſt: ſo werden von 100000 Lebenden jährlich 3125 ſterben, und dagegen 3437 geboren werden, und alſo wird der Ueberſchuß ſeyn 312. Dieſer iſt von der Summe der Lebenden $\frac{1}{320}$, oder er verhält ſich zu ſelbigen wie 1:320. Dieſes Verhältniß iſt in der Tabelle befindlich, und giebt zur Verdoppelung $222\frac{1}{7}$ Jahre. Wenn alſo die Sterblichkeit ſo groß, und die Fruchtbarkeit ſo klein iſt: ſo gehören über 200 Jahre dazu. 2) Wir wollen einen andern Fall ſetzen. Die Sterblichkeit ſoll ſeyn, wie ſie gemeiniglich unter den Landleuten zu ſeyn pflegt, $\frac{1}{45}$. Die Fruchtbarkeit ſoll bey einem angefüllten Lande, wo die Ehen Hinderniſſe finden, mittelmäßig ſeyn, daß daher nur 13 Geborne gegen 10 Todte kommen: ſo werden von 100000 ſterben 2325, dagegen werden geboren werden 3022. Der Unterſchied oder der Ueberſchuß wird ſeyn 697. Dieſer verhält ſich zur Zahl der Lebenden wie 1:143. Dieſem kommt in der Tabelle das Verhältniß wie 1:140 am nächſten, und giebt $97\frac{3}{10}$ Jahre zur Verdoppelung. Und auf die Weiſe können alle andere Fälle berechnet werden.

Da ſowohl aus der Tabelle, oben, S. 815 als aus der Erfahrung erhellet, ſonderlich aus dem, was von Preußen angeführet worden, daß bey dem jetzigen Zuſtande der Welt und in bereits bevölkerten Ländern eine Verdoppelung in 50, 40 und noch weniger Jahren erfolgen könne, wenn Kriege und Peſten nicht dazwiſchen kom-

men; so werden wir nun wohl leicht einsehen und zugestehen, daß die Verdoppelungen im Anfange der Welt und nach des Noah Zeiten in noch viel kleineren Perioden haben geschehen können und auch haben erfolgen müssen, weil so wohl die Dauer des Lebens damals viel länger, folglich die Sterblichkeit viel kleiner, anbey auch die Fruchtbarkeit viel größer gewesen.

Wir wollen z. B. 100000 Menschen setzen, unter denen 1) die Sterblichkeit $\frac{1}{60}$ gewesen, oder von 60 jährlich Einer hat sterben sollen: so werden ihrer $1\frac{666}{666}$ in einem Jahre gestorben seyn. In der kurmärkischen Liste (Tab. C, oben, S. 745.) giebt es Fälle, da nur von 50 Einer abgegangen. Wir wollen setzen, 2) daß unter 60 Lebenden eine Ehe geschlossen worden, dergleichen sich auf den holländischen Dörfern gefunden: so werden 1666 Ehepaare in einem Jahre entstanden seyn. Es soll 3) die eheliche Fruchtbarkeit nur ganz mäßig gewesen seyn, und es sollen auf jede Ehe durch die Bank nur 5 Kinder kommen, welches jetzt noch zuweilen geschieht: so werden 4) von 1666 Ehen 8330 Kinder erzeuget worden seyn. Die Gestorbenen verhielten sich demnach zu den Gebornen wie 1666 zu 8330, oder wie 1:5. Es werden also 5mahl so viel geboren als gestorben seyn. Nach Abzug der Gestorbenen bleiben 6664 übrig. Dieser Ueberschuß der Gebornen ist zur Summe aller Lebenden, wie 1:15, oder er ist $\frac{1}{15}$ Nach der Tabelle giebt dieses Verhältniß $10\frac{7}{10}$ Jahre zur Verdoppelung.

Es ist also bey den angenommenen ganz mäßigen Sätzen möglich, daß eine Verdoppelung in 10 Jahren erfolgen könne. Die allgemeine und die eheliche Fruchtbarkeit ist noch jetzt möglich.

lich. Die angenommene Sterblichkeit zu $\frac{1}{30}$ würde auch noch jetzt, ohne die vorzügliche Dauer des patriarchalischen Lebens statt finden, wenn bey den Kindern die convulsivischen Krankheiten und die Pocken auch nicht ganz weggenommen, sondern nur gemindert würden, als woran bisher in Städten $\frac{3}{10}$, im Ganzen aber wenigstens $\frac{2}{10}$ oder $\frac{1}{5}$ von allen Gebornen im ersten Jahre ihres Lebens hinweggerissen werden.

Da also erwiesen ist, daß auch in 10 Jahren eine Verdoppelung möglich sey: so hat Süßmilch die nachstehende Tabelle darnach entworfen, damit man sich einen richtigern Begriff von der großen Geschwindigkeit der Vermehrung vor der Sündfluth machen, und den gemachten Einwendungen begegnen könne. Er hat nach der Col. B zuerst 10 Jahre zur Verdoppelung angenommen, da noch gar keine Hindernisse weder den Heyrathen, noch der ehelichen Fruchtbarkeit im Wege standen, ja da ein jeder Vater und Herr einer Familie viele Kinder, und zwar mit Recht, für einen Segen hielt. So wie die Menschen etwas anwuchsen, hat er die Zeiten der Verdoppelung etwas vergrössert auf 15, 20, 25 Jahre u. s. w.

Tabelle, welche die geschwinde Vermehrung der Menschen nach der Schöpfung und vor der Sündfluth aus den erwiesenen möglichen Perioden der Verdoppelungen vor Augen stellet.

Zahl der Menschen. A	Perioden der Verdoppelung B	Jahre vom Anfang an. C	Zahl der Verdoppelungen. D
2	In 10 Jahren	1 —	— 0
4	— —	10 —	— 1
8	— —	20 —	— 2
16	— —	30 —	— 3
32	— —	40 —	— 4
64	— —	50 —	— 5
128	— —	60 —	— 6
256	— —	70 —	— 7
512	— —	80 —	— 8
1024	— —	90 —	— 9
2048	— —	100 —	— 10
4096	15 —	115 —	— 11
8192	— —	130 —	— 12
16384	— —	145 —	— 13
32768	— —	160 —	— 14
65536	— —	175 —	— 15
131072	— —	190 —	— 16
262144	— —	205 —	— 17
524288	— —	220 —	— 18
1048576	20 —	240 —	— 19
2097152	— —	260 —	— 20
4194304	— —	280 —	— 21
8388608	— —	300 —	— 22
16777216	25 —	325 —	— 23
33554432	— —	350 —	— 24
67108864	— —	375 —	— 25
134217728	— —	400 —	— 26
268435456	— —	425 —	— 27
536870912	— —	450 —	— 28
1073741824	— —	475 —	— 29
2147483648	— —	500 —	— 30
4294976296	30 —	530 —	— 31
8589934592	— —	560 —	— 32
17179869184	40 —	600 —	— 33
34359738368	50 —	650 —	— 34
68719476736	— —	700 —	— 35
137438935472	— —	750 —	— 36
274877906944	— —	800 —	— 37
549755813888	— —	850 —	— 38
1099511627776	— —	900 —	— 39

Von den größeren und gewaltsamen Hindernissen der Vermehrung des menschlichen Geschlechts.

Wenn in der vorstehenden Tabelle nun auch vieles willkührlich angenommen worden ist: so ergiebt sich doch aus allem, daß sich gegen die Möglichkeit solcher Verdoppelungen nichts einwenden lasse, und daß man also noch jetzt unter günstigen Umständen eine ähnliche Vermehrung des Menschengeschlechts erwarten könne. Daß aber unser Geschlecht sich wenigstens nach der Sündfluth nicht in so starkem Verhältnisse vermehrt habe, zeigt die jetzt auf dem Erdboden befindliche Anzahl von Menschen, welche nur etwa 1000 Millionen beträgt, da sie doch eigentlich ungleich größer seyn müßte. Hieran sind verschiedene große und gewaltsame Hindernisse Schuld, die ich der Kürze wegen, und weil von ihnen ohnehin in besondern Artikeln dieses Werkes gehandelt wird, nur blos nennen darf, als

1. Die Pest, und ähnliche viele Menschen wegraffende ansteckende Krankheiten.

2. Der Krieg mit seinem ganzen Gefolge von Unglück und Elend, welches er über ganze Nationen bringt.

3. Hungersnoth, und überhaupt theure und beschränkte Zeiten, wo wenige Ehen geschlossen werden, und die Menschen sich dürftig durchhelfen müssen.

4. Große Ueberschwemmungen.

5. Die in vielen Ländern übliche Castration, welche ehedem auch aus religiösen *) Vorurtheilen gebräuchlich war.

*) Hierher gehört die Gewohnheit in Italien, da man die Knaben, die dem geistlichen Stande gewidmet wurden,

6. Der eheloſe Stand der geiſtlichen Perſonen in katholiſchen Ländern *).

7. Die Sklaverey, die Leibeigenſchaft, und ähnliche Einſchränkungen der natürlichen Freyheit des Menſchen, wodurch ſo viele vom Heyrathen abgehalten werden.

8. Das Ausſetzen der Kinder in China und andern Ländern.

9. Die Menſchenfreſſerey bey vielen barbariſchen Völkern, die deshalb Kriege anfangen, um Menſchenfleiſch zu bekommen.

10. Das Abtreiben der Leibesfrucht in einigen aſiatiſchen Ländern, wenn eine Frau vor dem 35ſten Lebensjahre ſchwanger wird.

Daß Krieg, Peſt, Hungersnoth und andere Geiſſeln des menſchlichen Geſchlechts nothwendig ſeyen, um der zu ſtarken Vermehrung der Menſchen vorzubeugen und alſo das Gleichgewicht zu erhalten, iſt zuerſt von einem Engländer Rudgard **), und hernach von Derham, Struyck und andern behauptet worden. Süßmilch giebt dieſes zwar nicht zu, doch meint er, den Grundſätzen ſeiner Zeit gemäß, man könne dieſe Uebel füglicher als Strafübel anſehen, welche die göttliche Vorſehung zuließe, um die Menſchen für ihre Sünden zu züchtigen.

Man darf ſich indeſſen über den Endzweck dieſer Uebel nicht ſtreiten. Wir ſehen überhaupt ſo viel, daß ſie faſt alle, einige, die aus großen Revolutionen der Natur herrühren, abgerechnet, im

zu caſtriren pflegte. Solche hießen Origenianer, weil Origenes dieſe Operation an ſich ausübte.

*) Deren Zahl ſchätzet Süßmilch überhaupt, im ganzen Umfange der römiſchen Kirche, ungefähr auf 3 Millionen.

**) Acta Erudit. Lipſ. 1686. p. 245.

im Verstande oder im Herzen der Menschen ihren Grund haben, indem sie bey mehrerem Nachdenken, und bey besserer Bildung der Gemüther nicht statt finden, und die schädlichen Einflüsse der natürlichen Unglücksfälle sehr vermindert werden würden, da man zum Beyspiele der Gefahr einer Hungersnoth durch Kornmagazine, der Ausbreitung der Pest durch Ziehung eines Cordons ꝛc. vorbeugen kann.

Da diese Uebel in so fern also unter der Leitung der Menschen stehen, oder wohl ganz von seinem Willen abhängig sind, und die Welt bisjetzt wenigstens noch nicht mit Einwohnern überfüllet ist, wie aus dem obigen zu ersehen: so sollten die Regierungen und sonstige Machthaber sich zur Entschuldigung der mangelhaften Vorkehrungen oder der schädlichen Einrichtungen in ihren Staaten nicht der Ausflucht bedienen, daß diese oder jene Uebel doch einmahl nothwendig wären, um die Menschen für ihre Sünden zu züchtigen, oder um der zu großen Vermehrung Einhalt zu thun; sie sollten im Gegentheile diesen Uebeln vorzubeugen suchen, um ihre Länder volkreicher zu machen, und sollten es den Einwohnern immer mehr erleichtern, durch Fleiß und erhöhete Thätigkeit sich und die ihrigen zu ernähren und zum allgemeinen Besten mitzuwirken.

Dieses führt mich endlich noch auf

Die Sorge für größere Bevölkerung, als eine nothwendige Pflicht der Regenten.

Der erste Beweggrund hierzu liegt in dem Glück des menschlichen Geschlechts, das in wohl eingerichteten Staaten durch die Vielheit der

Glieder

Glieder befördert wird. Je mehr Glieder, Kräfte, Köpfe und Hände in einer Gesellschaft arbeiten, desto besser kann sowohl das allgemeine als besondere Wohl bewirkt werden. Außer den allerersten und nothwendigsten Bedürfnissen und Nahrungsmitteln sind noch viele andere Dinge, die das Vergnügen, die Ruhe, die Bequemlichkeit und Ergötzung des Lebens verursachen und befördern können. Dahin gehören z. B. die Dinge, die zur Gesundheit und Erhaltung unseres Lebens, zur Erhaltung der innerlichen Ruhe und Beyleaung der Streitigkeiten unter den Gliedern einer Gesellschaft, zum Unterrichte der Unwissenden, zum bequemen Gebrauch der im verschiedenen Maße von Gott ausgetheilten Kräfte der Seele und durch viele Erfahrungen zu einem höhern Grad der Vollkommenheit gebracht worden, und es erhält das Vergnügen und die Bequemlichkeit des menschlichen Lebens noch immer einen Zuwachs nach dem andern. Man nehme nur die Medicin und Chirurgie zu einem Beweise; und so geht es in allen andern Dingen, die uns zum Nutzen und Vergnügen gereichen. Man ist jetzt der Sachen gewohnt, und denket nicht daran, wie viele der gemeinsten Sachen allmählig und durch die Erfindungen vieler Menschen zu der Vollkommenheit haben gebracht werden müssen, die sie jetzt haben, und die nicht geachtet wird. Ein Bauerhof und Wirthschaft, wie viele Kunst und Erfindungen haben die nicht gebraucht, um zu der jetzigen Beschaffenheit zu kommen? ein Pflug, die Art, den Acker zuzubereiten, die Kunst, sich der Ochsen und Pferde dazu zu bedienen, der Kornbau zur leichten und bequemen Erhaltung der Menschen; wie vieles Nachdenken, wie viele Geschlechter und Jahrhunderte

hunderte haben die nicht erfordert, bis alles zu der jetzigen Vollkommenheit gediehen ist? Und wer weiß, ob nicht nach tausend Jahren alle diese Dinge noch weit vollkommener, leichter, einträglicher und bequemer seyn werden? Die Möglichkeit kann niemand leugnen. Und so ist es mit allen andern Dingen.

Wären nun die Geschlechter der Menschen nur wenige geblieben, oder wäre nur hie oder da ein Fleck der Erde von Menschen bewohnt gewesen; so würde die Communikation unter den Menschen nicht statt gehabt haben, oder doch sehr schwer gewesen seyn. Durch die Anfüllung der Erde hängen die Völker wie Glieder an einer Kette zusammen. Die nützlichen Erfindungen haben einander mitgetheilet werden können; und so ist mit der Vielheit der Menschen die Vollkommenheit der Dinge beständig gewachsen, die zur Erhaltung, zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen des ganzen menschlichen Geschlechts dienlich sind.

Eben das, was von der Folge der vielen Geschlechter erwiesen ist, gilt auch von der Vielheit zugleich lebender und zu einer Gesellschaft und Volke vereinigter Menschen. Je mehr dieselben ihre Kräfte vereinigen, um sich einander Unterhalt, Bequemlichkeit und Vergnügen zu verschaffen, je mehr sich einander Handreichung leisten: desto größer wird die Glückseligkeit im Ganzen. Man nehme ein weit ausgedehntes aber wenig bevölkertes Land, dergleichen Rußland ist, wo die großen Moräste, Wälder und nicht cultivirte und bewohnte Gegenden viele Wüsteneyen machen, dadurch die Einwohner von einander abgesondert sind: wie vieler nöthigen Hülfsmittel, Bequemlichkeiten und Vergnügens müssen da

nicht

nicht die in Dörfern und Hütten hier und da zerstreuten Einwohner entbehren? Wie mancher muß nicht elendiglich ohne alle Hülfe umkommen, der noch hätte können gerettet werden? Die meisten Arten des Vergnügens, so das gesellschaftliche Leben und ein vernünftiger Umgang giebet, sind den Einwohnern solcher Länder unbekannt. Sie leben mehrentheils noch in einer groben Unwissenheit und Barbarey. Schreiben und Lesen, selbst die in der heiligen Schrift befindlichen trostvollen Wahrheiten sind ihnen fremde Dinge. Man kann daher fast annehmen, daß der Grad des Verstandes, der Sitten und anderer davon abhangenden Vollkommenheiten dem Grade der Bevölkerung eines Landes proportioniret sey. Die Geschichte des alten Egyptens und Asiens, des jetzigen cultivirten Europa, wie auch von China und Japan, scheinen hievon den Beweis zu geben. Einer treibt gleichsam den andern und politet ihn, einer reizt und ermuntert den andern zum weitern Nachdenken, zu nützlichen Erfindungen und zum nützlichen Betragen und Hülfeleistung. Je mehr ihrer werden und in einem gewissen Bezirk beysammen wohnen; desto näher wird das Band der menschlichen Gesellschaft zusammen gezogen. Der göttliche Ausspruch; Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey, kann daher allgemein gemacht werden. Die Ursache liegt in den Vortheilen und Dienstleistungen, die aus der näheren Verbindung des gesellschaftlichen Lebens entstehen. Je mehrere also in eine gesellschaftliche Verbindung treten, desto besser ist es aus eben dem Grunde. Soll das geschehen: so müssen sie näher beysammen wohnen, und hierzu ist die Bevölkerung nothwendig, weil in einem leeren Lande

und bey einem abgesonderten Zustande und entfernten Aufenthalt solches nicht statt findet, oder doch viel schwerer hält. Es lässet sich daraus auch die Ursache erkennen, warum man mehrentheils mit mehrerem Vergnügen in einer Stadt als auf einem Dorfe, und in einer großen besser als in einer kleinen wohnet. Es ist also unstreitig, daß eine gehörig proportionirte Bevölkerung des Erdbodens und eines Landes zur Vermehrung des Vergnügens und der Glückseligkeit der Menschen gereichet.

Vornehmlich aber ist zweytens die Nothwendigkeit der Bevölkerung in der so nöthigen Sicherheit und Vertheidigung eines Volkes gegen feindliche Anfälle gegründet. Die Sicherheit ist ein wesentliches Stück der äußerlichen Glückseligkeit. Was helfen alle Güter, wenn man bey deren Genuß in steter Angst und Furcht seyn muß? Bey der Unsicherheit verliehrt der Mensch Muth und Lust, etwas nützliches zu unternehmen. Wenn ein Regent mit der Krone auch die Vertheidigung seines Eigenthums und seiner Unterthanen übernimmt, diese aber der Menge seines Volkes nicht angemessen ist: so folgt daraus nothwendig, daß er sorgen müsse, die Zahl seiner Unterthanen zu vermehren, und dadurch ihren Schutz und Sicherheit zu vergrößern. Je größer also die Menge des Volkes wird, desto größer wird die Ruhe und die Sicherheit, und mit ihr wächst zugleich das Glück des Staates. Salomo hat auch in diesem Stück seine Klugheit gezeiget, wenn er in seinen Sprüchwörtern Cap. 14, v. 28. saget: „Wo ein König viel Volks hat, das ist seine Herrlichkeit; wo aber wenig Volks ist, das machet einen Herrn blöde.“ Es wird hier die Herrlichkeit

eines

eines Königs und die damit verbundene Glückseligkeit eines Volkes nicht in der Größe des Landes, sondern in der Menge des Volkes gesetzet. Die Geschichte lehret es, daß Könige oft viel Land, aber wenig Einwohner haben. Ein großes Land ohne eine hinlängliche Anzahl Einwohner kann daher oft eher schädlich als vortheilhaft seyn, weil es wegen der mehreren Nachbarn eher Feinde und Kriege, als ein kleines, bekommen kann. Ein kleines, aber gut bevölkertes Reich kann dagegen ein viel größeres, aber leeres Königreich über den Haufen werfen, wovon wir in der Geschichte viele Beyspiele finden.

Zu diesen beyden Gründen kommt noch drittens hinzu, daß mit jedem neuen Unterthan in einem gut regierten Staate der Reichthum eines Landes vermehret wird, welcher bey dem jetzigen Zustande der Welt nothwendig in Betrachtung gezogen werden muß. Ein Volk, das nicht nach Art der Calmucken und Tartarn nur blos von der Viehzucht und Jagd, oder gar nach Art der noch wildern Amerikaner, sondern so lebet, wie cultivirte Völker von den ältesten Zeiten her im Orient und Occident gelebet haben, das auch nicht von allen andern Völkern ganz abgesondert lebet, kann nicht gegen den Reichthum gleichgültig seyn. In diesem Zustande der Welt sind uns viele Bedürfnisse nöthig, die wir von andern Völkern durch Handel oder Tausch erhalten oder erkaufen müssen. Ich will nur des unentbehrlichen Eisens und Kupfers gedenken, deren auch der Ackermann nicht wohl entübrigt seyn kann. Ein cultivirter Staat stehet also mit andern Staaten in einer unzertrennlichen Verbindung. Soll mir der andere etwas von seinem Ueberfluß geben, so muß ich ihm von meinem Ueberfluß,

dessen

dessen er dagegen benöthigt ist, wiederum etwas geben. Die Möglichkeit dieses Umsatzes und Tausches lehret die Erfahrung. Nach selbiger kann ein Mensch oder eine Familie mehr Früchte vom Acker in einem Jahre gewinnen, als sie zur eignen Subsistenz nöthig hat. Mit den andern Handarbeiten, Künsten, Manufakturen und Fabriken hat es eben die Bewandniß. Je mehr also in einem Staate Hände und Fleiß vorhanden sind, desto größer kann das Vermögen und der Ueberfluß desselben, und desto leichter kann die Umtauschung werden, desto eher kann man alle Arten der Bedürfnisse von andern erhalten.

Zu den nothwendigen Bedürfnissen gehöret heutiges Tages noch insonderheit Gold und Silber oder Geld, welches fast von allen Völkern als das bequemste Entscheidungsmittel des Werths der Dinge bey dem Umsatz und Handel angenommen worden ist. Hierdurch kann man von den entferntesten Völkern die Bedürfnisse auf die leichteste Art erhalten. Es ist aber insonderheit in den Kriegen nothwendig, die oft mit entfernten Nationen und in fremden Ländern geführet werden müssen. Ohne Geld ist es jetzt fast unmöglich Krieg zu führen. Je größer also der Vorrath des Geldes ist: desto leichter sind die Vertheidigungsmittel und desto größer die Sicherheit eines Staats, wenn sonst alle übrige erforderliche Dinge so beschaffen sind, wie sie seyn sollen. Je mehr nun aber Menschen in einem Staate vorhanden sind, die durch ihren Fleiß nicht nur die unentbehrlichsten Lebensmittel, sondern auch einen Ueberfluß verschaffen können; desto leichter kann derselbe sich nicht nur andere nöthige Bedürfnisse, nicht nur Eisen und Kupfer,

sondern auch Gold und Silber von andern verschaffen und seinen Reichthum vergrößern.

Hieraus erhellet demnach, daß ein jeder Mensch auch in dieser Absicht einen gewissen Werth erlangen und billig haben müsse. Durch seinen Fleiß und Arbeit kann er nicht nur für sich reich werden, und mehr als den Unterhalt erwerben, sondern er bereichert zugleich den Staat, und vergrößert den allgemeinen Ueberfluß, der zum Tausch unentbehrlich ist. Mit einem jeden Unterthan verlieret also der Staat, so wie ein jeder neuer ein Gewinnst für ihn ist. So wie derselbe entvölkert wird, so wird er in Proportion auch ärmer; dahingegen derselbe beständig reicher wird, wenn die gegenwärtige Zahl der Menschen sich vermehret, und wenn der natürliche Abgang durch den Tod, durch den Ueberschuß der Gebornen oder auch zugleich durch Colonisten, nicht nur ersetzet, sondern auch die vorhergehende Anzahl der Einwohner vergrößert wird. Ein Regent muß demnach diesen Werth der Menschen erkennen, er muß seine Unterthanen zu schätzen wissen, er muß seine Unterthanen, wie ein Vater seine Kinder, lieben, er muß nicht nur auf ihre Erhaltung, sondern auch auf ihre Vermehrung bedacht seyn. So wie ein Vater den Verlust eines Kindes blos aus Trieben einer natürlichen Liebe bedauert, so muß ein Vater des Landes sich betrüben, wenn auch ein einziger verloren gehet, welcher hätte erhalten werden können, oder wenn ein einziger nicht zur Existenz kommt, den er hätte gewinnen können. Ein jeder neuer Unterthan ist eine neue Eroberung. Verhält sich ein Regent nicht also um Gottes, um der allgemeinen Natur willen: so sollte er doch wenigstens um des Eigennutzes willen also denken,

und

und er sollte hier einen erlaubten Geiz zeigen. Dieser Geiz würde sich wenigstens entschuldigen lassen, wenn man blos mittelbar durch die Vermehrung der Menschen reich zu werden suchte, und die vielen andern dadurch zugleich beförderten Vortheile eines Volkes würde das tadelhafte dieses Begriffs zudecken. Wenn die Fürsten der Erde ihr Volk jederzeit aus diesem Gesichtspunkte betrachteten, würden sie sich wohl so leicht durch ihre Leidenschaften, durch Ehrsucht und Rache zu Kriegen verleiten lassen, wobey der Verlust allezeit gewiß, die Hoffnung des Gewinnstes aber allezeit so sehr ungewiß ist? Würden sie nicht den Frieden, der ihnen gewiß nach dem Lauf der Natur alljährlich durch den Fortgang der Vermehrung neue Eroberungen giebt, allen andern Dingen vorziehen? Würden sie sich wohl vom Geiz beherrschen lassen, und nicht vielmehr ihre Schätze anwenden, um ihre Unterthanen zu erhalten und deren Zahl zu vermehren?

In den Ländern der alten und neuern Zeiten, wo die Sklaverey üblich ist, kennet man den Werth eines Menschen fast besser, als in Europa. Ein Sklave in Algier wird nach Beschaffenheit seiner Stärke nnd Brauchbarkeit mit 3, 4 und mehr hundert Thalern bezahlet. Zur Erläuterung will ich noch die kleinen Republiken der Holländer in Surinam und anderswo anführen. Ein jeder Eigenthümer allda formirt ein kleines Königreich oder Souveränität, indem er Herr über seine Sklaven ist. Sein Reichthum besteht nicht in der Größe des Landes, weil daran kein Mangel ist, sondern in der Menge seiner Unterthanen und in dem Fleiß und Arbeit derselben. Wer 50 Neger hat, ist nur halb so reich als der, welcher 100 hat, wenn nähmlich die Ar-

heit gleich groß ist. Wer durch die daselbst sehr tödtlichen Pocken von 100 nur 50 übrig behält, der verlieret die Hälfte seiner Einkünfte. Die kleinen Kriege mit den Negloopers oder Negern, die sich in Freyheit gesetzet, sind daselbst auch nicht unbekannt. Je mehr treue Sklaven also ein Eigenthümer hat; desto größer ist seine Sicherheit gegen feindliche Anfälle. Ob sich schon in einigen andern Stücken eine Unähnlichkeit zwischen diesen kleinen und den größern Staaten findet: so ist doch in den wesentlichsten Stücken eine Aehnlichkeit, und es können selbige ein Bild der großen seyn. Man muß sich daher billig wundern, daß diese kleinen Souveräns sich so viele harte Dinge zu Schulden kommen lassen, und sich zugleich als kleine Tyrannen beweisen. Die Laster, denen sich die Europäer in den Indien ergeben, sind größtentheils Schuld daran. Die Abwesenheit der Herren selbst trägt auch vieles bey, indem ihre Verwalter entweder nicht treu, oder nachläßig sind, oder härter mit Sklaven, die nicht ihr Eigenthum sind, umgehen.

Die Vorsorge für die Bevölkerung eines Staats ist demnach überhaupt als eine nothwendige Pflicht aller Regenten anzusehen. Sie ist es, weil von der Menge der Unterthanen die Glückseligkeit, die Sicherheit und der Reichthum abhängt. Man wird auch aus dem vorhergehenden einsehen, daß diese Sorge eine Hauptpflicht sey, die, wo nicht alle, doch die meisten übrigen in sich enthält. Sie macht einen Regenten zum Vater, zum Hirten, zum Arzt, zu einem Gott der Erde.

Ein Regent muß demnach kein einziges Mittel ungebraucht lassen, das zur Vermehrung der Bevölkerung dienlich seyn kann. Er muß alle

Hin-

Hinderniſſe derſelben aus dem Wege zu räumen ſuchen. Er muß ſeine Unterthanen in nützliche Thätigkeit zu ſetzen und zu erhalten ſuchen, damit ſie ſich ihren Unterhalt verſchaffen können, und der Armuth möglichſt helfen, damit alle die, ſo heyrathen können und wollen, daran nicht gehindert werden, und es den Eltern eine Luſt ſey, viele Kinder zu haben. Er muß das Land gehörig unter ſein Volk vertheilen, weil hiervon vor allen andern Dingen die möglichſte Menge der Menſchen abhänget, indem die wahre Quelle der Bevölkerung nicht in großen, ſondern in kleinen Städten, und vornehmlich auf dem Lande, geſucht werden muß. Sodann muß er auch den Fleiß auf andere Gegenſtände richten, hinlenken und ermuntern. Er muß die Tugend als ein Heiligthum unverletzlich aufbewahren, damit ſein Volk nicht durch die Ausſchweifungen des Hochmuths, der eiteln Pracht und Weichlichkeit in Armuth geſtürzet, und zur Liebe, zum Dienſt und Vertheidigung des Vaterlandes ungeſchickt gemacht werde. Er muß einer wollüſtigen Lebensart vorbeugen, als wodurch ſehr viele Menſchen umgebracht, und ſo viele andere zur Bevölkerung des Staats untüchtig werden. Alle Laſter, ſie haben Namen wie ſie wollen, ſind der Bevölkerung durchaus nachtheilig. Je beſſer hingegen die Sitten, deſto ſchneller ihr Fortgang. Ein Regent muß nicht nur den Krieg äußerſt zu vermeiden ſuchen, ſondern auch der Peſt und andern ſchädlichen Krankheiten widerſtehen. Die Bevölkerung kann endlich nicht recht befördert werden, wenn nicht Gerechtigkeit und die ſo nöthige Sicherheit eines jeden bey ſeinen Rechten und Eigenthum in einem Lande wohnet. Die Cultur der Wiſſenſchaften belohnet auch die darauf gewandten

wandten Kosten reichlich und zwar mit Menschen. Eine wohlgeordnete Freyheit und eine vernünftige Toleranz verschiedener Religionsparthey-en haben auch bey der Bevölkerung ihre großen Vortheile.

So wie es überhaupt wahr ist, daß durch jeden neuen Unterthan eines Landes dessen Reichthum und Ueberfluß vergrößert wird: so ist es auch insbesondere klar, daß die besonderen Einkünfte eines Fürsten und die Zuflüsse zur allgemeinen Schatzkammer dadurch vergrößert werden müssen. Ohne Abgaben an den Staat kann kein Reich bestehen. Bey den jetzigen Einrichtungen in den meisten Staaten sind selbige theils auf den Ackerbau, theils auf die Consumtion und Viktualien in Städten gelegt. Bier und Branntwein pflegt auch auf dem Lande nicht ohne alle Auflage zu seyn. Die Bedürfnisse sind heutiges Tages so beschaffen, daß auch der Bauer des Tuchs, der Schuhe, der Hüte und anderer Dinge nicht entbehren kann, welche in Städten verfertigt werden. Der Bauer muß also auch dadurch etwas zu der Auflage auf die Consumtion in Städten beytragen. Folglich lebet kein Mensch weder in Städten noch auf dem Lande, wenn er auch gleich kein Eigenthum hat, der nicht, wo nicht unmittelbar, doch mittelbar, etwas zu den Einkünften des Staats müßte beytragen. Es mag jemand reich oder arm seyn, so muß er etwas nach Proportion seiner Bedürfnisse dazu abgeben. Selbst der Bettler ist davon nicht ausgenommen. Wenn er von dem erbettelten Gelde auch nur zuweilen ein Quart Bier und Branntwein trinkt: so kann er leicht jährlich 2 und mehr Thaler beytragen. Das erbettelte Brod, so er verzehret, und das man täglich wohl auf 2 Pfund setzen kann, ist nicht ohne Auflagen. Der Soldat muß von seinem wenigen Gehalt täglich wieder etwas abgeben. Nachdem die Auflagen groß oder gering, nachdem sind die Abgaben und auch die Einkünfte des Fürsten beschaffen. Es ist daher von Financiers behauptet worden, daß nach Proportion der Auflagen ein jeder Unterthan im Durchschnitt 3, 4 bis 5 Thaler jährlich beytrage. Die Sache läßt sich leicht bestimmen, wenn die Summe der Einkünfte

bekannt

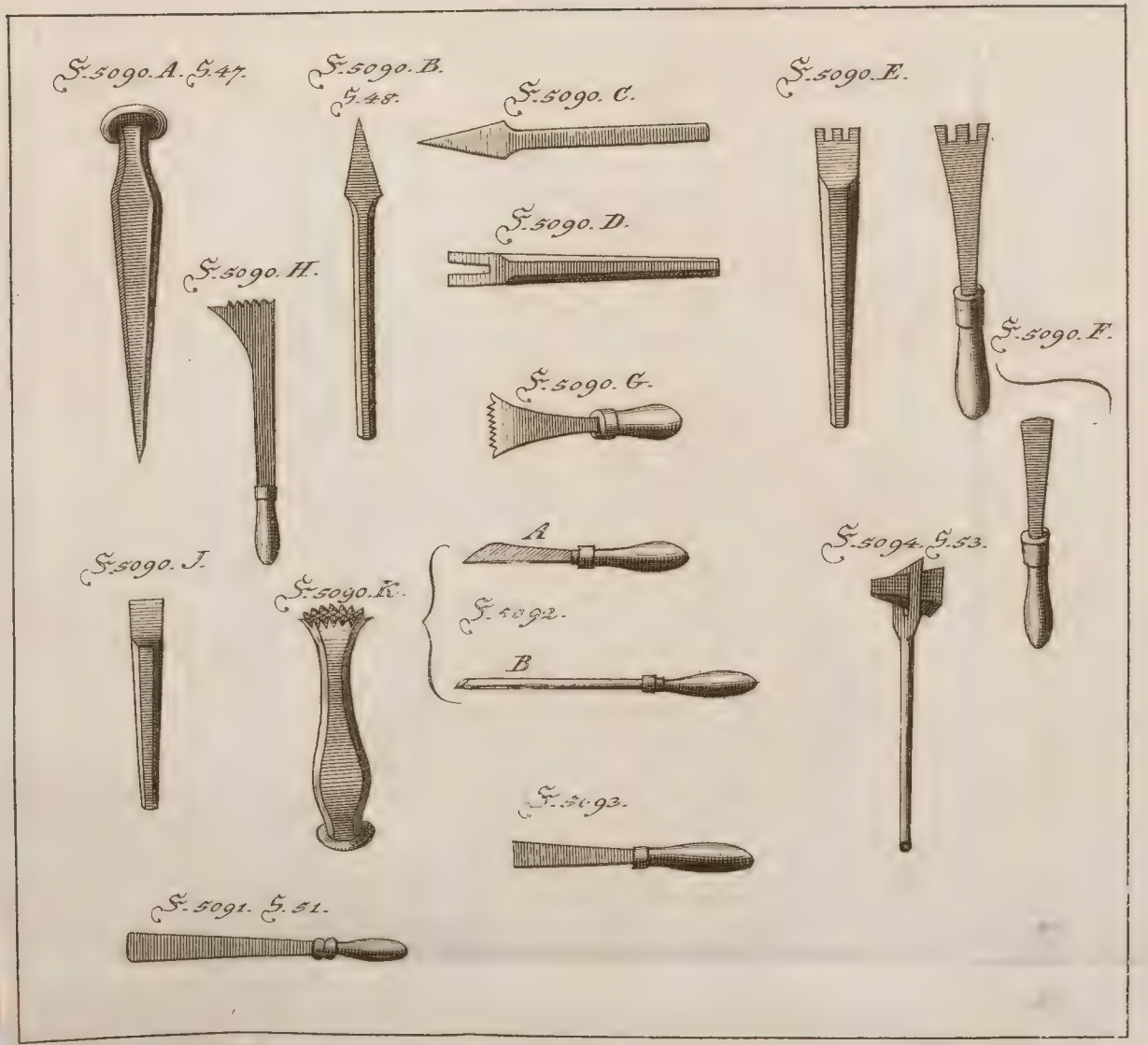
bekannt ist, und von selbiger diejenigen abgezogen werden, die ein Fürst von seinen Domainen und auf Zins ausgethanen Capitalien hebet. Je mehr Unterthanen also entstehen: desto reicher wird der Landesherr, desto reicher kann er also die belohnen, welche das Beste des Vaterlandes durch ihren Verstand besorgen, und sonst nichts verdienen können: desto mehr Gutes kann er in aller Absicht stiften, Arme, Kranke und Elende versorgen, Künste und Wissenschaften befördern, desto weniger hat er Ursache die Auflage zu vergrößern u. s. w.

In einem cultivirten und eingerichteten Staate hat eine jede Sache allmählig einen gewissen Preis am Gelde erhalten. Dieser Preis ist durch die Bedürfnisse bestimmt, und wird durch dieselben erhalten, wenn der Gehalt der Münze einerley bleibt. Die Erfahrung lehret es, daß mit dem allgemeinen Wachsthum und der Vermehrung der Menschen auch die Bedürfnisse der zum Leben gehörigen Dinge, und mit selbigen auch die Preise der Lebensmittel zugenommen haben und gestiegen sind. Diese Preise sind der Grund zu den Auflagen des Staats und zur Bestimmung des Werths der Güter, die ein jeder Particulier besitzet. Ein Gut wird höher verkauft und verpachtet, wenn der Scheffel Roggen 2 Rtlr., als wenn er nur 1 Rtl. gilt, und nach einer Mittelzahl von 10 bis 12 Jahren gegolten hat. Wenn nun durch Krieg oder durch eine Pest $\frac{1}{3}$ Menschen plötzlich weggeraffet wird, wie im Jahr 1709 und 1710 in Preussen geschehen ist, und es wird eine gleiche Anzahl Morgen Ackers, wie vorher, gebauet: so muß mehr Korn und auch mehr Vieh vorhanden seyn, als im Lande gebraucht und verzehret wird. Dies Bedürfniß ist also nicht mehr so groß und um $\frac{1}{3}$ geringer als vorher. Was wird daraus erfolgen? Der wohlfeilere Preis ist eine nothwendige Folge. Der Particulier verliehret also an seinen Einkünften. Da auch die Consumtion nicht so groß ist: so verliehret der Staat $\frac{1}{3}$ an der Accise. Dieser verliehret auch an den Einkünften von den liegenden Gründen der Bauern, indem diese nicht mehr so viele Abgaben davon entrichten können, weil ihre Einnahme vom verkauften Getreyde und Vieh geringer geworden ist, zumahl wenn die Lasten dem Landmann schon vorher so zugemessen sind, daß er

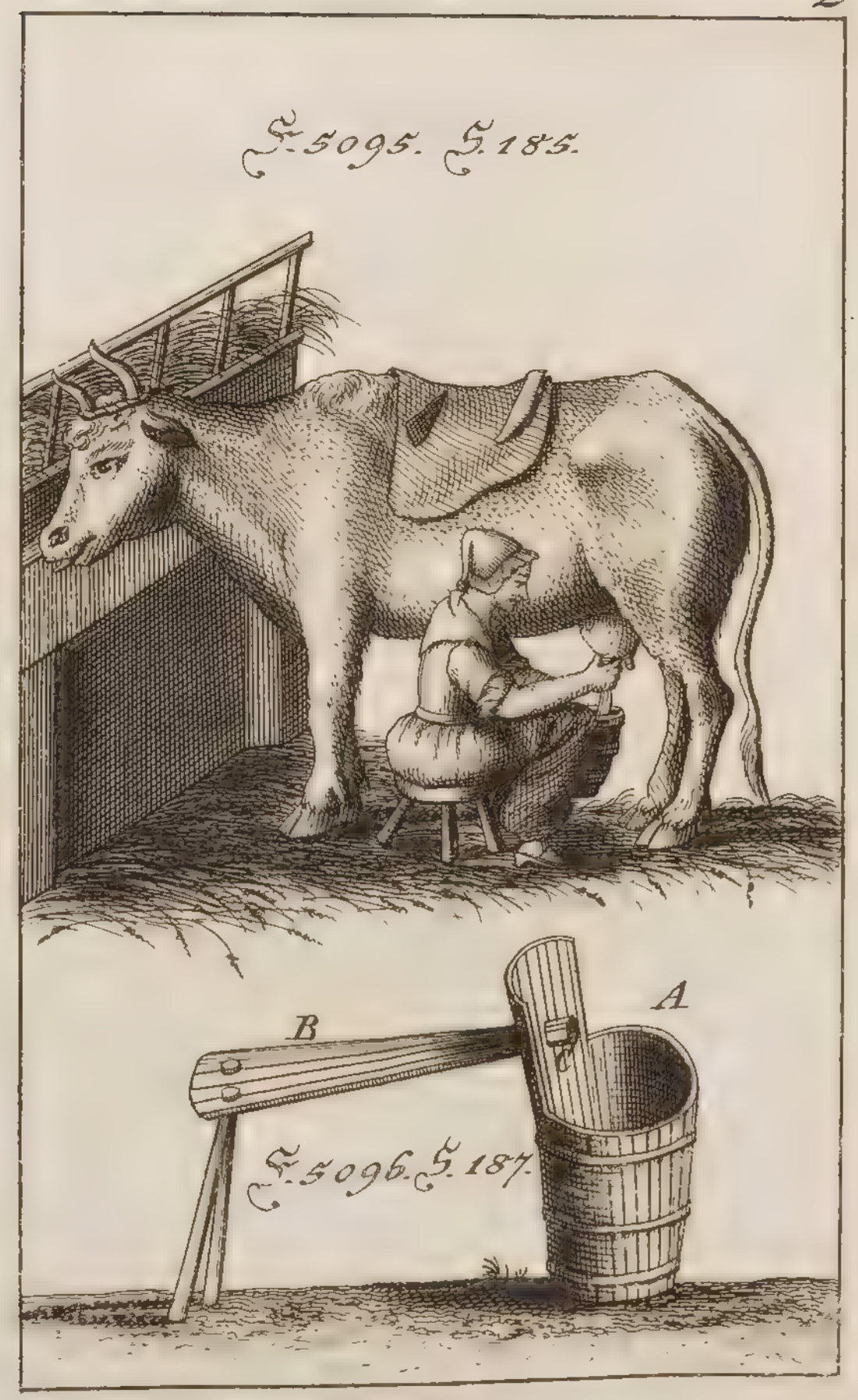
bey den sonst gewöhnlichen Preisen nicht eben viel hat erübrigen können. Hieraus ist klar, wie die Einkünfte des Staats und der Unterthanen von dem Preise der Bedürfnisse, und diese sowohl als jene von der Menge der Menschen abhangen.

Von den Verhältnissen des menschlichen Körpers ist im Art. Mahlerey, Th. 82, S. 539 fl. gehandelt worden. Die nähere Beschreibung der besonderen Theile des Körpers, so wohl der äußeren als inneren, ist in den besonderen Artikeln, als Hand, Fuß, Muskel ꝛc. aufzusuchen.

Ende des acht und achtzigsten Theiles.

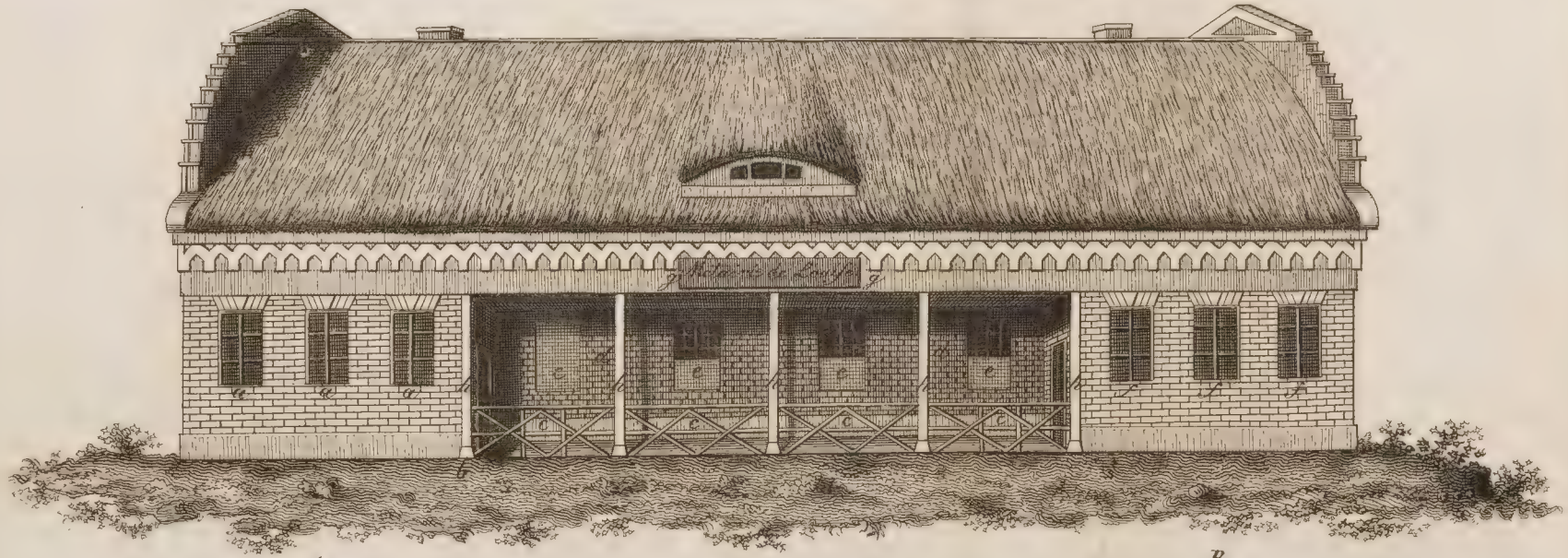


Vec. Enc. LXXVIII Th.



Oec. Enc. LXXXVIII Th.

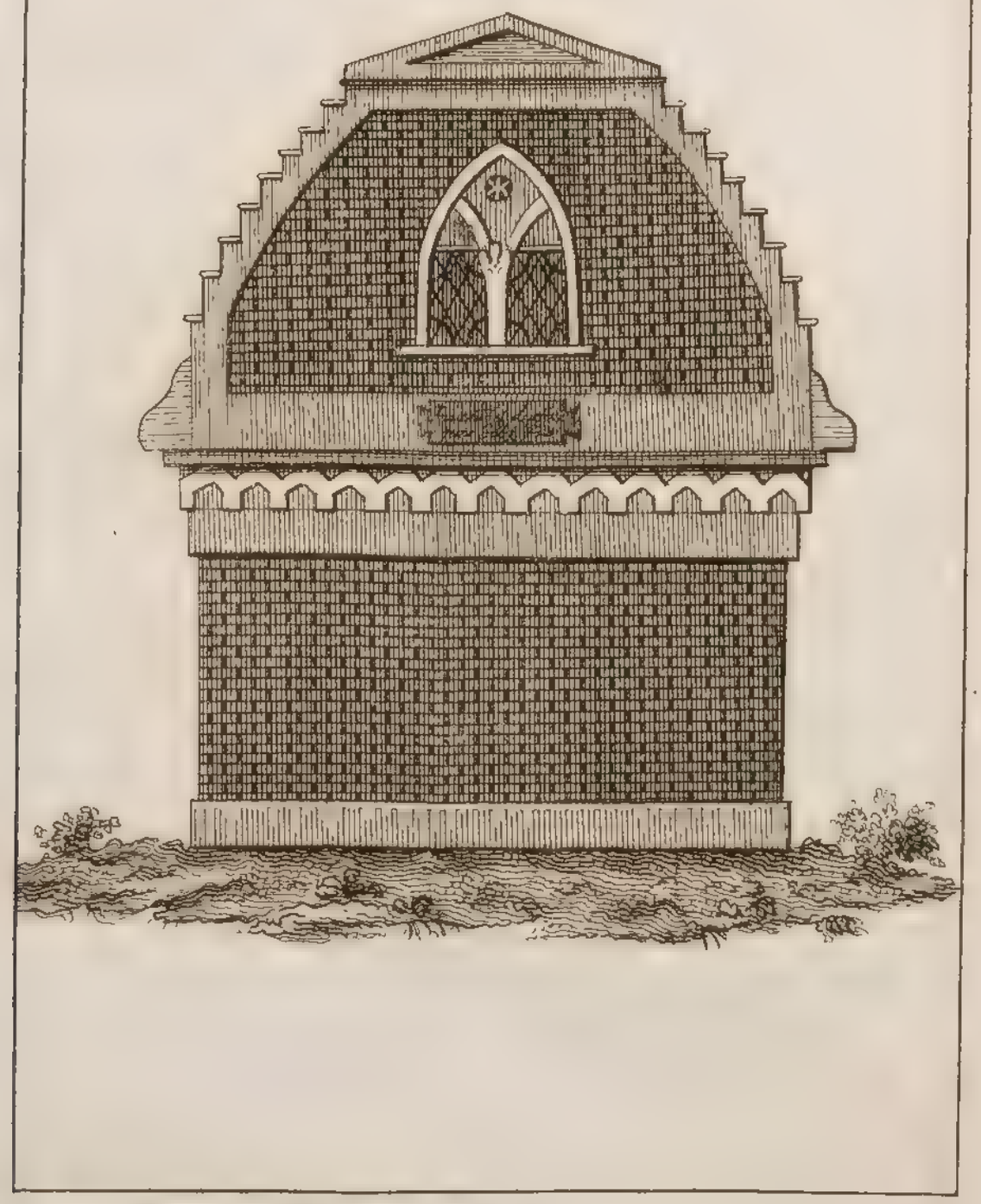
S. 5097. S. 189.



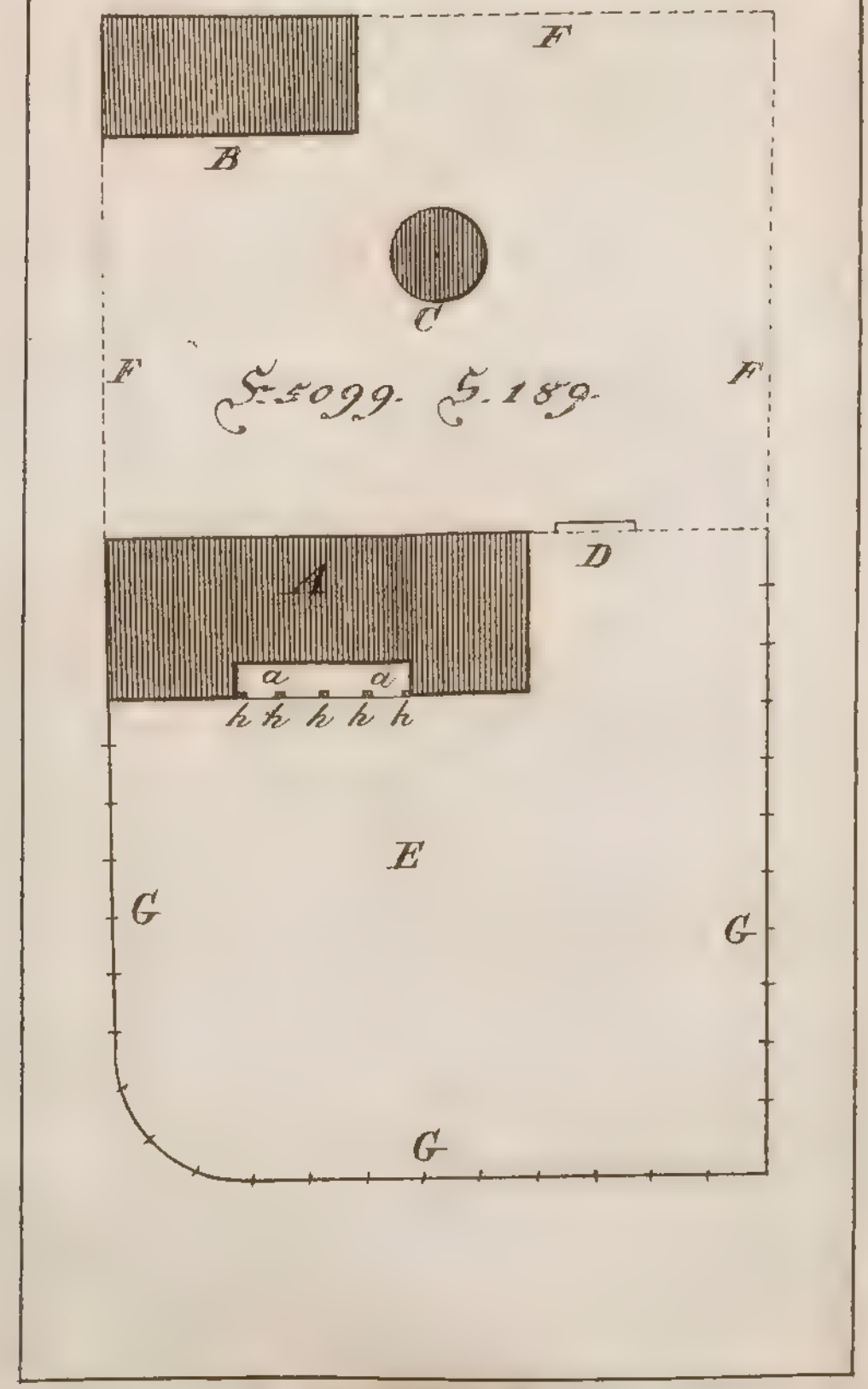
A B

Vec. Enc. LXXXVIII Th.

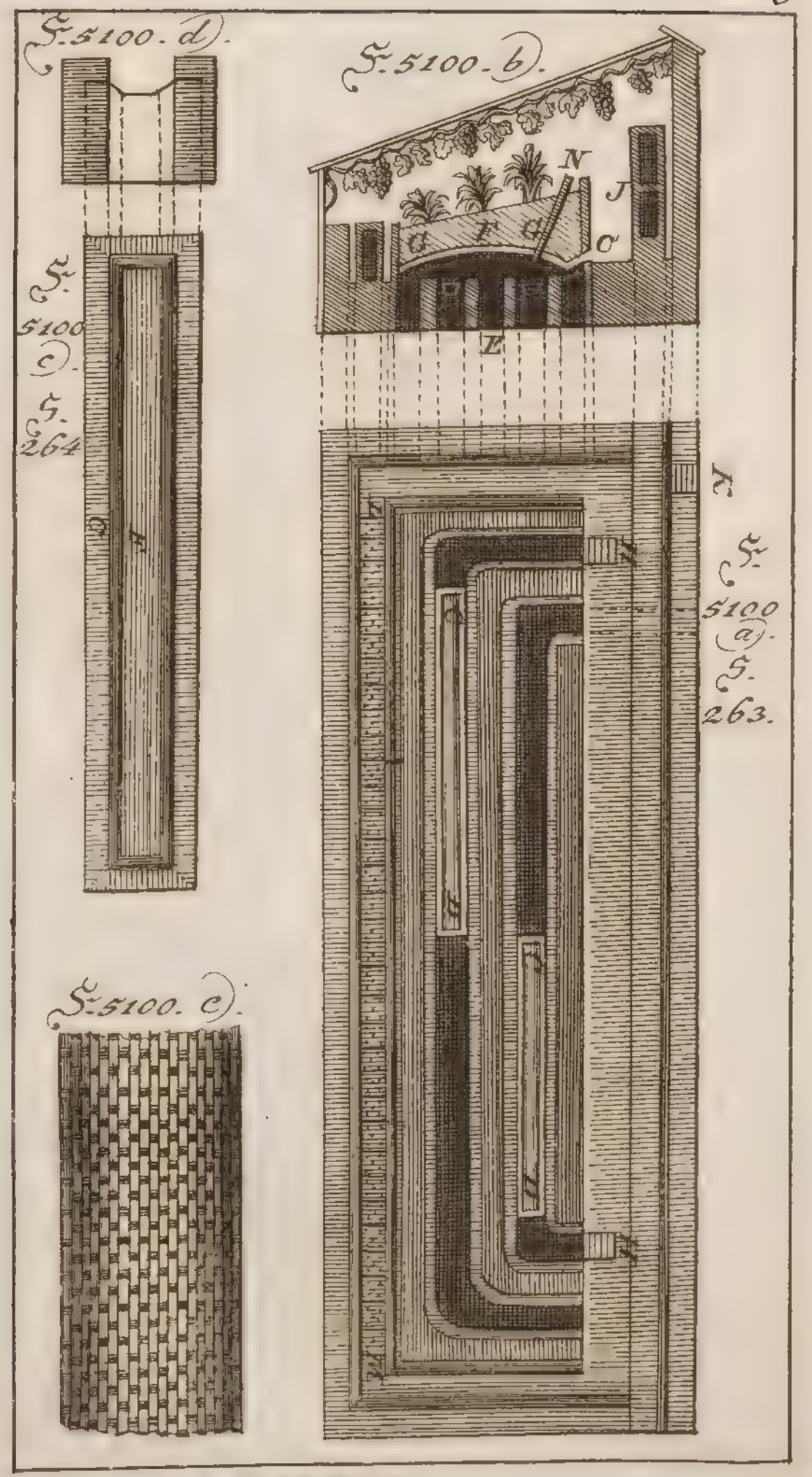
N.5098. N.189.



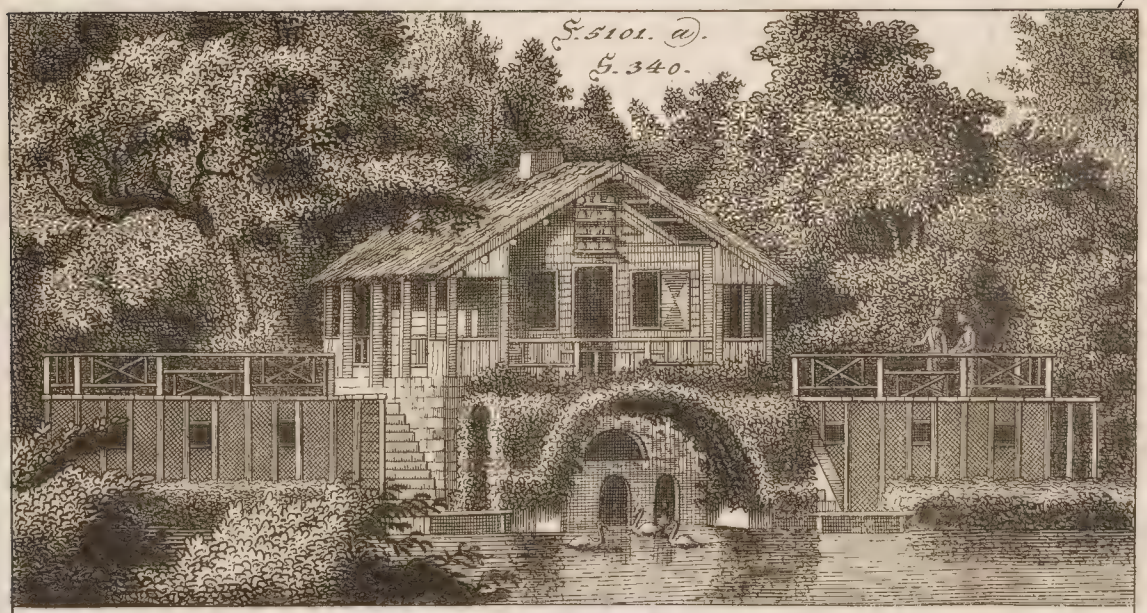
Oec. Enc. LXXXVIII. Th.

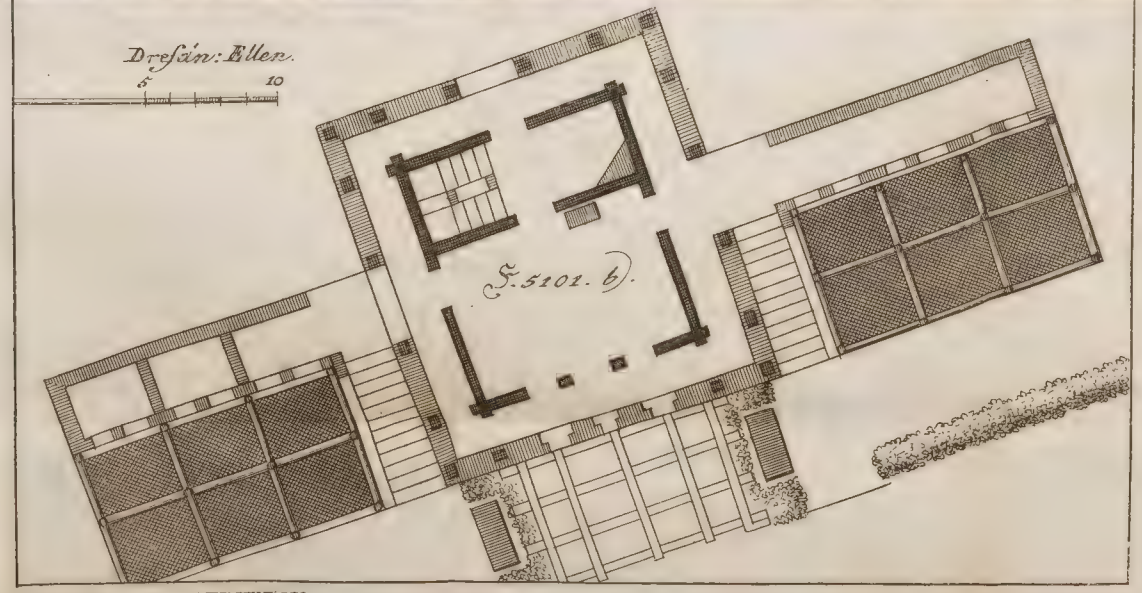


Sec. Enc. LXXXVIII Th.



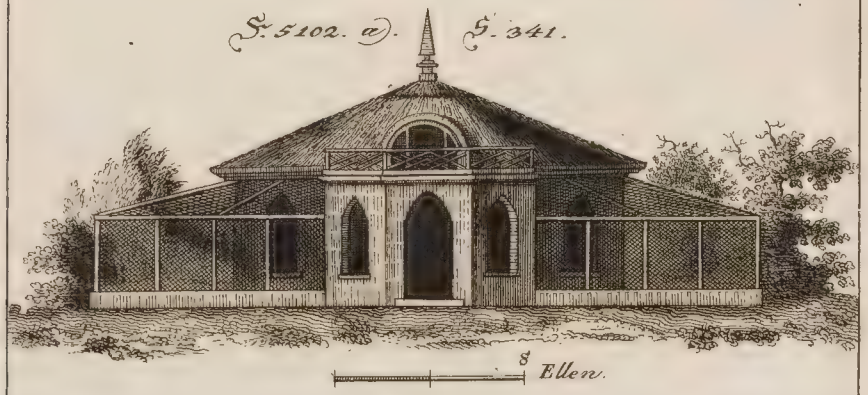
Oec. Enc. LXXXVIII Th.





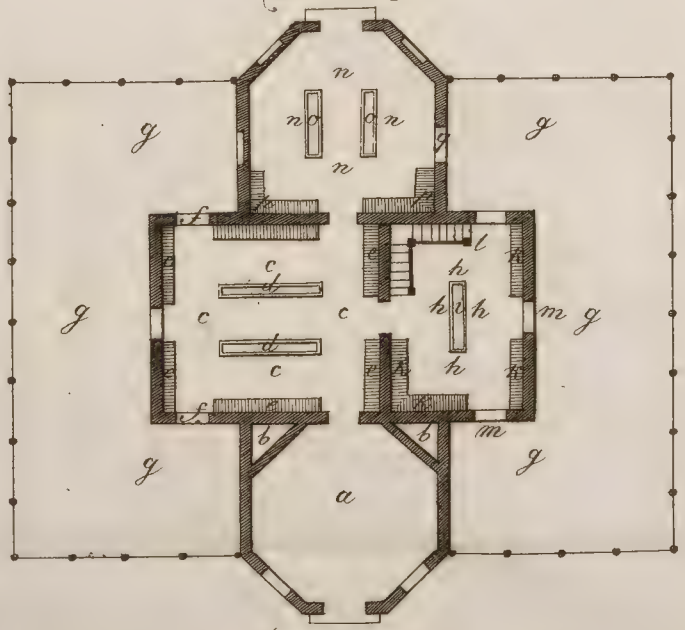
Oec. Enc. LXXXVIII Th.

S. 5102. a). S. 341.



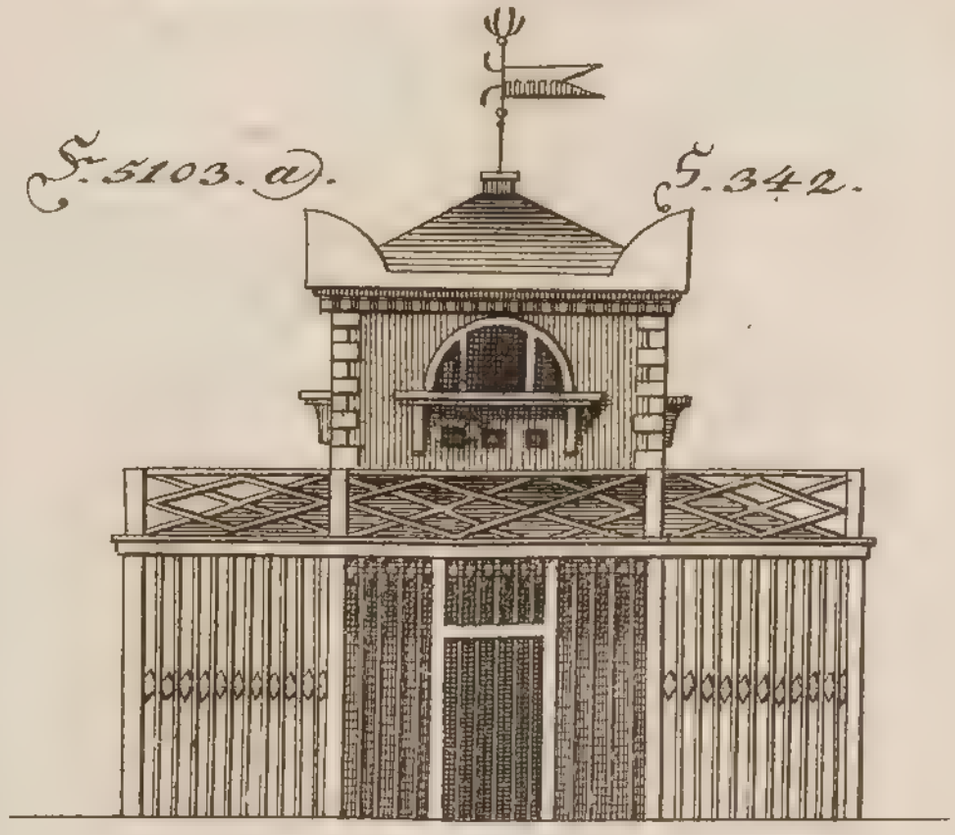
8 Ellen.

S. 5102. b).



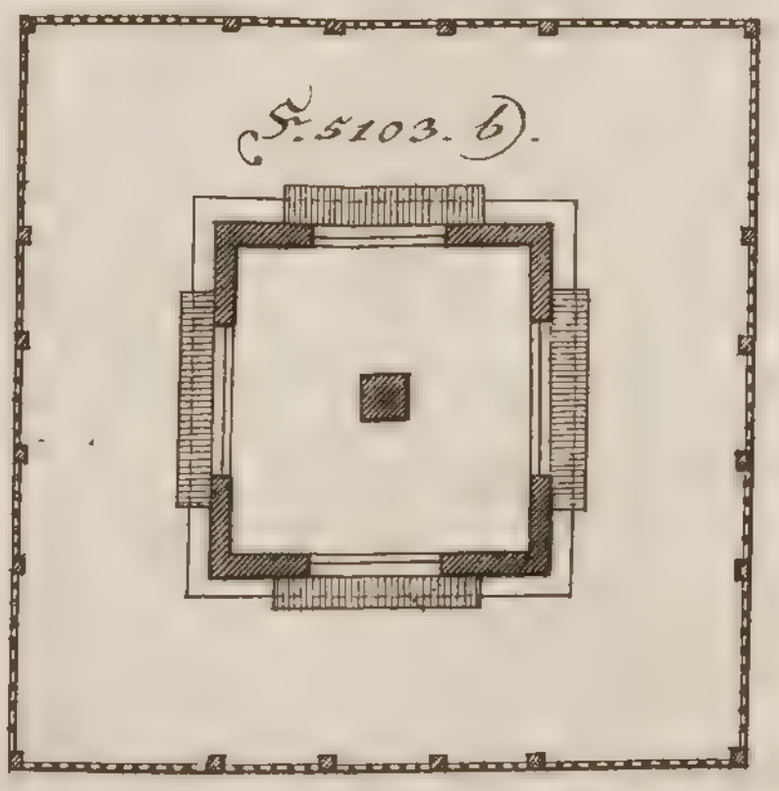
Sec. Enc. LXXXVIII Th.

F. 5103. a).

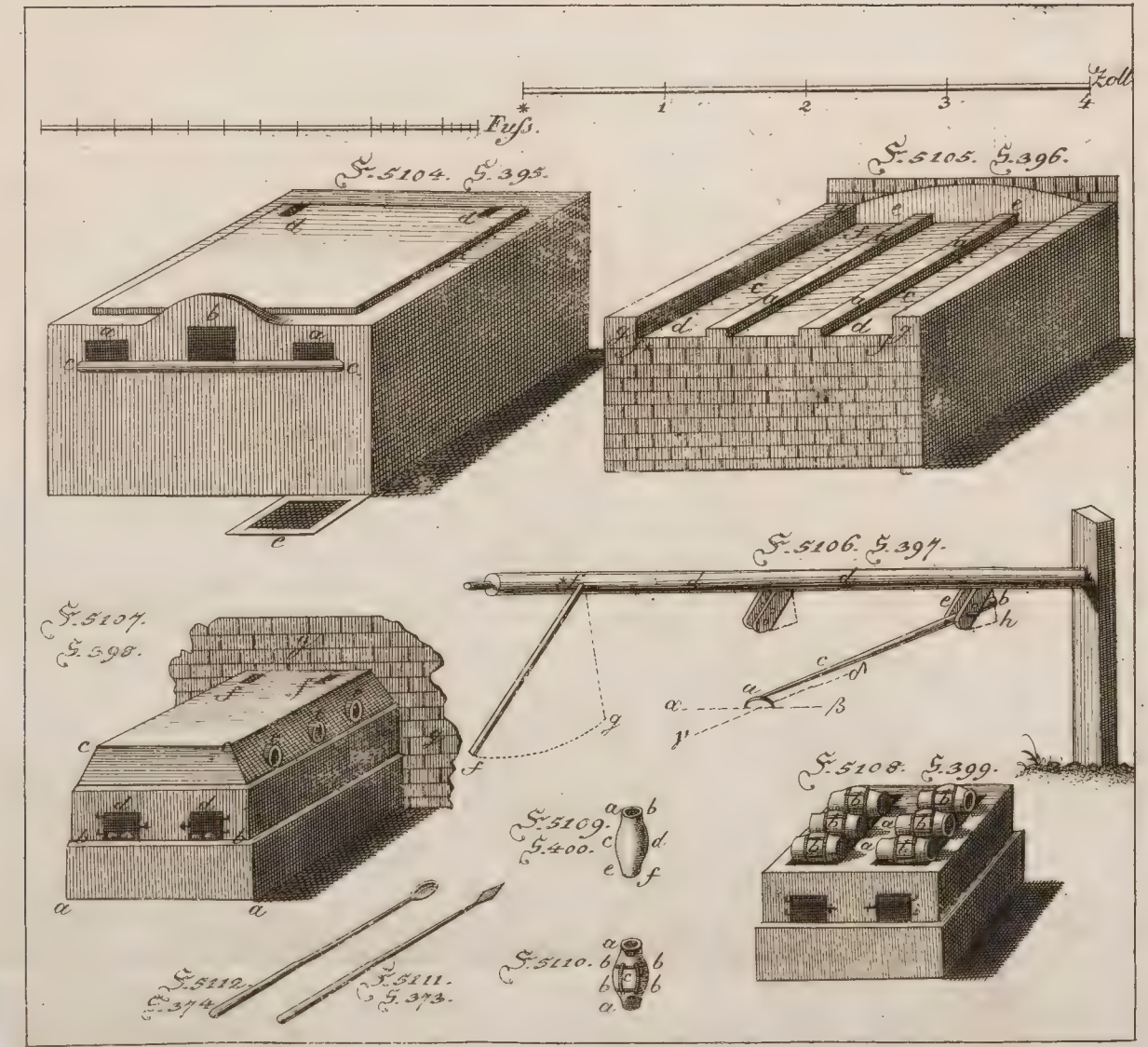


F. 342.

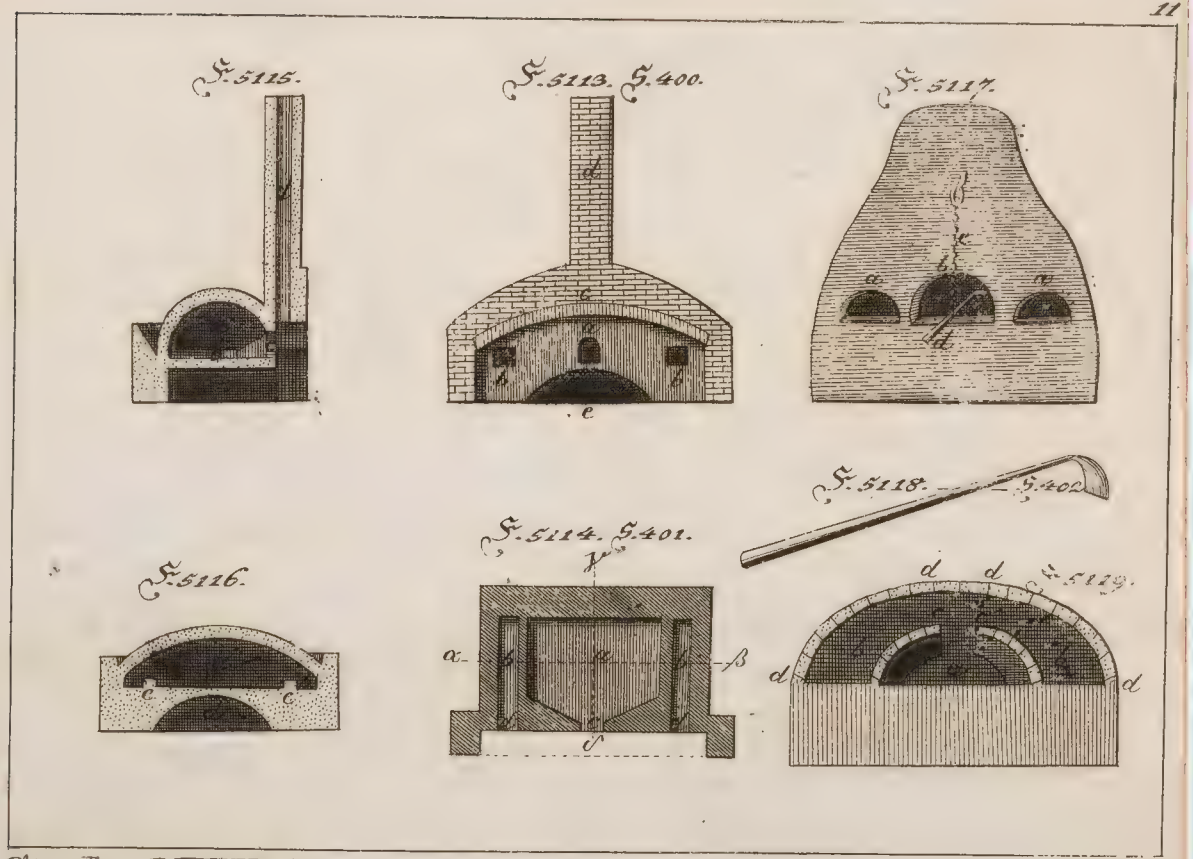
F. 5103. b).



Oec. Enc. LXXXVIII Th.

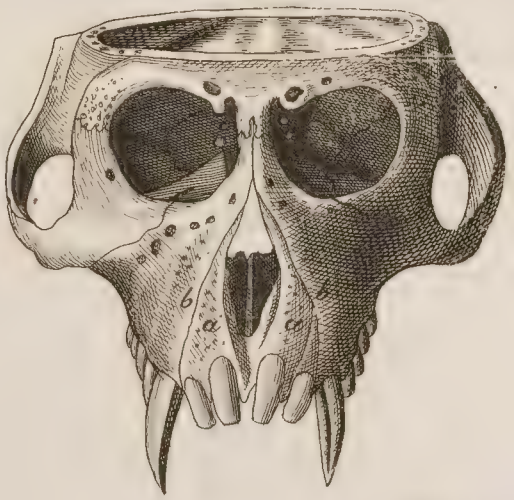


Dec. Enc. LXXXVIII Th.

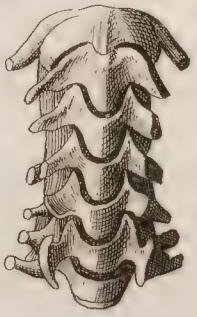


Dec. Encc. LXXXVIII Th.

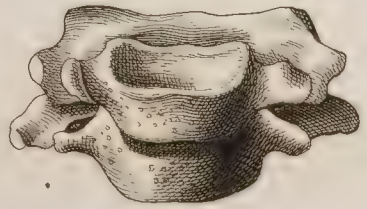
F. 5122. F. 445.



F. 5121.



F. 5120. F. 440.



Vec. Exc. LXXXVIII Th.

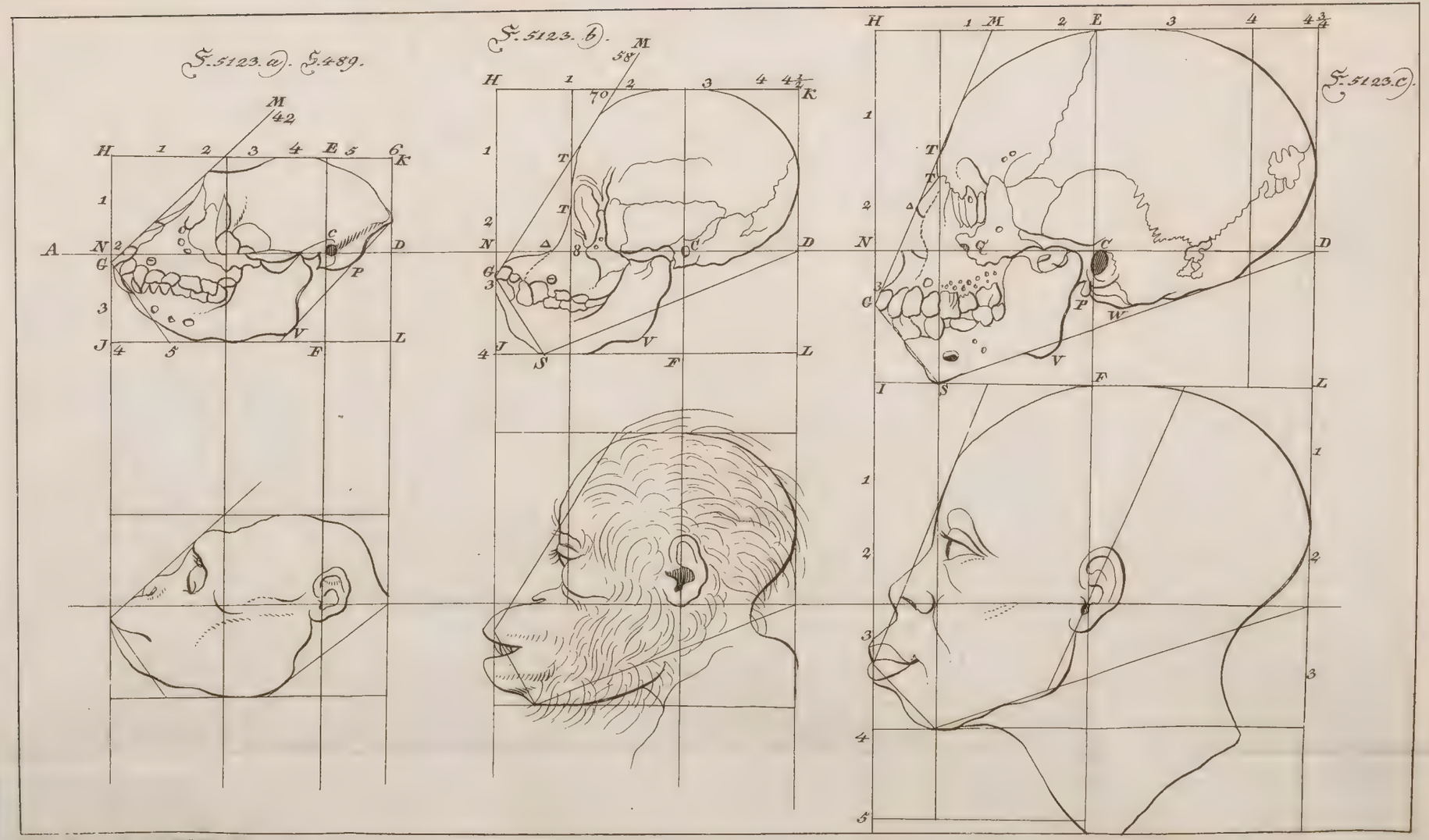
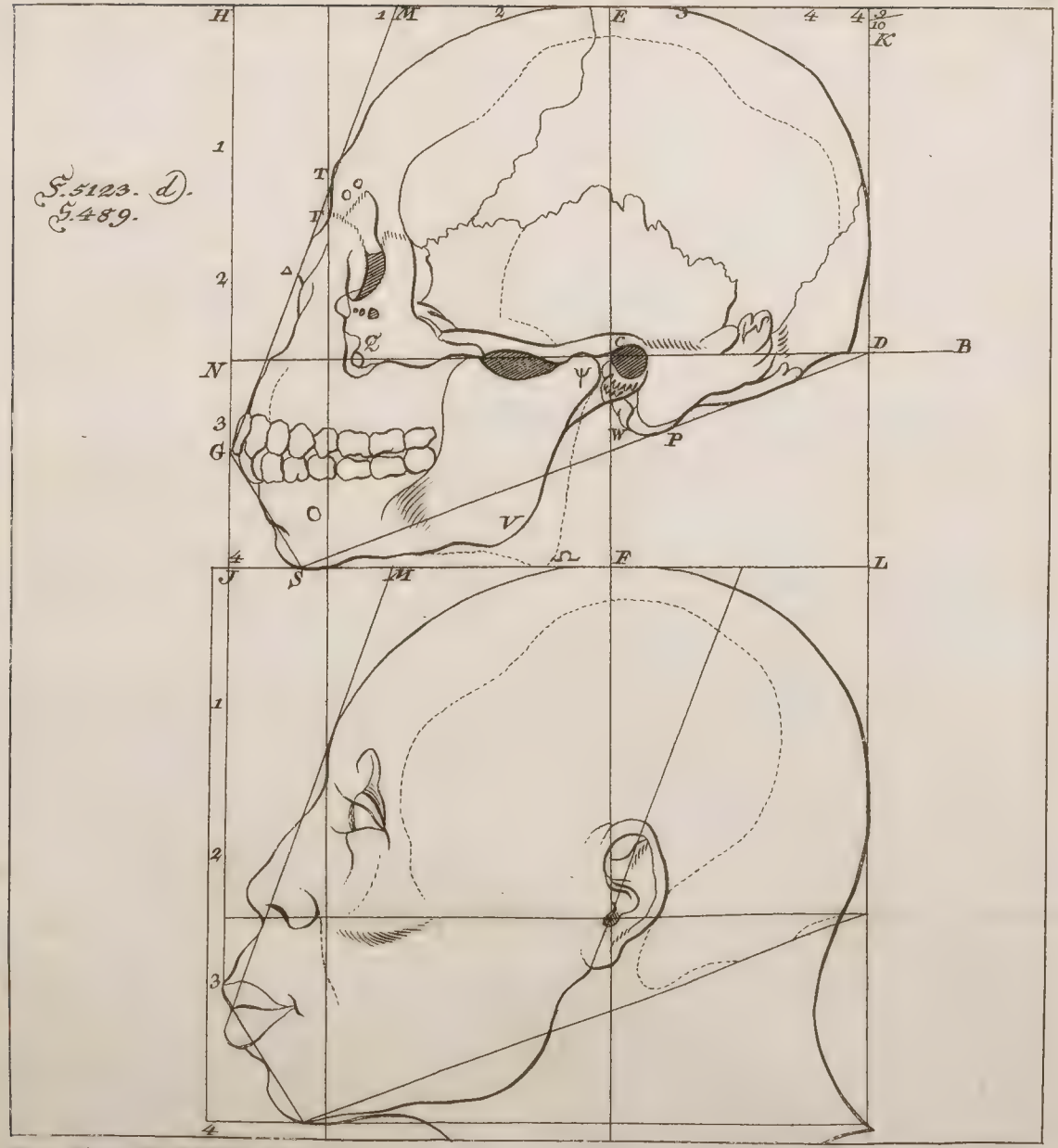
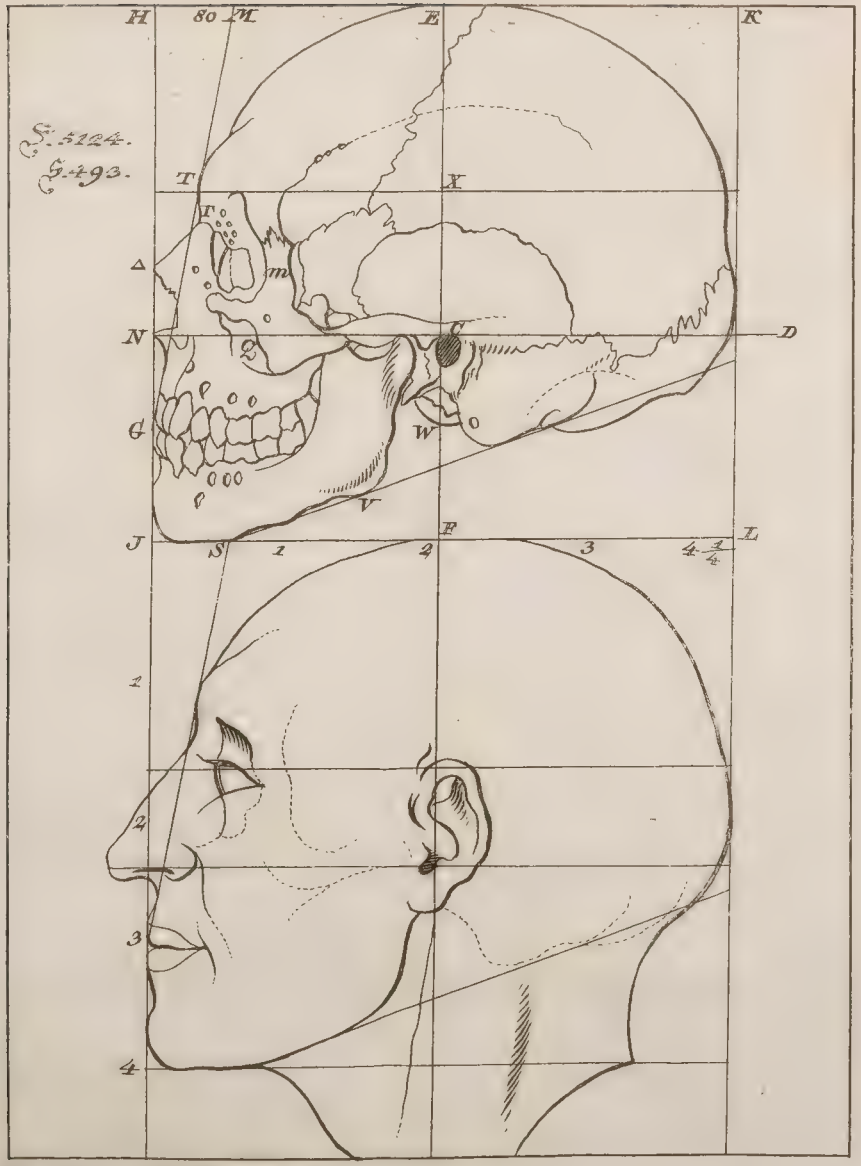


Fig. Fac. LXXXVIII Th.



F. 5123. (d).
F. 489.

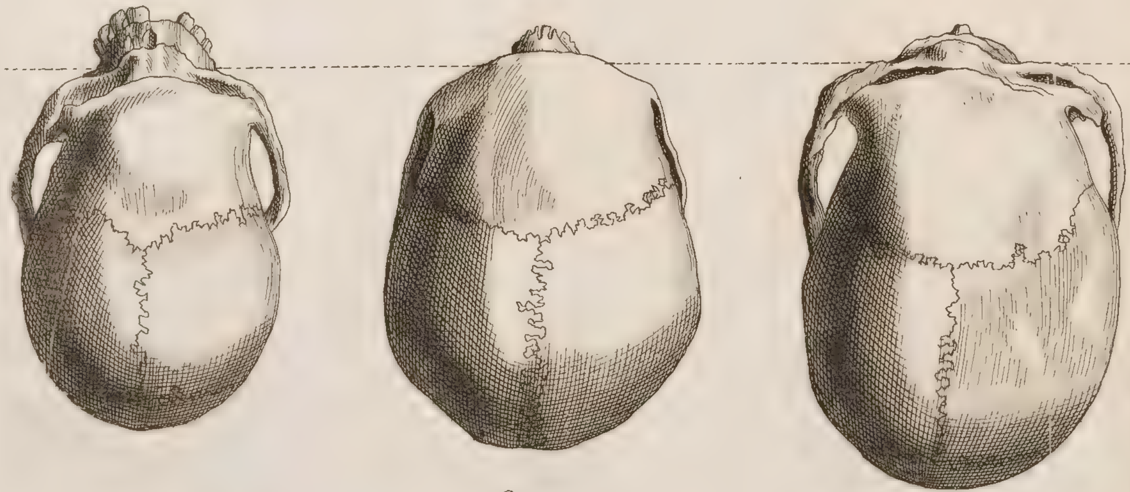
Dec. Exc. LXXXVIII Th.



S. 5124.
G. 493.

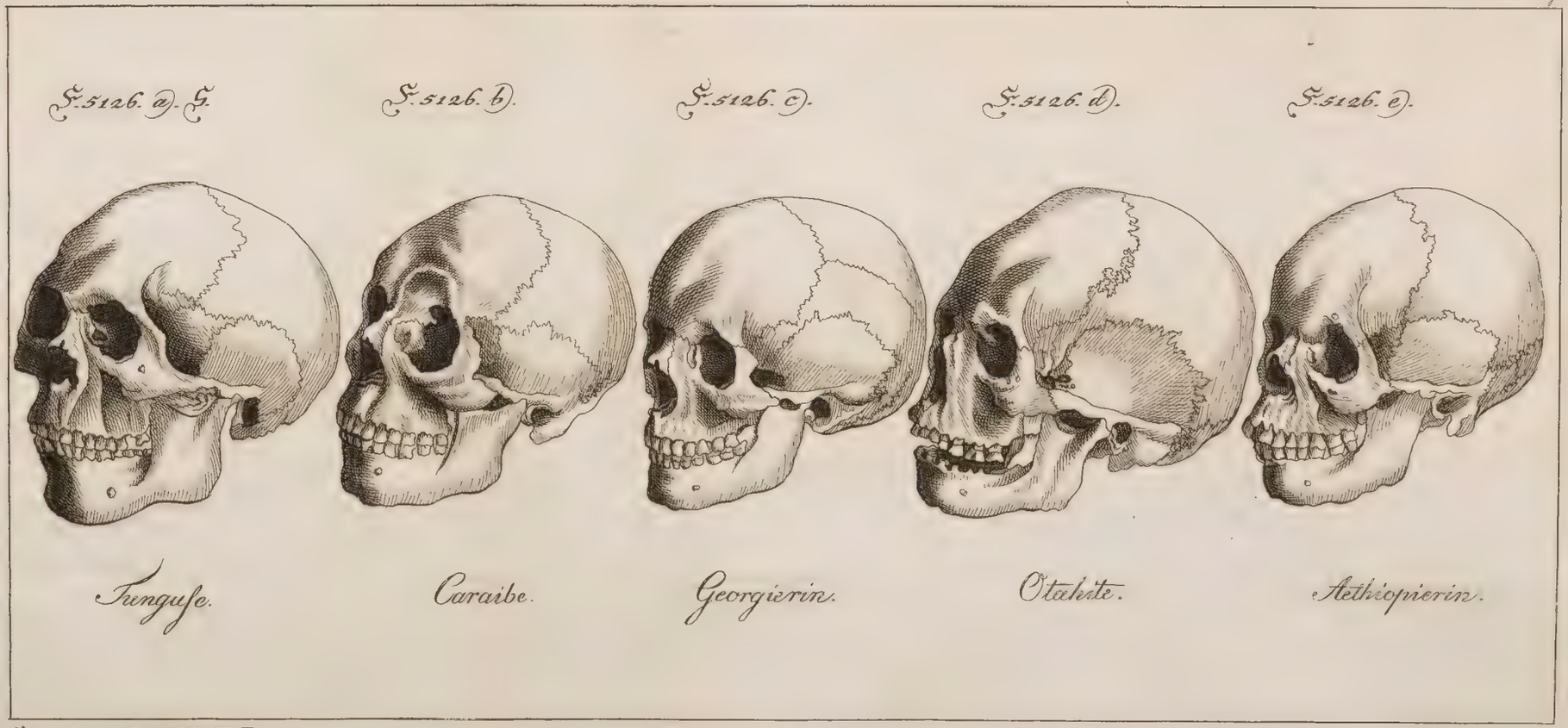
Oec. Enc. LXXXVIII Th.

(§.5125. c). (§.5125. b). (§.5125. a). (§.495.



Aethiopierin. Georgierin. Tunguse.

[illegible] LXXXVIII Th.



Oec. Enc. LXXXVIII Th.